

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Die Schiffer von Amrum.

Eine wahre Geschichte aus Schleswig.

Von A. K.

Die kleine Insel Amrum ist der äußerste Punkt in jenem Archipelagus, welcher sich an der Westküste des meerumschlungenen Landes Schleswig ausbreitet. Der größte Theil des Eilandes besteht aus Sandhügeln, welche sich in einen unregelmäßigen Wall meilenweit am Ufer hinziehen. Ein Gebirge im Kleinen zeigt diese Dünenkette schroffe Wände, steile Abgründe, Hochebenen, kegelartige Spitzen und fortlaufende Bergklämme. Weißbäuchige Möven flattern über ihm und nisten auf seinen einzelnen Höhen, wie der Adler und der Geier auf den gigantischen Steinmassen horsten und ihre Gipfel umkreisen. Viele wilde, graue Kaninchen huschen in den sandigen Schluchten durch die schmalblättrigen Dünenhalme, wie die Gams und das Murmelthier durch das Krüppelholz in den Thälern mächtiger Gebirge springen.

Ein alter Mann in dunkelblauer, seemannischer Kleidung saß auf der erhabensten Spitze dieser sandigen Bergkette, welche die Höhe eines mehrstöckigen Hauses erreichen mochte. Die tiefe, abendliche Stille wurde nur durch das seltsame Rascheln unterbrochen, mit welchem der leise Windzug durch den blaßgrünen Sandroggen fuhr. Unerwartet heftete er den starren Blick auf die Nordsee, welche sich in unendlicher Weite vor ihm ausdehnte. Der Horizont war ihre äußerste Grenze, von welcher die herabsinkende, blutrothe Scheibe des Tagesgestirns ihren feurigen Schimmer über das weite Wogenbett warf; dann erglühten die gelben Hügel im rostigen Lichte, die Wellen rauschten purpurn an ihrem Fuße, bis endlich der letzte Rand der prächtig glänzenden Kugel im Fluthengrabe versank und die farblosen Schleier des beginnenden Abends sich über Wasser und Land breiteten.

Kein größeres Fahrzeug war heute die wohlbekannte Wasserstraße gezogen; der alte Schiffer erspähte kein schwellendes Segel, dessen lustiges Flattern Muth und Hoffnung neu in ihm belebt haben würde. Nur einige

Rähne schwammen in der Nähe des Ufers, in denen Fischer ihre Netze auswarfen. Die Erhabenheit des majestätischen Naturschauspiels hatte die tiefe Nacht seines Innern nicht erhellt.

„Er kommt noch immer nicht, obgleich der Wind gut ist; ich muß lange warten,“ seufzte er, indem er sein weißes Haupt herabsinken ließ. Er saß eine Weile regungslos. Da näherte sich eine ganz verhüllte, weibliche Gestalt. Ihr Schritt war so schnell, wie es der tiefe Sand des aufwärts gehenden Pfades gestatten wollte. Sie rief ihm mit fliegendem Athem entgegen:

„Vater, aller Kummer ist jetzt beendet! Mache schnell, denn sonst ist Hart eher im Hause als Du!“

Der alte Schiffer richtete seine dunkelgrauen, von dicken, weißen Wimpern beschatteten Augen fest auf die junge Frau; es lag eine so angstvolle, staunende Frage in ihnen, daß sie mehr als Worte sagten. Sie stand nun vor ihm und rief abermals im freudigen Eifer:

„Hart Dlusen kommt, Dein Sohn Hart. Ein dänisches Schiff hat bei Sylt Anker geworfen und dort einen fremden Mann ans Land gesetzt. Er ist in einem Boot herübergekommen und an der Nordseite gelandet. Boy Harmer ist mit seiner Bolle dort gewesen, um Scholle zu fangen und hat von einem anderen Fischer gehört, daß es Hart Dlus sei, der sogleich über Land gegangen, um seinen Vater aufzusuchen. Ich traf den Boy dort unten am Strande, als ich Fische von ihm einhandeln wollte; da bin ich rasch hier auf die Düne gelaufen, um Dich heimzuholen.“

„Sprichst Du die Wahrheit, Ode?“ rief er mit unterdrückter Stimme, denn immer noch schien ihm das verkündete Glück so groß, daß er es nicht zu fassen vermochte.

„So komm' doch nur und verliere keine Zeit mehr!“ rief Ode. „Sonst muß ich allein voranlaufen, damit Einer von uns da ist, um ihn gleich begrüßen zu können.“

Sie faßte ihn unter den Arm und zog ihn den Bergpfad hinunter. Sie wechselten nur wenige Worte, durch welche Ode dem Fragenden noch alle erfahrenen, näheren Einzelheiten mittheilte.

Neue Lebensfreude zog beim längeren Anhören der frohen Botschaft in die verödete Seele des Amrumers

Schiffers; sein lange schon so altersschwerer Schritt wurde nach und nach rascher und fester; sein hageres, vieldurchfurchtes, steinfarbenes Antlitz leuchtete fast im Bewußtsein des neuen, heiteren Tages, der jetzt auf die lange Nacht der Entbehrung und der Täuschung folgte.

Die beiden Wanderer erreichten endlich das kleine, schilfbedeckte Gehöfte, welches ihre Behausung war. Ziemlich weit von dem unbedeutenden Dorfe entfernt lag es einsam nicht weit vom Strande in der baumlosen Ebene. Kein Halm, kein Strauch, kein buntes Blümchen sprießt hier empor; kein Thier findet auf der unfruchtbaren Fläche eine auch nur lärgliche Nahrung; die furchtbare Erhabenheit der Dede breitet sich über diesen Erdstreck. Es ist als ob das allmächtige Werdel des Weltenschöpfers hier angehalten habe, als ob der Mensch nicht die Genüsse der Erde, sondern nur die Unermeßlichkeit der unergründlichen Salzsee vor sich erblicken sollte.

Das kajütenähnliche Wohnzimmer wies die Einrichtungen, die Oluf Harksen in früheren Tagen auf den Schiffen fand, auf denen er als wohlbefahrener Matrose nahe und ferne Meere durchschnitt. Der alte, aus Deutschland herübergekommene Stamm der Nordfriesen bevölkert noch heute die Inseln und die Küste des westlichen Schleswigs, wie seine Stammverwandten sich südlich bis nach Holland hinunter im weiten Halbkreise längs des Beckens der Nordsee ausbreiten. Nach der patriarchalischen Sitte ihres Volkes hieß der Vater Oluf Harksen, der Sohn Hark Olussen; das „sen“ bedeutet in der alten Friesensprache „Sohn“ — und es sagt also der Name eines Mannes stets, wessen Sohn er ist. Hark Olussen war wie sein Vater früh auf die See hinausgegangen, um auf kühnen Fahrten den Erwerb zu suchen, den ihm die dürstige Heimathinsel nicht zu gewähren vermochte. In späteren Tagen wollte er ihn in behaglicher Ruhe genießen. Acht Jahre waren seit seiner letzten Abfahrt verflossen; bis heute hatten sein Vater und seine Gattin vergebens seiner Wiederkehr geharrt.

Ode nahm sogleich die dunkeln, verhüllenden Tücher der Landestracht von Kopf und Schultern, so daß die braunen Haarflechten frei hinter dem vollen, weißen Halbe herabsielen. Nicht ohne Mühe zündete sie mit der freudezitternden Hand die blankgeputzte Lampe an, welche in der nach und nach hereinbrechenden Dunkelheit benützt wurde, um die stillen Räume zu erhellen. Sie hatte die einzige Magd, welche sie in der Führung des einfachen Hauswesens unterstützte, gleich nach dem Essen auf die benachbarte Insel Föhr geschickt, damit sie ihr dort aus dem nächsten Dorfe einiges nothwendige Kochgeschirr hole; diese konnte nicht vor dem folgenden Tage heimkehren und ihr also jetzt nicht bei ihrem häuslichen Walten behilflich sein. Sie schob deshalb selbst den Verschlag von einer der kofenartigen Wandbettstellen

zurück und lüftete die Kisten, damit das Lager für den Heimgekehrten weich und wohlbereitet sei; dann nahm sie aus dem großen eichenen Schranke an der gegenüberliegenden Wand ein weißes, sauberes, wenn auch nicht sehr feines Tuch und deckte es über den langen, braun gemalten Tisch, stellte Brot, Butter, Käse und einen gekochten Hummer darauf, rückte nun die beiden Armstühle heran und ging in die Küche, um alle Vorbereitungen zu treffen, damit der Imbiß für den Heimgekehrten baldmöglichst durch ein warmes Gericht fastiger, gebratener Seezungen vervollständigt werde. Ihr Schwiegervater war auf seine Weise ebenso sehr für das Wohlsein des Erwarteten geschäftig, wenn er auch noch weniger Worte machte als die junge Frau. Zu dem Wandschrankchen besaß er allein den Schlüssel; aus diesem holte er eine Flasche alten Rum, den ihm Hark in längst vergangenen Tagen von St. Thomas mitgebracht und den er noch immer aufgespart hatte, bis einst die glückliche Stunde der Wiederkehr erschienen sein würde. Heute wollte er ihm einen Grog davon brauen, wie Hark ihn stets gern getrunken hatte; auch einige ebenso lange verwahrte Cigarren nahm er aus seinem wohlgehüteten Verschluß; sie stammten aus Havannah und Hark konnte nie noch einen schöneren Duft gekannt haben, als er ihren kräuselnden Rauchwolken entquillen würde.

Da schritt eine schlanke, hochgewachsene Gestalt im dunkelblauen Seemannsleide, mit schwarzem, ladirtem, breitrandigem Hut über den sandigen Grund daher. Man konnte durch das an der Seitenwand befindliche Fenster noch ziemlich deutlich ihre Umrisse erkennen. Das war Harks Größe und Haltung, seine Weise, den Kopf zu tragen, die Arme zu bewegen, seine raschen, weiten Schritte, wenn er von längerer Wanderschaft auf das Haus zukam. Ode riß die Hausthür auf und warf sich an den Hals des Eingetretenen.

„Hark, theurer, geliebter Hark!“ rief sie mit den innigsten Tönen der Zärtlichkeit, „endlich, endlich bist Du da! Ich habe Dich wieder, Du bist wieder mein und darfst mir nie wieder entfliehen!“

Ihre Arme hielten ihn so fest umschlungen, als wollte sie ihre Worte sogleich zur Wahrheit machen. Ihr Herz klopfte an dem seinigen, sein Mund wurzelte auf ihren Lippen und trank mit fieberhafter Gluth die Küsse, welche sie ihm darbot.

„Wie lange hast Du uns warten lassen, Du böser Mann!“ fuhr sie fort. „Aber dieser Tag wiegt alle Pein der langen Entbehrung auf! Ich bin glücklicher noch als damals, da ich zum ersten Mal an Deinem Herzen lag! — Ich werde Dich noch mehr lieben als zuvor, denn ich kann nie vergessen, wie freudlos und einsam meine Tage ohne Dich gewesen sind!“

Er antwortete durch erneute Liebesungen. Endlich

entzog sie sich seinen umschlingenden Armen und sagte etwas ruhiger:

„Dein Vater wartet auf Dich; komm' herein zu ihm!“

Sie zog die angelehnte Thür des Wohnzimmers auf und trat, noch immer von seinem einen Arm umschlungen, durch sie. Der alte Schiffer stand mehrere Schritte entfernt und hielt sich an der Lehne des einen Armstuhls fest; es war ersichtlich, daß er sich an eine Stütze geklammert hatte, um nicht im Uebermaß der Freude zu Boden zu sinken. Jetzt streckte auch er die hageren Arme aus und rief kaum hörbar:

„Hark — mein Sohn — Du lange Vermißter!“

Hark ließ seine Frau los, nahm den Hut ab, legte das kleine Bündel, welches er unter dem Arme getragen, auf einen Stuhl und trat dicht vor seinen Vater. Der volle Schein der Lampe fiel auf sein Gesicht, so daß man dessen einzelne Züge nun erst deutlich erkennen konnte. Aber die Arme des Vaters sanken herunter, seine Züge verfinsterten sich und er trat zurück.

„Wer bist Du?“ entrang es sich zuletzt seiner bebenden Lippe.

„Ich bin Hark Dlusen,“ antwortete der Hereingetretene. „Ich habe Euer Brief in Tunis empfangen, desgleichen das Geld, welches Ihr zu meiner Loskaufung schicktet. Ich habe es für diese ausgegeben und Alles gethan, was Ihr in Eurem Schreiben von mir verlangtet. Ich bin mit dem nächsten Schiff nach Hamburg und dann wieder mit der zunächst abgehenden Sloop nach den friesischen Inseln gefahren, auf Sylt abgesetzt und von dort noch heute nach Amrum herübergekommen, um sobald wie möglich bei Euch zu sein. Das Reisegeld reichte gerade bis hierher.“

Odes Blicke hatten nicht weniger starr auf seinem Antlitze gehaftet als diejenigen des Vaters. Sie sah, daß sein Haar heller, seine Stirn schmaler, seine Nase kürzer war, als sie dies Alles bei ihrem Gatten gekannt hatte. Sein Auge war hellbraun, dasjenige des Letzteren zeigte das Blau des Himmels; der Mund des Angelangten war größer — und es fehlte die Narbe in der rechten Schläfe, die Hark als Knabe schon davontrug, als er von der Mastspitze eines Schooners herabfiel, der damals auf dem Amrumer Strand festgerathen war. Auch hatte der Eingetretene nicht in der Volkssprache der Friesen geredet, wie sie es von Hark gewohnt waren, sondern er drückte sich deutsch aus, welches diese Insulaner allerdings als die Sprache der Bildung und der Schrift kannten und redeten; dies Deutsch aber brachte er in jener weichen und schleisenden Aussprache heraus, wie sie den Dänen eigenthümlich ist. Das Auge der getäuschten Liebe hatte ihre Beobachtungsaufgabe geschärft und ihr jubelndes Entzücken allmählig in unfägliche Pein verwandelt. Jetzt gab sie diese kund,

indem sie die Hände zusammenschlug und im herzzersehneidenden Tone rief:

„Gott schütze uns! Du bist nicht Hark!“

Der Alte aber hob drohend die geballte Faust empor und die Hornesader schwoll dick auf seiner Stirn, indem er noch rauher als zuvor rief:

„Schurke, Betrüger! Was willst Du hier? Von wannen kommst Du? Du hast das Geld gestohlen, das ich nach Tunis schickte, um meinen Sohn Hark Dlusen aus der Sklaverei loszukaufen!“

„Euer Born ist seltsam,“ antwortete der Fremde, indem er einen Schritt zurücktrat. „Unser Schiff wurde vor vier Jahren von einem tunesischen Seeräuber gekapert, als wir von Kopenhagen nach Smyrna fuhren. Ein Maure kaufte mich und ich mußte ihm als Gärtner Sklavendienste thun. Da ließ der dänische Consul eines Tages bekannt machen, daß für den Matrosen Hark Dlusen Geld eingelaufen sei, mit welchem man ihn loskaufen wolle. Ich meldete mich als der Gesuchte und erfuhr, daß mein Vater mich in dem angekommenen Briefe auffordere, sogleich zu ihm nach Amrum zu kommen und mich bei ihm von der Trübsal der langen Sklaverei zu erholen. Warum sollte ich meine unverhoffte Befreiung und den Vater, den mir die See so plötzlich ausspie, nicht annehmen? — Ich richtete mich in Allem nach Eurem Gebot, wie ich schon sagte und denke, daß Ihr mich an Sohnesstatt annehmen und mir weiter unter die Arme greifen wollt.“

„Du bist kein Frieser!“ rief der alte Schiffer so hart wie früher. „Meinst Du, daß ich jahrelang gesparrt und den letzten Nothpfennig zusammengerafft habe, um es für einen Mann zu vergeuden, den ich niemals kannte? Ich schrieb an meinen Sohn und schickte ihm, was ich mir und seiner Gattin abgedarbt hatte. Du wußtest, daß Du mir ein Fremder seist. Wo ist Deine Heimath und wie ist Dein wahrer Name?“

„Ich bin auf Seeland gebürtig,“ versetzte der Gefragte mit einigem Bögen. „Mein Vater diente auf der dänischen Flotte und ließ mich „Hark Dlusen Klimm“ taufen. Die beiden ersten Namen erhielt ich nach einem friesischen Matrosen, der auf einer Brigg, die Weizen geladen hatte, von Flensburg nach Kopenhagen herüberkam. Mein Vater hatte gute Kameradschaft mit ihm gemacht und sich willig finden lassen, mich über der Taufe zu halten, da auch meine Mutter in Kopenhagen lebte.“

„Ha, verflucht der Tag, an dem ich Solches that!“ rief Dlusen Harksen, „verflucht Dein Fuß, als Du ihn über meine Schwelle setztest! Mein Sohn ist für mich verloren — und Du Meerteufel hast mich um ihn betrogen!“

Mit diesen wilden Worten ging der getäuschte Va-

ter aus dem Zimmer, indem er die Thür hinter sich zuschlug.

Klime sah ihm nach und sagte dann ziemlich gleichmüthig zu der jungen Frau, welche noch immer voll Schrecken und Kummer in seiner Nähe stand:

„Der alte Mann ist sehr barsch. Ich erkläre ihm, daß ich wirklich Hart Dluss heiße, wenn ich auch noch einen Namen mehr führe, und er antwortete mir mit zornigen Flüchen! — Ich denke, er wird sich morgen besonnen haben, heute wird nichts mit ihm anzufangen sein.“

Mit diesen Worten legte er seinen Hut bei Seite und nahm ohne Umstände an dem Tische Platz, der so gastlich besetzt war. So entsetzlich die erfahrene Ueber rashung auch für die junge Frau gewesen, so bemühte sie sich dennoch, ihre Fassung wiederzugewinnen. Sie begriff schnell, daß sie in sich selbst die einzige Stütze finden mußte, da die Schrockheit des Vaters ihr diese nicht bieten würde, und sprach mit erzwungener Ruhe:

„Ihr mögt lange gefastet haben und würdet in der Nähe hier keinerlei Erholung finden können. Erquickt Euch mit Speise und Trank und verlaßt uns, wenn Ihr neue Kräfte gesammelt habt.“

„Das ist ein gutes Wort, herziges Weibchen!“ rief Klime, indem er ihr die Hand hinstreckte. „Du hast mich so schön empfangen, daß Du mich unmöglich gleich wieder in die Nacht hinausstoßen kannst!“

Ode entfernte sich schweigend, indem sie mit heißer Schamröthe aller der Liebfosungen gedachte, die sie so bereitwillig an den Fremden verschwendet hatte. Dieser ließ sich bald genug das gute Abendessen vortreflich schmecken, ohne daß ihm Jemand dabei Gesellschaft leistete. Ode ging während dessen zu dem Vater, welcher sich in seiner Kammer eingeschlossen hatte, ohne ihn jedoch bewegen zu können, sich dem Fremden wieder zu zeigen. Endlich mußte sie sich diesem wieder nähern und sagte:

„Es wird jetzt Zeit sein, daß Ihr unser Haus verlaßt. Der Vater wünscht Euch eine gute Reise.“

Der strenge Ernst, welcher bei diesen Worten auf ihrem sonst so rosigen Gesichte lagerte, verstärkte die gemessene Weisung. Der unwillkommene Gast jedoch war weit entfernt, sich nach dieser zu richten. Er betrachtete im Gegentheil mit besonderer Freundlichkeit die wohlgeformte Gestalt Odes, welche sich in dem dunkeln, mit silbernen Knöpfen und Schnüren verzierten Nieder und in dem rothen Rock mit gelber Borte gar anmüthig ausnahm und versetzte dann ruhig:

„Aber wohin soll ich gehen? Ich kenne keinen Menschen und kein Haus hier und habe kaum einen Schilling noch in der Tasche; Dluss Hartsen hat mich hierhergerufen, nun ich einmal da bin, muß ich hier bleiben, bis er etwas Besseres für mich aufgefunden hat.

Ich denke, es wird sich ganz wohl hier bei Euch leben lassen.“

Dabei blieb es. Ode sah sich genöthigt, ihm das bereitete Gastbett zu überlassen, indem sie sich selbst in die Kammer versügte, welche sie neben derjenigen der Magd auf dem Boden bewohnte. Auch am folgenden Morgen wich er nicht, sondern setzte sich so fröhlich zum Frühstück wie gestern zum Abendessen. Der alte Dluss hatte heute wie an so vielen früheren Tagen mit dem ersten Morgengrauen das Haus verlassen und war auf die Düne gewandert, um auf die See hinauszuspähen, bis er am späten Abend heimkehrte und sich in seine Kammer einschloß. Kein Wort entfloß dabei seinem Munde. Der fremde Gast erfuhr keinerlei Beachtung von ihm. Der gestrige Abend mit seiner herben Enttäuschung schien keine Erinnerung in ihm zurückgelassen zu haben; er war wieder in seine altgewohnte Apathie versunken. Ein von Tunis heimkehrender, seefahrender Landsmann hatte ihm vor vier Jahren die Kunde gebracht, daß Hart Dluss dort als Sclave festgehalten würde. Sobald wie möglich schickte er das Lösegeld ab, um den lange Verschollenen frei zu kaufen. Von diesem Tage an hatte er von der Düne aus aufs Meer hinausgestarrt; Anfangs sagte er sich dabei, daß Hart noch lange nicht seinen Brief erhalten, daß er noch weniger schon die Heimreise beendet haben könne; dann meinte er, daß die Zeit verflossen sei und daß er nun an jedem Tage anlangen müsse. Mehr als ein halbes Jahr war auf diese Weise bis zu Klimes Ankunft vergangen. Was er jetzt dachte, wenn er auf der Düne saß, erfuhr Niemand. Ode erinnerte ihn einmal, daß ja das abgeschickte Geld in andere Hände gelangt sei und also der wirkliche Hart nicht mehr damit befreit werden könne. Dann bat sie ihn wieder, doch den dänischen Mann aus dem Hause zu entfernen, da keine ihrer Ermahnungen und Weisungen diesen fortzubringen vermöge. Keine dieser Vorstellungen wurde beantwortet. Der Alte blieb so schweigsam, so ganz in sich versunken, als ginge ihm die ganze Außenwelt durchaus nichts an. Dabei fürchte sich sein steinfarbenes Antlitz immer mehr und sein Haupt sank immer tiefer auf die Brust herab. —

Für Ode, die noch nicht dreißigjährige, thatkräftige Frau, waren eigenthümliche Verhältnisse entstanden. Sie war nicht im Stande, den ungebetenen Eindringling mit Gewalt fortzutreiben. Er antwortete ihr jedes Mal aufs Neue, daß er aus des Vaters eigenem Munde hören wolle, welchen Lebensplan er jetzt verfolgen solle und daß er gesonnen sei, ruhig den Tag zu erwarten, an welchem dieser wieder freiwillig zu ihm reden werde. Er habe die Erholung nach der schweren Drangsal der letzten Jahre, nach der von den Türken erfahrenen schlechten Behandlung sehr nöthig und finde sie in der frischen Seeluft und bei dem ruhigen Leben auf Am-

rum. So innerlich empört sie auch über diese Unverschämtheit war, so mußte sie sie dennoch dulden. Saß sie auf der Bank vor dem Hause, um die Netze auszubessern, die zum Fischfang gebraucht wurden, so nahm er den Platz neben ihr und half ihr scherzend so viel er konnte. Ging sie einen Weg auf der heimathlichen Insel, so begleitete er sie; wollte sie das in der seitwärts vom Hause befindlichen Bucht liegende Boot benutzen, so war er stets bereit, sie hinaus aufs Meer, nach einer der umherliegenden Inseln oder nach dem Festlande zu rudern.

Dort angelangt, geleitete er sie entweder auf der weiteren Wanderung oder erwartete ihrer Rückkehr in dem Boote, um sie so sicher wieder heimzubringen, wie er sie hergefahren hatte. Oft auch ruderte er an lauen Tagen weit mit ihr hinaus, um Anzeln und Netze zum Verderben der stummen Meerbewohner auszuwerfen und Beide brachten reichen Gewinn für die Küche heim. Zu andern Zeiten nahm er die Büchse von der Wand, die Harl früher benutzt hatte. Mit großer Mühe hatte Klimm die so lange nicht gebrauchte Waffe wieder in schußfähigen Stand gesetzt; nun schoß er Kaninchen damit und brachte dieses Wild der Düne als gute Jagdbeute heim; wieder an andern Tagen gesellte er sich zu den Männern von Amrum und fuhr mit ihnen auf die Wasserjagd. Hatte einer der kühnen Schützen einen vorüberfliegenden Vogel getroffen, so ruderten sie auf die Stelle zu, wo er auf dem salzigen Meer trieb und fischten ihn auf. Manchen schönen Braten, wilde Enten, flüchtige Wasserhühner, oder gar eine schneeige Eidergans lieferte Klimm dann heimkehrend gleichfalls an Ode ab. Dabei erzählte er ihr fröhlich von den kleinen Abenteuern des Tages oder von den größeren, die er auf fernem Meeren und an fremden Küsten erlebt hatte. So peinlich, ja widerwärtig ihr Anfangs die aufgedrungene Gegenwart des Fremden gewesen war, so mußte sie sich zuletzt gestehen, daß diese ihr bei ihrem meistens so einsamen Leben Unterhaltung und Aufmunterung gewähre. Gewohnheit ist bekanntlich die zweite Natur des Menschen. Wenn ihr auch Klimms Gesellschaft noch immer weder erwünscht noch angenehm war, so würde sie sie dennoch vermist haben, wenn sie ihr plötzlich gefehlt hätte. Seine anfänglich zudringliche Freundlichkeit hatte sich fast etwas von den Rechten des vermisteten Harl anmaßen wollen; Ode wies diese theils durch kühles Abwehren, theils durch kurzes Abfertigen in die gehörigen Schranken zurück. Seine Stellung zu ihr gestaltete sich nach und nach wie diejenige eines nahen Verwandten oder vertrauten Hausfreundes, der ihr seine warme Theilnahme durch täglich wiederkehrende, kleine Aufmerksamkeiten, durch seine Hilfe bei den geringfügigen und doch so unabweislichen Sorgen des täglichen Lebens, durch die aufmerksamste Fürsorge für ihre Person zu er-

kennen gab. Sein Betragen konnte auch für dasjenige eines dienstbereiten Verlobten gelten, wobei nur der Unterschied stattfand, daß ihm keine zärtliche Annäherung irgend einer Art von dem Gegenstande seiner Huldigungen gestattet wurde.

Auf diese Weise vergingen fast zwei Monate. Das heitere Sommerbild der sonnenbeleuchteten See war in herbliche Stimmung übergegangen. Die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Jahreszeiten finden sich so gut auf dem offenen Meere wie in der übrigen Natur. Eine todtenhafte Stille lag über dem weiten, tief blau und zierlich gekräuselten Wassergrund. Schwere Wolken lagerten am Himmel; sie warfen lange, stahlblaue Schatten, zwischen denen einzelne Sonnenblicke sich als lange, glänzende Silberstreifen hinzogen. Der einzige Gegenstand, welcher an dieser Seite der Insel die unabsehbare Einförmigkeit des murmelnden Gewässers unterbrach, war der Kahn, in welchem sich Ode und Klimm auch heute zur raschen Fahrt hinausbegeben hatten. Ein Boot ersetzt für diese Insulaner die Stelle eines Wagens und die Wasserstraße ist ihnen so wohl bekannt, wie auf dem Festlande dem Besitzer des Fuhrwerks die Landstraßen und Nebenwege. Ode äußerte diesmal wenig Theilnahme an den Erzählungen ihres Gefährten. Ihr Muth war heute noch mehr gebeugt als sonst und die todtenähnliche Ruhe ringsum, das düstere Gewand der Natur vermochte so wenig wie die Sprachseligkeit Klimm's ihn neu zu beleben. Sie blickte schweigsam auf die sich kräuselnden Wellen und lauschte ihrem Gemurmel, als müsse es ihr Kunde bringen von fernem Gestaden, von unbekanntem Landstrichen, nach denen sich so oft ihr heißes Sehnen gerichtet hatte. Klimm redete bald über den großen Haufen von Schellfischen, welchen er als den Ertrag des heutigen glücklichen Fischzuges auf die eine Seite des Fahrzeuges gelegt hatte, bald schilderte er im raschen Uebergange sein Leben unter den Moslems, wo er harte Arbeit und wenig Freude gefunden hatte; bald zog er Vergleiche zwischen der Nordsee und dem mitteländischen Meere.

Ode seufzte tief.

„Was bekümmert Dich?“ fragte er, seinen Redefluß unterbrechend.

„Ich denke,“ versetzte sie, „daß mein Mann noch heute dies elende Leben führen muß, dem Ihr so glücklich entronnen seid.“

„Aber so denke doch nicht immer an den,“ rief Klimm eifrig. „Der ist verschollen und wird nie wiederkehren.“

„Das wird Gott nicht wollen,“ rief sie laut. „Nie will ich die Hoffnung fahren lassen, daß er noch dereinst hier bei uns landen wird wie Du es thatest!“

„Sei vernünftig, liebes Frauchen,“ sagte Klimm, indem er die Ruder einzog und sie neben den Rand des

Fahrzeugs legte. „Wenn Hart Dlusf noch lebte, so würde er die Bekanntmachung des dänischen Consuls in Tunis so gut erfahren haben wie ich und sich eingestellt haben, um das angekommene Lösegeld für sich in Empfang zu nehmen. Es sind länger als acht Jahre verstrichen, seit er Euch verließ; Ihr habt nur eine einzige, ganz ungewisse Nachricht seitdem über ihn empfangen; das Wahrscheinlichste ist, daß diese falsch war, oder in einer Namensverwechslung mit mir ihren Grund hatte und daß Hart längst auf der See oder auf dem Lande zu Grunde gegangen ist.“

„Nein, nein,“ rief Ode wieder, indem sie sich zu ihm hinwendete. „Wessel Griebel ist ein wahrhafter Mann; er würde uns nicht darin bestärkt haben, das Geld abzuschicken, wenn er nicht seiner Sache gewiß gewesen wäre.“

„Nun wohl, so wird diese Sache noch etwas anders zusammenhängen. Hart wird sich unter den Ungläubigen bei einer schönen Heidin ganz wohl befinden — die Weiber sind reizend und üppig dort — wird den Christenglauben abgeschworen haben — und in ihren Armen der Besitzer eines schönen Eigenthums geworden sein. Er wird wenig mehr an diese schöne Insel denken und damit zufrieden sein, daß sein Vater längst gestorben sein muß und seine erste Frau sich mit einem andern Manne über seinen Verlust getröstet haben wird.“

„Das kann nimmermehr sein! Schweig und lästere nicht weiter,“ rief sie, indem sie die Hand wie abwehrend gegen ihn ausstreckte. Hin und wieder hatte sich das düstre Gespenst des Zweifels an Harfs Treue auch in ihr erhoben; sie hörte ihren eigenen leisen Gedanken nun auch von fremder Lippe schonungslos kund gegeben und wollte ihn von sich scheuchen, das rohe Wort unterdrücken, damit es nicht zur unheilvollen Wahrheit werde. Der Däne fuhr fort:

„Bier Jahre sind es, seitdem Ihr genau Bescheid erhaltet; er hat sich als unwahr bewiesen. Wenn eine Frau auf diesen Inseln und Küsten auf das Gericht geht und allda vor dem Landvoigt und den Rathsheuten beschwört, daß sie seit drei Jahren keinerlei Kunde von ihrem entfernten Gatten erlangt hat, und diesen als verschollen betrachten müsse, so erklären ihn die Richter und Beisitzer für bürgerlich todt, seine Frau für eine ledige Wittwe, der eine zweite Heirath frei steht. Also könntest Du thun und zugleich vor dem Gericht erklären, daß ich Derjenige sei, von dem Ihr jene Nachricht der Gefangenschaft in Sclaverei erhalten, daß Hart Dlusf's Name eine bloße Verwechslung mit dem meinigen gewesen, die Euch vier lange Jahre irre geführt hat. Gieb das unfruchtbare Trauern um den Verlorenen auf, werde mein holdes, trautes Weib und vergiß ihn in meinen Armen, wie er Dich längst bei einer üppigen Türkin vergessen hat.“

Er hatte sich dicht neben sie gesetzt, wollte seinen Arm um sie legen und sie an sich ziehen. Seine Blicke glühten dabei in einem verzehrenden Feuer, während sein sanfter, eindringlicher Ton alle jene Liebe aussprach, die er der jungen Frau einzulösen wünschte. Sie aber entriß sich ihm. Das Tuch, welches ihr Antlitz verhüllte, ließ ihn nicht die heiße Thräne gewahren, welche ihre geröthete Wange hinunterschlich.

„Rede niemals wieder so zu mir,“ sprach sie heftig. „Hart war und ist der Gatte meiner Wahl, an dem mein Herz mit unwandelbarer Treue und Liebe hängt. Bin ich auch nur zwei Jahre lang die Seinige gewesen, so haben sie mich doch für immer an ihn gekettet. Ich will keinen Andern als ihn und auf ihn warten bis zu meinem letzten Tage!“

Sie hatte sich so weit von ihm entfernt, wie es der enge Saum des Bootes gestattete. Er ließ sie gewähren und fügte mit einer Art von trauriger Gelassenheit hinzu:

„Du bist sehr starkköpfig, doch hoffe ich, daß meine Liebe Dich allmählig gewinnen wird, wenn Du einsehen mußt, wie sehr ich Recht habe und wie unwürdig er Deiner zärtlichen Treue ist.“

Eine Pause trat ein, während welcher das Fahrzeug dem Lande zutrieb. Endlich nahm er die Ruder wieder zur Hand, um die Fahrt zu fördern und stimmte dabei ein Lied an, welches er früher oft als Matrose gesungen hatte. Unter diesen heitern Klängen erreichten sie den Fuß der Dünen. Klimm konnte jedoch nicht ganz bis zum Ufer gelangen; die Zeit der Fluth nahte heran, das Wasser wurde unruhiger und die Wogen begannen an dieser Stelle zu branden. Er watete durch sie mit dem ricken, an der Rolle festgebundenen Tau, welches er an einen auf dem Strande eingerammten Pfahl befestigte, kehrte dann zurück, um Ode und die gewonnenen Fische in Sicherheit zu bringen. Er trug die junge Frau durch die Brandung und ergriff die Gelegenheit, um diese dabei fest an seine Brust zu drücken. Auch als er sie auf dem trockenen Boden niedergesetzt hatte, hielt er sie noch eine Weile umschlungen. Ode wollte sich losmachen; dabei glitt das Tuch von ihrem Gesicht herab. Klimm drückte schnell einige heiße Küsse auf ihre rothen Lippen; ihre Wangen erglühten im dunkeln Purpur.

„Ha“, sprach er laut, wenn auch mit gepreßtem Athem, ohne sie loszulassen, „die Küsse, die Du mir an jenem Abende freiwillig spendetest, schmeckten mir so süß, daß ich nicht mehr ohne sie leben kann. Wenn Du nicht anders willst, so muß ich sie mir nehmen, wo sich die Gelegenheit dazu bietet. Du sollst und mußt die Meinige werden!“

Es gelang ihr endlich, sich von ihm loszumachen.

„Ich bin zum letzten Male mit Dir gefahren. Wenn Du nicht noch heute unser Haus verlässest, so gehe ich

nach Höhr zum Bruder meiner Mutter und suche bei ihm den Schutz, den mir mein Schwiegervater nicht gewährt. Ich will nichts von Dir wissen, weder heute noch jemals sonst!"

Sie hatte zwar in entschlossenem Tone, jedoch mit unterdrückter Stimme gesprochen, so daß ihre Worte nicht von einem hinter ihr befindlichen Lauscher verstanden werden konnten. Eine innere Scheu vor dem unbefugten Einmischen Fremder vermochte sie dazu. Sie waren am Fuße der Düne gelandet; ihre unregelmäßige, ziemlich schroff abfallende Wand erhob sich etwa zehn Schritt hinter ihnen. Kein lebendes Wesen war ringsum zu erblicken gewesen. Sie hatte das Gesicht seitwärts gekehrt; während sie sich von Klamm loszumachen strebte und während ihrer letzten heftigen Worte war sie so sehr mit diesem ihrem Bedränger beschäftigt gewesen, daß sie nur für ihn Augen gehabt hatte. Jetzt wandte sie sich, um auf dem nächsten Wege längs der Düne hin ihr Haus zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) Als Neuestes läßt sich erwähnen, daß man Schößchen wieder zu tragen anfängt und zwar so lange, wie sie vor drei oder vier Jahren schon einmal modisch waren. Der einzige Unterschied ist, daß sie nicht an das Leibchen angenäht und also besonders geschnitten werden.

Unsicher ist die Antwort auf die Frage, ob man auch Volants tragen wird. Wer sie tragen will, darf sie tragen, aber sie sind nicht zahlreich, sie werden guirlandenartig angefügt und mit Sammetstreifen oder Guipure garnirt. Trägt man keinen Volant, so muß man einen andern Auspuß wählen, sobald das Kleid nicht von Atlas, Sammet oder Moire ist. Im Ganzen kann man wohl sagen, daß man die Kleider und namentlich die Leibchen mit Auspuß überladet, namentlich mit Posament. Man hat in Compiègne, am Hofe, feine wollene Kleider getragen, die aber wegen des Auspußes 1000 Frs. kosteten.

Einen besondern Glanz geben diesen Winter die Blumen von Perlmutter und Perlen. Nicht selten bemerkt man unter diesen Blumen einen Schmetterling, der täuschend einem wirklichen ähnlich sieht. Man bemerkt ihn auch häufig unter den Blumen am Leibchen. Seine Flügel sehen aus als wären sie mit Gold- und Diamantenstaub bestreut. Aus diesem Grunde werden namentlich die Ballcoiffuren sehr reich und glänzend sein. Man trägt diese neuen glänzenden Blumen auch auf den

Hüten im Theater, ja wir haben sie bereits auf Hüten zu Besuchen gesehen. Wir bemerkten z. B. einen Hut von rosa Atlas mit Tülle-Schärpe und rosa Marabouts, sowie einem glänzenden Schmetterling, auch einen andern von blauem Sammet mit Pensées von Perlmutter.

Oftmals haben wir schon erwähnt, daß man auf die Fußbekleidung jetzt ebensoviel Sorgfalt verwendet als z. B. auf die Hüte. Die Zeit, in welcher eine Dame nur weiße baumwollene Strümpfe und höchstens durchbrochene weiße seidene trug, ist längst vorüber. In weißen Strümpfen kann sich eine elegante Dame gar nicht mehr auf der Straße zeigen.

Vormittags trägt man farbige Strümpfe zu Stiefeln von Ziegenleder, die mit rother, weißer oder penséesfarbiger Seide gesteppt sind. Diese Strümpfe sind von weicher und feiner Wolle, nur ausnahmsweise von Baumwolle; von Wolle müssen sie bei einem farbigen Rocke sein. Auch im Hause, zu bequemen Hausschuhen, trägt man bunte wollene Strümpfe, rothe oder violette, je nach der Farbe des Kleides. Zieht man baumwollene an, so können sie weiß sein, aber sie müssen rosa Blümchen, blaue oder lilas Sternchen oder bunte Streifen haben. Am mannichfaltigsten sind die Strümpfe bei der eleganten Abendtoilette; man zieht sie da von Seide, mit farbig gestickten Zwickeln oder von einfarbiger bunter Seide. Eine elegante Dame kauft solche Strümpfe meist im Dutzend und jedes Paar hat eine verschiedene Farbe. Die Farbe des Kleides bestimmt dann die des Strümpfes, welche man wählt. Dazu gehören dann selbstverständlich Schuhe von Taffet oder Maroquin mit hohen Absätzen und Rosetten vorn in der Farbe der Strümpfe.

Die übertriebene Vorliebe für das Schottische, die mit dem Beginne der neuen Saison eintrat, schwindet bereits. Nur schottische Rundtragen steht man noch.

Um den Leserinnen zu zeigen, wie die neuesten Kleider sind, wollen wir einige näher beschreiben:

Kleid von grünem Taffet mit schwarzen Blümchen, unten zwei einfache Volants in tiefen Falten und über jedem zwei kleine Ruchen von schwarzen Spitzen; Schößchenleibchen mit einem sehr kleinen Volant und ebenfalls mit einer Spitzenruche; gleicher Auspuß unten an den Armeln.

Kleid von schwarzem Taffet, über dem Saume unten mit Rauten von geruchetem Band garnirt; Schneppenleibchen, hinten und vorn mit Bandruchen, die ebenfalls Rauten bilden; die Ärmel ebenso ausgepußt.

Kleid von schwarzem Taffet, unten eine Ruche auf einem violetten Bande, darüber Guipureschleifen, die violett gefüttert und mit schmalen schwarzen Spitzen garnirt sind; Leibchen vorn mit Schneppe, hinten mit Schößchen, während ein Guipurebesatz ein Bäckchen darstellt; an den Ärmeln oben und unten Schleifen wie auf dem Kleide, aber kleiner.

Kleid von schwarzem Alpaca, halb in Prinzessin-Schnitt, unten mit einem kleinen Volant, über dem sich Sammetpatten befinden, die mit schmaler Guipure eingefasst sind und deren jede sich mit einem Sammetknopf endiget. Vorn auf dem Rocke eben solche mit Guipure eingefasste Knöpfe. Schößchen, ganz wie das Kleid garnirt, nur in kleinerem Maßstabe. Oben auf dem Ärmel zwei Sammetpatten und zwei andere unten.

In den Theatern sieht man viele Damen, die Puder im Haar tragen; Manche kleidet es allerdings reizend und diese sind darum sicherlich nicht zu tadeln. Zwei junge Damen, die man so sah, trugen um den Chignon sonst nichts als ein ganz schmales Band in Roth und Gold; es schloß sich vorn einem ähnlichen Stirnbande an, über das das gekräuselte Haar fiel.

Zu Hause tragen junge Damen noch immer Jouaven-Jäckchen, die reich mit Posament oder Guipure ausgeputzt sind, dazu häufig farbige Gürteltaschen, die mit Knöpfen verziert sind.

Modenblatt N^o 1.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Ballanzug eines Herrn.
2. Hut von blauem Sammet, am Schirmrande und an dem Barte mit Besatz von weißen kleinen Federn und am Kopfe mit einem kleinen Federbusch ausgeputzt; blaue Bindebänder; Kleid von blauem Moire, ohne Besatz außer einer kleinen schwarzen Ruche ganz unten auf dem Rocke; Balletot von schwarzem Sammet, sehr reich mit Posament besetzt; kleiner Kragen; weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.
3. Neuer Haarputz; Kleid von geblühtem Foulard mit hohem knappem Leibchen mit Kragen, so wie oben und unten an den Ärmeln mit soutaschirter grauer Seide besetzt und durch einen eben solchen schmalen Gürtel zusammengehalten, der hinten eine große Schnepfenschleife hat und von dem überdies breite und lange Enden hinabschlingen, die mit breiten schwarzen Spitzen garnirt sind; auf dem weiten und langen Rocke ganz unten ein in Falten genommener Volant von braunem Bande und darüber drei schmale braune Bänder; kleiner Spitzenkragen; einfache Leinwand-Manschetten; Schuhe.
4. Neues Häubchen; Kleid von brauner Pöpel mit hohem knappem Leibchen in Westenschnitt, vorn mit Glöckchenknöpfen in gleicher Farbe besetzt; halblange und ziemlich enge Ärmel mit großen Aufschlägen, auf denen sich ebenfalls Glöckchenknöpfe befinden; weiter Rock

ohne Ausputz; kleiner runde Spitzenkragen; geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe: Schuhe.

5. Hut von rosa Atlas mit schwarzen Spitzen und schwarzen Blumen über und unter dem Schirme ausgeputzt; Kleid von grünem Taffet mit hohem knappem Leibchen, das sehr große Schößchen hat, welche mit einem Bande und sehr langen seidenen Troddeln besetzt sind; an den halblangen Ärmeln, oben und unten, eben solche, aber etwas kleinere, seidene Troddeln und außerdem vorn eine kleine Bandruche; eine eben solche Ruche befindet sich ganz unten auf dem Rocke; kleiner einfacher Leinwandkragen; geschlossene Unterärmel; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

Stahlstich N^o 1.

Friedrich,

Herzog von Schleswig-Holstein.

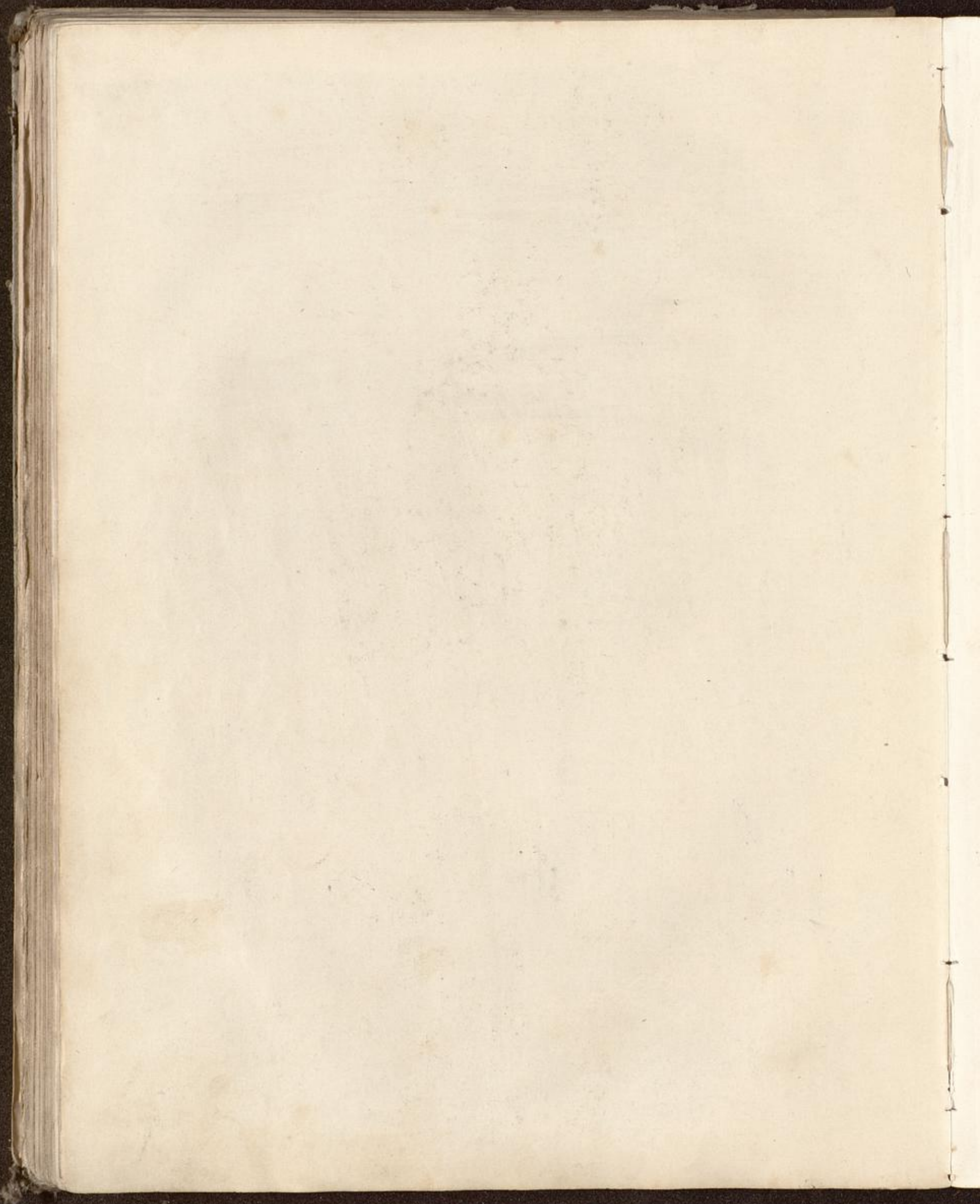
(Nach einer Photographie.)

Der Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg wurde am 6. Juli 1829 geboren, stand eine Zeit lang im preussischen Heere, nahm auch an dem ersten Kampfe Schleswig-Holsteins, der einen so unglücklichen Ausgang hatte, Theil, vermählte sich am 11. Septbr. 1856 mit der Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg und lebte seitdem still auf seiner Besitzung Dolzig. Der unerwartet schnelle Tod des Königs von Dänemark gab seinem Leben plötzlich eine andere Wendung. Mit dessen Tode erlosch nämlich der Besitztitel Dänemarks auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein, obgleich der Londoner Vertrag ihm einen neuen geben sollte und nach dem offenbarsten und klarsten Erfolgerecht fielen diese Herzogthümer dem Herzog Friedrich zu. Er machte auch sofort seine Rechte geltend, einige deutsche Fürsten erkannten sie an, andere werden, wie es scheint, nächstens folgen und der Bundestag wird sich endgiltig darüber aussprechen. Die Nation hofft und erwartet, daß er sich für die Herzogthümer und für Friedrich erklären werde. Freilich halten sich Oesterreich und Preußen durch den Londoner Vertrag gebunden, den König von Dänemark auch als Herzog von Schleswig-Holstein anzuerkennen, wenn er die Versprechungen erfüllt, die sein Vorgänger einging. Ob sie sich fügen, wenn die Mehrheit am Bundestage sich für den Herzog Friedrich erklärt, steht dahin.



ALLCMEINE MODENZETUNG

49117



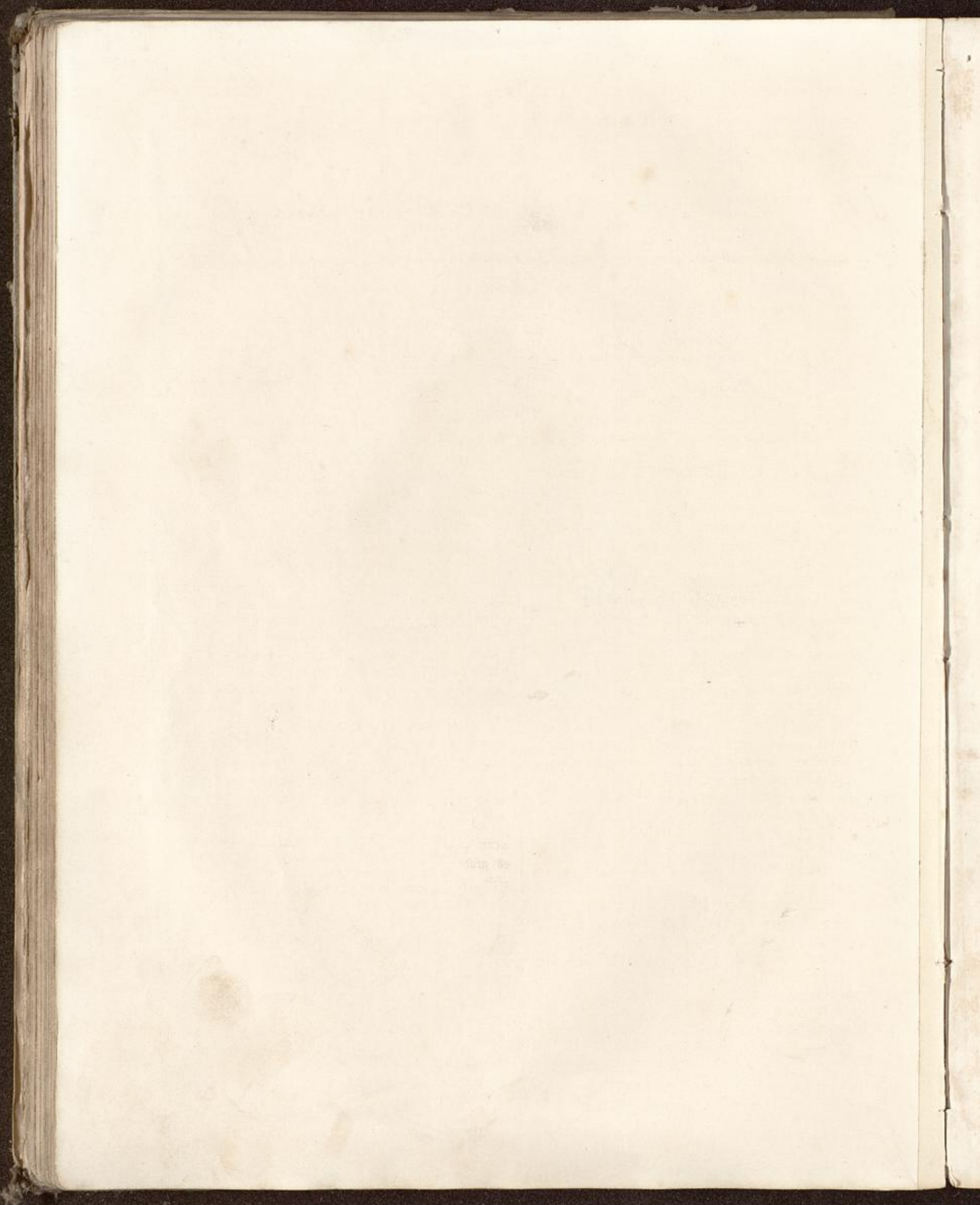


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Koper in Leipzig

*Friedrichs
Herzog von Schleswig-Holstein*

Verlag v. Bassingärtner's Buchh.



zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Die Schiffer von Amrum.

Eine wahre Geschichte aus Schleswig.

Von M. N.

(Fortsetzung.)

Aber nicht lange, so wurzelte ihr flüchtiger Fuß am Boden und in ihren vergifmeinnichtblauen Augen malte sich der Ausdruck des höchsten Staunens. Wenige Schritte vor ihr trat einer der Sandberge ziemlich weit hervor. Die Hügelkette machte hier eine Biegung nach der Bildung des Strandes. Es wurden zwei Gestalten sichtbar, welche der Vorsprung des Sandberges ihr in den letzten Minuten verborgen haben mußte. Die beiden Männer trugen die Züge Dlus; der eine jedoch in vergnügtem, verschönertem Maßstabe. Dabei war er mit so feinen Stoffen, mit einem so saubern Hut bekleidet, wie Ode es nur bei den Capitainen großer, fremder Schiffe bemerkt hatte, die sie einst in Hamburg gesehen. Auch bligte ein prächtiger Ring an seinem Finger und eine goldne Busennadel steckte unter dem weißen Kragen, welcher frei von seinem Halse herabfiel.

Auch sein Auge haftete unverwandt auf ihren gerötheten Zügen, deren Zartheit und Weiße so gut durch die bei der Landestracht übliche Verhüllung bewahrt worden war. Sie hatte das Tuch nicht wieder heraufgezogen, so daß ihr Antlitz frei war. Noch immer zeigte es die blühende Rundung früherer Tage; noch immer trug es jenen muthigen, lebensfrischen Ausdruck, der es in der ersten Jugend geziert hatte.

Endlich löste sich das Wort von ihrer bebenden Lippe.

„Hark!“ rief sie, „um Gottes Barmherzigkeit willen, Hark, bist Du es und kein Anderer? Bist Du es wirklich jetzt?“

Sie wollte auf ihn zu stürzen. Er aber trat zurück. Sein Auge blickte zornig, seine Stirn war düster gefaltet und verächtlich sprach er:

„Hinweg von mir, Weib! Die Buhlerin eines hergelaufenen Dänen soll meinen Arm nie umfassen. Bleibe mir fern für jetzt und alle Zeit!“

Eine tödtliche Angst erfaßte sie.

„Was fehlt Dir, Hark?“ rief sie bebend. „Du stößest Dein Weib von Dir! — Habe ich acht Jahre lang um Dich gesorgt und getrauert, um heute Dich aufs Neue zu verlieren? Dein Hiersein kommt mir vor wie ein Wunder. Wann bist Du auf Amrum angelangt?“

Hark antwortete nicht, sondern sah immer finsterner vor sich hin, während er die Lippen fest übereinander biß. Sein Vater stand mit aufgerichtetem Haupte neben ihm. Er schien ein Anderer geworden zu sein, denn sein Antlitz war heiter, sein Blick lebensmuthig und die Worte flossen beredt aus seinem Munde:

„Es ist Alles richtig gewesen. Er ist von einem Piraten gekapert und als Slave in Tunis verkauft worden. Sein Herr hat ihn mit sich nach Kairwan ins Innere des Landes genommen, wo er schöne Gärten und Paläste besaß. Auf einer Löwenjagd hat er ihm das Leben gerettet und sich dadurch seine Gunst erworben. Noch einige Jahre hat er ihn in seinem Dienst behalten und ihm dann die Freiheit und viel schönes Geld geschenkt. Da ist er nach Tunis zurückgekommen und hat beim dänischen Consul von uns und dem Lösegeld gehört, was der Däne anstatt seiner erschnappt hatte. Da ist er nach Hamburg und von dort mit einer Sloop nach Föhr gefahren und in der Bucht eingelaufen. Von da ist er zu Wagen gekommen; den hat er unten im Dorfe gelassen und mich von der Däne herabgeholt. Ich kannte ihn gleich — sowie ich gleich den falschen Hark erkannte, als der vor zwei Monaten bei uns eindrang.“

Dieser war nun auch nahe herangekommen, so daß er dicht neben der jungen Frau stand. Es war weder Verlegenheit noch sonst ein starkes Gefühl auf seinem Angesicht zu lesen. Hark Dlus machte ihm ein um so feindseligeres Gesicht und hob dann zu Ode gewendet wieder an:

„Und als ich so innig nach meinem Weibe wie nach meinem Vater verlangte, berichtete mir Wessel Griebel, dem ich meinen Wagen übergab, daß das ganze Dorf voll davon sei, welch' wildes Leben mein verlassenes Weib mit dem elenden Fremden führe, der sich unter meinem Namen bei ihr eingeschlichen habe, daß sie

wie zwei Liebesleute mit einander verkehrten und daß er sich laut gegen Wessel selbst und gegen seine Genossen auf der Wasserjagd gerühmt hätte, daß er ein herziges Weibchen hier gefunden, die ihn ganz so lieb habe wie einst ihren angetrauten Gatten!“

„Gott der Gerechtigkeit!“ rief Ode mit gerungenen Händen, „sieh' mir bei und bringe die Wahrheit an den Tag! Schmählischer als ich ist nie ein Weib verleumdet worden!“

„Noch immer sträubte ich mich an Deinen Berath zu glauben, denn ich gedachte jener Tage der Liebe, die ich einst mit Dir verlebte. Da fand ich den Vater, stieg mit ihm von der Düne herunter und sah — wie er Dich in seinen Armen hielt und Dich küßte und herzte — wie ich es einst gethan — wie sein Gesicht sich vor Liebe und Glück röthete — und hörte, wie er von den Küßen und den süßen Liebkosungen sprach, die Du ihm an einem früheren Abende gespendet habest —“

Sein Ton war dumpf geworden als käme er tief unten aus dem Meeresgrunde. Ode verbarg das Gesicht in den Händen und stöhnte laut:

„Entsetzlich — ich unglückseliges Weib!“

Dann richtete sie sich wieder auf und suchte sich zu fassen.

„Harl,“ sagte sie, „höre mich an; ich will Dir erzählen, wie Alles gekommen ist und Du wirst mir glauben, daß ich Dich stets unverändert geliebt habe. Laß uns in unsere Wohnung gehen und dort ruhig Alles erörtern, was geschehen ist.“

„Keinen Schritt in das Haus meiner Väter!“ rief Harl drohend; „dort dürfen nur ehrbare Weiber wohnen! Hast Du den Brögin, den alten Friesenbrauch, vergessen? Hüte Dich, daß ich Dich nicht bei Nacht ans Meer schaffe und Dich ertränke, wie es unser altes Gesetz für die unzuchtigen Gattinen vorschreibt!“

Ode brach in verzweiflungsvolle Thränen aus. Klamm trat noch einen Schritt vor und sagte mit einem freundlichen Lächeln:

„Hört, Mann, ich will Euch ein Wort sagen. An keinem Bord ist noch ein Besseres gesprochen worden. Gebt mir ein Sümmechen, sowie ein Tausend Reichsbankthaler; damit mache ich mich auf den Weg und nehme Euer Weiblein mit mir ins Schlepptau; wenn Ihr sie doch nicht mehr leiden mögt, so will ich sie bei mir behalten.“

„Fahre mit Ihr ab, ich will nichts mehr von ihr. Am Liebsten ist's mir, wenn sie mir nie wieder vor Augen kommt!“ rief Harl außer sich. „Geh' für immer fort von unserer Insel, wo jedes Kind mit Fingern auf Dich weist, üppiges Weib, und folge Deinem Buhlen nach Dänemark hin, wo er und seines Gleichen zu Hause gehören!“

„Niemals!“ sprach Ode laut und fest. „Der tiefe

Meeresgrund ist eine bessere Wohnung für mich als sein Haus! Wenn mir auf Amrum Keiner gerecht sein will, so giebt es noch auf Föhr eine Zuflucht für mich. Dort bei meinem Oheim will ich warten, bis Du einsehst, wie schrecklich Du mich heute beleidigt hast. O Harl, wels' unsägliches Weh habe ich um Deinetwegen erlitten müssen — heute und an so vielen früheren Tagen!“

Sie wandte sich um und eilte zurück um den Vorsprung des Sandhügels herum, so daß sie sehr bald den Blicken der Männer verschwunden war. Ihre Gedanken tobten im wüsten Chaos in ihr. Dieser Tag war der jammervollste, den sie noch erlebt hatte; ein furchtbarer Lohn für diese acht Jahre der innigsten Sehnsucht, der peinlichsten Erwartung war ihr geworden; sie wollte zu ihrem Ohm als ihrem nächsten Beschützer und ihm die Unbill klagen, welche sie erlitten hatte, ihn zu ihrer Bertheidigung aufrufen. Ihr Weg ging durch das Dorf quer über die Insel; sie zog die dichten Tücher wieder über Kopf und Antlitz, so daß nur die Augen sichtbar blieben, denn es war ihr als müsse sie die Blicke der Menschen scheuen, als würde jeder der ihr so wohlbekannten Dorfbewohner ihre Schmach auf ihrer Stirn lesen. Wenige Schritte vor dem Dorfe kam ihr ihre Magd entgegen, welche etwas unter dem Arme trug. Ode hielt zum ersten Male ihren Schritt an.

„Ich habe die Kleider aus dem Dorfe geholt, welche Du vor acht Tagen dem Flickschneider zustelltest, Frau. Er geht morgen nach Sylt zurück, da er hier nicht mehr Arbeit findet. Auch den Korb habe ich mitgebracht, den Wessel Griebel gestern voll von Aulstern von uns mit nach seinem Hause nahm. Seine Tochter hat ihn recht schön ausgewaschen, so daß er wie neu aussieht.“

„Gut, Wabe,“ sagte Ode. „Der Korb und auch die Kleider gehören meinem Ohm, der Beides hier ließ, als er in der vorigen Woche von Föhr aus hier herübergefahren war. Sieh mir Beides; ich will es für ihn mitnehmen. Geh jetzt schleunig heim, denn es wird bei uns Manches zu thun sein.“

Die Sorgen der Wirthschaft waren so sehr mit dem Thun und Treiben dieser Naturkinder verwachsen, daß sie Ode trotz ihrer Aufregung beim Begegnen ihrer Gehilfin sogleich wieder gegenwärtig waren. Sie legte das Kleiderbündel in den Korb, nahm diesen auf den Kopf und trennte sich mit wenigen Worten von der Magd. Ihr Weg blieb einsam; die Dorfleute mußten zum Abendbrot in ihren niedrigen, schilfbedeckten Behausungen oder weiter entfernt beschäftigt sein. Bald lag wieder die See vor ihr.

In dieser findet sich an dieser Stelle eine Reihe fortlaufender Sandbänke, welche Watten genannt werden. Diese bilden von Amrum nach Föhr hin einen Pfad, welchen die Insulaner zur Zeit der Ebbe zu Fuße passiren. Das Wasser ist alsdann so weit ab-

gelaufen, daß dieser Weg meistens trocken ist. Nach zurückgekehrter Fluth ist er jedoch so sehr überschwemmt, daß große Schiffe darüber segeln können. Auf diesem Wege war auch heute der wirkliche Hart Dlusfen von Föhr mit Wagen und Pferden herübergefahren. Er war jetzt indessen keineswegs trocken wie einige Stunden vorher, sondern auf manchen tiefer gelegenen Stellen mit Wasser bedeckt.

„Die Fluth kommt,“ dachte Ode, indem sie stillstand, um Athem zu holen. „Einerlei, ich werde noch durchkommen, denn ich kann auf dieser Insel nicht bleiben.“

Sie stürzte weiter. Nach etwa zehn Minuten hielt sie wieder auf einer ziemlich hochgelegenen Sandbank an und sah zur Rechten. Grau und langsam, in schauerlicher Erhabenheit kam die Fluth heran, ihre unheimlich bewegte Fläche weit hinbreitend; sie blickte zur Linken: auch hier murmelte das tückische Element als grolle es heimlich.

Ode fühlte ihre Brust bewegt. Dann sagte sie sich:

„Besser hier in der Fluth als auf Amrum, wo ich dem gleichnerischen Dänen nicht entgehen könnte. Lieber in Gottes Hand als in der seinigen.“

Sie setzte ihren Weg fort. Die Wasseranhäufungen in den Niederungen wurden tiefer. Die kleineren Wellen drangen immer mehr heran und spülten über die Riffe.

„Ich würde vielleicht besser thun umzukehren,“ dachte sie wieder. „Aber sie würden glauben, daß alle meine Bethenerungen Lügen und Falschheit waren, daß ich nur wiederkläme, um mich ihm hinzugeben. Niemals, niemals!“

Sie hatte die letzten Wort laut in die öde Weite hinausgerufen als könnten die Elemente sie zu ihrem entfernten Gatten tragen. Noch eine Viertelstunde mochte sie vorwärts gelangt sein, als die Wassermassen sich so sehr häuften, daß ihr Schritt dadurch aufgehalten wurde. Die Rinnen zwischen den sandigen Felsbänken füllten sich so sehr, daß sie kleinen Bächen glichen; Ode war nicht mehr im Stande, die überschwemmten Niederungen zu überspringen wie vorhin. Sie war das echte Kind ihrer heimatlichen Inseln und daher mit ihren Eigenthümlichkeiten vertraut; auch fehlte es ihr nicht an körperlicher Gewandtheit, noch an dem Muth, sie im vorkommenden Falle rechtzeitig und unerschrocken anzuwenden. Sie watete also durch die Tiefen und endlich berührte das Wasser auf den niedrigsten Stellen ihre Kniee. Immer noch aber ragten einige Rücken der Sandbänke hin und wieder als trodene, wüste Punkte aus den dunkeln Fluthen hervor. Sie hatte wieder einen solchen erreicht und hielt nochmals um sich schauend inne. Dann schob sie das Kopftuch die Stirn hinauf und strich mit der Hand darüber hin als wolle sie sich

die Klarheit des Urtheils zurückrufen. Glücklicher Weise war der Wind ganz still, so daß dieser die durch die steigende Fluth hervorgebrachte Bewegung der Wogen nicht vermehrte. Allmählich auch begann die abendliche Dämmerung herabzusinken. Ihr farbloser Mantel breitete sich bis zum Horizont und verschwamm mit ihm in wesenloser Unbestimmtheit. Furchterlich öde und grau dehnte es sich rings um sie. Endlich murmelte sie:

„Es geht nicht weiter.“

Dann blickte sie rückwärts — zum ersten Male — auch hier der wüste, rauschende Wogengrund.

„Ich könnte nicht mehr zurück — auch wenn ich wollte —“ seufzte sie leise.

Sie gelangte noch einige Schritte weiter.

„Ich muß suchen den höchsten Punkt der Klippen zu erreichen,“ dachte sie wieder. „Das Wasser ist so ruhig, daß ich vielleicht dort seinen Andrang aushalten kann. Eine andere Rettung giebt es nicht mehr für mich.“

Nicht ohne wachsende Beschwerde erreichte sie nach einigen Minuten diesen gesuchten Höhepunkt. Sie richtete sich hoch auf auf ihm. Vor ihr hin nach Föhr hin stuthete der trübe Spiegel, der nun alle Riffe bedeckte. Zur linken Seite wogte die unermessliche Nordsee in riesigen, langsam rollenden Sturzseen, zur rechten nahte sie wie ein wüstes, grauliches, Verderben bringendes Ungethüm. Sie drehte sich wieder mit dem Gesicht nach Amrum hin. Ihr irrender Blick fand immer nur die dunkle, gewaltige Fläche, welche sich bis zu dem entferntesten Strande breitete, von welchem der zürnende Gatte sie vertrieben hatte. Ode schauderte zum ersten Male bei dem Anblick des ihr sonst so vertrauten Elementes, doch rief sie ihre Geistesgegenwart desto lebhafter zurück, je dringender die Gefahr wurde. Sie wußte, daß sich hier auf der höchsten Klippe zwei strauchartige Wasserpflanzen befanden, deren Zweige in einander verwachsen waren. Zwischen diese drängte sie den großen Korb, den sie vom Kopfe herunternahm, so daß die obere offene Seite sich zwischen ihnen befestigte. Die untere festgeflochtene Seite bildete eine Art von Schemel; auf diesen legte sie das Kleiderbündel und stellte sich selbst auf dieses. Lange stand sie so — und immer noch schweifte ihr Auge trübsinnig über die Wasserwüste, welche sich in gräßlicher Dede ringsum dehnte. Keine leichte Zolle ruderte umher auf der ungeheuern, grauen Masse, die sie hätte anrufen können, um sich in ihr zu bergen. Niemand fragte nach ihr; die Menschen hatten sie verlassen, auch diejenigen, die ihr am Nächsten standen. Sollte auch Gott sie verlassen haben?

Und nun wieder rief sie sich alle die Ungerechtigkeiten zurück, die sie erlitten. Sie wußte zu gut, daß Hart brav und muthig, treu und redlich stets gewesen war, daß er sie zärtlich einst geliebt hatte, daß sie in

den beiden Jahren ihrer Ehe mit ihm keine Königin beneidete — aber daß Hart zuweilen jähzornig und ungerecht gewesen und daß sie ihn einige Male von übereilten Thaten zurückgehalten hatte. Hin und wieder hatten ihn schon damals eifersüchtige Grillen befallen. Ihre Scherze, ihre Liebkosungen scheuchten sie hinweg. Damals hörte er noch auf sie, ließ sich beschwichtigen, wenn es noch Zeit war — und jetzt hatte er sie verstoßen bei dem ersten schlimmen Schein — hatte sie höhnisch einem Andern zugeworfen, den er so sehr verachtete wie sie selbst: — sie mochte den Gedanken nicht ausdenken.

Eine halbe Stunde verfloß mit bleierner Langsamkeit. Immer höher schollen die Wogen und immer tiefer sank Odes Muth. Heiße Thränen entströmten noch einmal ihren Augen. Nach und nach begann die Kälte des Wassers sich ihrem Körper mitzutheilen. Dennoch seufzte sie nur:

„Er liebt mich nicht mehr —“

Und wieder verging eine Weile in grauenvoller Einsamkeit. Das Maß der Zeit hatte in der entsetzlichen Bedrängniß für Ode aufgehört, doch konnten es etwa zwanzig Minuten sein. Höher und höher stieg der dunkle Meeresgrund; schon trat der weiße Schaum der Wellen gegen ihre Brust. Der aufgegangene Mond wurde von einer Wolke verschleiert. Sie erschien dem verzweifelnden Weibe in der halben Beleuchtung wie ein Grabtuch, das sich über ihre letzten Hoffnungen breitete. Ein unendlicher, eburner Dom, nebelhaft und grenzenlos öde wie das Nordmeer, zu dem seine äußerste Wand herabzusinken schien, wölbte sich der Himmel über ihr. Odes Kniee wankten; sie sah ein, daß sie sich nicht lange mehr gegen die immer mehr herandringende Fluth würde halten können. Sie erbebte noch einmal; eifrig troch das Grauen des Todes zu ihrem Herzen — und dennoch hauchte sie:

„Hart — trotz Deiner Härte — trotz Deines grimmen Zornes — nie habe ich Dich mehr geliebt als in dieser Stunde, da ich Dich auf immer verlieren werde!“

Sie ließ das Haupt herabsinken und leiser wurde das angstvolle Pochen ihres Herzens.

„Mein Gott, verlasse mich nicht in der letzten Noth!“ murmelte sie vor sich hin.

Und noch einmal, zum letzten Male spähte sie umher, ob denn keine menschliche Hilfe von nah oder fern sich biete. Das Wasser kam noch eine Handbreit höher — Angstschweiß trat auf ihre Stirn — sie fühlte, daß ihre Füße den Grund verloren — fühlte sich von den Wellen emporgehoben.

„Ich gehe Dir voran, Hart!“ sprach es in ihr. „Wenn Du mir dereinst nachkommst, so wirst Du er-

fahren, wie ungerecht Du gegen mich gewesen bist. Möge Gott Dir verzeihen wie ich es thue!“ —

Ihre Gedanken schwanden. Weder die Tücke der Fluth noch die sonstigen Bedrängnisse der Erde ängstigten sie mehr. Sie sah nur das dunkle Fluthengrab vor sich geöffnet und verlor die Besinnung. —

Hart Duffen und sein Vater hatten gleich nach Odes Entfernung ihren Weg zu dem heimathlichen Gehöfte fortgesetzt. Sie redeten nicht weiter von dieser, sondern erzählten sich, was Alles auf den friesischen Inseln während der letzten acht Jahre geschehen war und was Hart in der Fremde erlebt hatte. Der alte Duff ging rüstig neben ihm her und war so berebt wie sein Sohn. Die Nacht des Trübisses war plötzlich von seinem Geiste genommen und verjüngte auch seinen Körper, belebte sein Auge und besflügelte seine Zunge. Klamm wurde nicht weiter von ihnen beachtet; er folgte ihnen schweigend in geringer Entfernung. Bald betreten sie das Haus.

Hart fand sich wunderbar heimisch in ihm — ein Gefühl, das er lange nicht empfunden, dessen Süßigkeit er aber früher nur zu gut gekannt hatte, wenn er nach längerer oder kürzerer Seefahrt wieder in dem Hause seiner Väter anlangte. Da war die Flur, an deren einer Seite Fischgeräthe, dicke Tauc, eiserne Hasen, hölzerne Ruder, allerlei Dinge lagen, welche zu den Wasserfahrern gebraucht wurden; neben ihr der Stall, in welchem einige Schafe gehalten wurden, welche am Tage in den spärlichen Dänenhalmen ihre Nahrung suchen mußten. Im Wohnzimmer hing die Schaluppe en miniature über der Thür von der Decke herunter, wie er sie gesehen hatte, soweit seine Erinnerungen reichten; da waren die Wandbettstellen, der hohe Schrank, die Bank an dem großen Kachelofen, die hochlehnigen Stühle von braungebeiztem Holze, der Armstuhl für den Vater mit dem von großblumigem Kattun überzogenen Kissen, die Truhen mit den blanken, meisingenen Schlössern. Hier stand ein kleinerer Tisch am Fenster, auf dem allerlei Nähgeräth lag. Der Stuhl neben ihm war halb abgerückt, als habe ihn Jemand soeben erst verlassen. Es war Odes Platz — der jetzt leer blieb. Hart stand gedankenvoll; es war in diesem Hause, auf diesem abgelegenen Erdwinkel nichts verändert; während jeder Tag ihm in der Fremde neue — oft nicht erfreuliche — Eindrücke brachte, war hier Alles nach alter Weise hergegangen. Es kam ihm vor als würden die Menschen sich sogar noch auf die nämlichen Plätze setzen, wo er sie verlassen, als sei er erst gestern von ihnen gegangen. Nun fiel sein Auge auf einen kleinen, braunpolirten Nähkasten, der auf Odes Tische stand. Er öffnete den Deckel. Im Innern desselben war sein Bild, umgeben

von Spiegelglas, zu erblicken. Er hatte es einst in Hamburg von einem Maler machen lassen, der auch manche andere Matrosen abconterseyte, hatte es in diesen Nähkästen setzen lassen und diesen seiner damaligen Braut mitgebracht. Ode hatte ein unendliches Vergnügen über dies Geschenk empfunden und ihm gesagt, daß sie es zehn Jahre lang bewahren würde, wenn er jemals so lange entfernt bliebe. Das Kunstwerk war auf ganz Aunrum als etwas nie Bekanntes angestaunt worden; er wußte damals nicht, ob ihm das Kästchen deshalb, oder weil Ode sich so sehr darüber freute, so lieb geworden war wie ein kostbares Kleinod.

Nun wandte er sich zu seinem Vater, wies auf den offenen Deckel und sagte so gleichgiltig wie es ihm möglich war:

„Ich hätte nicht gedacht, daß sie dies unnütze Spielzeug noch aufbewahrte.“

„Gewiß,“ sagte der Alte; „an jedem Abend vor dem Schlafengehen küßte sie das Bild und weinte und schluchzte oft recht sehr dazu. Sie glaubte sich unbenutzt, doch sah und hörte ich es oft, wenn die Thür nach meiner Kammer offen stand, wenn ich ihr auch nichts davon sagte. Sie hat alle Tage von Dir geredet und war vor Freude außer sich, als sie vor zwei Monaten dachte, daß Du heimgekehrt wärest.“

Hark schwieg betroffen. Dann fragte er weiter und sein Vater theilte ihm so viele Einzelheiten über alles Vorgegangene mit, wie er wissen wollte. Ein unbefangener Beobachter würde bemerkt haben, daß der alte Schiffer trotz aller anscheinenden, trübsinnigen Theilnahmlosigkeit alles Vorfällende genau bemerkt und behalten hatte. Hark hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu und immer peinlicher ward ihm die Abwesenheit seiner Frau. Endlich fragte er eifrig:

„Also sie hat Dich wiederholt gebeten, den Dänen aus dem Hause zu weisen, und ihn nur das eine Mal geherzt, als sie am Abende seiner Ankunft glaubte, daß ich der Angelante sei?“

„So ist es,“ fuhr Oluf fort. „Wenn der Fremde hier geblieben ist, wenn er mit ihr war auf allen ihren Wegen, so geschah dies nur, weil sie nicht im Stande war, ihn mit Gewalt wegzubugiren. Ihm gefiel es sehr wohl, sich ohne mühselige Arbeit von unserm Hab' und Gut zu mästen; daß er gern die Liebe der hübschen Frau in den Kauf genommen hätte, wenn sie nur hätte wollen wie er, und daß er unsere Gastfreundschaft gern durch eine Buhlschaft mit ihr vergolten hätte — ist gar keine verwunderliche Sache. Helfen konnte ich nicht, denn ich hatte kein Geld, was ich ihm auf die Reise geben konnte, und keinen Muth, mich noch um irgend etwas zu kümmern, als um die See und um die Däne.“

In Hark war das Gefühl erwacht, als habe er sei-

ner Gattin zu viel gethan. Wie um sich vor sich selbst zu entschuldigen, rief er dringend:

„Und warum sprachst Du nicht dort an der Däne als es Zeit war? Ich wäre da vielleicht anderen Sinnes geworden.“

„Das kann auch noch jetzt geschehen,“ entgegnete der Vater. „Vor dem Fremden konnte ich Dir dies Alles nicht so ausführlich mittheilen, wie hier, da wir allein auf unserm Bord sind; auch warst Du viel zu hitzig, um mir gleich zu glauben.“

Der Genannte trat in diesem Augenblicke herein. Er hatte schlan bedacht, daß er die aufgeregte Stimmung des Angelanten gleich benutzen wolle, um seine besonderen Absichten zu erreichen. Bei seinem Anblick erhob sich der Dämon der Eifersucht wieder in Harks Brust.

„Ich habe bedacht,“ hob Klimm mit heitrem Stirn und im aufgeweckten Tone an, daß ich sehr gut das Schiff benutzen könnte, auf welchem ihr gekommen seid, Hark Oluffen. Wenn ihr mir gleich die tausend Bankthaler auszahlen wollt, so will ich morgen nach Föhr gehen und mich an Bord begeben, um bald möglichst abzufahren. Für Euer hübsches Weibchen werde ich gleichfalls leicht ein Plätzchen auf dem Schiffe erhalten. Da nun wohl nicht mehr Raum in diesem Hause für mich ist, so will ich sogleich ins Dorf gehen und dort die Nacht bleiben.“

Hark zog den funkelnden Ring vom Finger und warf ihn auf den Tisch. Klimms gierige Blicke bemerkten Diamanten vom reinsten Wasser daran.

„Dieser Ring ist mehrere Tausende werth,“ sprach der heimgekehrte Insulaner. „Er kann der Deinige werden, wenn Du die Wahrheit sprichst. Mein Vater hat mir so eben ein unparteiisches Zeugniß über all Euer Thun und Treiben hier abgelegt; ich werde auch mein Weib noch einmal vernehmen. Wenn Dein Wort mit Allem was ich erfahre, übereinstimmt, so geh' mit dem Ringe fort bis auf Rimmerwiederkommen; wenn Du lügst, so hat jetzt Deine letzte Stunde geschlagen. Bekenne die Wahrheit oder stirb!“

Hiermit erfaßte er mit eisernem Griffe die Kehle des Dänen; zugleich hatte er eine Pistole, deren Hahn aufgezo-gen war, unter seiner Weste hervorgezogen, und ihre Mündung auf Klimm's Stirn gesetzt. Dieser zitterte an allen Gliedern und wagte es nicht sich zu rühren; sein Antlitz erbleichte in der Todesfurcht.

„Die Wahrheit,“ donnerte Hark weiter mit tiefgerunzelter Stirn, „oder ich jage Dir eine Kugel durch den Kopf! Hast Du unerlaubte Buhlschaft mit meinem Weibe getrieben?“

„Nein,“ stammelte Klimm.

„So widerstand sie Deiner schändlichen Lockung?“

„Ja,“ ächzte der Knieende, „sie hat mich wiederholt mit harten Worten und kaltem Wesen abgewiesen und

mir gedroht, daß sie die Insel ganz verlassen wolle, um mir zu entgehen. Sie wollte von keinem Andern etwas wissen als von ihrem Ehemanne."

"So war es eine elende Ruhmredigkeit von Dir, wenn Du gegen die andern Männer von Amrum von ihrer Liebe zu Dir prahltest?"

"Ja," seufzte Klimm, "es war Alles Lüge und Eitelkeit!"

"Es ist genug," sprach Hart, "Dein Leben sei Dir geschenkt. Geh' fort und laß Dich nie wieder unter ehrlichen Männern bliden."

Er ließ ihn frei und zog die Pistole zurück. Klimm sprang auf seine Füße, griff nach dem Ringe und lief aus dem Zimmer. Hart kehrte sich um zu seinem Vater, welcher ganz ruhig daneben gestanden hatte, zeigte auf seine Pistole und sagte kurz:

"Ich habe dort drüben bei den Türken gelernt, wie man am Besten mit solchen elenden Memmen fertig wird."

(Schluß folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die Moden behalten die Tendenz immer mehr herrenhaft zu werden. Wenn man nach gewissen eleganten Tonangeberinnen gehen wollte, könnte man die jetzigen Anzüge der Damen für Verkleidungen halten, denn man sieht bei ihnen nur Balletots, die ganz wie die der Herren aussehen, Jäckchen wie jene der Reiter oder Postillone, Westen, Herrencravatten und endlich gar Stiefeln. Kurz die neuen Moden sind sehr excentrisch und so, daß sie noch vor einigen Jahren Erstaunen und Entsetzen erregt haben würden. Dazu kommt, daß man den Auspuß sowohl auf den Hüten als auf Kleidern massenhaft anbringt, als wollte oder müßte man da von allem etwas haben. Dabei herrscht das Schottische, die Chenille und die Posamentirarbeit vor. Zusammen sieht das bisweilen recht hübsch aus, im Ganzen aber meist geschmacklos. Sonst trug man meist einfarbige Anzüge und sie sahen gar schön und reich aus.

Die bevorzugtesten Kleider der jetzigen Saison sind unbestritten die schottischen und man muß allerdings gestehen, daß es einige sehr hübsche giebt. Wir sahen z. B. eines von havannabraunem Taffet, das unten herum einen Streifen schottischen Sammets hatte, über dem eine feine Schnur hinlief. Die fast ganz engen Ärmel hatten oben an der Achsel und unten schottischen Sammetbesatz, wie das Leibchen mit schottischen Knöpfen zugemacht war.

Wie wir vor Kurzem schon einmal erwähnten,

scheint die Mode der Schößchen zurückzukehren. Sie sind indessen vorläufig noch sehr klein oder, in einzelnen Fällen, ungewöhnlich groß. Namentlich bemerkt man sie an den sogenannten Gabriele-Kleidern, die bekanntlich aus einem einzigen Stück geschnitten sind und die man auch Prinzessin-, Eugenie- oder Kaiserreichkleider nennt, die ihren eigentlichen (Gabriele) Namen von der schönen Gabriele, der Geliebten des Königs Heinrich IV., haben.

Ein andres schönes neues Kleid ist von pensée Taffet mit vorn sehr weitem Kocke, der sächerartig nach hinten fällt und eine kleine Schleppe bildet. Unten hat es einen Volant mit einer schwarzen Chenilleschnur mit kleinen Troddel darüber. Das Leibchen bildet eine Weste und ein Sennoritta-Jäckchen und ist ähnlich wie der Kock ausgepußt.

Die Hüte haben meist einen weichen, d. h. nicht gespannten Kopf und sind nicht so hoch vorn wie sonst, dagegen oben viel breiter. An einem Hute von weißem Atlas bemerkten wir vorn auf dem Schirme eine kleine Maria-Stuart-Schneppe von schwarzem Sammet, die in einer Franse von rosa Chenille mit schwarzen Perlen endigte. Der Bart war von rosa Sammet und die Bindebänder ebenso, aber mit einer kleinen Bandruche eingefast. Unter dem Schirme, um die Stirn, drei Rosen mit einigen Knospen und auf denselben Thautropfen und ein glänzendes Insect. Solche Blumen mit diamantenartig schimmernden Insecten trägt man überhaupt sehr häufig.

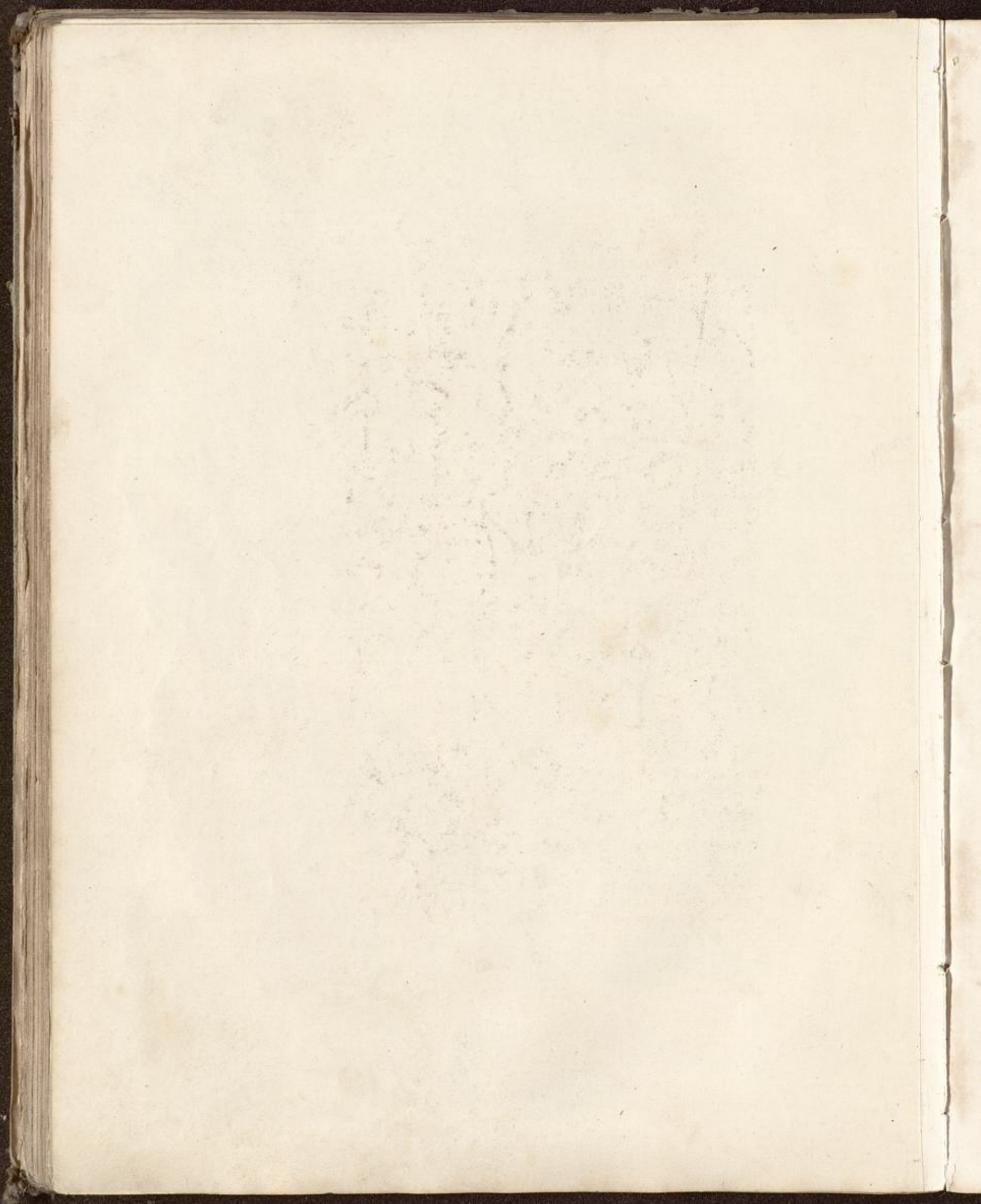
Neuerdings sind sehr kleine Hüte zum Vorschein gekommen, sie haben aber bisher nicht allgemein Beifall gefunden. Die Jäckchen erhalten sich in immer wachsender Gunst und man giebt ihnen je nach kleinen Schnittverschiedenheiten verschiedene Namen wie Lancier-, Spahis-, Cora-, Figaro-, Ludwig XV. oder amerikanisches Jäckchen. Alle werden mit Posament ausgepußt, mit Perlenfransen, mit Chenillefransen etc.

Man hat auch bereits manche Pelz- oder polnische Röcke gesehen, die von Sammet oder Tuch und mit Astrachan oder Marder besetzt sind. Solche Kleider haben eine Casaque-Taille und ihr Auspuß besteht außer dem Pelz nur in Schnuren oder Oliven. Pelzbesatz und zwar schmalen trägt man auch an Mänteln von Sammet etc. Selbst Boas sieht man wieder, die man seit vielen Jahren ganz aufgegeben hatte. Jetzt sucht man sie wieder hervor, weil sie recht gut zu dem schmalen Pelzbesatz passen.

Daß man sich bereits mit Soirée- und Ballkleidern beschäftigt, versteht sich wohl von selbst. Wir sahen ein solches Kleid von rosa Krepp über einem Kocke von rosa Taffet. Der Krepprock hatte unten eine sehr dichte Ruche von Taffet; eine kurze vorn offene und rundlich geschnittene Tunica fiel bis in die Mitte des Kockes. Sie war von rosa Taffet mit einem Volant von weißer Blende. Das Leibchen war von gebauschtem Krepp mit



ALL RIGHTS RESERVED. PHOTOGRAPHY BY G. H. W. & CO.



Schneppe und hatte eine Berthe von Taffet und Blonde. Die Aermel waren ebenfalls von Krepp mit Blondenvolants und Postillonshleifen von rosa Taffet.

Die Tarlatankleider sollen zu Vällen die beliebtesten werden.

Die Kopspuße sind diademartig angebracht, werden dünner nach den Seiten zu und fallen endlich schwach und lang auf den Hals herunter. Damen, welche derartige schöne Kopspuße nicht kleiden, wählen dafür einige einzelne Büschel, welche in den zahllosen Haarschalen angebracht werden, aus denen die jetzt modischen Haarpuße bestehen.

In den Anzügen der Kinder macht sich bis jetzt durchaus nichts Neues bemerklich.

Modenblatt № 2.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Kopspuße von Blättern und Blumen in einem dichten Büschel über der Stirn; Kleid von Illusionstülle über einem durchscheinenden von Taffet mit ausgeschnittenem Leibchen, das Tragbänder in Bäuschchen hat, die zu beiden Seiten einen Volant haben und mit ganz schmalen Sammetbändchen besetzt sind; in der Mitte ein weißes Taffetlätzchen mit einem Bouquet gleich dem Kopspuße; kurze weiße Bauschärmel; unten auf dem Rocke zwei in dicke Falten genommene Volants mit einem breiten Bausch darüber, der oben und unten einen ganz schmalen Volant hat und mit schmalen Sammetbändchen besetzt ist; von dem Gürtel aus, auf beiden Seiten, zwei nach unten laufende Bäuschchen gleich dem über den Volants unten; halblange weiße Glacéhandschuhe und breite goldene Armreifen; Schuhe.

2. Haarpuße mit sehr tief fallendem Chignon und einem ebenfalls tief sitzenden goldenen Kamme, ganz vorn über der Stirn dagegen ein Büschel von Grün und Blumen; Kleid von Tülle über einem farbigen Unterkleide, das unten mehrere Bäuschchenbesetzungen hat, welche die Stelle von Volants vertreten; das weiße Leibchen tief ausgeschnitten mit einer Bäuschchenberthe, an der sich eine weiße Spitze befindet und die auf den Achseln von einer farbigen Schmetterlingschleife gehalten wird; eine eben solche Schleife in der Mitte der Brust und unter derselben eine nach unten sich senkende geschlängelte weiße Feder; kurze Puffärmel; der weiße Rock mit einem Bausch und einer breiten weißen Spitze garnirt und vorn durch eine große farbige Schmetterlingschleife, eine fächerartige Spitze und eine große gedrehte weiße Feder aufgenom-

men; halblange weiße Glacéhandschuhe; breite goldne Armbänder; Fächer; Schuhe.

3. Haarpuße mit einem Büschel gelber Blumen vorn über der Stirn; Kleid von gelbem Atlas mit faltigem ausgeschnittenem Leibchen, statt der Aermel eine etwas dunklerfarbige große Schleife von Taffet mit gefranseten Enden; sehr langer schärpenartiger Gürtel von Taffet; halblange weiße Glacéhandschuhe und goldene Armreifen; Schuhe.

4. Modisches Häubchen mit einer Art Bart wie an den Hüten und Auspuße über der Stirn von Spitzen und Blumen; Rock von grauer Seide mit ziemlich großem verschlungenem Posamentspitzenbesatz; Fächer von schwarzem Sammet mit Kragen und Aermelbesatz von rothem Sammet; eben solcher westenartiger Gürtel mit goldenen Knöpfen und Chemisette mit kleinem Cravatentuch; geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

5. Kopspuße mit Perlen und Band; großer Ball-Burnuß von blauer Seide, auf den Achseln mit schwarzen Schmelzperlen und Posament, am Halse durch eine dicke Chenille-Schnur zusammengehalten, unten herum mit einer breiten Chenillefranse; der ganze Burnuß mit weißer Seide gefüttert.

Stahlsich № 2.

Smithsonian Institution.

(Nach einer Photographie.)

Eine der großartigsten Anstalten in Amerika und eines der prächtigsten Gebäude in Washington ist die sogenannte Smithsonian Institution. Der Bau ist in bastard-gothischem Geschmack von rothem Stein aufgeführt und an sich nicht häßlich. Er hat eine hübsche normanische Pforte und kleine lombardisch-gothische Einzelheiten. Darin finden sich aber Fenster, welche gar nicht dazu passen, wie auch die Thürme mit den hohen Zinnen. Das Gebäude, das sehr viel Geld kostete, wurde der Stadt durch einen Engländer James Smithson geschenkt und dient zu Museen und Vorlesungen. Smithson setzte aber außerdem auch noch ein bedeutendes Capital aus, von dessen Zinsen wissenschaftliche Reisen unternommen und wissenschaftliche Werke gedruckt werden, die man an alle öffentlichen Bibliotheken in der Welt verschenkt.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nebmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

„Vitaline“.

Untrüglichstes, bestes, billigstes Mittel
zur Lebens-Erhaltung des Haupthaars.

Der Verlust des Haupthaars ist ein leider weit verbreitetes, sowohl die Gesundheit als auch die äußere Erscheinung des Menschen schwer benachteiligendes Uebel, dem aber vorzubeugen und in den meisten Fällen auch abzuwehren ist, wenn man sich des richtigen Mittels bedient. Als solches ist die **Vitaline** mit vollem Rechte zu empfehlen. Sie ist ärztlich geprüft und durch hundertfältige schriftliche Zeugnisse, welche zu Jedermanns Einsicht vorliegen, auch in ihrer fast wunderbaren Wirkung zur unumstößlichen Thatsache erhoben. Mehr wollen wir zur Empfehlung der **Vitaline** nicht sagen, sondern nur zur versuchsweisen alfeitigen Benutzung derselben hiermit auffordern, ihrer Anerkennung sind wir dann gewiß. **Preis per Flacon à 15 Ngr., 1 Thlr. und 2 Thlr.**

Leipzig.

Mietzner's Erben.

Depôts der **Vitaline** befinden sich bei:

Mietzner's Erben
B. Dies } in Leipzig,
C. W. Werl }
H. Besser in Dresden,
Otto Lord in Altenburg,
Ernst Warltz in Gera,
L. W. Eggers in Breslau,
A. Send in Meerane,
Wohrenapothek in Glauchau,
Könige in Manheim,
S. Töngler in Köln,
A. Klaar in Wien,

C. Scheruboffer in Pest,
J. E. Becker in Temeswar,
D. Zander in Neustrelitz,
F. Formann in Neubrandenburg,
C. F. Rasch in Bremen,
Alb. Eid in Nordhausen,
Coiffeur Mehnert in Halle a. S.
August Niesel in Dessau,
C. Madlot in Carlsruhe,
P. S. Schaffner in Constanz,
H. Hald in Hamburg,
Louis Schrenker in Görlitz.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe als Erzieher.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Väter und Mütter, denen die Erziehung ihrer Kinder als heilige Angelegenheit, als wichtigste Aufgabe des Familienlebens gilt, finden hier eine uner schöpfbare Fundgrube der Anregung, des Rathes und der Hilfe. Der Herausgeber, „selbst ein erziehungsfreudiger Mann und Vater“, hat, zunächst für sich und die Seinen, aus Goethe's mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen alle Aussprüche gesammelt, die sich auf die geistige und sittliche Bildung des Menschen beziehen, und wünscht nun die von ihm gesammelten Schätze, mit erläuternden Zusätzen versehen, auch in die Häuser anderer Familien einzuführen.

Privat-Entbindungs-Anstalt

für Damen gebildeten Standes, unter Garantie der strengsten Verschwiegenheit, in der Familie eines erfahrenen Arztes. Portofreie Aufträge werden unter Chiffre O. M. 105. poste restante Lehrte bei Hannover erbeten.

Die Allgemeine Musikalische Zeitung,

Neue Folge, redigirt von S. Bagge.

beginnt mit Neujahr 1864 ihren zweiten Jahrgang und wird treu den ausgesprochenen Grundsätzen, den Interessen ihres Leserkreises immer reichere Befriedigung zu gewähren suchen. — Das Blatt erscheint wöchentlich ein Mal (Mittwochs) und kostet jährlich 5 1/2 Thlr., welche vierteljährlich mit 1 1/2 Thlr. pränumerirt werden. — Neu eintretende Abonnenten erhalten den ersten Jahrgang zur Hälfte des Preises, also für 2 Thlr. 20 Ngr. — Alle Postanstalten, Buch- und Musikhandlungen nehmen Bestellungen an. Probenummern werden unentgeltlich ausgegeben.

Leipzig, 15. December 1863.

Breitkopf & Härtel.

Bei **Wolfgang Gerhard** in Leipzig ist erschienen:

100 neueste Pariser Cotillontanzen von Cellarius, Lehrer der Tanzkunst in Paris. Preis: 10 Ngr.

In **Baumgärtner's Buchhandlung** zu Leipzig ist erschienen:

Die

Trichinenkrankheit,

zur

Beruhigung und Belehrung

allgemein faßlich dargestellt
von

Oscar Meyher,
Dr. med. et chir.

8. broch. Preis 5 Ngr.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Die Schiffer von Amrum.

Eine wahre Geschichte aus Schleswig.

Von M. N.

(Schluß.)

„Du bist am Schnellsten zum Ziele gekommen, es war ganz gut so,“ sagte der alte Schiffer gleichmäßig, während sein Sohn die Pistole zur Seite legte. Als sei gar nichts Außerordentliches vorgefallen, ging Oluf dann zur Thür und rief, man möge etwas zum Abendessen bringen. Bald darauf trat die Magd mit dem Gewünschten herein.

„Wo ist die Wirthin?“ (Frau des Hauses) fragte Harl.

„Sie wird auf Fähr bei Volkert Jansen sein,“ antwortete Wabe.

„Wann sahst Du sie zuletzt?“

„Sie begegnete mir hier unten im Dorfe und nahm mir den Korb und die Kleider ab, welche dem Dhm gehörten. Sie wird den Weg über die Watten genommen haben.“

„Aber die Fluth kommt mächtig heran,“ rief Harl schnell, „sie wird nicht mehr durchkommen.“

„So wird sie umgekehrt sein,“ sagte Wabe.

„Ich glaube nicht,“ sprach der alte Schiffer kopfschüttelnd. „Sie wird vor dem Dänen geflohen sein und fürchten, von ihm gelapert zu werden, wenn sie gleich zurückläme. Wenn die einmal im Fahrwasser ist, so segelt sie fort, wenn der Wind auch ganz conträr wird.“

Harl mußte die Wahrheit dieser Bemerkung zugeben, wenn er sich der Eigenthümlichkeiten des Charakters seiner Frau erinnerte.

„Und ich habe sie in die Fluth getrieben,“ war sein zweiter Gedanke. Dann sagte er kurz:

„Ich will ins Dorf gehen und fragen, ob man sie dort hat wiederkommen sehen.“

„Ich gehe mit Dir,“ sprach der Alte. „Zwei können besser gegen die Fluth rudern als Einer.“

Ihre Nachforschungen hatten nur das von Oluf

erwartete Ergebnis. Der Fischer Boy Henner hatte von fern gesehen, wie sie die Watten betrat und sich dann nicht weiter um sie gekümmert. Zurückgekehrt ins Dorf war sie nicht, denn Keiner wußte dort etwas von ihr.

„Es sind zwei Stunden, seit ich sie von mir trieb,“ sagte Harl sich, „sie muß mitten im Wasser sein.“

Wessel Griebel erbot sich, ihnen seine Jolle zu leihen, wenn sie hinausfahren wollten, um sie zu suchen. Sie würden sie etwa hundert Schritte von den Watten in der Bucht am Strande finden. Nicht lange, so saßen der Sohn und der Vater in der Jolle. Harl führte noch heute so rüstig die Ruder wie er es als Jüngling gethan. Weit und breit war kein auffallender Gegenstand auf dem Meere bemerklich. „Wir müssen immer in der Nähe der Watten bleiben,“ sagte der alte Schiffer. „Wenn sie nicht weggeschwemmt ist, so wird sie sich auf die höchste Klippe gestellt haben. Ob sie der Fluth widerstehen kann, weiß ich nicht.“

„Und wenn sie fortgetrieben ist, so habe ich ihren Tod auf meiner Seele,“ war jetzt Harls Gedanke, indem er immer eifriger ruderte. Durch das emsige Arbeiten suchte er die quälenden Gefühle zu betäuben. Das halbe Licht des Mondes begünstigte die Fahrt vom Anfange an. Allmählig trat das nächtliche Gestirn mehr und mehr hervor. Harl konnte nunmehr denken, wie unendlich er sein Weib geliebt hatte, mit welcher Inbrunst er stets ihrer in der Ferne gedachte, wie die gewonnenen Reichthümer nur Werth für ihn hatten, weil er sie mit ihr und seinem Vater theilen wollte, wie entsetzlich ihm die Zukunft ohne sie sein würde. „Und ich bin durch meine Heftigkeit ihr Mörder!“ tönte es immer wieder in ihm, während der Angstschweiß von seiner Stirn perlte.

„Willst Du ein Schlüßchen zur Erwärmung?“ fragte sein Vater, indem er die Rumflasche hervorzog, die er wohlweislich aus dem Wandschrank mitgenommen hatte.

„Ich mag nicht,“ antwortete Harl.

In der Nähe der Watten war so wenig etwas zu bemerken wie am Strande. Keine der Sandbänke war mehr zu erblicken; alle wiesen sich überschwemmt. Der Mond leuchtete jetzt noch heller. Harl sah nur das liebliche, rosige Antlitz seiner Frau, wie es ihm vor Jah-

ren entgegengelächelt hatte, wenn er über die See daherruderte, oder er rief sich zurück, wie sie fröhlichen Muthes an seinem Arme hing, wenn er mit ihr über diese heute so verderblichen Watten wanderte, wie ihr Geplauder ihm den Weg um die Hälfte verkürzte. Immer noch gewahrte er nichts von ihr.

„Wenn sie auf dem höchsten Riff stände, so würde sie ihr Tuch abnehmen und es als Nothflagge wehen lassen,“ murmelte er halblaut. „Wir sind nahe genug, um von ihr gesehen zu werden.“

„Sie ist nicht dort,“ sprach sein Vater einige Minuten später. „Kein trockner Punkt ist irgendwo mehr zu erblicken; alle Sandbänke sind überfluthet.“

„Also verloren, unwiederbringlich verloren!“ stöhnte Harf, indem er zurücksauf und zum ersten Male die Ruder still hielt.

„Was schwimmt dort heran?“ rief der Alte, nach der andern Seite blickend. „Ein dunkler Körper treibt auf uns zu — hier herum gesteuert, Harf — gut, daß Du die Ruder einziehst — es ist ein menschliches Wesen — ein Weib — ich habe sie gefaßt — hilf mir sie ins Boot ziehen, Harf — damit sie uns nicht wieder forttreibt!“

Harf ließ sich nicht zum zweiten Male rufen. Schnell legte er die Ruder nieder, warf sich neben seinem Vater auf die Kniee und zog das Weib über den Rand des Bootes. Die Tücher waren von ihrem Haupte entfernt, ihr Antlitz frei. Jeder Zweifel schwand — es war Ode, kalt und steif wie eine Ertrunkene. —

Harf streckte schweigend seine Hand aus nach der Flasche, welche sein Vater abermals aus der Tasche zog. Er rieb Odes Stirn mit dem feurigen Trank, dann ihre Schläfen und ihre Brust — er nahm sie in seine Arme und hauchte seinen Athem über ihre farblosen Lippen. Der alte Oluf hatte die Ruder in die Hand genommen, auch ging die Fahrt nach dem Strande leichter als die erste auf die See hinaus. Fast hatten sie das Ufer wieder gewonnen, als Harf fühlte, wie Odes Herz leise zu pochen begann. Dann regten sich ihre Lippen — ein unsägliches Entzücken erfaßte den verzweifelnden Gatten — sein Weib, das er nie noch so heiß geliebt hatte wie jetzt — kehrte ins Leben zurück.

Nun schlug sie die Augen auf — o welch' einen Himmel voll Seligkeit sah Harf in ihnen! — Sie gewahrte ihn über sich gebeugt, sie fühlte seine heiße Thräne auf ihrer Wange — und die Erinnerung des Geschehenen wachte wieder mit ihr auf.

„Harf,“ flüsterte sie, „ich bin unschuldig — so wahr Gott lebt!“

„Du bist es,“ erwiderte er, „ich allein bin der Schuldige; vergieb mir und sei wieder ein liebes, trautes Weib.“

Der Schluß unserer Erzählung ist bald hinzugefügt. Ode erholte sich schnell unter der sorgsamten Pflege ihres Gatten, der durch verdoppelte Beweise der Liebe den kurzen, schweren Irrthum wieder gut zu machen strebte. Die Liebe ist langmüthig und deckt des Nächsten Fehler zu. Ode verzieh ihm nur zu gern und freute sich ungetrübt des wiedergewonnenen Glücks. Wenige Jahre nur mehr waren der irdischen Laufbahn des alten Oluf bestimmt. Als sie ihn eines Morgens todt in seinem Bette gefunden hatten, verließen sie bald darauf den öden Sand von Amrum, um sich in Hamburg niederzulassen und dort von dem von Harf in Afrika gewonnenen Vermögen ein fröhliches Leben zu führen.

Von dem Dänen Klimm sahen sie nichts wieder. Er hatte es für das Gerathenste gehalten, sich so unmerklich wie möglich zu entfernen. Er war wirklich am folgenden Tage nach Köhr gefahren, hatte sich dort nach Husum und dann nach Seeland eingeschifft. Hier ging seine Spur verloren, nach welcher auch weiter nicht dringend-geforscht wurde.

Der seidene Hut.

Novelle

„Zehn Thaler verlangen Sie? Das ist viel — aber der Hut ist sehr hübsch!“ sagte Camilla Winterstein zu Frau Bassenge, der Besitzerin eines großen Modewaaren-Magazins.

„Er kleidet Sie entzückend, Fräulein Winterstein.“

„Ich würde ihn gern kaufen; aber zeigen Sie mir noch einmal jenen Strohhut! Hätte ich nur den weißen seidenen nicht gesehen, so würde mir dieser vielleicht gefallen. Was kostete er doch?“

„Allerdings nur fünf Thaler — aber es ist auch kein Hut zu guter Toilette.“

„Das sehe ich wohl — indessen ist der Unterschied im Preise so bedeutend.“

„Fünf, Thaler, mehr nicht. Und dafür haben Sie hier einen sehr eleganten Hut, Pariser Modell, das ich nicht unter zwölf Thaler verkaufen würde, wenn Sie mich nicht schon so lange mit Ihrer Kundschaft beehrten. Ich habe Ihnen den Preis sehr niedrig gestellt, und wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte . . .“

„Er ist reizend! Ganz allerliebste und so angenehm zu tragen. — Aber mein Papa hat mir nur fünf Thaler bewilligt und ich darf nicht soweit über diese Summe hinausgehen. — Diese Blumen im Schirme kleiden so

gut — aber ich muß mich doch für den Strohhut entscheiden!“

„Lassen Sie mich Ihnen einen Vorschlag machen, Fräulein Winterstein. Es liegt mir selbst daran, daß gerade Sie den Hut tragen, denn er ist wie für Sie gemacht. Und sehen Sie die Seide an — sie wird sich ausgezeichnet tragen. Und diese Blumen, echte französische Blumen, die ich lange nicht so schön gehabt habe. — Wenn es Ihnen recht ist, will ich den Hut auf der Rechnung nur mit fünf Thaler ansetzen — Sie bezahlen mir den Rest, wenn es Ihnen einmal paßt.“

„Darauf würde ich gern eingehen — der wunderhübsche Hut ist mit zehn Thaler wirklich nicht zu theuer bezahlt — aber . . .“

„Er kostet mich selbst mehr, bestes Fräulein,“ versicherte die Dame. „Ich darf Ihnen also das charmante Hütchen schicken! — Wollen Sie nicht erlauben, daß ich auch die Spitzenpelz beilege, die Ihnen vorhin so gut gefiel, sowie die dazu passenden Aermel? Ich brauche diese Sachen wirklich Niemanden aufzudrängen, sie empfehlen sich ganz von selbst, sowohl durch ihre Eleganz und Güte, wie durch den sehr billigen Preis — aber ich möchte sie Ihnen empfehlen, Fräulein Winterstein, weil sich nicht oft so vortheilhafte Einkäufe machen lassen. Sie sagten mir, glaube ich, daß Sie beabsichtigen, auf einige Zeit zu Ihrer Frau Tante nach B. zu gehen; dort werden Sie die Sachen brauchen, denn man giebt dort etwas auf gute Toilette.“

Camilla schwankte. Die Frau, welche schwankt, ist aber in der Regel schon verloren. Die Versuchung war auch allzu mächtig! Die angepriesenen Gegenstände waren in der That hübsch und nicht theuer. Dabei hatte Camilla, wie alljährlich, so auch in der nächsten Zeit ein Geburtstagsgeschenk an Geld von ihrer Tante zu erwarten — davon konnte sie ja die Rechnung bezahlen! — Freilich warnte sie eine innere Stimme ihren Vater zu täuschen und hinter seinem Rücken ein Conto bei Frau Bassenge anzulegen — aber der Wunsch jene allerliebsten Sachen zu besitzen drängte diese Bedenken nach und nach in den Hintergrund und gegen ihr eigenes besseres Gefühl ging sie endlich auf den Vorschlag der Modewaarenhändlerin ein. Giebt es doch Frauen von reiferem Urtheil, ja Familienmütter, die sich nicht scheuen in ähnlichen Fällen ganz ähnlich zu handeln. Wie Viele versichern ihre Männer zu lieben, ja anzubeten, während sie sich in frivoler Putsucht in Schulden stürzen, deren Last doch schließlich auf die Schultern des Mannes fällt und in tausenden von Fällen Glück und Wohlstand der Familie vernichtet. Wie Viele führen das Wort Wahrheit täglich im Munde und rügen jedes Vergehen gegen diese Tugend an ihren Untergebenen mit Härte, während sie selbst ihr Leben zu einem Gewebe

von Lüge und Falschheit machen, weil sie nicht im Stande sind, sich ein entbehrliches seidenes Kleid zu versagen.

Camilla Winterstein, mit der wir unsere Leser nach dieser kleinen Abschweifung näher bekannt machen wollen, war die einzige Tochter eines angesehenen Kaufmanns. Sie hatte ihre Mutter frühzeitig verloren und führte schon seit mehreren Jahren den Haushalt ihres Vaters, der leider zu jener sehr zahlreichen Klasse von Geschäftsleuten gehörte, welche ihr Ansehen nur noch dem äußern Schein verdanken.

Justus Winterstein war früher ein vermögender Mann gewesen. Unverschuldetes Mißgeschick hatte seine Verhältnisse zerrüttet, aber er hatte es bis dahin meisterlich verstanden seine Lage vor Jedermanns Augen zu verbergen. Er wußte recht gut, daß seine erprobte Rechtlichkeit und Solidität nicht genügte, ihm das Vertrauen seiner Geschäftsfreunde zu retten, dessen er jetzt mehr bedurfte als je, sondern daß dazu vor Allem ein gewisser Anstrich von Wohlhabenheit nöthig war. Nur eine streng geregelte Sparsamkeit machte es ihm möglich, diesen äußeren Anstrich aufrecht zu erhalten und Camilla hatte bis jetzt ihren Vater darin auf das Treulichste unterstützt. Winterstein war stolz auf die Wirtschaftskünste seiner Tochter, die das beinahe Unmögliche möglich zu machen wußte. Ein gebildeter Geschmack und ein feines Gefühl für das Passende kamen ihr dabei vortrefflich zu statten. Der ganze Haushalt war so gut eingerichtet, so durchaus anständig in der Form, daß Niemand ahnen konnte, mit welchen geringen Mitteln derselbe erhalten wurde. Winterstein selbst hatte für die Führung seines Haushalts nur einen einzigen Grundsatz aufgestellt, von dem er unter keiner Bedingung eine Abweichung duldete. Es durfte nicht das Mindeste auf Rechnung genommen werden — übrigens gab er Camilla vollständige Freiheit zu schalten und walten, wie sie immer wollte.

Die Brüder Camillas waren bereits erwachsen und hatten eben die ersten Schritte in der Welt gethan. Es kam auch für sie jetzt Alles darauf an, daß der Vater seine geachtete Firma aufrecht erhielt, denn leider bemißt man den Charakter und die Fähigkeiten eines jungen Mannes oft nicht nach dem, was er selbst thut und leistet, sondern nach dem größern oder geringern Erfolg, welchen seine Familie auf eine oder die andere Weise in der Welt zu erreichen vermochte. „Die Welt richtet nach dem, was sie sieht,“ pflegte Winterstein zu sagen — und wenn er auch nicht den Versuch machte für einen reichen Mann zu gelten, so gab er sich doch Mühe zu verbergen, bis zu welchem Grade seine Lage beschränkt war und das gelang ihm vollkommen.

„Du hast da einen sehr hübschen Hut, Camilla,“ sagte er eines Tages. „Ich hoffe, Du bist nicht über

den Preis hinausgegangen, über den wir uns geeinigt hatten?"

„Nur um eine Kleinigkeit,“ erwiderte Camilla, indem sie einer directen Lüge auszuweichen suchte, obwohl sie wußte, daß fünf Thaler in diesem Falle keine Kleinigkeit war — und verlegen erröthend fuhr sie fort: „Ich glaube, daß ich sehr vortheilhaft gekauft habe, denn Frau Bassenge versicherte, daß ich den Hut sehr gut zwei Jahr tragen könnte.“

„Nun, nun, sieh nur nicht gleich so unglücklich aus,“ sagte Winterstein. „Es kommt auf einige Groschen nicht an, aber es wäre mir lieber gewesen, Du hättest einen weniger brillanten Hut gewählt, denn Du weißt, daß mich in letzter Zeit mehrere Verluste betroffen haben und ich fürchte, daß Deine Eleganz dem lieben Nächsten Veranlassung zu Bemerkungen geben könnte.“

Camilla brach in Thränen aus, aber sie wagte nicht ihren Fehler zu gestehen.

„Gräme Dich nur nicht, Kind,“ fuhr Winterstein beruhigend fort. „Ich hätte die Bemerkung vielleicht gar nicht gemacht, aber ich muß Dir sagen, daß ich in letzter Zeit Onkel Friedrichs Kasse habe in Anspruch nehmen müssen, um einige größere Ausgaben für Deine Brüder zu bestreiten. Es ist mir bis jetzt unmöglich gewesen die kleine Summe zurückzuerstatten — und ich theile Dir das mit, damit Du Dich ein Wenig nach des Onkels und der Tante Ansichten von Einfachheit richten kannst. Indessen habe ich jetzt Einschränkungen vorgenommen, welche bald Alles wieder ins richtige Gleis bringen werden. Ich habe z. B. einen Theil meines zu großen Geschäftslocals aufgegeben und werde von jetzt an im Zimmer des Buchhalters arbeiten.“

„O, Papa, der Mangel eines eigenen Zimmers wird Dir sehr un bequem sein!“

„Es ist nicht so schlimm, Kind, wie Du meinst. Ich erspare dadurch zugleich die Heizung eines Zimmers, das ich überhaupt nicht mehr brauche, da ich Harter, den Buchhalter, habe gehen lassen.“

„Wie, Harter hat das Geschäft verlassen?“

„Ja, Kind. Ich finde, daß ich auch ohne ihn fertig werden kann — namentlich wenn ich etwas Arbeit für den Abend mit nach Hause nehme. Bis sich die Verhältnisse ein wenig günstiger gestaltet haben, müssen wir eben sparen, wo sich nur sparen läßt. Freilich mit Vorsicht, denn obgleich ich nicht ruinirt bin, so könnte ich es doch werden, wenn meine augenblickliche Verlegenheit bekannt würde.“

Die arme Camilla war außer sich. Gerade jetzt, wo die äußerste Einschränkung noth that, wo ihr Vater sich jeden Comfort versagte und seine Anstrengungen verdoppelte — gerade jetzt hatte sie sich in eine Geldverlegenheit gestürzt, die an und für sich freilich unbedeu-

tend war, die ihr aber dennoch wie ein Gewissensbiß auf der Seele lag — und Alles das um überflüssiger, leicht zu entbehrender Dinge willen. Sie hätte gern den unglücklichen Hut zurückgegeben, aber sie hatte ihn bereits getragen und um Wiederannahme der übrigen Sachen wagte sie eben so wenig zu bitten, denn sie hatte das ganz richtige Gefühl, daß Frau Bassenge trotz ihres geschmeidigen Wesens dennoch in nichts willigen würde, was gegen ihren Vortheil wäre. Die Rechnung hatte übrigens, als die Sendung aus der Modewaarenhandlung angekommen war, nicht beigelegt und Camilla erwartete sie mit Zittern und Zagen, denn Frau Bassenge hatte, „um den Anzug zu complettiren“, noch einen Spitzenschleier und einige unentbehrliche Schleifen hinzugesügt, die, wie sie durch ihren Boten sagen ließ, zwar nicht bestellt, aber eine pure Kleinigkeit wären.

Camilla wagte auch diese Kleinigkeit nicht zurückzusenden, denn nachdem sie einmal der Versuchung unterlegen war und darein gewilligt hatte, ein laufendes Conto bei Frau Bassenge anzulegen, hoffte sie, daß diese die ganze Summe notiren würde, und hatte die fünf Thaler, welche ursprünglich für den Hut bestimmt waren, für andere nicht gerade nothwendige, aber doch wünschenswerthe Dinge ausgegeben, denn Camilla war jung und hatte so selten Geld für jene kleinen Bedürfnisse des Lebens, welche namentlich den Frauen fast unentbehrlich erscheinen.

Nach ihres Vaters Eröffnungen verloren freilich alle diese Dinge, sowie der anfänglich so sehr bewunderte Hut allen Reiz für Camilla, ja letzterer erschien ihr geradezu häßlich, abscheulich, und als sie bald darauf die so sehr gewünschte Reise zu ihrer Tante antrat, geschah das nicht mit halb so freudigem Herzen als sie gedacht hatte.

Sie fand Onkel Friedrich und seine Frau in Folge der unbezahlten Schuld Wintersteins tief verstimmt. Privatleute können sich nicht leicht einen rechten Begriff von den Schwierigkeiten und Zufälligkeiten machen, welchen der Geschäftsmann zu begegnen hat. Außerdem fanden sie gegen Winterstein und seine Lebensweise Mancherlei einzuwenden. Wie viele Menschen, die uns in Zeiten der Noth beige standen, glaubten sie damit das Recht erkaufte zu haben, sein Thun und Treiben einer strengen Kritik zu unterwerfen. Sie nannten ihn hochmüthig und speculationsfüchtig — namentlich aber gab ihnen Camilla Anlaß zur Unzufriedenheit. Sie war ein wohlgezogenes, gut unterrichtetes Mädchen und so sungen weise Leute und durch ihre Einflüsterungen endlich auch Onkel und Tante an sich zu wundern, daß sie nach den Unglücksfällen, die ihren Vater betroffen, nicht daran denke, ihr Brot selbst zu verdienen. Die weisen Leute vergaßen dabei nur, daß Camilla, indem sie den Haushalt ihres Vaters führte und sich seiner Pflege widmete,

in der That von großem und reellem Nutzen für ihn war. Eine Frau in mittelmäßigen Vermögensverhältnissen, die ihre Pflicht im Hause thut, ist ihr Brot selten unverdient, auch wenn sie durch ihre Thätigkeit nicht zu den erwerbenden Gliedern der Familie gehört.

Außerdem liegt noch immer der Fluch des Vorurtheils auf der Arbeit der Frauen; eines grausamen, lächerlichen, sinnlosen Vorurtheils, welches den Frauen der gebildeten Stände nicht erlaubt ihre Kräfte über den engen Kreis des Hauses hinaus auszubilden und selbstständigem Erwerbe nachzugehen, ohne sich zu degradiren. Nur Lehrerin oder Gouvernante darf die Frau dieser Stände sein — und da Winterstein das freundlose Dasein der meisten Gouvernanten und Lehrerinnen kannte, so würde er den letzten Nerv seines Wesens angestrengt haben, um seine Tochter vor diesem Loos zu bewahren.

Vor Allem erregten Camillas neue Kleidungsstücke den Unwillen der Tante. Sie war zu erfahren in solchen Dingen, um zu glauben, daß man einen solchen Hut für fünf Thaler kaufen könne und ihre Nichtversuchte von vornherein nicht sie zu täuschen. Man fand neuen Stoff, das alte Thema von des Bruders Verschwendung zu variiren — ereiferte sich von Neuem über die Thorheit seine Tochter zu kleiden als ob sie noch ein vermögendes Mädchen wäre, fand, daß er kein Recht hätte „mit dem Gelde anderer Leute“ so leichtsinnig zu wirthschaften, und beschloß dieser Stimmung bei nächster Gelegenheit Ausdruck zu geben.

Diese Gelegenheit fand sich denn auch sehr bald und zwar an Camillas Geburtstage, wo man es für rathsam hielt, ihr statt des sonst gewöhnlichen Geschenkes an Geld, auf welches das Mädchen rechnete, ein Duzend Taschentücher aus den Vorräthen der Tante zu schenken. Dies Präsent wurde mit nicht mißzuverstehenden Ermahnungen zur Einfachheit und Sparsamkeit begleitet, und um diese Ermahnungen noch zu verstärken, ließen Onkel und Tante es sich angelegen sein, selbst mit gutem Beispiel voranzugehen. Sie erschienen so einfach, ja beinahe ärmlich, daß Camilla sich neben ihnen und in ihrem Hause wirklich ganz unpassend elegant vorkam.

So verlebte sie sechs sehr wenig erquickliche Wochen und reiste endlich mit der betrübenden Ueberzeugung ab, daß sie dazu beigetragen hatte, die Mißstimmung zwischen ihrem Vater und seinen sonst guthmüthigen, hilfreichen Verwandten nur noch zu vergrößern, statt sie auszugleichen.

Auch zu Hause fand sie keine Freude. Die Geschäftsverhältnisse ihres Vaters hatten sich nicht günstiger gestaltet; die Bedürfnisse der Brüder waren eher größer als kleiner geworden und Winterstein selbst sah überarbeitet und vergrämt aus. Außerdem fand Camilla die Rechnung der Modewaarenhandlung vor, deren Betrag sich auf nicht weniger als dreißig Thaler belief. —

Ein Nebel legte sich über ihre Augen beim Anblick dieser Summe und es dauerte lange, ehe sie den Muth fand, die einzelnen Posten näher zu prüfen. Der Hut war mit zwölf Thaler angefaßt — auch die Pelerine und Aermel theurer als man ihr damals gesagt hatte. Das mußte ein Mißverständniß sein — und sie eilte sogleich zu Madame Bassenge, um den Irrthum zu berichtigen.

„Sie haben mir den Hut für zehn Thaler verkauft, Frau Bassenge.“

„Allerdings, Fräulein Winterstein, aber es war damals von augenblicklicher Zahlung die Rede. Werden die Waaren auf Credit gegeben, so stellen sich die Preise etwas höher. Sie haben indessen die Sachen noch immer sehr billig.“

„Aber der Schleier und die Schleifen! Ich habe diese Sachen nicht bestellt und Sie berechnen mir dieselben mit acht Thaler.“

„Sie complettiren den Anzug, Fräulein, deshalb fandte ich sie Ihnen mit. Sie hätten mir nur zurückzugeben brauchen, was sie nicht zu behalten wünschten.“

„Aber Sie ließen mir sagen es sei nur eine Kleinigkeit?“

„So ist's auch. Diesen Schleier können Sie waschen lassen und noch eine Ewigkeit auf jedem Strohhut tragen. Für seine Güte ist er sehr billig. Und was die Zahlung betrifft, mein Fräulein, so beunruhigen Sie sich deshalb nicht. Arrangiren Sie das ganz nach Ihrem Gefallen.“

Was konnte Camilla thun? Sie besaß nicht einen Thaler, um Frau Bassenge zu befriedigen und so waren ihr die Hände gebunden. Zum Ueberfluß hatte sie aus Besorgniß, ihrem Vater einen neuen Neger zu bereiten, verschwiegen, daß in diesem Jahre das gewöhnliche Geldgeschenk von der Tante ausgeblieben war und außerdem — immer in Erwartung jenes Geschenkes — eine kleine Summe von den Haushaltgeldern verwendet, um ihrem Vater und ihren Brüdern eine Weihnachtsüberraschung zu bereiten, wie sie alljährlich zu thun gewöhnt gewesen war. Die Art und Weise wie ihr Vater die kleine Gabe aufgenommen, hatte ihr freilich gesagt, daß er ihr sehr viel dankbarer gewesen wäre, wenn sie das Geld zu den nothwendigeren häuslichen Ausgaben verwendet hätte.

Dreißig Thaler sind eine kleine Summe, aber wenn man sie in Pfennigen und Groschen ersparen soll, so erscheint sie entsetzlich groß und die Aufgabe fast unmöglich zu lösen. Camilla versank in dem unablässigen Bestreben sich herauszuarbeiten, immer tiefer in den Sumpf der Schulden. Um jene unglückliche Rechnung bei der Modewaarenhandlung zu tilgen, nahm sie andere tägliche Bedürfnisse auf Credit und bald war ihr Leben nur noch ein Kampf gegen immer wiederkehrende kleine Verlegenheiten, ein unablässiges und dennoch fruchtloses Sorgen, denn die Summe der unbezahlten Rechnungen

vermehrte sich unaufhaltfam, statt sich zu vermindern. Camilla kaufte jetzt vielfach auf Credit und zahlte deshalb nicht nur höhere Preise, sondern war auch oft genöthigt, theurere Sachen zu nehmen als sie beabsichtigte, und alle Bemühungen, ihre Finanzen wieder zu ordnen, blieben ohne Erfolg.

Dazu trug namentlich bei, daß Camilla, nachdem sie sich einmal daran gewöhnt hatte, Waaren auf Credit zu nehmen, nicht die Kraft besaß, sich auf das unbedingt Nothwendige zu beschränken. Sie kaufte manche Kleinigkeit, auf die sie sicherlich verzichtet hätte, wenn sie ihrem früheren Grundsatz, Alles sogleich zu bezahlen, treu geblieben wäre. Hatte sie Geld, so vergaß sie, wie es oft zu gehen pflegt, wie viele Rechnungen sie davon zu berichtigen hatte — namentlich aber war sie in Bezug auf ihre Garderobe nach und nach ganz von Frau Bassenge abhängig geworden und die Folge davon war, daß sie jetzt beinahe die doppelte Summe dafür brauchte und dabei weniger gut gekleidet war als früher.

Damit hatte indessen Camillas Mißgeschick noch kein Ende. Nach einiger Zeit war sie nicht mehr im Stande ihre Dienerin zu bezahlen. Das Mädchen wurde erst verdrießlich, dann unverschämt und anmaßend. Sie vernachlässigte ihre Arbeit, verdarb Mancherlei durch Mangel an Aufmerksamkeit und Camilla wagte weder sich zu beklagen noch sie fortzuschicken, aus Furcht, daß ihr Vater dadurch einen Einblick in ihre zerrüttete, finanzielle Lage gewinnen möchte.

Diese ewigen Sorgen und Verdrießlichkeiten machten Camilla endlich krank. Ein schleichendes nervöses Fieber verzehrte ihre Kräfte. Man verordnete ihr eine Luftveränderung, aber da diese sich nicht ohne Kosten ausführen ließ und Camilla von der beständigen Angst gefoltert wurde, daß es in ihrer Abwesenheit zu einer Entdeckung kommen könnte, so war ein günstiger Erfolg der Kur von vornherein unmöglich. Ihre Schulden belaufen sich jetzt schon auf einhundert und fünfzig Thaler — eine Summe, welche sie voraussichtlich niemals zu bezahlen im Stande war. Sie zitterte wenn nur die Klingel gezogen wurde, versuchte durch allerlei Ausflüchte Aufschub bei ihren drängenden Gläubigern zu erlangen und untergrub auf diese Weise langsam den Credit ihres Vaters.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der innere Halt und das Behagen längst aus einem Hause gewichen sein können, ehe der „Hausherr“, namentlich wenn er Geschäftsmann ist, davon eine Ahnung hat — ehe er anfängt Ungehörigkeiten zu bemerken, die um ihn her vorgehen. Meist beschäftigt ihn sein Beruf vom Morgen bis zum Abend auswärts, so daß ihm viele häusliche Vorgänge verborgen bleiben, vielfach läßt ihn auch die Gewohnheit über Dinge hinwegsehen, die dem Fremden beim ersten Blick auffallen würden. Auch Winterstein,

der sonst so scharfsinnige Mann, blieb blind für den Verfall seines Haushalts. Außerdem erklärte Camillas in letzter Zeit sehr schwankende Gesundheit manchen kleinen oder größern Uebelstand.

Sie arbeitete fast über ihre Kräfte, um den verlorenen Grund und Boden wieder zu finden. Des Vaters und der Brüder Wäsche wurde mit namenloser Geduld gestopft und ausgebessert, um die Ausgabe für neue noch eine Weile hinauszuschieben — und außerdem hatte Winterstein entdeckt, daß Camilla kleine Luxusartikel von Lederblumen anfertigte, durch deren Verkauf sie sich eine Extraeinnahme zu verschaffen suchte. Er würde es diesen, ihn allerdings bestrebenden, Thatsachen gegenüber wie eine Härte empfunden haben, plötzlich eine Controle auszuüben, wo er bis dahin das unbedingteste Vertrauen gezeigt hatte und so blieb es Camilla nach wie vor überlassen, sich mit eigener Kraft durch die Verwirrung hindurchzuarbeiten, die sie so leichtsinnig herbeigeführt hatte.

Leider waren die Mittel, die sie zu diesem Zwecke ergriff, keine glücklichen. Der Versuch, sich durch eigne Arbeit eine Hilfsquelle zu eröffnen, mißlang gänzlich. Jede Annonce in öffentlichen Blättern, in welchen man „Herrn und Damen“ eine vorzügliche Einnahme versprach, wenn sie sich in ihren „Mußestunden“ mit einer leichten Handarbeit beschäftigen wollten, fand in Camilla ein gläubiges Publikum. Auf jede hatte sie ihre Adresse und den Geldbetrag eingesandt, für welchen das Geheimniß zu haben war, gewöhnlich aber fand sich, daß der betreffende Industriezweig schon allgemein bekannt war und bereits sehr reichlich ausgebeutet wurde und so hatte sie durch die Auslagen nur ihre Verlegenheit vergrößert, statt sie zu vermindern.

Dieser Bedrängniß, aus welcher das Mädchen keinen Ausweg mehr zu finden wußte, schien ein unerwartetes, glückliches Ereigniß ein Ende machen zu wollen. Camilla war ein hübsches, sehr angenehmes Mädchen und Arnold Robert, ein junger Kaufmann, der sich mit Glück und Geschicklichkeit rasch emporgeschwungen hatte, trug ihr seine Hand an.

Es giebt außer der Liebe noch gar mancherlei Weggründe, welche unsre jungen Damen veranlassen, das „Joch der Ehe“ auf sich zu nehmen. Viele schauern bei dem Gedanken, als „alte Jungfer“ zu sterben — Andere behaupten, sie wüßten nicht, wie sie es machen sollten, um „nein“ zu sagen, wenn ihnen ein Antrag gemacht wird. Viele heirathen aus Ehrgeiz, um einer glänzenden Stellung willen — Andere aus Gefälligkeit für Mama und Papa; Einige sogar aus Trost, weil ein Andrei ihre Liebe verschmähte — die Meisten um für spätere Tage versorgt zu sein. — Camilla gab ihr Antwort aus keinem dieser Gründe. Sie hatte Arnold gern und achtete ihn hoch, aber der sie bestimmende Gedanke war lediglich der, daß diese Heirath sie aus ihrer Finanz-

noth reten sollte. Erstens bekam sie das Geld zu ihrer Aussteuer in die Hände, zweitens hatte sie Geschenke von ihren Verwandten zu erwarten und Camilla hoffte davon durch kluge Berechnung und Eintheilung soviel zu erübrigen, daß sie wenigstens den größten Theil, wenn nicht alle ihre Schulden tilgen konnte. Außerdem erwartete sie mit Gewißheit, daß Arnold ihr ein anständiges Nasdelgeld anweisen würde. Davon konnte sie dann sparen und sich ihrer Verpflichtungen nach und nach entledigen. Einmal befreit von der drückenden Last, wollte sie sich aber ihre jetzige Dual zur Lehre für ihr ganzes Leben dienen lassen.

Leider gestalten sich aber die Dinge im Leben nicht immer so, wie man wünscht und erwartet. Die Hochzeitsgeschenke, die Camilla von ihren Verwandten empfing, waren obgleich reich und hübsch, dennoch nicht der Art, daß sie ihr in der gegenwärtigen Verlegenheit etwas genügt hätten. Statt Geld empfing sie silberne Theekannen und Kuchenkörbe — und mit den Rückenstücken, Fußbänken und Schlummerrollen, die ihre Freundinnen spendeten, konnte sie ebensowenig ihre drängenden Gläubiger befriedigen. Das Schlimmste aber war, daß Winterstein, obgleich er sein Möglichstes that, dennoch seiner Tochter nicht mehr zu geben vermochte, als etwa die Hälfte der Summe, die sie erwartet hatte.

Mit klopfendem Herzen entschloß sie sich endlich noch um einen Zuschuß zu bitten, aber ihr unter Thränen und Erröthen vorgebrachtes Gesuch wurde rund abgeschlagen.

„Arnold weiß recht gut, daß er kein reiches Mädchen heirathet,“ sagte Winterstein. „Auch ist er nicht der Mann, der die Schränke seiner Frau durchstöbert, um zu sehen, wie viel Leinen und Weißzeug sie besitzt, oder der ihr ein Kleid versagt, wenn sie ein solches braucht. Ich habe nur den Wunsch, daß Du anständig angesteuert bist und das, was Du jetzt erhalten hast, wird gerade dazu ausreichen. Mehr braucht keins von meinen Kindern und mehr würde in meiner jetzigen Lage sogar ein sträflischer Leichtsinns sein.“

Camilla wußte darauf nichts zu erwidern. Aber all ihr Denken und Sinnen richtete sich nun darauf, ihre Gläubiger zu befriedigen oder wenigstens für eine Zeit lang zu beruhigen. Allerdings waren dazu jetzt schon größere Summen nöthig als ihr zur Disposition standen. Nach genauer Berechnung ihrer Mittel bezahlte sie die unbedeutenderen Rechnungen, befriedigte andere Lieferanten nur zum Theil, und bat sie um fernere Geduld.

(Schluß folgt.)

Modenbericht.

(F.) Man beschäftigt sich fast allein mit Ballanzügen, zu denen man hauptsächlich Tülle und Tarlatan verwenden wird. Sehr schöne Kleider giebt vor Allem der broschirte Tarlatan.

Die Ärmel daran sind fast unsichtbar, sogar sehr kurz sind sie; die Leibchen trägt man tief ausgeschnitten, namentlich nach der Mitte zu, doch fügt man eine Chemisette hinzu, damit sie nicht zu tief ausgeschnitten erscheinen.

Die Leibchen an den Kleidern zum Ausgehen sind dagegen meist sehr hoch und rund. Nur einige wenige mit Revers haben wir gesehen.

Die meisten Ärmel sind lang, eng, fast dicht anliegend, mit Aufschlägen und Achselverzierungen. Die Letztern erfreuen sich einer allgemeinen Beliebtheit. Es kommt diese Mode von den spanischen Jäckchen her und sie scheint sich wenigstens diesen ganzen Winter halten zu wollen.

Man fängt an, die sehr bunten Stoffe doch etwas bei Seite zu legen und sich den einfarbigen wiederum mehr zuzuwenden, namentlich dem Moire und Pekin.

Das Schottische wird indeß noch immer viel getragen, aber hauptsächlich im Hause und von den Kindern.

Zum Ausgehen sieht man sehr viele Polonaises, Kleider, die mit Pelz garnirt sind. Gewöhnlich sind sie von Sammet oder Tuch und der Pelzbesatz ist entweder Marder oder Astrachan.

Im Hause trägt man viele Casagues, lange Jacken. Man nennt die neuesten Dobeyski (warum, wissen wir nicht). Sie sind von Sammet oder Cashemir, haben einen ganz kleinen Kragen, Ärmel mit Aufschlägen, Taschen u. s. w. mit Pelz garnirt. Sie sind ziemlich lang, vorn herunter zugeknöpft und schließen am Rücken nicht.

Eine große Aufmerksamkeit verwendet man auf die Ballcoiffuren. Eine der neuesten heißt Ophelia und besteht aus einem Büschel Petunien von lilas Sammet, umgeben von Palmenblättern, auf denen eine kleine Schlange in Gold und Grün liegt. Eine andere ist eine lange Guirlande von weißem Flieder und Jasmin; vorn auf dieser Guirlande und hinten auf dem Chignon findet sich ein Strauß von Moosrosen.

Für junge Mädchen hat man neue Gürtel von Moire oder Atlas in der Form eines kleinen Leibchens, das vorn geschnürt wird. Dieses Leibchen geht auf die Achseln hinauf und wird da von Atlasschleifen oder Blumen gehalten. Im Hause trägt man dazu eine Chemisette mit Ärmeln von Tülle oder Tarlatan. Sehr hübsch sieht dazu ein Rock von hellfarbigem Taffet oder Foulard aus.

In dem italienischen Theater und in der großen

Ober in Paris zeigten sich einige Damen im gepuderten Haar. Es sieht pikant aus, aber noch kann man nicht sagen, daß es Mode sei.

Die Kleider der Kinder sind meist von schottischen Stoffen.

Die kleinen Mädchen tragen häufig russische Anzüge, die aus einem Zäckchen von farbigem Cashemir bestehen, der mit weißer gesteppter Seide gefüttert ist und an dessen Rande man Medaillons von schwarzem Sammet, weiß soutachirt, bemerkt. Die Ärmel sind sehr kurz. Der Rock ist von demselben Stoffe, vorn offen, gefüttert und gesteppt wie das Zäckchen und ebenso ausgeputzt. Unter dem offenen Rocke befindet sich ein zweiter von weißem Cashemir. Das Leibchen von weißem Cashemir hat weite geschlossene Ärmel mit Bündchen und Volants an denselben.

Von den neuen Kleidern, die wir sahen, erwähnen wir eins von *Moire antique* in Mauve, unten auf dem Rocke mit Bäuschchen von Krepp in derselben Farbe und mit Rosenknospen in den Kreppfalten. Ueber dieser ersten Garnirung ein Volant von Application, der an der Seite etwas hinaufgeht bis an die Stelle, wo sich eine große Rose, umgeben von Rosenknospen, befindet. Ueber diesem Spitzenvolant schlängelt sich eine leichte Schnur von Knospen in einer Kreppruche hin. Das Leibchen war einfach mit Schneppe, die Ärmel aber kurz mit Kreppbäusch, weißen Spitzen und Blumenbouquets! Der Kopfsputz bestand in einem Bäusch von Moosrosen an der linken Seite der Stirn; eine Spitze gleich jener auf dem Rocke ging hinten herum und an die rechte Seite, wo sie von zwei Diamantnadeln gehalten ward. Der Ueberwurf zu diesen Anzügen war von weißem Cashemir, mit Atlas gefüttert und mit Schwan besetzt; eine reiche Stickerei in Schwarz und Gold, die höchst originell ausah, lief um den Ueberwurf herum, den eine Schnur in Schwarz und Gold zusammenhielt.

Modenblatt N^o 3.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von weißem Atlas mit ziemlich abstehendem Bart, der mit schwarzen Spitzen belegt ist, an der Seite mit Band, vorn über dem Schirme mit schwarzen Federn, unter demselben mit schwarzen Spitzen und Blumen ausgeputzt; Kleid von Taffet mit hohem knappem Schnuppenleibchen und langen Ärmeln, die an den Achseln und den Aufschlägen unten Besatz von schottischen

Franzen haben; auf dem Rocke unten eine Oréque von schwarzem Sammetband und darin ebenfalls schottische Franzen; kleiner einfacher Kragen; ebensolche Manschetten; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Haarpuz mit vollen dicken Locken und zwei verschiedenenfarbigen Federn, die vorn in der Mitte angebracht sind und rückwärts nach der Seite fallen; Kleid von weißem Taffet mit ausgeschnittenem Schnuppenleibchen mit einem grünen Bandbesatz auf beiden Seiten und einer Bandschleife auf jeder Achsel; ganz kurze Bauschärmel; auf dem Rocke ganz unten ein Volant und über demselben ein Besatz von grünem Band; Collier; ziemlich lange weiße Glacéhandschuhe und über einem derselben ein goldenes, über dem andern ein dem Collier entsprechendes Armband; Schuhe.

3. Eigenthümlicher Kopfsputz, der eine Art Marie-Stuart-Schneppe bildet und aus Seide und schwarzen Spitzen besteht; Kleid von grauer Seide mit Zäckchenleibchen, das sehr weit offen über einer langen Weste, mit lilas Band eingefast, in der Mitte durch einen großen Knopf zusammengehalten ist und hinten Postillon-Schößchen hat; ziemlich enge und lange Ärmel, an der Achsel und unten mit lilas Bandbesatz; ein solcher Besatz auch unten auf dem Rocke; kleiner Spitzenkragen; geschlossene Unterärmel; Schuhe.

4. Haarpuz mit einem Blumenkranz und Blumen auch am Chignon; Kleid von gelbem Atlas mit ausgeschnittenem Schnuppenleibchen, das eine runde Berthe von schwarzen Spitzen hat; ganz kurze weiße Bauschärmel; auf dem Rocke ganz unten ein ziemlich großer Volant, der in tiefe Falten genommen ist und über demselben reicher Ausputz von schwarzen Spitzen; lange weiße Glacéhandschuhe und reiche goldene Armbänder; Fächer; Schuhe.

Stahlkisch N^o 3.

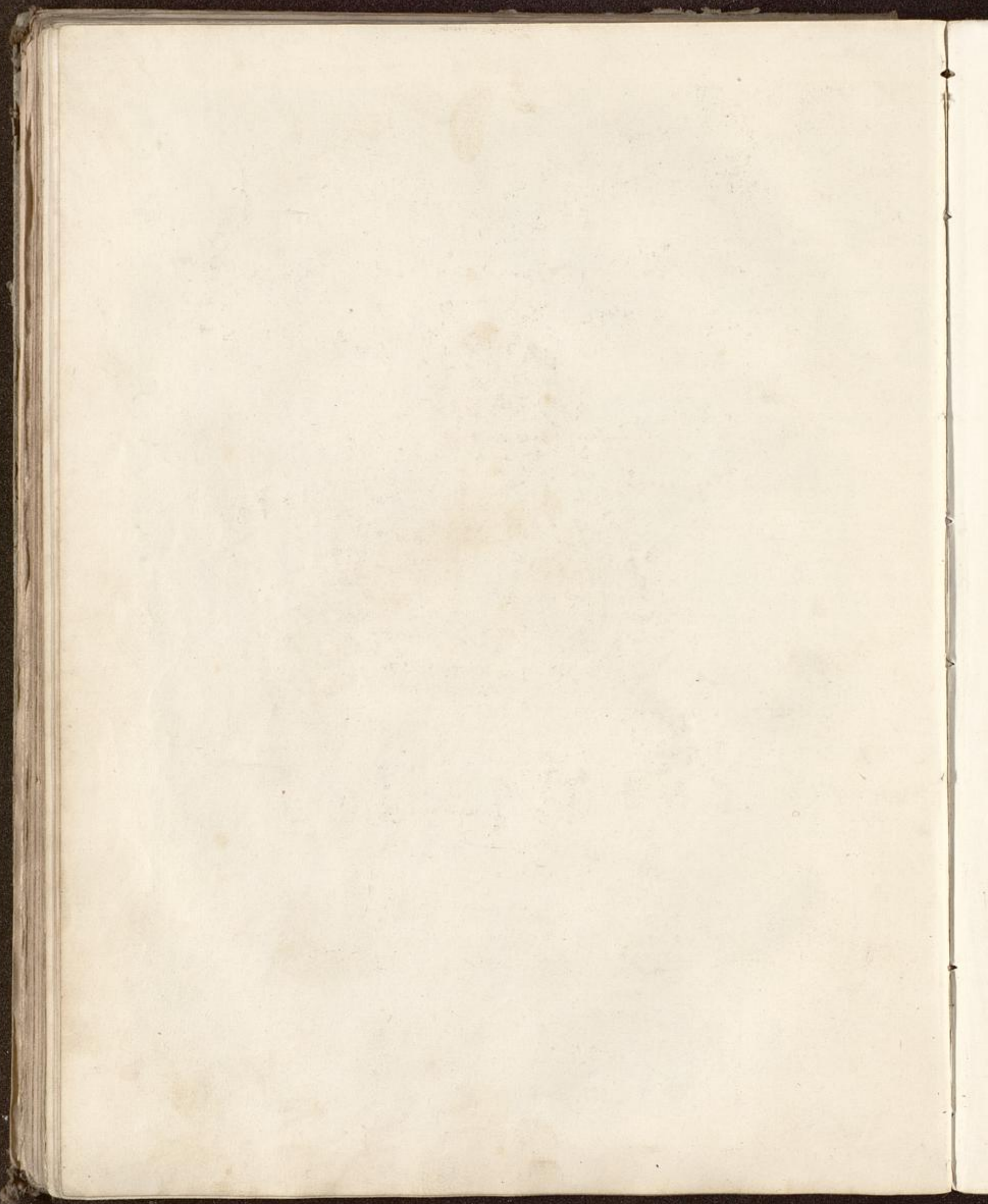
Wilhelm Bauer.

(Nach einer Photographie.)

Die erste und ausführliche Schilderung des sehr interessanten, fast romanhaften Lebens Wilhelm Bauers, des Erfinders der unterseeischen Schifffahrt, der im vorigen Jahre das versunkene Dampfschiff „Ludwig“ aus dem Bodensee hob, werden wir in der nächsten Nummer, aus der Feder eines der besten Freunde Bauers, mitzutheilen im Stande sein.



ALCANTARA MODINZELLI & C.



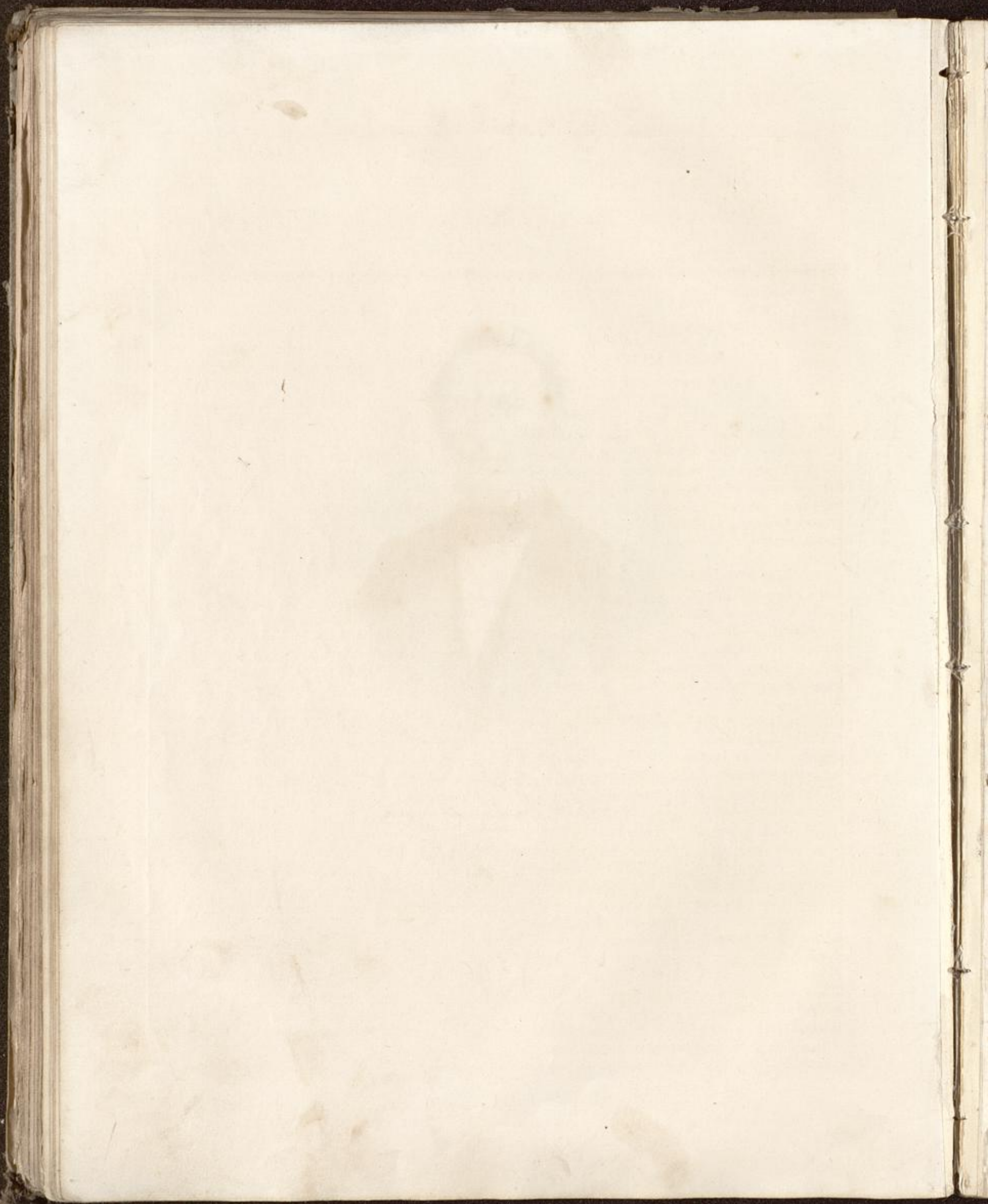


Nach einer Photographie

Nach dem Bildnis von Meyer in Leipzig

H. S.
Submarine Ingenieur

Verlag v. Bauingenieur Buchh.



zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der seidene Hut.

Novelle

(Schluß.)

Sie wies dabei auf die Kosten ihrer Aussteuer hin, und obgleich die Leute sich wunderten, daß Winterstein es seiner Tochter überließ, diese Dinge zu ordnen, so wünschten doch Viele sich die Kundschaft der zukünftigen Frau Robert zu erhalten und zeigten sich nicht nur entgegenkommend in Bezug auf ihre alten Forderungen, sondern eröffneten ihr auch für ihre Aussteuer bereitwillig neuen Credit.

Nur Frau Bassenge war noch zu beschwichtigen. Camilla hatte, als sie noch die Hoffnung hegte, mehr Geld in die Hände zu bekommen, unvorsichtig geäußert, daß sie ihren Brautanzug in einer anderen Handlung nehmen würde, weil ihr der Geschmack der Frau Bassenge nicht ganz zusagte. Sie sah sich deshalb, als sie jetzt wegen Mangel an haarem Gelde dennoch zu ihr zurückkehrte und aufs Neue Credit verlangte, mit einer nichts weniger als schmeichelhaften, kühlen Höflichkeit empfangen. Man verständigte sich zwar bald, aber das Resultat war, daß der Betrag der Einkäufe, welche Camilla machte, bedeutend über die Summe hinausging, die sie sich selbst bestimmt hatte.

Trotz alledem war Camilla eine glückliche Frau, als sie in ihr neues Hauswesen einzog. Sie hatte Arnold nicht aus stürmischer Liebe geheirathet, aber das intime Zusammenleben brachte viele seiner vortrefflichen Eigenschaften ans Licht; sie lernte seinen Charakter schätzen, seinem männlichen Sinne vertrauen und jeder neue Tag steigerte ihre Zuneigung, so daß sie selbst die Trennung von ihrem Vater leichter überwandt als sie geglaubt hatte.

Nur eine trübe Wolke verdüsterte nach dem ungetrübten Sonnenscheine der ersten Monate ihren Horizont mehr und mehr. Arnold schwärmte für eine genaue Buchführung über alle häuslichen Ausgaben. Er war so stolz auf die Haushaltungskünste seiner kleinen Frau, wie kaum auf eine andere ihrer vielen guten Eigenschaf-

ten. Winterstein hatte oft die häuslichen Talente seiner Tochter gelobt und der junge Ehemann war stolz darauf, in Ziffern schwarz auf weiß vor sich zu sehen, mit wie viel verhältnismäßig geringen Kosten sein splendider Haushalt bestritten wurde. Er hatte zu diesem Zwecke einige hübsche Bücher eingerichtet und sah mit Vergnügen, wie ordentlich und sauber Camilla sie führte.

Damit hatten denn freilich alle Pläne auf Ersparnisse, die zur Tilgung alter Schulden benutzt werden sollten, ein Ende. Dadurch daß sie jeden, auch den kleinsten Posten in diese abscheulichen Bücher eintragen mußte, wurde ihr Haushalt ein so durchsichtiger, daß sie ihren Mann nur durch entschiedene Fälschungen — deren sie nicht fähig war — zu täuschen vermocht hätte. Endlich mußte sie sich, durch einige ungeduldige Creditoren zur Verzweiflung gebracht, entschließen, ihren Mann um einiges Geld zur eigenen Verwendung zu bitten.

„Zu Deiner eigenen Verwendung?“ fragte Arnold verwundert. „Wie meinst Du das?“

„Nun ist Dir das nicht klar genug?“ fragte Camilla, indem sie sich bemühte ihre Verwirrung hinter einem lachenden Gesicht zu verbergen. „Ich meine mein Nadelgeld!“

„Ein Nadelgeld, Camilla! Zu was brauchst Du das, da Dir unsere gemeinschaftliche Kasse zur freien Verfügung steht? Nimm so viel Du nöthig hast — ich werde Dich nicht beschränken, aber sprich mir nicht von einer eigenen Börse!“

„Aber theuerster Arnold!“

„Warum willst Du eine Separatkasse für Dich, da ich doch keine besitze?“ fuhr Arnold fort.

„Aber es ist so angenehm, eine bestimmte kleine Summe zum eigenen Gebrauch zu haben.“

„Wie so? Wir haben die Summe unserer jährlichen Ausgaben festgestellt und aus Deinen sorgfältig und sauber geführten Büchern geht hervor, daß wir diese Summe nicht einmal ganz brauchen. Was willst Du mehr, meine kleine Wirthschaftskünstlerin? Und sind wir denn nicht eins in allen Dingen? Wenn Du Geld brauchst, so nimm es und verwende es wie Du Lust hast, nur trage es in die Bücher ein. Gehen wir den einen Monat etwas über die festgesetzte Summe hinaus, so läßt sich das im nächsten wieder einbringen. Du

siehst, daß ich ebenso gut meine persönlichen Ausgaben, Schneiderrechnungen und alles Andere buche. Warum willst Du durchaus Deine Finanzen von den meinen trennen? Ich glaube, daß eine getrennte Kasse auch sonstige getrennte Interessen bedingt.“

Camilla war über diese unerwartete Weigerung so bestürzt, daß sie ihre Thränen nicht zurückhalten vermochte und Arnold sah aus als fühle er sich diesem Ausbruch gegenüber ziemlich unbehaglich. Wenigstens war es eine gemischte Empfindung, die sich in seinen Mienen ausdrückte. Es that ihm leid, Camilla weinen zu sehen, aber er konnte doch auch ein Gefühl der Befriedigung nicht unterdrücken, daß sein Mißfallen oder vielmehr die bloße Befürchtung seines Mißfallens einen solchen Eindruck auf Camilla hervorbrachte. Er wußte, daß er im Princip recht hatte — fürchtete aber in der Art und Weise, in der er seinen Willen ausgesprochen, gefehlt zu haben und so versuchte er, halb mit der Miene eines Pascha, halb mit der eines bereuenden Sünders, seine kleine Frau zu versöhnen.

„Ich kann in der Sache nicht nachgeben,“ sagte er zu sich selbst, „aber es thut mir leid, sie so betrübt zu sehen, weil ich ein Wenig ärgerlich war. Gewiß braucht sie jetzt, wo wir so oft ausgehen, ein oder zwei neue Kleider, denn der alte Winterstein sagte mir, daß er nicht soviel an ihre Aussteuer wenden könne als er gewünscht hätte, und ich bin ein wahrer Barbar, daß ich deshalb eine Scene mache.“

„Komm, Camilla,“ setzte er dann laut hinzu, indem er die Weinende in die Arme schloß und ihr die Thränen von den Augen küßte; „komm, beruhige Dich! Du brauchst vielleicht einigen Putz zu der nächsten Gesellschaft beim Consul P., zu welcher wir ohne Zweifel geladen werden. Warum sprichst Du Dich nicht offen gegen mich aus, Schatz? Sag' mir nur wie viel Du nöthig hast — oder vielleicht weißt Du das selbst nicht so genau! Da nimm das! — Du kannst Dir denken, daß ich Dich ebenso gern als die eleganteste Dame bei jener Gesellschaft sehen möchte, wie Du die hübscheste bist, kleine Frau. Aber nun komm' und gieb mir einen Kuß und laß uns wieder gute Freunde sein! — Doch noch eins, liebe Camilla. Ich möchte Dich bitten, Deine Einkäufe an Putz- und Modewaaren immer bei Hammer und Finkle zu machen. Ich stehe mit ihnen in Geschäftsverbindung und sie können mir hier und da nützlich sein.“

Die Bedingung, welche Arnold an sein reiches Geschenk knüpfte, ließ Camilla dasselbe freilich kaum als eine Hilfe erscheinen. Aber die drohendsten Gläubiger mußten trotz alledem befriedigt werden und die empfangene Summe wurde bis auf den letzten Groschen dazu verwendet. Camilla wußte allerdings, daß Arnold erwartete, die Summe und ihre Verwendung in ihren

Büchern zu finden, aber wie konnte sie seinen Wunsch erfüllen, ohne sich und ihr so sorgsam gehütetes Geheimniß zu verrathen? — Arnold hingegen sah in alledem einen Mangel an Vertrauen, der ihm empfindlich war. Warum durfte er nicht wissen, für was sie das Geld ausgegeben hatte?

Zu gleicher Zeit machte er eine andere Bemerkung, die seinen Zorn nur noch mehr reizte. Seine Frau hatte, wie er in Erfahrung brachte, nichts bei Hammer und Finkle gekauft, obwohl er sie nicht nur darum gebeten, sondern ihr auch seine Gründe mitgetheilt hatte. Außerdem war sie zu dem Balle beim Consul P. längst nicht so hübsch angezogen, wie er gewünscht und erwartet. Er sah das im ersten Augenblicke, war aber mehr geneigt, sie um ihrer Zurückhaltung und Bescheidenheit willen zu loben als zu tadeln, bis seine Schwester ihn ganz zufällig darüber aufklärte, daß Camilla kein neues, sondern ein älteres, nur neu aufgeputztes Kleid trug. Wo hatte sie also das Geld gelassen?

Zum Ueberflus wiesen jetzt ihre anscheinend mit vieler Accurateffe geführten Bücher bedeutend größere Ausgaben nach, während es ihm vorkam als wäre sein Haus nicht mehr ganz so gut bestellt wie früher. Auch in Bezug auf Camillas Toilette hatte Arnold Manches zu erinnern. Sie trug Schuhe, Handschuhe, Hutbänder u. s. w. länger als ihm lieb war. Er begriff nicht wie das zuging — aber Camilla wich jeder Erklärung ängstlich aus, und da sie blaß und kränklich ausah und offenbar unter einer großen Gemüthsverstimmung litt, so mochte er nicht ernstlich in sie dringen.

Aber die frühere Behaglichkeit des Hauses war dahin. Sie war irgend einem bösen, räthselhaften Dämon zum Opfer gefallen. Arnold fühlte deutlich, daß ein Geheimniß wie ein drückender Alp auf seinem häuslichen Leben lag — aber was konnte es sein? Von Camillas Liebe war er mehr überzeugt denn je. Sie suchte ihm, außer in dem einem Punkte, jeden Wunsch an den Augen abzulesen. Sie war stolz auf ihn und seine Liebe. Und wie sorgsam hatte sie ihn gepflegt, als er vor Kurzem von einem heftigen Fieberanfall heimgeführt wurde! — Aber warum war sie unglücklich, warum sah sie sorgenvoll und verkümmert aus, warum war jede Spur von Frohsinn von ihr gewichen? Warum herrschte nicht volles unbedingtes Vertrauen zwischen ihnen?

Arnold hatte sich monatelang mit diesen Fragen gequält, da schien der Zufall seinem Nachdenken zu Hilfe kommen zu wollen. Irrthümlich öffnete er einen Brief, der an seine Frau gerichtet war. Er enthielt eine zum Theil quittirte Rechnung und kam von dem Schneider ihres Bruders Eduard. Der Schreiber dankte für die letzte Abzahlung und hoffte, daß sie recht bald im Stande sein werde, den Rest zu berichtigen, da es schon ziem-

lich lange her wäre, seit der junge Mann die Sachen empfangen.

Arnold war empört. Sein eigenes häusliches Behagen wurde also den Schnitzerrechnungen seines Schwagers geopfert! Daß Camilla das Geld von ihrem Bruder längst empfangen, aber zu anderen Zwecken verwendet hatte, konnte er nicht ahnen. Er beschuldigte sie nur einer unverzeihlichen Schwäche, die freilich einem edeln Motiv, der Liebe zu ihrer Familie entsprang. Die ganze Verantwortlichkeit wälzte er dem jungen Manne zu, der die Gutmüthigkeit seiner Schwester so gewissenlos benutzte — und jedenfalls hätte er seinem Unwillen Worte geliehen und die Sache frei und offen zur Sprache gebracht, hätte nicht gerade jetzt der Arzt jede Aufregung für Camilla auf das Strengste verboten. Um eine verdrießliche Erklärung zu vermeiden, zog Arnold also vor, den nicht unbedeutenden Rest der Rechnung selbst zu bezahlen, aber der Vorfall ärgerte und beschäftigte ihn doch mehr als er sich selbst gesehen mochte.

Unglücklicherweise erschien kurze Zeit darauf Eduard sehr elegant gekleidet und in der heitersten Stimmung in Arnolds Comptoir, um dessen Beistand in einer Geldangelegenheit in Anspruch zu nehmen. Der junge Mann hatte soeben eine Unterredung mit dem Chef eines bedeutenden überseeischen Handelshauses gehabt, der ihn unter ungewöhnlich günstigen Bedingungen für einen Posten in den Colonien engagiren wollte. Es fehlte Eduard nur an einer kleinen Summe, um sich für die Reise zu equipiren, und er nahm keinen Anstand sich mit der Bitte, ihm diese auf kurze Zeit vorzuschießen, an seinen Schwager zu wenden. Zu jeder andern Zeit würde ihm Arnold das Geld auch ohne alle Schwierigkeiten geliehen haben, in diesem Moment aber war er noch zu ärgerlich und gereizt und schlug nicht nur das Verlangen rund ab, sondern begleitete die abschlägliche Antwort auch mit beleidigenden Anspielungen auf Eduards elegante Erscheinung. Das Resultat war eine heftige Verstimmung zwischen den beiden Schwägern, ohne daß es indessen zu einer Erklärung der Thatsachen kam, denn Eduard hatte sich gekränkt entfernt, ehe noch Arnold Zeit gefunden, seine Vorwürfe in klare Worte zu fassen.

Mittlerweile hatten sich die Verhältnisse Wintersteins immer ungünstiger gestaltet — und endlich sah er sich gezwungen, seine Creditoren zu einer Besprechung einzuladen, um ein gegenseitiges Arrangement zu treffen und gemeinschaftlich alle Chancen und Umstände zu berathen. — Dieser Schritt war ohne Camillas Wissen geschehen. Man wollte ihr den Kummer über den mißlichen Stand der Angelegenheiten ersparen, aber bald fand dieser selbst sich in die Nothwendigkeit versetzt, seiner Tochter die fatale Mittheilung zu machen, denn zu seinem Erstaunen meldeten sich bei ihm Gläubiger, von deren Dasein er keine Ahnung hatte.

Camilla saß allein in ihrem eleganten Zimmer und grubelte über ihre trostlose Lage. Eduard war soeben bei ihr gewesen. Er hatte ihr erzählt, wie eigenthümlich Arnold sich benommen und hatte ihr zugleich geklagt, daß er ohne die zu seiner Equipirung nöthige Summe auf die Stelle verzichten müsse, die ihm eine Versorgung für Lebenszeit versprochen.

Bald darauf kam Winterstein und setzte ihr seine Lage so schonend als möglich auseinander.

„Du darfst Dich über alle diese Dinge nicht zu sehr betrüben, Kind,“ schloß Winterstein seine Erklärung. „Ich bin nicht Schuld an dem Unglück; selbst meine Creditoren sprechen mich in dieser Beziehung frei, und die Firma Link und Comp. bot mir heute als Beweis ihrer Achtung die kräftigste Unterstützung an, wenn ich meine Geschäfte fortführen wolle. Ich suchte nun sogleich Arnold in seinem Comptoir auf, um ihn zu fragen, ob er vielleicht geneigt wäre, sich mit Link zu einer Bürgschaft zu vereinigen, die mich allein retten könnte. Arnold war ausgegangen und so ließ ich einen Brief zurück, in dem ich ihm die Sache auseinandersetzte und kam dann hierher. Ich habe heute nicht Zeit gehabt zu Mittag zu essen und wäre Dir sehr dankbar für ein Glas Wein, wenn Du es bei der Hand hast. — Aber weine nicht, liebe Camilla. Mich trifft bei allem Mißgeschick kein Vorwurf, denn wir haben niemals leichtsinnig oder verschwenderisch gewirthschaftet. — Nur um Eins möchte ich Dich fragen, Kind. Ich habe hier eine Menge Rechnungen empfangen, die ja längst bezahlt sein müssen. Sage mir wie das zugeht?“

„Ich weiß nicht, Vater . . .“ entgegnete Camilla erschrocken; „vielleicht habe ich sie vergessen . . .“

„Ach Unsinn, Kind! Du hast das Geld bekommen, wie sich aus meinem Ausgabebuche nachweisen läßt. Versuche Dich zu beruhigen und schaue Dir die Sachen einmal ordentlich an. Sieh, hier diese Forderungen datiren sich von zwei, drei Jahren her. Ich habe niemals laufende Rechnungen gehabt, sondern immer gleich bezahlt. Um mich zu orientiren, nahm ich Dein Wirthschaftsbuch zu Hilfe, konnte mich aber nicht darin zurecht finden, sonst würde ich Dich jetzt nicht mit diesen Dingen quälen. Du mußt ernstlich darüber nachdenken, Camilla, denn das Vorhandensein solcher Bagatelleschulden compromittirt mich.“

„Vielleicht ist es ein Mißverständniß,“ stammelte Camilla.

„Das ist nicht möglich!“ entgegnete Winterstein ungeduldig. „Entweder Du hast diese Posten bezahlt oder Du hast sie nicht bezahlt. Hast Du sie bezahlt, so gib mir die Quittungen. Viele dieser Leute kenne ich nicht einmal dem Namen nach. Hast Du je etwas mit ihnen zu thun gehabt? Antworte nur kurz mit Ja oder Nein.“

„Ja . . ich glaube . . es ist . .“

In diesem Moment trat Arnold, der sich augenscheinlich in heftiger Aufregung befand, in das Zimmer, während zu gleicher Zeit in der entgegengesetzten Thür eine Dienerin erschien, welche die von Camilla für ihren Vater bestellten Erfrischungen brachte.

„Tragen Sie das wieder hinaus!“ donnerte Arnold dem Mädchen entgegen. „Wir brauchen jetzt nichts!“

Das Mädchen zögerte einen Moment.

„Frau Robert hat befohlen . .“ sagte sie dann schüchtern.

„Ich befehle Ihnen aber das Gegentheil!“

Das Mädchen gehorchte. Camilla war in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend in das Sopha gesunken und Winterstein stand wie versteinert. Zum ersten Male zeigte sich Arnold rücksichtslos gegen seine Frau — zum ersten Male hatte er seines Schwiegervaters zum Gruß gebotene Hand nicht angenommen.

„Sie haben mir heute Morgen geschrieben, Herr Winterstein, um ein sehr bescheidenes Verlangen an mich zu stellen;“ fuhr Arnold heftig fort. „Leider bin ich nicht in der Lage für Sie und Ihre Familie noch irgend etwas thun zu können. Ich ersuche Sie diesen Brief zu lesen, er enthält eine genügende Antwort. — Dann aber, Herr Winterstein, ersuche ich Sie, mein Haus zu verlassen und dasselbe nie wieder zu betreten.“

„Arnold!“ kreischte Camilla.

„War es nicht genug,“ fuhr Arnold noch immer zu Winterstein gewendet fort, „daß Sie den Frieden meines Hauses untergruben, meines Weibes geistige und körperliche Gesundheit zerstörten, ja ihr Rechtsgefühl vernichteten, indem Sie sie dazu veranlaßten, mich systematisch zu täuschen und zu hintergehen, um Ihre und Ihres Sohnes Schulden zu bezahlen! War es damit nicht genug! Dieser Brief ist von einem Advocaten, der meiner Frau mit einer Klage droht, wenn sie nicht augenblicklich ihren Brautanzug bezahlt, den Sie noch schulden!“

„Guter Gott, was ist das!“ rief Winterstein. „Camilla, ich bitte Dich, antworte — gib Auskunft!“

„Sie haben mein armes Weib getödtet,“ schrie Arnold, indem er sich unter seine Frau beugte, die anscheinend leblos im Sopha zusammengesunken war. „Ich finde sie eben mit neuen Rechnungen in der Hand — finde Camilla in Thränen — verlassen Sie augenblicklich mein Haus!“

„Das werde ich nicht thun, bis Camilla uns Aufklärung über alle diese Räthsel gegeben hat;“ sagte Winterstein fest. „Sie haben meinen und meines Sohnes Charakter verdächtigt und ich werde den Schimpf nicht auf mir haften lassen, mag daraus entstehen was da will. Camilla soll sprechen.“

„Sie sehen, daß sie stirbt, wie können Sie jetzt eine Erklärung von ihr verlangen?“

„Sie stirbt nicht — lassen Sie ihr nur ein wenig Zeit sich zu erholen. Ich werde meinem Kinde nichts zumuthen, was es nicht leisten kann. Geben Sie ihr ein wenig Wasser! Sie erholt sich schon. Aber lassen Sie Niemand herein, damit diese Scene nicht unter die Leute kommt. Ich versichere Ihnen indessen auf mein Ehrenwort, daß ich von alledem nichts weiß und daß mir diese Forderungen erst seit heute Morgen bekannt sind.“

Wintersteins fester Ton und seine bekannte, über allen Verdacht erhabene Rechtslichkeit verfehlten nicht ihren Eindruck auf Arnolds erregtes Gemüth und bestimmten ihn endlich, auf das Verlangen des alten Mannes einzugehen.

Es dauerte ziemlich lange ehe Camilla sich erholtte und gern würde sie auch jetzt noch eine Erklärung vermieden haben, wenn ihr Vater nicht mit unerbittlicher Festigkeit darauf bestanden hätte. Endlich gestattete aber sein strenger Ernst und Arnolds ängstliches Gesicht kein Zögern mehr — und indem sie zu den Füßen ihres Vaters niederkniete und ihren Kopf auf seine Kniee stützte, legte sie eine vollständige Beichte ihrer Irrthümer und Fehlgriffe ab.

Aber damit war auch ihre Kraft zu Ende. Mit den letzten Worten sank sie ohnmächtig zusammen. Besinnungslos trug man sie in ihr Bett. In der Nacht kam ein hitziges Fieber zum Ausbruch und am folgenden Morgen wurde ein todttes Kind geboren. Camillas Fieberphantasten verriethen, wie unaussprechlich sie Arnold liebte, wie sehr sie ihre Schwäche und Thorheit bereute, wie bitter sie es beklagte, ihm all' diesen Verdruß bereitet zu haben. Sein sanftes Zureden allein war im Stande sie zu beruhigen. Und dennoch erschraf sie zuweilen bei dem Tone seiner Stimme. Sie fühlte selbst im Paroxysmus des Fiebers, daß sie ein Unrecht gegen ihn begangen hatte und die Furcht, sich seine und ihres Vaters Mißachtung zugezogen zu haben, war ihre größte Qual.

Als sie endlich nach langen angstvollen Tagen und Nächten wieder zum klaren Bewußtsein erwachte, verbot der Arzt jede aufregende Erörterung, aber Arnolds Küsse und der zärtliche Ton, in dem er mit ihr sprach, bewiesen es genügsam, daß er Alles verziehen hatte.

Auch ihr Vater war nicht unerbittlich. Er fand, daß sich die Fehler, welche Camilla begangen, durch sich selbst hart genug bestraft hatten.

Arnold hatte die Ordnung der verdrießlichen Geldangelegenheiten sofort in Angriff genommen. Sämmtliche Gläubiger wurden bezahlt und die dazu erforderliche Summe war verhältnißmäßig eine so geringe, daß man erstaunte, wie eine solche Bagatelle soviel Unheil

hatte anrichten können. Arnold aber hielt das Geld, das seiner Frau den verlorenen Seelenfrieden wiedergab, für sein am Besten angelegtes Kapital.

Daß Eduard jetzt das gewünschte Darlehn erhielt, versteht sich von selbst. Er zahlte es von seinem ersten Salair pünktlich zurück. Ebenso gern übernahm Arnold die Bürgschaft für seinen Schwiegervater. Winterstein konnte mit Hilfe derselben sein Geschäft fortsetzen. Es gelang ihm endlich seine früheren Verluste auszugleichen und sich noch einmal zu verhältnißmäßigem Wohlstande emporzuarbeiten.

Auf jene fatale Scene kam weder Winterstein noch Arnold je wieder zu sprechen, bis sich die beiden Männer ein zweites Mal beinahe überwarfen, weil Winterstein darauf bestand, das für Camillas Schuld ausgelagte Geld zurückzuerstatten. Seitdem aber ist die Harmonie der beiden Familien durch keinen Hauch mehr getrübt worden.

Eine Schaar rosigter Kinder haben Arnold über den Verlust seines Erstgeborenen getröstet. Camilla aber hat die harte Lehre, die sie damals empfing, nicht vergessen. Ihre Verhältnisse erlauben ihr jetzt über die Grenzen strenger Oekonomie hinauszugehen, aber sie fühlt sich nie in Versuchung, eine unnöthige Ausgabe zu machen, ohne daß die Erinnerung an den weißen seidnen Hut wie eine Warnung in ihrem Gedächtnisse aufsteige.

S. A.

Ein deutscher Erfinder.

(Zu dem Portrait Bauers in voriger Nummer.)

Unter den mancherlei Schritten, die unsere Zeit vorwärts gethan, muß als einer der erfreulichsten der anerkannt werden, daß das deutsche Volk fähig geworden ist, das Schicksal seiner einzelnen hervorragenden Männer mit seinem eigenen in Zusammenhang zu fühlen. Es hat aufgehört, ihre Bestrebungen nur mit sogenanntem „Interesse“ zu verfolgen, d. h. mit der Neugierde zu sehen, was noch aus ihnen werden wird; es hat begonnen sie als seine Männer zu achten und die ehemalige Theilnahme der Phrase in die der That zu verwandeln. Daß zu diesem Schritt vorwärts die Presse ihr redlich Theil beigetragen hat, braucht nicht verschwiegen zu werden, im Gegentheil ist diese praktische Seite ihrer Wirksamkeit gerade recht deutlich hervorzuheben.

Es hat sich dies glänzend gezeigt bei einer Gelegenheit, die früher die Masse des Volks kaum berührt hätte, die aber gerade jetzt recht eigentlich in den sogenannten Arbeiterkreisen warme Herzen und rührige Hände fand, bei der Unterstützung für einen deutschen Erfinder, für Wilhelm Bauer.

Mag auch die Theilnahme für diesen Mann eines- theils durch die Gefahren, die er bei seinen großartigen Bestrebungen bestanden, und das Geheimnißvolle der Meeresstiefe, die er erschließen will, und andernteils dadurch bedeutend mit belebt worden sein, daß er selbst aus den Kreisen der Arbeiter hervorgegangen ist, hauptsächlich ist immer Das, daß die Theilnahme für ihn eine allgemeine für alle Deutschen innerhalb und außerhalb der Grenzen des Vaterlandes erst dann wurde, als durch die Presse, und zwar hauptsächlich durch Friedr. Hofmann in der „Gartenlaube“, die nationale Bedeutung seiner Erfindungen in das rechte Licht gehoben und der Nation als eine Ehrensache an das Herz gelegt worden war. Der Erfolg der Sammlungen für „Wilhelm Bauers deutsches Taucherwerk“ hat gezeigt, daß die Presse sich in ihrem Vertrauen auf das Volk nicht getäuscht hatte, und ebenso hat Herr Bauer bewiesen, daß er der ehrenden Theilnahme würdig sei.

Wilhelm Bauers Lebensgang ist ein vielfach bewegter, der sich in dem engen Rahmen eines Zeitungsartikels nur in skizzenhaftem Umriß darstellen läßt. Geboren im Jahre 1822 zu Dillingen in Schwaben, wo damals das Regiment lag, bei dem sein Vater stand, genoß er die einfache Volksschulbildung und ward nach seiner Confirmation einem Drechsler in die Lehre gegeben. Mit gewandtem Kopf und fertiger Hand trieb er sein Handwerk, überstand die Lehrjahre und ging als Geselle mit Känzel und Knotenstock auf die Wanderschaft. Nachdem seine in der ersten Jünglingszeit kleine Gestalt sich gestreckt und durch Arbeit und Strapazen gekräftigt hatte, wuchs ihm auch die erste Lust zu gewagteren Unternehmungen: er wollte sein Handwerksburschenbündel nach Konstantinopel tragen. Seine Marschrouten führte ihn jedoch durch München und zufällig seinem Vater in den Weg, der ihn fest hielt und bewog, in den Militärdienst zu treten, und zwar bei den Chevauliegers. Sieben Jahre lang blieb Bauer bei dieser Waffengattung und er war bereits zum Unteroffizier avancirt, als man auf seine besondere technische Begabung aufmerksam wurde. Sein scharfer Blick hatte nämlich einen nicht unbedeutenden Fehler an einem Theile der Befestigung von Ingolstadt herausgefunden. Eine Untersuchung mußte Bauers Bemerkung als durchaus richtig anerkennen. In Folge dieses Vorfalles versetzte man ihn zur Artillerie.

Es ist hier einzufügen, daß Bauer mit den bayerischen Truppen nach Griechenland kam und daß ihm von da aus auch ein dienstlicher Ausflug nach Aegypten vergönnt war.

Der dänische Krieg führte unsern Bauer endlich mit dem bayerischen Armeecorps nach Schleswig-Holstein, der Wiege seiner Erfindungen. Denn dort stieg zuerst der Gedanke in ihm auf, vollkommen unabhängig von jedem Zusammenhange mit oben sich unter dem Wasser zu bewe-

gen. Die Schutzlosigkeit der Küsten gegen die dänische Flotte erweckte nämlich in ihm den Plan, die feindlichen Schiffe durch Brandier zu vernichten. Wirklich kam er bei seinen Oberen um die Erlaubniß zu solch einem Wagstück ein, erhielt aber abschläglichen Bescheid, und zwar mit strenger Verwarnung gegen die Ausführung seines Plans geschärft. Aber gerade dieses Verbot reizte ihn an, einen Weg zu finden, der ihn sein Ziel erreichen lasse, ohne daß er dabei von seinen Vorgesetzten beobachtet werden könne. Mit all seiner Energie verfolgte er diesen einen Gedanken, bis die Erfindung klar vor ihm lag. So entstand die erste Construction seines Brandtauchers. (Vgl. Gartenlaube, 1863, Nr. 35 und 37.)

Die Erfindung machte Aufsehen über die nächste Umgebung Bauers hinaus, man gab ihm die Mittel zur Herstellung eines Modells, und als auch dieses die Prüfung einer Fachmänner-Commission bestanden hatte, schloß die Schleswig-Holsteinische Armee durch Ablass von einer Tageslöhnung die Summe zusammen, auf welche die Erbauung des ersten Brandtauchers berechnet war.

Leider erwies sich jedoch die verfügbare Summe nicht hinreichend zur vollständigen Ausführung des Apparats, gerade für sehr wesentliche Theile desselben mußte Bauer auf Nothbehelfe sinnen, selbst zu schwach, um dem Wasserdruck in Tiefen unter 30 Fuß zu widerstehen; aber trotz alledem drang das Bau-Comité auf Proben, behauptete, das Schiff müsse noch in 100 Fuß Tiefe seine Festigkeit bewahren, und nöthigte so den Erfinder zu dem Wagniß, die Haltbarkeit des Apparats durch eine tiefere Fahrt, als er bereits zehn Mal gewagt hat, mit Gefahr seines Lebens zu prüfen. Nur zwei Matrosen theilten die Ehre des Wagnisses mit ihm, aber auch all die Todesnoth, die er zu erleiden hatte. Es war am 1. Februar 1850. Der „Seetenfel“, wie die Schiffskleute in Kiel den Brandtaucher nannten, widerstand dem Wasserdruck nicht, die Seitenwände wurden schon bei 28 Fuß Tiefe eingedrückt, das Schiff ging unter. In 65 Fuß Tiefe lag Bauer mit seinen Gefährten 6 Stunden lang in dem großen eisernen Sarg lebendig begraben. Nur seine Geistesgegenwart rettete sie. Eine ausführliche Schilderung dieser Katastrophe ist in der Gartenlaube, Jahrg. 1861, Nr. 41, nachzulesen. Der erste deutsche Brandtaucher liegt noch heute in seiner Tiefe im Kieler Hafen.

Trotzdem Bauer von diesem ersten großen Versuche der unterseeischen Schifffahrt kaum mit dem Leben davongekommen war, hatte er ihn doch in seiner Ueberzeugung von der unterseeischen Schifffahrt und dem Werthe der Erfindung nur bestärkt, und er setzte fortan sein ganzes Leben an die praktische Durchführung derselben. Da er aber ebenso bald zu der Einsicht kam, daß die Regierungen in Europa zum größten Theil nur Kriegs-Apparate

ihrer thatkräftigen Unterstützung würdigen, so mußte auch er diese Richtung vorerst beibehalten, obgleich er den industriellen Werth solcher hydraulischer Apparate und namentlich deren Nutzbarkeit für Bauzwecke, Telegraphie, Perl- und Korallenfischerei, Naturforschung, Schiff- und Lastenhebung u. s. w. ebenso früh erkannte und weit höher schätzte.

Nachdem Bauer in seiner bayerischen Heimath seine Modelle vollendet hatte, begann er die große Wanderung mit seiner Erfindung. Sie führte ihn im Jahre 1852 zuerst nach Oesterreich. Das Glück schien ihm zu lächeln. Er bestand in Triest vor dem Kaiser, dem Erzherzog-Admiral und vielen hohen Personen und Sachverständigen der k. k. Marine und des Lloyd die Probe mit seinem Modell, und es wurde sofort eine Summe von 50,000 Fl. für die Erbauung eines Taucherschiffs bestimmt. Da trat ein Mann in Wien, der Handelsminister v. Baumgarten, diesem Beschluß mit der Behauptung entgegen, daß die Erfindung „allen physikalischen Gesezen widerstreite“, und an diesem einzigen Widerspruch scheiterte dort das ganze Unternehmen. Alle persönlichen Bemühungen Bauers und alle wissenschaftlichen und technologischen Zeugnisse für die Erfindung blieben ohne Wirkung.

(Schluß folgt.)

Modenbericht.

(F.) Zu Besuchskleidern trägt man meist Sammet oder Atlas, mit drei schmalen Pelzstreifen und einem kleinen Pelztragen. Ein solches Kleid von pensée Sammet mit Chinchilla sieht in der That prächtig aus.

Die Aermel aller Kleider, selbst der elegantesten, sind ganz eng. Sie gehen bis an die Hand und sind nur am Bündchen etwas weiter, damit man die Unterärmel von feiner Leinwand sehen kann.

Die Röcke machen sich noch immer durch eine sehr lange Schleppe bemerklich; ihre Weite ist unten noch immer dieselbe, aber an der Hüfte bilden sie nicht mehr so dicke Falten.

Der schottische Ausputz an den Ueberwürfen schwindet fast ganz und weicht dem einfarbigen Plüsch.

Der Radmantel, der im Anfange der Saison so viel Gunst fand, besitzt dieselbe noch immer. Man trägt ihn jetzt namentlich von gesticktem Sammet mit breiten Spitzen.

Die Schweizer Gürtel und Käse sind noch immer in hohem Grade beliebt, wie die fast unentbehrlichen

Jäckchen, welche wiederum elegante Chemisetten nöthig machen, wenn man sie auch oftmals über einer Weste trägt. Die Weste muß dann von recht hellfarbigem Sammet sein und eine kleine Leibschneppe hinten haben.

Wir erwähnten schon, daß man Pelz sogar auf den Hüften zu tragen anfange, namentlich wählt man dazu Schwan. Die Kaiserin zeigt sich oft in so ausgeputzten Hüften. Ein Stück Schwan, etwas größer als die Hand, wird unter dem Schirme, als Hauptausputz, angebracht. Bisweilen kommt dazu gebauschter Tülle, auch wohl eine kleine Rose.

Der Luxus der Kleider besteht in dem Ausputz. Wollen die Leserinnen wissen, wie viel Stab gerucheten Tülles, geglückelten Bandes u. s. w. man bisweilen zu einem Kleide braucht? Sechs, sieben hundert, auch wohl noch mehr. Ein Tarlatankleid z. B. hat funfzehn Reihen Tülleruchen, die in spitzen Zaden über einander angebracht sind. Das ausgeschnittene Leibchen ist in der Mitte plastron- oder lagartig ebenso garnirt. Ein solches Kleid für ein Mädchen oder eine sehr junge Frau sieht aus wie eine Wolke. Es darf aber keinen andern Ausputz haben und als Kopspuz paßt dazu nichts besser als ein einfacher diademartiger Goldreifen mit einem Stern.

Neben dieser einfach schönen Toilette zeigen sich freilich auch sehr excentrische, denn das Excentrische gilt durchaus nicht mehr wie sonst als ein Zeichen schlechten Geschmacks, denn die vornehmen Damen haben dasselbe als Monopol für sich in Anspruch genommen. Man denke sich z. B. ein Kleid von Tarlatan mit sehr großen Mustern von rothem oder blauem Sammet und unten vorn auf dem Rocke Federn in weißen Tüllebauschen, oder ein Kleid von weißem Atlas mit einem breiten Streifen auf dem Rocke von bunten Federn, die schwarz gefleckt sind, oder auch ein Kleid von rosa Atlas mit großen rautenartigen Besetzungen von Schwan.

Der Schwan ist ein sehr beliebter Besatz auf Brautkleidern. Ein sehr schönes der Art sahen wir in den letzten Tagen. Es war von weißem ungerissenen Sammet und hatte drei breite Spizenvolants. Ueber jedem dieser Volants lief eine fingerdicke Schwanrolle hin. Das glatte Leibchen war mit Perlen von der Größe einer Haselnuß zugeknöpft und die Aermel hatten oben an der Achsel einen Schwanbesatz. Dazu ein theurer prächtiger Schleier für 2000 Francs.

Die Posamentirarbeiten werden immer schöner, reicher, mannichfaltiger und deshalb beliebter. Man hat sie jetzt namentlich auch in Weiß, Glöckchen von weißem Atlas oder von zartfarbigem Sammet, ferner weißen Schmelz, Flechten und Schnuren von matten und glänzendem Golde, goldene und silberne Troddeln, goldene Spitzen, mit denen man namentlich die Ballkleider gern

ausputzt, Chenilleschnuren und Chenillegeflechte, die man ebenfalls häufig auf Ballkleidern sieht, z. B. auf einem Kleide von rosa Taffet eine dreifache Besetzung von Chenillegeflecht mit Atlasroddeln, welche letztere sich auch auf allen Nähten und auf den Schößchen des Leibchens befinden.

Die modischen Kopspuze sind sehr hoch und sehen kokett aus; besonders beliebt ist der sehr künstliche russische.

Modenblatt № 4. (Nach Originalzeichnungen.)

1. Knabenanzug: Jäckchen und russische Beinkleider von Tuch; kleines Cravattentuch; weiche lange Stiefeln.

2. Mädchenanzug: Runder Filzhut mit Vordenesatz und einem weißen Federbüschel vorn; Kleid von Taffet (oder Sammet) mit einer Crêpe-Besetzung unten herum; anliegender Balletot.

3. Hut von Seide mit sehr großem abstehehem Bart und ganz kurzem Schirme, unter demselben mit Blonde und Blumen voll ausgeputzt; lange Bindebänder; Kleid von schwarzem Taffet mit hohem knappem Leibchen, mit Schnüren und Band in Jäckchenform besetzt, ebenso an den Aermeln; auf dem Rocke gar kein Ausputz; ganz kleiner Leinwandtragen; kleine geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Kopspuz von schwarzen Spitzen und rosa Band; Kleid von Taffet mit hohem rundem knappem Leibchen, das eine Besetzung von carrirtem Sammet in Figaro-Jäckchenform hat, während ähnliche Sammetstreifen von den Achseln aus vorn über die Brust, über den Rock herunter und unten um denselben herumlaufen, wo sie sich mit gleichen Streifen verbinden und kreuzen; ebensolche Sammetstreifen, die sämmtlich an beiden Seiten mit schmalen Spitzen eingefast sind, an den Aermeln; kleiner gestickter Kragen; geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

5. Mädchenanzug: Blaues Netz, sehr weit zurückgesetzt; Kleid von blauer Seide mit Peterinetragen, an dem sich, wie an den Aermeln und unten auf dem Rocke ein breiter bunter schottischer Streifen befindet, während ein großer ebensolcher schottischer Gürtel um die Taille liegt.

6. Hut von weißer Seide mit Blumenausputz hinten am Kopf und einer Blume unter dem Schirme über der Stirn; Kleid von grünem Taffet mit hohem Leibchen, das eine lange Schneppe vorn und hinten hat und mit Ruchen in etwas dunklerer Farbe garnirt ist; ebensolche Garnirung auf den ganz engen und langen

Ärmeln und, in großen Mustern, unten auf dem Kocke; ganz kleiner Leinwandtragen und ebensolche ziemlich lange Manschetten; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

Ertrablatt.

Oben links eine modische schöne neue Kapuze mit langem Barte, rechts ein nebartiges Häubchen und in der Mitte ein weißes Leibchen mit einem Berner Gürtel von schwarzem Sammet, der aber in Schößchen endiget und mit Spitzen besetzt ist wie die Tragbänder.

In zweiter Reihe Chemisette mit dem modischen Tragen.

Darunter neue weiße Unterärmel und dazwischen ein Vurnuß mit Kapuze für ein kleines Mädchen.

Weiter unten noch zwei Chemisette, an dem einen der Tragen mit schwarzen Sammetbändchen besetzt.

Unten in der Mitte eine große neue Kapuze, links eine Pelerine mit Spitzen und Band und rechts ein gesticktes Tragband mit Schößchen hinten.

Stahlstich N^o 4

Maximilian,
König von Bayern.

(Nach einer Photographie.)

König Max von Bayern, den sein Volk verehrt und liebt, besonders seit er den Zerwürfissen zwischen den Ständen und der Regierung durch das echt königliche Wort ein Ende machte: **ich will Frieden haben mit meinem Volke**, wurde am 28 November 1811 geboren und bestieg den Thron am 21. März 1848, nachdem sein Vater, König Ludwig I., der Krone freiwillig entsagt hatte. Vermählt ist er mit der preussischen Prinzessin Maria seit dem 12. October 1842 und der nächste Erbe seiner Krone, Prinz Ludwig, wurde am 25. August 1845 geboren. — In dem jetzigen Streite Deutschlands mit Dänemark wegen der Herzogthümer Schleswig-Holstein steht er an der Spitze der deutschen Fürsten, welche die Herzogthümer ganz von Dänemark losgetrennt und unter dem Herzog Friedrich vereinigt sehen wollen.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Verlag von Fr. Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Das Buch der Natur,

die Lehren der Physik, Astronomie, Chemie, Mineralogie, Geologie, Botanik, Physiologie und Zoologie umfassend.

Allen Freunden der Naturwissenschaft, insbesondere den Gymnasien, Realschulen und höheren Bürgerschulen gewidmet.

Von **Dr. Friedrich Schödl**,

Director der großherzogl. hessischen Provinzial-Realschule in Mainz.

Dreizehnte durchgesehene Auflage. In zwei Theilen. gr. 8. geb.

Erster Theil: Physik, physikalische Geographie, Astronomie und Chemie. Mit 361 in den Text eingedruckten Holzstichen, Sternkarten und einer Mondkarte. Preis 1 Thlr.

Zweiter Theil: Mineralogie, Geognosie, Geologie, Botanik, Physiologie und Zoologie. Mit 615 in den Text eingedruckten Holzstichen und einer geognostischen Tafel in Farbendruck. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Musikalische Briefe.

Wahrheit über Tonkunst und Tonkünstler.

Von einem Wohlbekannten.

Zweite verbesserte Auflage. In einem Bande.

gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

LEIPZIG.

Unter allen existirenden todtmetischen Mitteln gegen das **Ausfallen der Haare** und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon fast gewordenen Scheiteln nimmt

Johann Andreas Hauschild's vegetabilischer Haarbalsam

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht ausliegende Dank- u. Anerkennungs-schreiben, meist von Personen aus den höheren Ständen, bestätigen die Wirksamkeit desselben und ist **sämmtliche Höfe Europas** beziehen den Balsam als unentbehrlich

gewordenen Tollecartikel jetzt regelmäßig von mir.

Die Wirkung des Balsams ist überraschend!

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich auf selbst schon länger fast gewesenen Stellen in ungläublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Hauschild's Balsam in Originalpackungen à 1 Thlr., 1/2 fl. 20 Sgr., 1/4 fl. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

Julius Kratze Nachfolger.
Leipzig, Dresdner Str. Nr. 2.

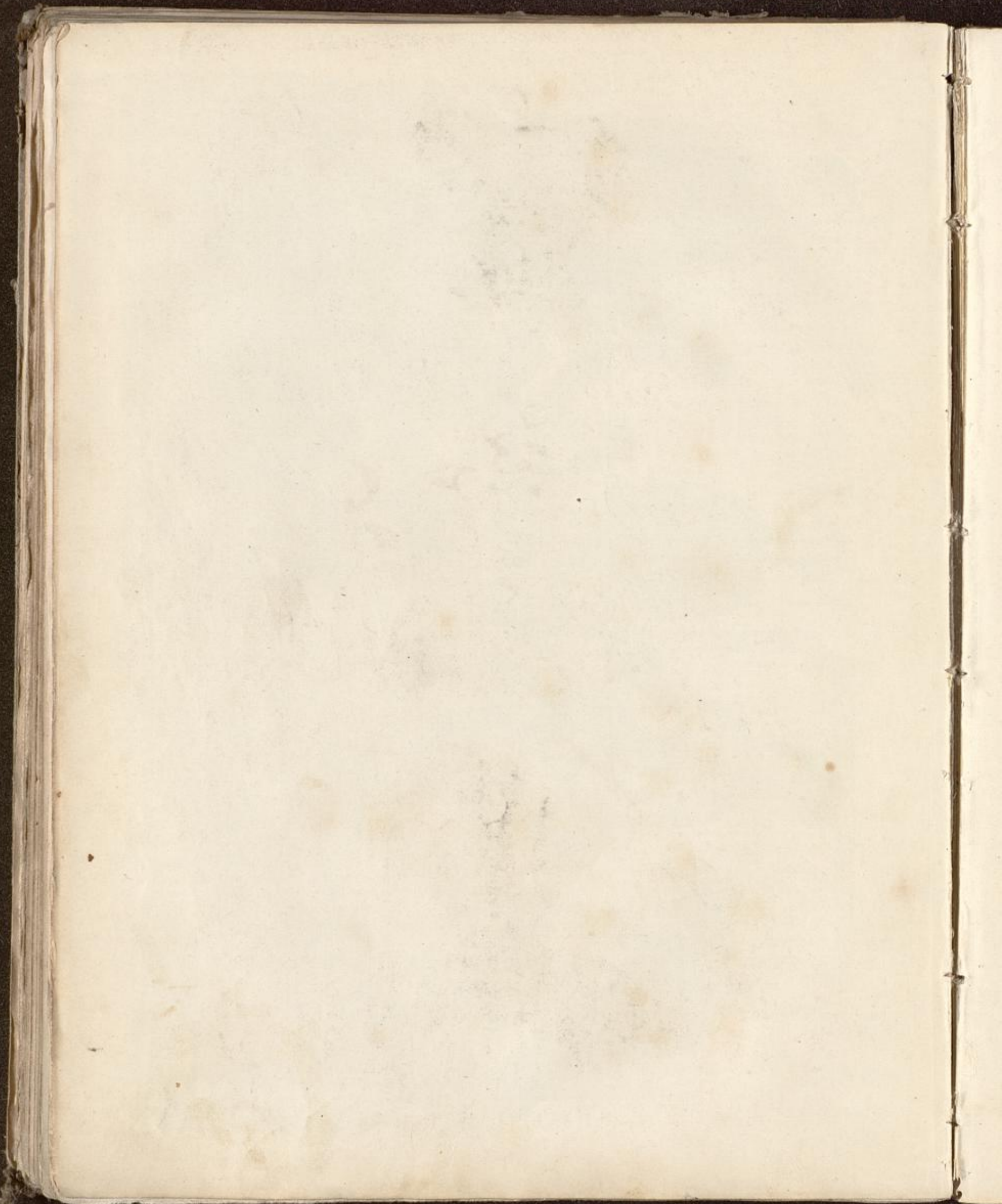
NEBEN DER POST.

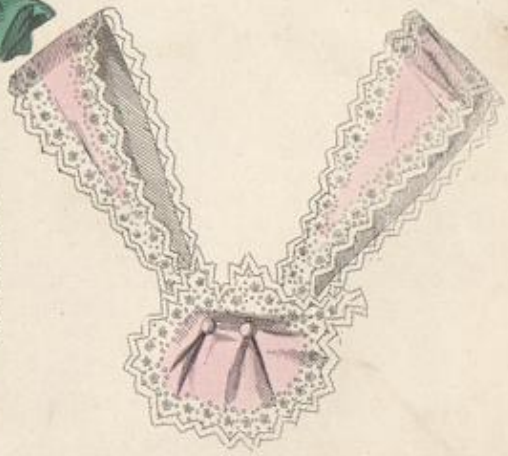
JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE N^o 2.

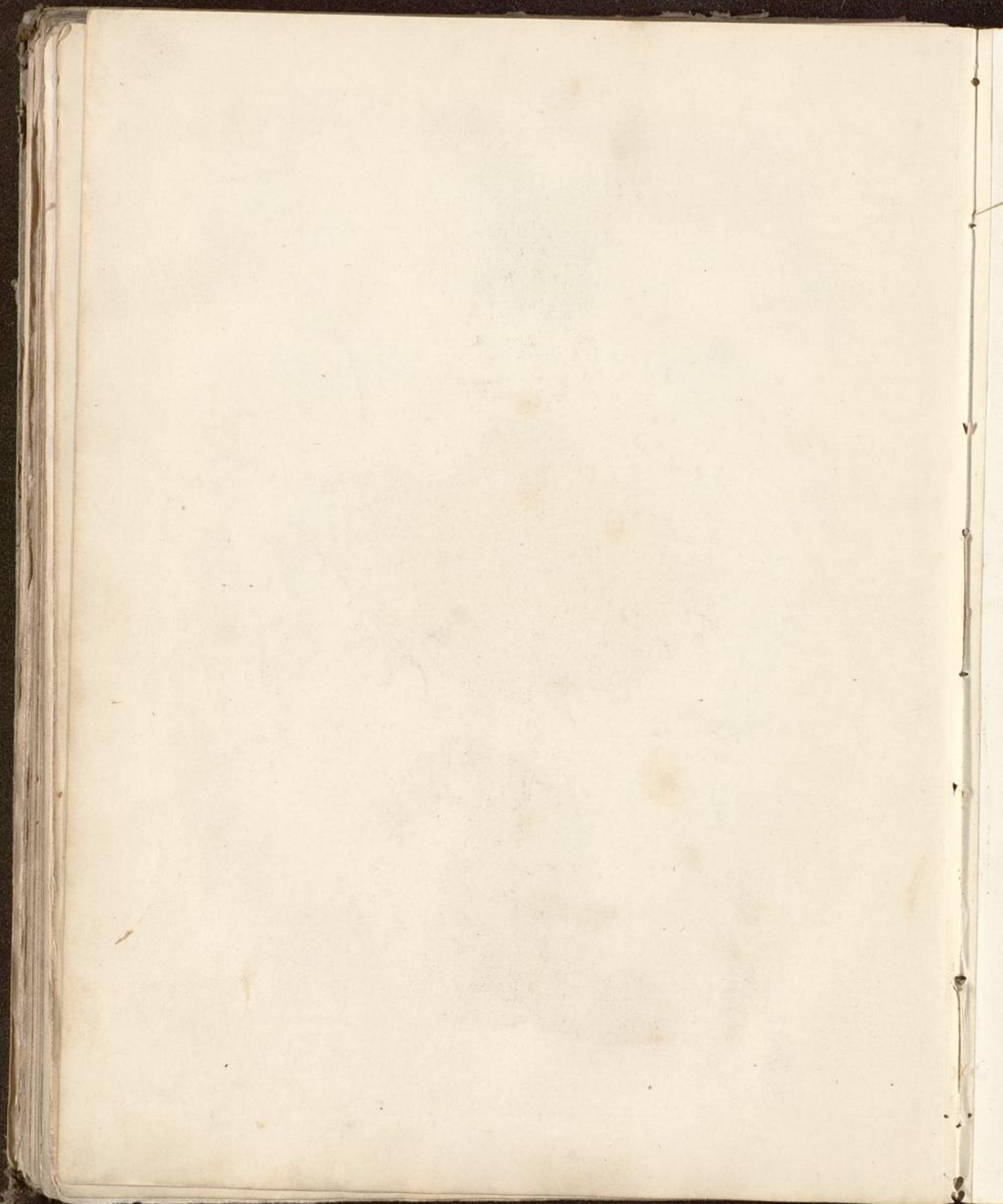


ALLGEMEINE MODENZEITUNG





ALLGEMEINE MODENZEITUNG



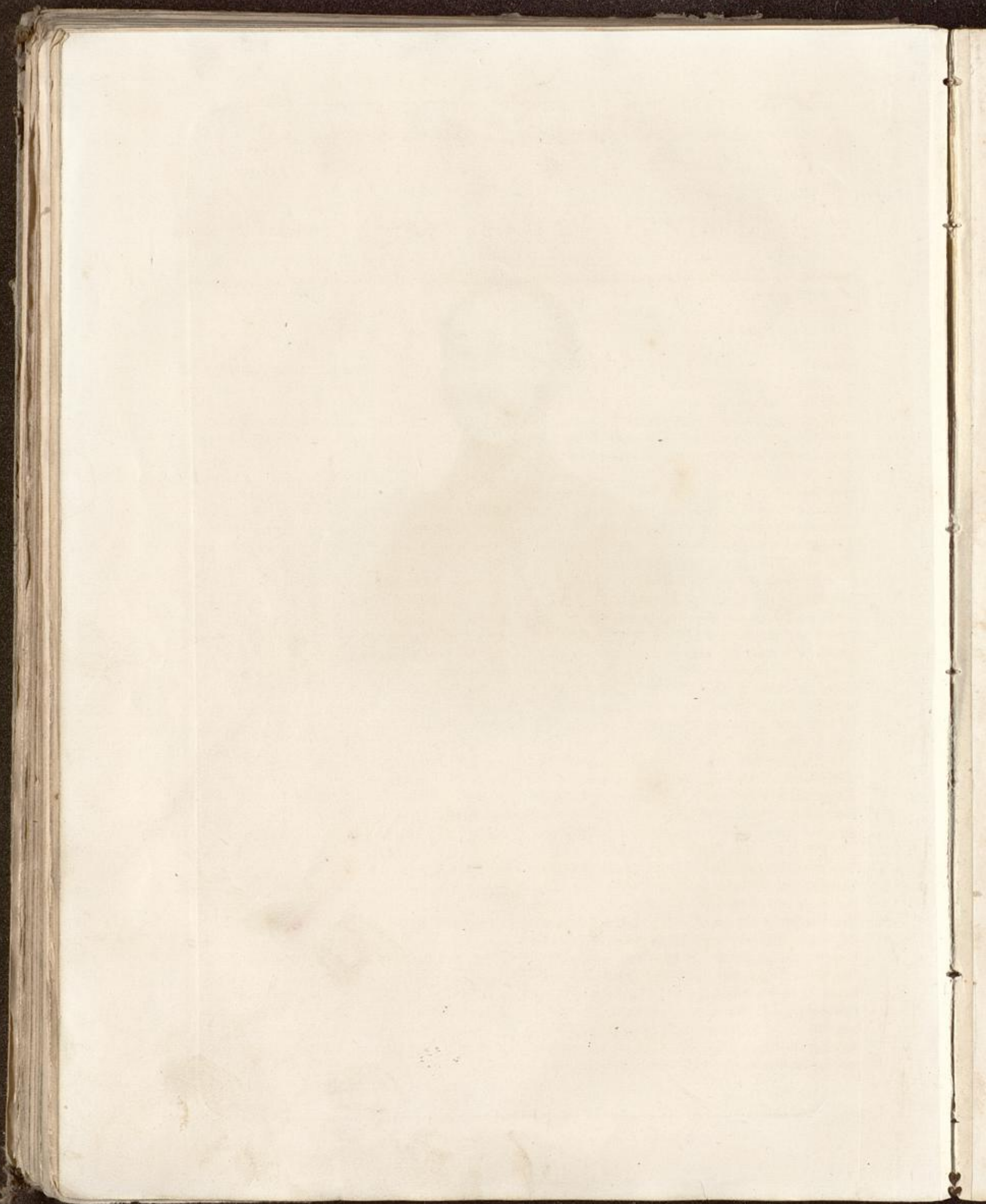


Nach einer Photographie

Nach dem Druck v. Meyer in Leipzig

*Maximilian II.
König von Bayern*

Verlag v. Neumann, Neudamm



zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Ein deutscher Erfinder.

(Schluß.)

Bauer ging nun nach Preußen, wurde aber dort kaum der Beachtung gewürdigt, und da keiner der anderen deutschen Staaten die Hoffnung auf zukünftige Bedeutung zur See darbietet, so mußte er den alten Schmerzens- und letzten Hoffnungsweg so vieler deutscher Erfinder einschlagen: er begab sich nach England. Hier war es vor Allem Prinz Albert, der sich seiner annahm und die Erfindung nach ihrem Werth erkannte und empfahl. Aber selbst sein Einfluß führte zu keinem genügenden Resultat, und Bauer hatte bereits seinen Stab nach Frankreich gesetzt und stand in Paris vor einer Marinecommission, der mehr daran gelegen zu sein schien, hinter das Geheimniß zu kommen, als einen Vertrag einzugehen, als Prinz Albert den Erfinder nach London zurückberief. Der Erbauer des Leviathan war für die Erfindung gewonnen worden. Sieben Monate lang zeichnete Bauer in Scott Tuffetts Atelier alle Pläne zu einem Taucherschiff. Als aber diese Arbeit vollendet und Tuffett und seinen Mitunternehmern Charles Fox und Ingenieur Brumel eine Summe von 10,000 Pfd. Sterl. zur Ausführung des Baues überwiesen war — war Bauer überflüssig geworden. Er ward entlassen. Die Herren bauten ihr unterseeisches Schiff nun ohne ihn, und es mißlang. Fast dritthalb Jahre waren somit in England für ihn verloren gegangen.

Nun begab sich Bauer (1855) nach Rußland. Hier ward ihm das Glück zu Theil, in dem Großfürst-Admiral einen Beschützer zu finden. Sein Einfluß bewirkte es, daß Bauer auf Staatskosten einen großen Brandtaucher genau nach seinen Plänen bauen konnte. Es ist hier nicht der Platz, eine ausführliche Beschreibung desselben zu geben. Wer sich einen genauen Einblick in die innere und äußere Einrichtung des ganzen Baues verschaffen will, den weisen wir auf die Broschüre von Hauff (Die unterseeische Schifffahrt, Bamberg 1859, S. 23 f.) und auf das damals von Dr. Hofmann in Leipzig redigirte „Panorama des Wissens und der Gewerbe“ (Bd. 1, S. 207 und 369 ff.) hin,

welches seinen Text mit einem trefflichen Stahlstich illustrierte. Dieses Boot erfüllte alle Ansprüche auf selbstständige unterseeische Bewegung und Beherrschung im Sinken, Steigen, Wanken und Beharren, und nur die Geschwindigkeit der Vorwärtsbewegung erreichte noch nicht den gewünschten Grad. (Für ein neues Boot hat Bauer auch diesen Mangel durch neuerfundene Hilfsmittel beseitigt.) Nachdem sich das Schiff bei 134 Experimenten bewährt hatte (bei welchen Bauer auch die ersten Versuche mit Photographiren unter See machte), ward ihm der Auftrag zum Bau einer unterseeischen Corvette von 2—4 Kanonen und zugleich die Erlaubniß zum Heben des im Jahre 1857 in der Ostsee untergegangenen Linienschiffes Lefort aus einer Tiefe von 231 Fuß ertheilt. Aber trotzdem Bauer zugleich als kaiserl. Submarine-Ingenieur in Amt und Sold genommen war, konnte er den Boden seiner Existenz in Rußland bereits als untergraben betrachten: er hatte bei dem Bau des unterseeischen Boots in den Rechnungen vorgekommene bedeutende Unterschleife aufgedeckt und sich dadurch für Rußland unmöglich gemacht. Gegen die List der vielseitigsten Intrigue konnte endlich selbst sein kaiserl. Beschützer ihn nicht mehr wahren. Er bat um seinen Abschied, verließ Rußland im Frühjahr 1858 und kehrte nach München zurück.

Dem Auftrage zum Heben des Lefort verdankt Bauer seine Erfindung der unterseeischen Kammerle und der Taucherkammer. (Vergl. über beide Erfindungen Gartenlaube, Jahrgang 1862, Nr. 4 und Nr. 21.) Er hatte sie schon in Rußland ausgearbeitet und der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg zur Prüfung vorgelegt; von dieser war sie für „eine neue, sinnreiche und auf wichtigen Principien beruhende Erfindung“ erklärt worden. Die praktische Anwendung derselben am Lefort unterblieb jedoch, weil die zur Ausführung der Apparate nöthigen Mittel ihm nicht zu Gebote standen und von den ihm zugesicherten Fünftheilen des geborgenen Werths so bedeutende Abzüge in Aussicht standen, daß er zu seinem eigenen Besten die Sache fallen lassen mußte.

Dagegen hielt Bauer gerade diese Erfindung jetzt fest im Auge. Er hatte mit der Anwendung seiner Erfindung für Kriegszwecke bei allen seemächtigen Regie-

rungen Erfahrungen gesammelt, die ihm das Fortschreiten auf dieser Bahn verleiteten. Er sah ein, daß er sich der bereitwilligeren Industrie und dem mächtigeren Bedürfnis zuwenden mußte, um zu einem hoffnungsvolleren Resultat zu gelangen. Daher bildete er seine Schiffhebung in der Stille seines Münchener Lebens noch weiter aus und begab sich im Jahre 1860 abermals nach London. Hier erhob er auf seine Taucherammer und Hebekameele ein Patent und trat mit dem Lloyd und einigen großen Häusern in Verbindung. Das Unternehmen fand Anklang und öffentliche Würdigung und Bauer ging einen Vertrag, der arme Deutsche mit einem reichen englischen Hause, ein, bald aber machte er die bittere Erfahrung, daß mit dem englischen Gelde nicht bloß die Arbeit, sondern auch Name und Ehre seiner Erfindungen bezahlt sein sollte. Trotz aller Besorgniß, die ihm und seiner Familie durch das Zerreißen der kaum geknüpften Verbindung drohte, zerriß er sie. Gleichzeitig erhielt er einen Ruf österreichischer Patrioten nach Triest, um dort wieder Kriegsapparate zu bauen. Er folgte ihm, freudig aufathmend, daß er endlich doch im deutschen Vaterlande wirken könne; aber auch dieses Hoffnungsbild erwies sich schließlich als nichtig; abermals um einen schönen Theil seines geringen, so schwer verdienten Vermögens ärmer, kehrte er zu den Seinigen nach München zurück.

Hier wandte er sich endlich, nachdem Krieg und Industrie ihn verlassen, an die Wissenschaft: er legte der königl. Akademie der Wissenschaften in München die Pläne seiner Taucherammer vor und bat um ihre Befürwortung, daß von Staatswegen zu Gunsten der Naturforschung ein solcher Apparat gebaut werde. Und abermals ward ihm die nun schon so oft gewordene Anerkennung zu Theil, daß man seiner Erfindung das Lob vollkommener Nützlichkeit und Ausführbarkeit spenden mußte; selbst die Kammer der Abgeordneten nahm sich ihrer an und sprach es aus: „daß es eine Ehrensache Bayerns sei, ein einheimisches Talent wie Bauer durch Beschaffung der erforderlichen Mittel hinreichend zu unterstützen“ (s. Protokoll Nr. V des fünften Ausschusses der Kammer der bayer. Abgeordneten des Landtags von 1861); aber dabei blieb es abermals. Die dafür beantragten 15,000 Gulden gingen im Budget des Kriegsministeriums unter.

Da will endlich das Geschick selbst helfen, es wirft am 11. März 1861 den bayerischen Postdampfer „Ludwig“ in die Tiefe des Bodensees und doch nicht so tief, um zu seinem Heben eine Taucherammer nothwendig zu machen. Die Hebekameele allein hätten genügt. Aber selbst für sie fehlen die Mittel, und so unternahm er es denn mit wahrhaft deutschem Nothbehelf (nämlich mit großen Fässern, die er am Schiff durch Taucher befestigen ließ und dann mit Hilfe von Schlauchspritzen, in

Ermangelung von Luftpumpen, mit Luft füllte), und nur im Vertrauen auf zugesagtes kräftiges Zusammenwirken, den goldenen Becher aus der Tiefe zu holen. Und er hob ihn, gleich Schillers Taucher, und zwar dreimal, aus seinem Wogengrabe herauf, aber gleich Schillers König warfen sie ihn wieder in den Abgrund. Zum Lohne ward er um die 1000 Gulden Caution ärmer, die er hatte erlegen müssen.

Wilhelm Bauer schien jetzt für Deutschland verloren zu sein, er gab die Hoffnung auf Hilfe im Vaterlande auf und hatte eben Unterhandlungen in Nordamerika angeknüpft, als eine neue günstigere Wendung seines Schicksals eintrat. Sein Freund Friedr. Hofmann war im Herbst 1861 ständiger Mitarbeiter an der „Gartenlaube“ geworden, und seine erste Freude über seine neue Stellung war die, nun für Bauer und seine Erfindungen den wahren Retter gefunden zu haben in Ernst Reil und seinem mächtigen Weltblatte. Und es ging glänzend in Erfüllung. „Ernst Reil“ — sagt Hofmann in einem Berichte hierüber — „erfaßte mit seinem klaren Geist nicht nur den Gegenstand selbst sofort in seiner ganzen Bedeutung, sondern sein erfahrener Rath gab dem neuen öffentlichen Auftreten desselben auch sogleich eine Richtung, die ihn aus dem Bereich des bisherigen bloßen Unterhaltungs-Interesse auf das praktische Feld brachte.“ Einzig durch die Gartenlaube ward Bauers Streben und Wirken zu einer Nationalsache erhoben, für die in kurzer Zeit die allgemeinste Theilnahme sich regte, und zwar nicht eine bloß lesende, sondern eine werththätige. Es gelang nun Hofmann, ein „Central-Comité für W. Bauers deutsches Taucherwerk“ zu bilden, das zur Erprobung der Bauer'schen Schiffhebung, namentlich zur Anschaffung der Apparate (Hebeballons, Tragameele, Luftpumpen etc.) 12,000 Thlr. von der Nation sich erbat und dem bald Gaben aus allen deutschen Lebenskreisen selbst in den fernsten Ländern zuströmen. Und so großes Vertrauen konnte auf den Erfolg dieser Sammlungen „der Gartenlaube“ gesetzt werden, daß ein deutscher Patriot, Feodor Streit in Coburg, Bauer die Summe von 6000 Thlr. creditirte, damit er noch das Jahr 1862 zur Ausführung seiner Ludwigs-Hebung benutzen könne. Denn der „Ludwig“ sollte es sein, an welchem die Erfindung sich erprobte, gerade weil die Mitglieder des Verwaltungsraths in Lindau, der die ersten Hebeversuche angeordnet hatte und dem Bauer die alleinige Schuld des Mißlingens derselben zuschob, öffentlich erklärt hatten: „Bauer sei gar nicht der Mann, der eine solche Aufgabe lösen könne.“

Bauer ging nun mit seiner oft bewährten Energie an diese Lösung. Von Seiten des Bayerischen Ministeriums war ihm Hoffnung gemacht, daß die Regierung seinem Vorhaben nichts in den Weg legen werde. Man eröffnete ihm sogar einen Theil des Krystallpalastes zum

Bau seiner Hebeballons und Tragkameele. Ueber die technische Einrichtung derselben müssen wir abermals auf die betreffenden ausführlichen Artikel der „Gartenlaube“ verweisen. Es war Bauer nicht vergönnt, die Herstellung dieser Haupttheile des Hebungsapparates zu vollenden; er mußte den Krystallpalast vorher räumen und seine zum großen Theil noch halbnassen Ballons nach Lindau schaffen. Auch hier fand er in jener regnerischen Zeit kein Plätzchen zum Austrodnen und Vollenden derselben, und da ihm noch außerdem hier die Weisung wurde, daß ihm die Hebung des „Ludwig“ durchaus nicht gestattet sei, so lud er alle seine Apparate, wie sie eben waren, auf das erste beste Schiff, das er hatte aufstreifen können und fuhr zum Schweizer Ufer hinüber.

Von Korschach aus erwirkte er, nicht ohne Schwierigkeiten, endlich die Erlaubniß zur Hebung des gesunkenen Dampfers; der König von Bayern machte ihm denselben schließlich zum Geschenk. So begann denn nun Bauer die Hebung des goldenen Bechers, den man ihm in die Tiefe geschleudert. Leider hatte man die Taucherarbeit sehr erschwert und den Becher übel zugerichtet. Denn der Lindauer Verwaltungsrath hatte, nach der obigen öffentlichen Erklärung gegen Bauers Fähigkeit zur Lösung einer solchen Aufgabe, einen Andern damit betraut, der den „Ludwig“ mit mechanischen Mitteln zu Tage befördern wollte, der aber, nachdem er alle hervorragenden Schiffstheile abgerissen und so das Boot zum Bruch ruinirt hatte, es ruhig liegen ließ. Von Lindau aus nahm man sogar die von Bauer an Vorder- und Hintertheil des Schiffs befestigten Signalstangen weg; es sollte die ewige Ruhe haben.

Fast schien es, als müßte der in Lindau so heiß gehegte Wunsch in Erfüllung gehen, denn wenn auch der „Ludwig“ trotz der beseitigten Signalstangen durch Lootsen sehr bald wiedergefunden wurde, so zeigten dagegen von den Hebeballons, für deren Luftdichtmachung Bauer, um an den Ausgaben möglichst zu ersparen, statt des ursprünglich beplanten Materials ein billigeres Surrogat angewendet hatte, alle nicht ausgetrodneten sich als unbrauchbar, und von den tragfähigen Kameelen, welche mit Hilfe der frisch aufgepumpten Tonnen, die von den ersten drei Heberversuchen her noch am „Ludwig“ hingen, die Hebung vielleicht hätten ermöglichen lassen, sprang das eine aus seinen Gurten, als es zum ersten Male voll aufgepumpt wurde. Man stand bereits im November, die Winterstürme waren vor der Thür. Bauer mußte die Arbeit einstellen.

Mit welchen Gefühlen an jenem traurigen Abend Bauer und sein Freund Hofmann, der zum „Hebungsfeste“ von Leipzig herbeigeilt war, von den Signalstangen des „Ludwig“ nach Korschach fuhren, hat Letzterer später in der Gartenlaube verrathen. Es stand abermals sehr mißlich mit Bauers Unternehmung. Die

eingehenden Sammelgelder durften für's Erste nur zur Deckung des Vorschusses von 6000 Thlr. verwendet werden, und der Winter ging dahin, ohne daß sich die geringste Aussicht öffnete, daß im Jahr 1863 Bauer wieder an die Arbeit gehen könne.

Da legte Hofmann dem Herzog Ernst von Coburg die ganze Angelegenheit dringend ans Herz, wie früher schon einmal auf eigene Faust, so jetzt durch das Leipziger Central-Comité für Bauer, und Beide, Bauer und Hofmann, erlebten die Freude, daß dieser Schritt sich zu einem rettenden gestaltete. Beide wurden im Februar 1863 zum Herzog nach Gotha eingeladen, und nachdem derselbe sich über das Wesen der Erfindung selbst und über den Stand der Sache auf's Genaueste unterrichtet, eröffnete er Bauer einen Credit von 10—12000 Thlr., um ihn und seine Thätigkeit von den vereinzelt eingängen und Sammlungen unabhängig zu machen.

Damit war frisches Leben in die Sache gekommen. Während Ernst Reil im Auftrage des Central-Comités in seiner Gartenlaube über immer erfreulichere Gaben von Deutschen aus allen Theilen der Erde zu quittiren hatte, stellte Bauer seine Apparate nun her genau nach seinem Plane, und nun gelang es, den „Ludwig“ am 3. Juli aus der Tiefe von 73 auf 18 Fuß zu heben und, nachdem hier die Ballons am Boote tiefer befestigt und durch die Tragkameele unterstützt waren, am 21. Juli endlich den Festzug des „Ludwig“, unter dem Geleite seiner eigenen Glocke und dem Kanonendonner seiner ehemaligen Seegenossen, namentlich „Wilhelms“ und „der Königin“ von Württemberg und des „Leopold“ von Baden, nach dem Schweizerufer und damit den Triumphzug einer deutschen Erfindung glänzend zu feiern. Friedr. Hofmann hatte die Genugthuung, diesem Triumphzug beizuwohnen.

Das gehobene Dampfboot gewährte, nachdem es fast dritthalb Jahre in der Tiefe gelegen, allerdings auch nach den äußeren Verwüstungen an demselben, einen traurigen Anblick. Auf dem Deck lag Alles, was nur losreißbar gewesen, durcheinander, nur die Getreidesäcke standen noch in guter Ordnung auf dem Vordertheil und in der Küche sah man das meiste Geschirr noch an seinem Platze. Von Menschen jedoch keine Spur. Die See hatte sie während des Untergangs fortgespült. Noch grauenvoller sah es im Innern aus, die Fußböden aufgebrochen, die Sophas abgefault, die Möbeln in Trümmern, überall entsetzliche Verwüstung. Die Signallaterne aber, mit welcher der Capitain des „Ludwig“, der bekanntlich mit dem Steuermann und einem Matrosen das Schiff in der Gefahr verlassen und die Passagiere dem Untergange Preis gegeben hatte, vor dem Zusammenstoß dem Dampfschiff „Zürich“ die üblichen Signale gegeben haben wollte, fand man ruhig an dem Platz bei

der Treppe stehen, wo sie Tags über verwahrt zu werden pflegte.

Wenn nun auch aus dem Verkauf des „Ludwig“ kein dem Kostenaufwand für die Hebungversuche entsprechender Erlös gewonnen wurde, so war doch die Hauptsache gewonnen: die Ueberzeugung von der Wichtigkeit und praktischen Ausführbarkeit der Erfindung. Es galt jetzt vor Allem, die Ausbreitung derselben im Großen anzubahnen. Nachdem hierzu in Leipzig eine Vorberathung des Central-Comités (Ernst Keil, Dr. Heyner, Adv. Dr. Georgi und Dr. Fr. Hofmann), H. Streits und Bauers stattgefunden und ein Statutenentwurf beplant worden, begab Bauer sich nach Bremen, um dort einen Centralpunkt für seine künftige Thätigkeit zu suchen, und bereits hatte hier ein Gründungscomité einer Actiengesellschaft für das deutsche Taucherwerk seine Thätigkeit begonnen, als durch den Tod des Dänenkönigs die Bewegung hervorgerufen wurde, welche noch heute dauert und die jede Unternehmung von solcher Ausdehnung unmöglich macht.

Bauer wartet nun wieder in München der Dinge, die für ihn kommen sollen. Daß aber noch bis heute jede Bemühung vergeblich war, seine kriegerischen Erfindungen für die drohende Zukunft zu Hilfe zu nehmen, das gehört zu den vielen unbegreiflichen Dingen, durch welche wir in Deutschland uns von jeher ausgezeichnet haben. Wir sind noch nicht von der Schwäche curirt, selbst unsere deutschen Erfindungen uns vom Auslande erst verwerthen zu lassen, ehe wir an sie glauben; möge diese Schwachheit, die sich nun auch an Bauers Erfindungen des Brandtauchers und der schwimmenden Revolverbatterien versündigt, uns diesmal nur nicht allzu theuer zu stehen kommen! —

Der Stadtrichter von Schirgiswalde.

Erzählung

von

Eduard Gottwald.

Zwei Meilen von Bautzen, der Hauptstadt der sächsischen Oberlausitz, und eine Meile von der böhmischen Grenze entfernt liegt das Städtchen Schirgiswalde, welches nebst den Dörfern Neudorf*) und Petersbach vom Fürsten Florian von Lichtenstein im Jahre 1734 an das Domcapitel St. Petri zu Bautzen verkauft wurde und bis zum Jahre 1809 zum Leitmeritzer Kreise

*) Auch auf älteren Karten als Neuschirgiswalde aufgeführt.

gehörte. Napoleon aber, welcher sich bekanntlich in seinen Mußestunden sehr oft mit der Grenzregulirung großer und kleiner Staaten beschäftigte, und bei seiner Vorliebe für Deutschland dasselbe gern in französische Arrondissements eingetheilt hätte, nöthigte Oesterreich, nachdem er dasselbe durch den Wiener Frieden gezwungen, auf seine Seehäfen nebst der Kleinigkeit von 2151 Quadratmeilen mit 3,505,000 Einwohnern zu verzichten, auch noch einige böhmische Enclaven an das Königreich Sachsen abzutreten und unter diesen auch Schirgiswalde mit den als deren Vorstädte zu betrachtenden Dörfern. Sachsen jedoch, welches durch den starken Paschhandel, mit dem die Bewohner dieser Enclave sich hauptsächlich beschäftigten, von deren Nichtbesitz mehr Vortheil hatte als durch deren Annahme, betrieb die Einverleibung dieser Gebietsvergrößerung so lau, daß es den Schirgiswaldern überlassen blieb, sich selbst zu regieren, eine Aufgabe, welche diese so einfach als möglich lösten und sich zu einem kleinen Freistaate heranbildeten, bis in Folge des Eintritts Sachsens in den deutschen Zollverband, diese in Vergessenheit gerathenen Ortschaften wieder Gegenstand ernsterer Berathung wurden und endlich, aber erst im Jahre 1845, Schirgiswalde und dessen zwei Dörfer in die Sächsische Verfassung und als zur Oberlausitz gehörig aufgenommen wurden.

Die Idealisten der äußersten Linken des Frankfurter Parlaments im Jahre 1848 hätten sich kein verlockenderes Bild einer deutschen Republik träumen können als Schirgiswalde während jener Zeit, und am naturwüchsigsten vor der Anstellung sächsischer Grenz- und Steuerbeamten, zwar nur im Kleinen, aber in Wirklichkeit bot; denn die glücklichen Bewohner dieses Freistaates zahlten an keine weltlichen Behörden Steuern, verweigerten an Oesterreich sowie an Sachsen die Stellung ihrer dienstpflichtigen jungen Leute zum Militär und hatten an ihre Gutsheerrschaft, das Domcapitel zu St. Petri, nicht einen Pfennig Abgaben zu entrichten, wußten nichts von communlichen Lasten und hatten von einer städtischen Verwaltung, sowie von einem Bürgermeister nebst Rathsherrn- und Stadtverordneten-Collegium nicht den geringsten Begriff, denn alle Regierungssorgen des gegen 1500 Einwohner zählenden Freistaates lasteten auf einem Ortsrichter, den man, um zu beweisen, daß Schirgiswalde kein Marktflecken sei, Stadtrichter nannte und der im Jahre 1831 zugleich Fleischer und Gastwirth war und zur Unterstützung seiner Amtsführung zwei Unterbeamte, den Bettelvoigt und den Nachtwächter des Ortes, sowie zwei starke Fleischerhunde zur Hand hatte.

Den kaiserlichen Amtmann, den Oesterreich mehrere Jahre nachher, nachdem es diese Enclave an Sachsen abgetreten hatte, dorthin absendete und der bis zur förmlichen Aufnahme derselben in den sächsischen Landesver-

band die Stelle eines Gerichtsvorstehers des Domstifts, als Gutsherrschaft von Schirgiswalde versah, beachteten die Schirgiswaldaer ebenso wenig als dessen Gerichtspersonal, welches aus einem alten verabschiedeten österrichischen Soldaten bestand, der die Stelle eines Amtsfrohns bekleidete; und nur die Baugner Accise störte sie in dem Gefühl ihrer Unabhängigkeit von den Machthabern der Erde, denn an diese mußten sie zahlen, wenn sie ihre Feld- und Gartenerzeugnisse, sowie ihr Schlachtvieh zu Markte brachten, und dieser Tribut, dem sie sich nicht entziehen konnten, blieb die einzige Abgabe, welche von den Schirgiswaldbern zu erlangen war.

Unter so patriarchalischen Verhältnissen und bei so günstiger geographischer Lage konnte es nicht fehlen, daß dieser kleine Freistaat das schon früher mit Glück versuchte Paschergeschäft von Böhmen nach Sachsen und von Sachsen nach Böhmen noch großartiger zu betreiben suchte und es als einen Mangel an Cultur und als Willkürherrschaft betrachtete, wenn die Zoll- und Steuerbeamten in neuerer Zeit sogar mit bewaffneter Hand ihrem geschäftlichen Verkehr entgegen traten und förmlich Jagd auf betriebsame Menschen anstellten, die im Schweiß ihres Angesichts mit Hoden und Ballen bepackt sich ihr Brot verdienten, dabei bescheiden der Zollstraße aus dem Wege gingen und lieber bei anbrechender Dunkelheit als bei hellem Tage ihre geschäftlichen Angelegenheiten besorgten.

Aber der deutsche Zollverband hat die Romantik des Pascherlebens vernichtet, die Engros-Geschäfte haben aufgehört und nur en detail wird noch in wenigen Artiteln, wie z. B. in Wein, Tabak und Cigarren etwas gemacht; ganz anders aber blühte früher dies Geschäft, als die Zollbeamten noch nachsichtsvoll durch die vergoldeten Finger sahen. — Wie leicht schaffte man sonst mehrere Frachtwagen voll Contrebande bei anbrechender Nacht über die Grenze, denen gewöhnlich der Kaufmann voranritt, welcher dies Geschäft unternahm und an der betreffenden Mauthstelle, welche nicht zu umgehen war, unter stillschweigender Aufzählung von Banknoten und Ducaten, deren Betrag sich nach der Bedeutsamkeit des Geschäfts richtete, sich so lange mit dem dienstfertigen Einnehmer unterhielt, bis die Wagen unangehalten vorüber waren. An solchen Abenden wurde es nahe der Grenze oft plötzlich im Busch und Felde rege, überall tauchten schwerbelastete und wildverwegene kräftige Männergestalten empor und huschten auf fast ungangbaren Seitenwegen über Berg und Thal durch wildverwachsene Schluchten oder auf einsamen Waldwegen durch die stille Nacht; die Mauthbeamten aber wichen diesen nächtigen Spukgestalten aus, so weit sie konnten, denn es war nicht rathsam, denselben hindernd in den Weg zu treten, da fast jeder Pascher gewandt mit Messer und Pistol umzugehen wußte und derjenige Zollbeamte, der viel-

leicht im Kampfe einen derselben verwundet und zur Haft gebracht oder wohl gar getödtet hatte, fiel sicher auch bald als Opfer der Rache, der Pascher aber flüchtete nur dann unter Wegwerfung seiner Waare, wenn Gegenwehr nutzlos und nur noch Rettung durch die Flucht möglich war. Für solche Flüchtlinge hegten die Schirgiswalder stets warme Theilnahme, und wagten sich Zollbeamte bei der Verfolgung derselben auf deren Weichbild, so wurden sie von den Bewohnern derselben oft mit bewaffneter Hand vertrieben, wodurch die Freistaatler wahrscheinlich das Symbol ihres Stadtwappens erklären wollten, welches eine Stadtmauer mit zwei Thürmen zeigte, zwischen welchen ein mit einem Schwerte bewaffneter Arm sichtbar wurde. — Alle aber gegen den Schleichhandel erlassene gesetzliche Verordnungen und Verbote waren ihnen so fremd, als den Südseeinsulanern die Protokolle der Bundestagsitzungen.

In Folge dieses Grenzhandels befanden sich in Schirgiswalde eine weit größere Anzahl von Kaufleuten, als in mancher zehnfach volkreicheren Stadt, welche größtentheils mit Zucker, Kaffee, Syrup &c. und sächsischen Feinwaaren nach Böhmen handelten und von Oesterreich aus dessen feinere baumwollenen und seidenen Stoffe bezogen und sogar mit ihren Waarenlagern die Leipziger Messe besuchten; außerdem aber nährten sich die Bewohner dieses Freistaates auch von Vargentfabrikation und Gornbleichen, trieben Landwirthschaft, waren fleißige Handwerker oder Besizer von Schankwirthschaften und Pascherherbergen, versuchten sich in Ausfertigung von Certificaten für zweifelhafte Persönlichkeiten, lieferten Pässe und verspielten ihr überflüssiges und nöthiges Geld im Lotto und einem dadurch begründeten Hazardspiele auf den sogenannten blauen Lottobänken, von welchen drei Kaufleute Bankhalter waren und unter diesen auch der Kaufmann Dittrich, der bis zum Jahre 1830 Stadtrichter in Schirgiswalde war und als solcher vorzugsweise dies unlautere Geschäft betrieb.

Außerdem war dieser seltsame Freistaat auch oft das Asyl für österreichische und sächsische Deserteure, für Wilddiebe und selbst für dahin sich flüchtende berüchtigte Verbrecher, welche in den vielen kleinen Spelunken der Stadt und Dorfschaften sich kurze Zeit versteckt halten konnten, so lange sie sich dort ruhig verhielten und vor Allem baar bezahlten, was sie verzehrten, und wollten österreichische Criminalbeamte dort Verbrecher auffuchen, so wurde solchen dies nur unter dem Schutze sächsischer Gendarmerie gestattet, denen man den Eintritt in die Stadt nicht zu wehren wagte; zu einer freiwilligen Auslieferung der Verbrecher aber gaben sich die Schirgiswalder nicht her und legten auch auf Steckbriefe keinen Werth, weil sie der Ansicht waren, daß diese jedesmal erst dann veröffentlicht wurden, wenn der darin Bezeichnete schon längst in Sicherheit sei.

Seit jedoch der Fleischer und Gastwirth Mildner Stadtrichter geworden war, nahm die Sache eine andere Wendung, die sächsische Gendarmerie, welche oft unerwartet dort einsprach und vorzugsweise nach dem Lautstücker Pfingstschießen und den Jahrmärkten in größeren Städten der Umgegend in Schirgiswalde „auf die Suche“ ging und dort gewöhnlich eine Menge von Gefindel abfang, welches sich nach den an solchen Orten verübten Betrügereien und Diebstählen in die Schlupfwinkel des Freistaates zurückziehen suchte, fanden bei Mildnern eifrige Unterstützung, und hauptsächlich waren es dessen zwei starke und kräftige Hunde, die er in seinem Geschäft als Fleischer und beim Schlachtviehhandel nöthig hatte, welche den Dienern des Gesetzes treffliche Hilfe leisteten, da sie meisterhaft dressirt ihren Mann stellten und durch keinen Laut ihre Nähe verriethen, wenn es darauf ankam, einen Verbrecher in dessen Versteck zu überraschen. Bei solchen Streifzügen verhielt sich die Einwohnerschaft stets neutral und überließ es dem Stadtrichter und dessen Unterbeamten, sich mit den Organen der auswärtigen Mächte zu verständigen, aber entschieden wehrte sie den österreichischen Zollwächtern, sowie dem in Schirgiswalde residirenden kaiserlichen Amtmann ein selbstständiges Handeln ohne Unterstützung der sächsischen Behörden.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

Ehe wir an das Aufzählen der Moden-Neuigkeiten gehen, theilen wir aus der köln. Ztg. nachstehende Skizze mit: „Was das Jahr betrifft, das noch in den Windeln liegt, so hat es den Parisern den Winter mit seinen Freuden und Leiden gebracht, die Freuden für die Ausgewählten, die Leiden für die große Menge. Die Pariser sind gar nicht auf einen ernsten Winter eingerichtet. Die hiesigen Kamine haben tausenderlei Unarten. Sie ziehen entweder gar nicht, oder nur, wenn man die Fenster öffnet, damit sie frische Luft schöpfen; oder sie sind leidenschaftliche Raucher. Die Franzosen sind viel weniger gegen eine niedere Temperatur in den Zimmern empfindlich, als die Nordländer, und gerade die hier lebenden Russen klagen am meisten über die schlechte Zimmerheizung in Paris. Sehr viel hat man besonders in den großen Salons zu leiden, wo im Kamin oft nur ein einziges Scheit Holz liegt, das die umgekehrte Eigenschaft des Busches besitzt, in welchem sich der Herr dem großen Propheten offenbarte; jener Busch brannte nämlich, ohne sich zu verzehren, während ein solches Scheit sich verzehrt, ohne zu brennen. Zum Glück ist hier der Winter selten streng. Man sieht dies besonders an den

Schlittschuhläufern, welche ihre Kunst auf dem Eise im Bois de Boulogne versuchen. Unter den Wenigen, die sich den „Wasserlothurn“ anschnallen, zeichnen sich die Wenigsten durch Geschicklichkeit aus, und diese sind Nordländer. Der Kaiser ist ein vortrefflicher Schlittschuhläufer, wie er denn in allen körperlichen Uebungen höchst gewandt ist und sich denselben gern hingiebt.

„Die gegenwärtige Saison verspricht eine äußerst glänzende zu werden. Der Hof will mit gutem Beispiele vorangehen. Außer den gewöhnlichen vier Winterbällen in den Tuilerieen wird jeden Montag ein intimer Ball in den Gemächern der Kaiserin stattfinden, und dieser Ball ein costumirter sein. Die Pariser Schneiderinnen haben alle Hände voll zu thun, worüber gar mancher Ehemann, gar mancher Familienvater tiefe Seufzer ausstößt. Seit die hiesigen Schneiderinnen so schnell zu großen Reichthümern gelangen, erwägen die Heirathscandidaten viel reiflicher als sonst, ob sie den Schritt zum Altare wagen sollen, und große Statistiker haben bemerkt, daß die Verbreitung der Crinoline in umgekehrtem Verhältnisse zur Zahl der Ehebündnisse steht. Dies schreckt jedoch die schönere Hälfte der Menschheit nicht ab, und so eben hat sogar eine berühmte Pariser Kleiderkünstlerin eine neue Crinoline erfunden, welche den populären Namen „Jupon de l'Empire“ führt und wahrscheinlich die Runde um die Welt machen wird.

„Um aber wieder auf die Hofbälle zurückzukommen, will ich Ihnen berichten, daß der erste Montagball in den Appartements der Kaiserin diese Woche stattgefunden. Die Toiletten waren überaus reich, und die Kaiserin blühte im Diamanten-, Smaragden- und Perlen Schmud. Auch die Prinzessinnen Mathilde und Clotilde schimmerten und strahlten von Edelsteinen. Die Fürstin Metternich aber machte sich besonders durch die Originalität ihres Anzuges bemerkbar; sie trug nämlich ein weißes Muslinkleid, welches mit Schwalben bedeckt war; ferner ein schwarzsammtnes Mieder, das in einem Schwalbenschwanz endete. Zwei Schwalbenflügel zogen sich über ihre Schultern hin, und auf der Coiffure trug sie eine Schwalbe. Der Ball dauerte bis tief in die Nacht hinein. Der Kaiser aber wurde durch eine heftige Migraine abgehalten, demselben beizuwohnen.

Die großen Opernbälle haben bereits im December begonnen. Sie haben nichts mehr von ihrem früheren Glanze und werden nur noch von der ausgelassenen Jugend und von denjenigen Damen besucht, die entweder mit der Tugend auf sehr gespanntem Fuße stehen oder derselben einen unversöhnlichen Krieg geschworen haben. Die Fremden freilich halten es für ihre Pflicht, mindestens einen dieser Bälle zu besuchen und sich die Lungen mit Staub zu füllen. Die Wenigsten gestehen, daß sie sich dort gelangweilt; dies geschieht aber nur aus Schadenfreude. Man will, daß auch Andere die Erfahrung

machen, wie wenig Vergnügen in dem Tohubohu zu finden, wo man vor tollem Geschrei die Musik nicht hört und wo man sich in Acht nehmen muß, die in der Luft herumfliegenden Arme und Beine der Cancantänzer nicht in die Rippen oder gar ins Gesicht zu bekommen.

„Die Liebhaber-Theater, welche seit einigen Jahren in den aristokratischen Kreisen so beliebt sind, finden nun auch in der reichen Bourgeoisie große Verbreitung. Es werden zwar meistens bekannte Sprichwörter oder einactige Lustspiele aufgeführt, doch läßt sich auch mancher Dilettant herbei, den Parnas zu besteigen und sich für ein Gelegenheitsstück zu begeistern.“

(F.) Die Anzüge im Hause sind sehr elegant und bestehen meist aus einem Rock von gestreiftem Cashemir, einer Weste von Tuch oder Sammet und einem Jäckchen von Cashemir wie der Rock oder von Taffet in Blau, Schwarz, Amaranth, Violett, Grau, Weiß, gestickt oder soutachirt. Die Weste hat oft goldene oder silberne Knöpfe in der Größe einer Nuß. Dazu gehören dann rothe Strümpfe, Schuhe von Maroquin oder Zuchten mit hohen Absätzen und goldnen Schnallen, ferner ein Spitzenhäubchen, das eigentlich nur eine Spitzenschleife mit Sammet- oder Taffetband ist. Uebrigens begnügt sich das Jäckchen bereits nicht mehr mit der Herrschaft im Hause; es zeigt sich auf der Straße und wird sogar bei Soirées geduldet. Es gefällt so sehr, daß man es eben bei fast jedem Anzuge anbringt. Abends freilich muß es sehr elegant sein und so trägt man es da meist von Jal-Spitzen mit Atlas in der Farbe des Rockes gefüttert. Ein anderes sehr schönes Jäckchen, das wir sahen, war ein sehr kurzes Figaro-Jäckchen von himmelblauem Taffet in Phantasiemustern mit schwarzem Posament benäht. Ein zwei Finger breiter schwarzer Astrachan-Streifen faßte es rund herum ein und oben wurde es durch eine reiche silberne Agrafe zusammengehalten.

Die Kopfsputze auf den Bällen und im Theater bestehen häufig aus einem Büschel gesponnenen Glases, aus Blumen und Federn; die eigentliche classische Quirlande sieht man kaum noch. Einer der beliebtesten Kopfsputze, den wir diesen Winter sahen, bestand in einer großen Schleife von blauem Sammet, aus welcher sich ein Büschel Saphire und Diamanten erhob; das Haar war auf der Stirn sehr weit hinausgestrichen, so daß es die Schläfe und Ohren ganz frei ließ; eine Diamantenkette, die von dem Büschel ausging, lief am Rande eines Scheitels hin, war hinten auf dem tiefliegenden Haar geknüpft und fiel endlich auf den Nacken.

Außerordentlich beliebt sind zu Soiréekleidern noch immer die meist sehr großen Gürtel, die sich in den verschiedensten Formen zeigen. Für die elegantesten hält man indeß die mit Schößchen hinten, welche vorn geschnürt werden.

In den Soiréeanzügen herrscht diesen Winter das

Ponceau vor, weil diese Farbe bei Licht sehr gewinnt und die Schmuckfachen, wie die Spitzen sehr hervorhebt. Nur die jungen Damen tragen Weiß. Aermel sieht man an solchen Anzügen fast gar nicht, während sie an den Kleidern zum Ausgehen ganz lang sind bis auf die Hand, und völlig eng werden.

Die Röcke haben fast alle eine Schleppe, aber sie sind danach geschnitten, denn wenn dies nicht der Fall wäre, würden die Falten um die Taille höchst ungeschickt aussehen, weil die Röcke eine sehr große Weite unten haben müssen.

Modenblatt N^o 5. (Nach Originalzeichnungen.)

1. Kopfsputz von schwarzen Spitzen, weißen Federn, Blumen und grünen Sammetblättern; Kleid von broschirter Chambery-Gaze mit ausgeschnittenem Schneppenleibchen, das einen Berthe-Besatz von gelben Atlasruchen mit schwarzen Spitzen und ganz kurze Bausärmel hat; auf dem sehr weiten Rocke unten drei Volants von gelben Atlasruchen mit schwarzen Spitzen, die in der Mitte durch eine Atlasschleife mit schwarzen Spitzen etwas aufgenommen sind; halb lange weiße Glacehandschuhe und ziemlich breite goldene Armbänder; Fächer; Schuhe.

2. Kopfsputz von blauen Blumen und schwarzen Spitzen; Kleid von brauner Popeline und Palletot von demselben Stoffe, der reich mit Posament besetzt und durch Knöpfe zusammengehalten ist; kleiner Leinwandtragen; bauschige geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

3. Kurzschirmiger weißseidener Hut, auf dem Barte mit schwarzen Spitzen belegt, unter dem Schirme mit Blumen ausgeputzt; lange weiße Bindebänder; Kleid von Taffet mit hohem knappem Leibchen und fast langen engen Aermeln, unten auf dem Rocke mit runden schwarzen Sammetstückchen und breitem grünem Bande volantartig garnirt; Palletot von schwarzem Sammet, mit Borte und Knöpfen besetzt; ganz kleiner Kragen; bauschige geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Sehr kurzschirmiger seidener Hut, vorn unter und über dem Schirme mit weißen Federn und rothen Blumen ausgeputzt; schwarze Bindebänder; Kleid von schwerer Seide mit hohem knappem Leibchen, das sehr lange und breite Schößchen hat, die mit schwarzen Spitzen garnirt sind, während es vorn einen Besatz von schwarzen Spitzen hat, der ihm ein jäckchenartiges Aussehen giebt; lange enge Aermel, unten und oben an der Achsel mit Spitzenbesatz; unten auf dem sehr weiten Rocke mit breiten schwarzen Spitzen volantartig garnirt, die an beiden Seiten aufgenommen sind; die dadurch entstehen-

den leeren Stellen sind mit kleinen schmalen Volants ausgefüllt; kleiner gestickter Kragen; offene gestickte Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

Ertrablatt.

Ball- und Maskenanzüge.

Born links ein Herr in modischem Ballanzug.
Drei Herrn im Maskenanzug: ein Pole, ein Schotte und ein Hofmann aus der Zeit Franz I.
Drei Damen, zwei in halb National-, halb Phantasiaanzug, die erste links in polnischem, die zweite in deutschem, die dritte ganz in Phantasiestup.

Stahlstich № 5.

Emil Palleske.

(Nach einer Photographie.)

Emil Palleske war in früheren Jahren Schauspieler, verließ aber die Bühne bald und schrieb einige Stücke für dieselbe. Darauf verfaßte er die beste Biographie Schillers, welche unter dem Titel „Schillers Leben und Werke“ (2 Bde., Berlin, Duncker) erschien und bald zwei Auflagen erlebte. Der Verfasser erhielt dafür von dem Großherzog von Weimar den Falkenorden. Nach dieser Zeit ist er vorzugsweise als Vorleser namentlich Shakespeare'scher Dramen aufgetreten und hat sich als solcher überall sehr großen und wohlverdienten Beifall erworben.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Caddeus Kosciuszko.

Historischer Roman
von

Marianne Ungomirska.

4 starke Bände. 8. broch. Preis 4^{3/4} Thlr.

Die Verfasserin, Polin von Geburt, deren Vorfahren Auserwählte des berühmten Polenhelden waren, hatte Gelegenheit bei dieser höchst interessanten Arbeit alte Familien-Archive und Brieffschaften Kosciuszko's zu benutzen, wodurch sie mit gleicher Treue die politischen und kriegerischen Ereignisse, wie den eigenthümlichen Charakter des polnischen Volkes schildert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Marie Sophie Schwarz.

Soeben erschien:

Die Emancipationswuth.

Aus dem Schwedischen von August Kressschmar.

Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von der Verfasserin erschienen außerdem bereits in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.
Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.
Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.
Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.
Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.
Wilhelm Sternkrona. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr.
Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.
Die Witwe und ihre Kinder. Ein Erziehungsroman. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ein Opfer der Rache. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

!!! Beispiellos billig!!!

Um gänzlich zu räumen. **U**
Gute und neue Musikalien für Pianoforte. 300 Seiten. Herabgesetzter Preis (12 Thlr.) nur 1 Thlr. 15 Ngr.

Von G. Stangels Buchh. in Leipzig ist zu beziehen:

Neueste

Pianoforte - Bibliothek.

Neue Folge, enthaltend die vorzüglichsten und beliebtesten Compositionen leichter und mittler Gattung von Mozart, C. M. Weber, Meyerbeer, Auber, Donizetti, Cramer, Marschner, Czerny, Kalkbrenner, Reissiger u. v. A. als Etüden, Ouverturen, Potpouris, Variationen, Introductionen, Fantasien, Rondos, Nocturnen, Bagatellen, Übungsstücke etc. etc. 300 Seiten grösstes Notenformat in eleg. Enveloppe für nur 1 Thlr. 15 Ngr. zu beziehen von G. Stangel in Leipzig direct sowie durch alle Buchhandlungen. Briefe und Gelder erbitte franco.

Privat-Entbindungs-Anstalt

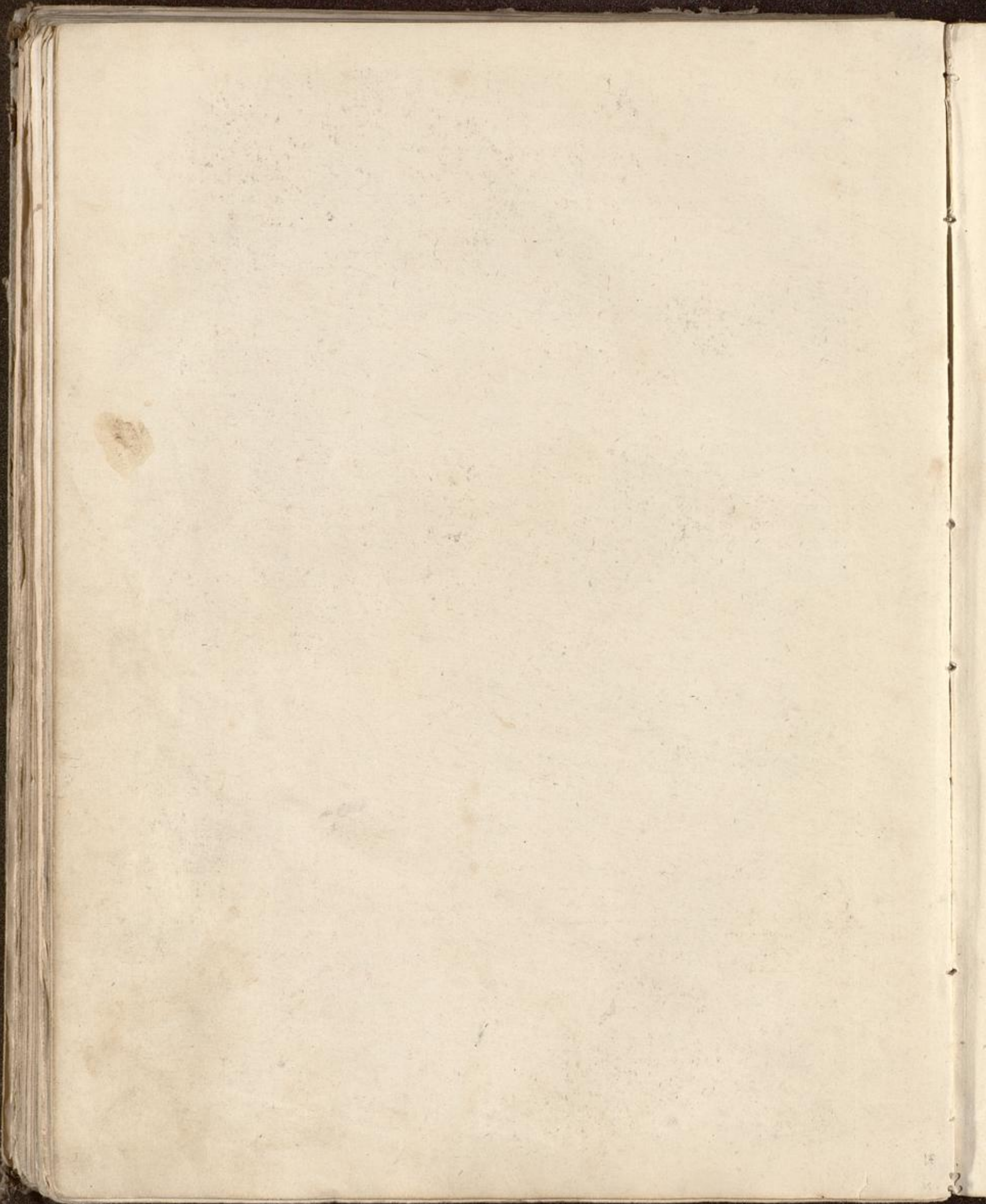
auf dem Lande im Sächsischen in der Familie eines Arztes. Näheres sub S. S. S. Nr. 1000 poste restante franco Leipzig.

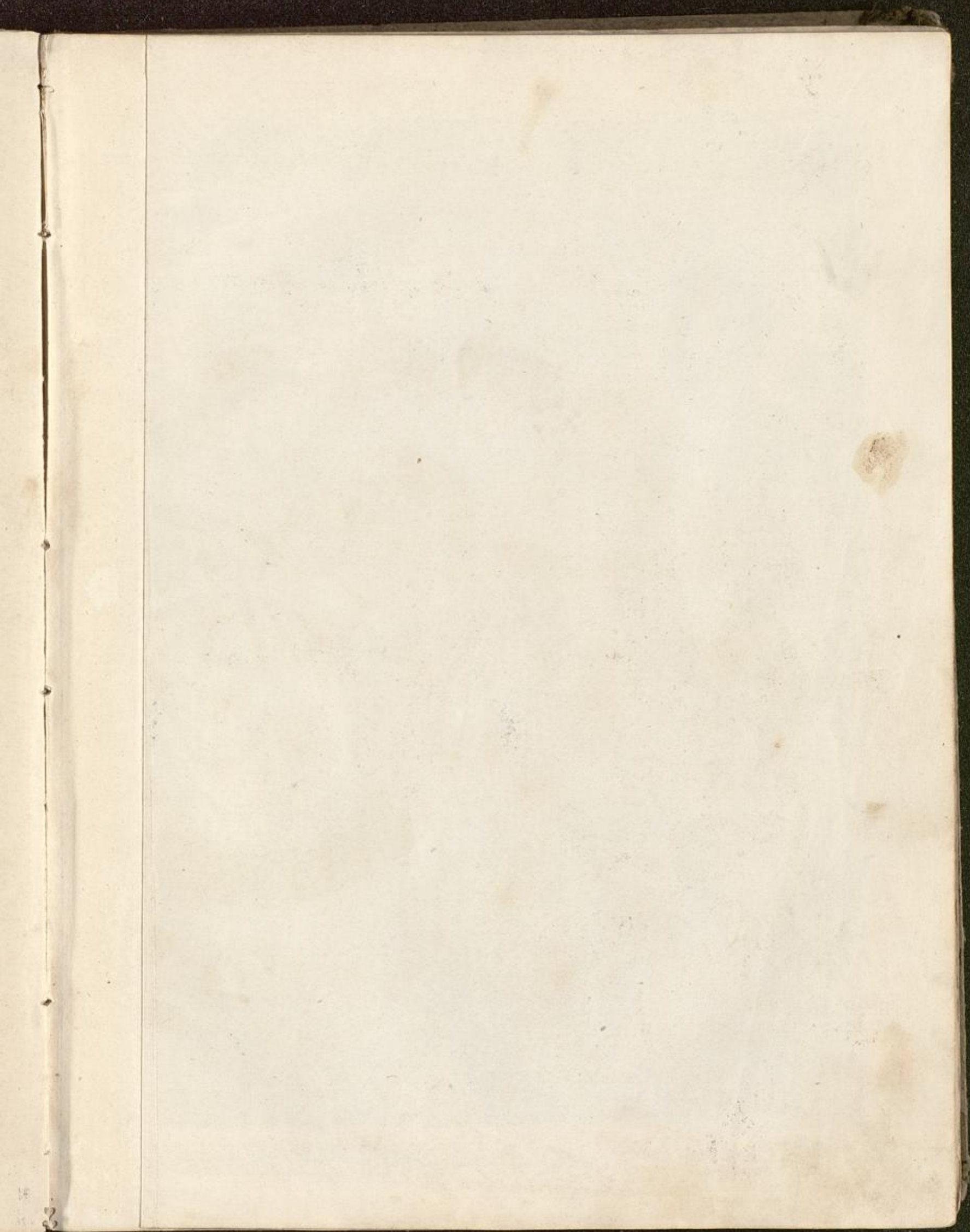
Privat-Entbindungs-Haus,
concessionirt mit Garantie der Discretion.
Berlin, große Franzf. Str. Nr. 30.
Dr. Vocke.



ALLGEMEINE MODEZEITUNG.

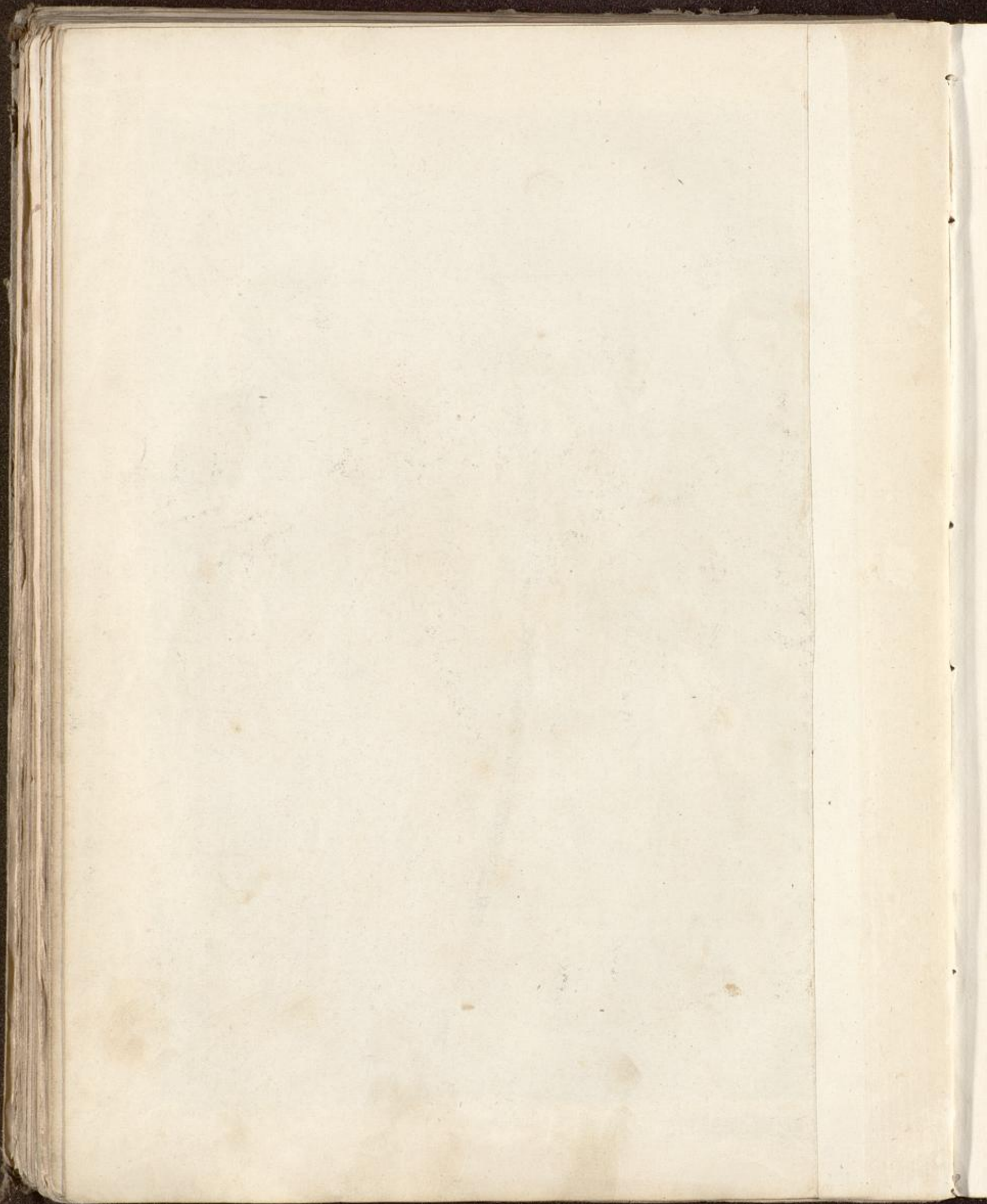
1857/1860







ALLGEMEINE MODENZEITUNG



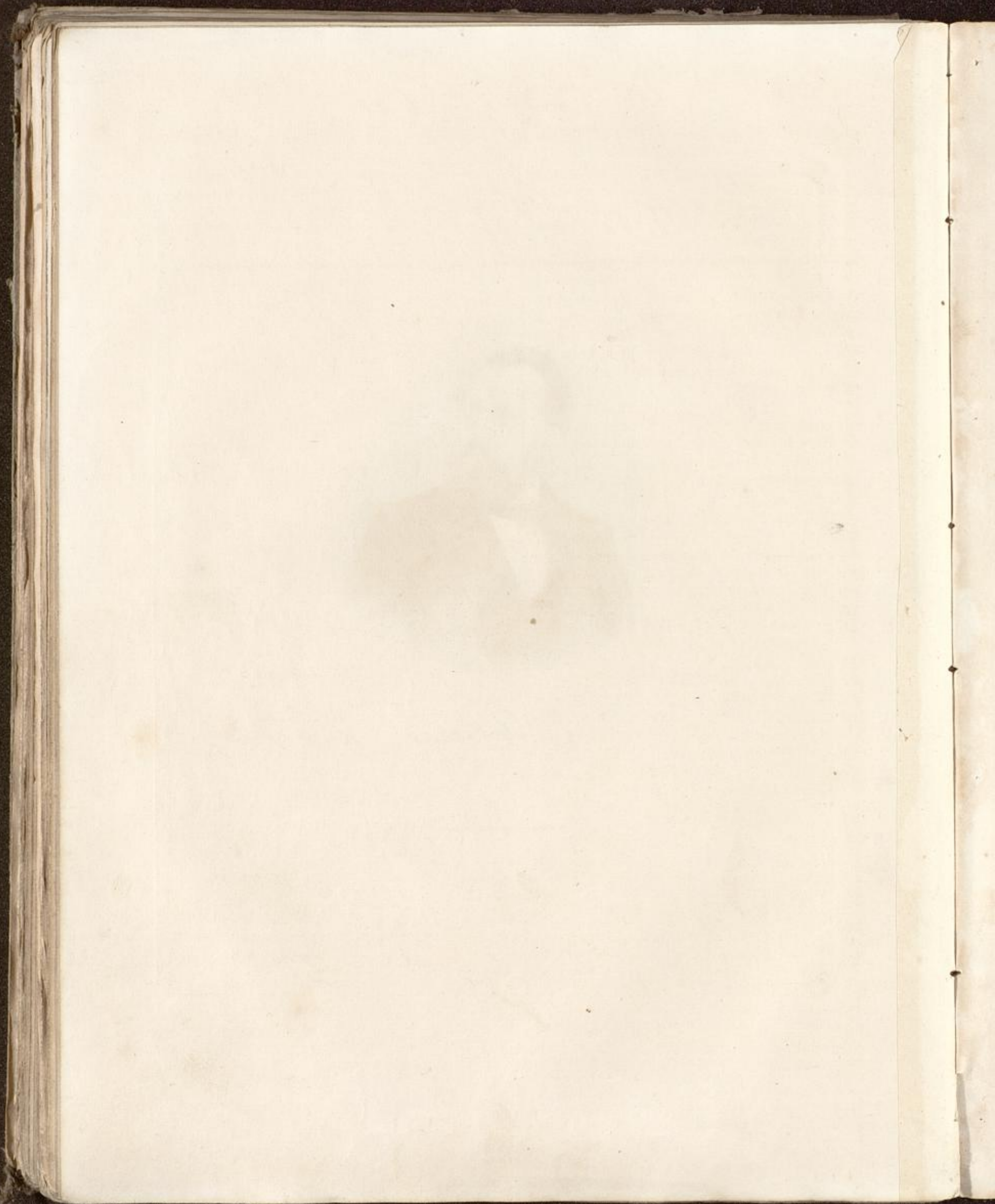


Nach einer Photographie

Stich v. Bruch & Meyer in Leipzig

E. Lallier

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



zur

Allgemeinen Moden=Zeitung.

Der Stadtrichter von Schirgiswalde.

Erzählung

von

Eduard Gottwald.

(Fortsetzung.)

Der Abend eines Augustustages des Jahres 1831, der die Bewohner von Schirgiswalde mehr als gewöhnlich in die Bewegung gebracht hatte, begann zu dämmern, und die Bevölkerung der Stadt, welche sich zum großen Theil während des Vor- und Nachmittags auf den Straßen herumgetrieben, oder in Gruppen versammelt flüsternd, lachend, streitend und lärmend auf dem Markte, oder vor der schönen, vom Domcapitel im Klosterstyle erbauten und im Jahre 1752 feierlich eingeweihten Kirche zu Maria Himmelfahrt stehen geblieben war, hatte sich in das Innere der Häuser und Schanklocale zurückgezogen und nur noch einige der unruhigsten und händelsuchenden Bursche blieben pfeisend und schimpfend vor dem Amtthause stehen, dessen zerbrochene Fensterscheiben deutlich zeigten, daß sich der Unwille des Volkes gegen dasselbe gewendet hatte. Da aber das Thor desselben fest verschlossen war und keiner der Bewohner sich sehen ließ, mit welchem die vor demselben Versammelten hätten anbinden können, so verließen auch diese sich nach und nach und die Ruhe kehrte mit der anbrechenden Nacht wieder in die Stadt zurück, welche dadurch gestört worden war, daß der kaiserliche Amtmann Knüpfel, welcher im Jahre 1831 nur von Zeit zu Zeit in Schirgiswalde anwesend, wenn es nöthig war, einen Gerichtstag im Auftrage der Gutsherrschaft abzuhalten und der erst einige Jahre später fortwährend bis 1845 dort residirte, auf die Verhaftung eines Garnbleichers bestanden, welcher einen Beamten des Domcapitels thätlich gemißhandelt und dessen Einlieferung an das Kreisamt zu Leitmeritz als Gerichtshof des Baugner Domcapitels St. Petri anbefohlen hatte. Da der Stadtschreiber im Laufe des Tages entfernt von der Stadt auf dem Kälberhandel gewesen war, so hatte der Amtmann durch seinen Gerichtsfrohn und einen Leitmeritzer

Amtsdiener die Wohnung des Garnbleichers durchsuchen lassen, ohne ihn jedoch zu finden, die Schirgiswalder aber, welche diese Handlungsweise als eine freche Eigenmächtigkeit betrachteten, waren auf die Seite des Wirthes getreten, bei dem die Hausfuchung stattgefunden, und von diesem aufgemuntert hatten einige Hitzköpfe die Hausfucher gewaltsam vertrieben, bis ins Amtthaus verfolgt, und da sie nicht gewagt das eilig geschlossene Thor desselben zu stürmen, es vorgezogen, die Fenster des Hauses mit Steinwürfen zu zertrümmern und (unter Schimpfen und Hohnschrei vor demselben stehen zu bleiben und auf Gelegenheit zu warten, den Skandal weiter fortzusetzen, bis sie, des vergeblichen Wartens müde, sich endlich entfernt hatten.

Unglücklicher Weise war während jener tumultuarijschen Auftritte bei Abwesenheit des Stadtrichters auch nicht einer der sächsischen Gendarmen zur Unterstützung und zum Schutz des Amtmanns anwesend, und vergebens hatte derselbe den Händelsüchtigen mit Execution gedroht, denn die Schirgiswalder wußten gar wohl, daß dies nur eine Drohung war, und ehe der Amtmann diese Execution durch sächsische Truppen ausgemirkt erhielt, die Sache längst wieder in Vergessenheit gerathen sei, wie dies mehrfach schon der Fall gewesen war.

Dies Ereigniß war noch in den späten Abendstunden desselben Tages Gegenstand der Unterhaltung mehrerer Stammgäste bei „Stadtrichters“, denn so wurde der Mildner'sche Gasthof von dem Tage an genannt, seit dessen Besitzer dieses Amt begleitet, und dieser ein starker kräftiger Mann mit scharf markirten Gesichtszügen, unter dessen buschigen Augenbrauen graue Augen klug und lebhaft hervorblickten und der einen höhern Grad von Bildung und Gewandtheit besaß, als man von Leuten seines Standes in einem Städtchen wie Schirgiswalde erwarten konnte, war eben von seiner Reise zurückgekommen und fühlte sich sehr unangenehm von den Neuigkeiten überrascht, die er beim Eintritt in die Stadt sofort erfahren hatte.

„Nehmt die Sache nicht so leicht, Ihr Herren,“ begann Mildner zu seinen Gästen sich wendend, von denen mehrere ihren Spott über die Niederlage getrieben, welche des Amtmanns Untergebene erlitten. „Eine Wiederholung solcher Auftritte kann zu nachtheiligen

Folgen für die Stadt führen und es wird mir weiter nichts übrig bleiben, als das morgen auszuführen, was dem Gerichtspersonal heute nicht gelungen ist."

"Du wiest doch nicht des Amtmanns Büttel abgeben wollen?" frug spöttisch der frühere Stadtrichter und Lottobankhalter. „Der Amtmann gehört gar nicht hierher, der soll sich nach Leitmeritz scheren.“

„Ich will dessen Büttel ebenso wenig sein, als ich mein Amt in der Weise verwalten will, in der es Dir so hingegangen ist,“ entgegnete Mildner trocken. „Da aber das Amtmanns Besitztum und Gerichtshalterei unserer Herrschaft ist, und der Amtmann von Leitmeritz aus Befehl hat, deren Interessen hier zu vertreten, so hat er das Recht hier zu wohnen und wir können es ihm nicht wehren.“

„Ueberhaupt aber,“ fuhr er ernster fort, „stehen wir in Oesterreich und Sachsen am schwarzen Brete und dürfen gar nicht so kock auf unsere Unabhängigkeit pochen, und es liegen eben jetzt zwei Fälle vor, wo wir nicht nur beiden Mächten gehorsam uns zeigen müssen, sondern wo auch das Domcapitel als unsere Guts herrschaft uns daran mahnt, ihren Befehlen Folge zu leisten.“

„Und Du meinst, wir hätten Execution zu befürchten?“ frug die Stirn bedenklich in Falten ziehend der Kaufmann Wenzel, welcher das stärkste Lager gepackter österreichischer Manufacturwaaren besaß und auch Bankhalter des blauen Lottos war.“

„Sobald wir den Garbleicher Hanke, welcher einen Beamten des Domcapitels im Kirchenwalde so arg gemißhandelt hat, daß derselbe lebensgefährlich darniederliegt, nicht an das Leitmeritzer Kreisamt ausliefern, ganz gewiß,“ sprach Mildner.

„Ei, was, wir gehören zu Sachsen und Oesterreich darf nicht mit Execution kommen, das fehlte noch!“ rief unwillig ein alter hagerer Mann, der Bargentfabrikant Müller. „Daß der Hanke in der Trunkenheit den Stiftsactuar durchgeprügelt in dem Wagne, es sei der Amtmann, das ist doch noch kein so arges Verbrechen und kann einem Berauschten nicht so arg angerechnet werden, am Wenigsten braucht dies der österreichische Amtmann so arg zu nehmen, der froh sein kann, daß er nicht die Prügel bekommen hat.“

„Ja, wir gehören zu Sachsen, das österreichische Kreisamt hat hier nichts zu sagen!“ riefen mehrere der Gäste, dem Bargentfabrikanten beistimmend.

„Aber so nehmt doch Vernunft an!“ sprach Mildner. „Unsere Guts herrschaft verlangt durch den Amtmann die Auslieferung Hankes. Und zweitens,“ fuhr er fort: „verlangt die sächsische Behörde die Auslieferung des ehemaligen Trompeters Beck, der früher beim Gardereiterregiment gestanden und sich hier, mit Pistolen bewaffnet, umher getrieben und nur vom Spiel gelebt

hat, 1830 aus Neukirch, mehrerer Verbrechen schuldig, geflüchtet ist und stedbriesslich verfolgt wird, seit einiger Zeit aber die Stadt verlassen zu haben scheint.“

„Er ist seit gestern Nacht zurückgekehrt,“ entgegnete der Kaufmann Dittrich, „und es ist nichts an dem Kerl gelegen, obgleich ich ihn hier gebuldet, so lange er sich ruhig verhalten. Denn der sächsischen Gendarmen wegen brauchen wir Keinen auszuliefern, der hier Niemand belästigt und bei uns sein Geld verzehrt, denn wir gehören ja noch gar nicht unter sächsische Oberhoheit.“

„Vorhin waren mehrere der Meinung, daß wir nicht zu Oesterreich, sondern zu Sachsen gehörten,“ rief Mildner spöttisch lächelnd.

„Den Beck liefert meinnetwegen aus,“ bemerkte der alte Bargenthändler, „an solchen Lumpen ist nichts gelegen und ich bin auch nicht dafür, daß wir Verbrecher hier dulden, die von der sächsischen Gendarmerie verfolgt werden, aber nur den Hanke nicht, der ist ein Schirgiswalder Kind und, wenn er nicht betrunken, ein ganz guter Kerl, ihm mußt Du durchhelfen, Stadtrichter.“

„Nun, wir wollens beschlafen,“ sprach Mildner scherzend und gab den Gästen, die jetzt, als die Glocke der Stadtkirche die erste Nachtstunde verkündete, aufbrachen, das Geleite bis an den Thorweg; dort aber blieb er noch stehen, als die Schritte der Heimkehrenden schon längst verklungen, und wollte nun das Thor schließen, als seine zwei starken, großen, braunen Hunde, die ihm gefolgt, plötzlich laut anschlügen.

„Rusch Dich, Karo, still Padan!“ rief Mildner und leise knurrend blieben die Hunde mit gespitzten Ohren stehen, und Mildner vernahm jetzt deutlich von der Ferne her Schall von Hufschlägen, der sich eilig dem Gasthof näherte, vor welchem bald darauf zwei in Mäntel gehüllte Gendarmen ansprengten, sich rasch von ihren Pferden schwangen und mit dem Gastwirth in das leere Zimmer zurückkehrten, während der herbeigerufene Hausknecht die Pferde in Empfang nahm.

Nachdem Mildner eine Flasche Celauer herbeigeht und die Gläser gefüllt, begann er, sich zu dem ältesten der Gendarmen wendend:

„Nun, die Herren kommen doch nicht etwa in Folge des Aufruhrs, der heute hier im Orte stattgefunden und wo sich das Volk wieder einmal während meiner Abwesenheit an dem Amtmann Knäuper veründigt, weil dieser ohne fremde Hilfe die Verhaftung Hankes angeordnet?“

„Nein, Herr Stadtrichter, davon wissen wir noch nichts und haben nur erfahren, daß morgen ein kleines Commando Infanterie aus Theresienstadt hier anlangen wird, welches wir in die Stadt geleiten sollen,“ entgegnete der Gendarm. „Aber den verfluchten Kerl, den

Beck, wollen wir haben und dabei rechnen wir auf Eure Hilfe.

„Der ist seit gestern wieder hier eingetroffen,“ sprach Mildner, „hat sein altes Quartier beim Schlosser Kunze bezogen und denkt gewiß nach dem heutigen Aufruhr am Wenigsten daran, daß man ihn in seiner Ruhe stören wird.“

„Und Hante?“ frug der zweite Gendarm.

„Der ist auch zu finden, aber ich wünschte, der Kerl hätte sich aus dem Staube gemacht, da wären wir dem Domcapitel gegenüber aus aller Verlegenheit, so aber hilft es nichts, es muß reine Bahn gemacht werden.“

„Also galt der Anfall im Kirchenwalde nicht dem Stiſtsactuar?“ frug der Gendarm.

„Rein, dem Amtmann, denn an diesem wollte sich Hante rächen, weil er ihn im vorigen Jahre in Leitmeritz wegen gegen ihn ausgestoßener Schmähungen eine Woche lang ins Gefängniß gesteckt hatte.“

„Da wird er diesmal etwas länger brummen müssen,“ rief lachend der Obergendarm und stand mit seinem Begleiter auf. „Aber,“ fuhr er zu Mildner sich wendend fort: „ehe wir gehen, noch eine Frage: Wie steht es mit dem Masched, der als Buchhalter beim Kaufmann Helbig dient, der scheint sich hier festsetzen zu wollen.“

„Wenigstens hat er sich das unbegrenzte Vertrauen seines Prinzipals zu erschleichen gewußt, der ihn bei allen wichtigern Angelegenheiten zu Rathe zieht und mit ihm sogar Compagniegeschäfte macht,“ entgegnete Mildner.

„Na,“ sprach bedeutsam lächelnd der Obergendarm. „Ich denke immer, der Vogel kommt uns auch noch ins Netz; ich erwarte nächstens Nachrichten über ihn von der Zeit her, ehe er hier Aufnahme fand, und dann wird sich ja finden, ob ich mich geirrt oder nicht.“

„Da theilen wir gleichen Argwohn,“ sprach Mildner, „und ich begreife den Helbig nicht, der morgen wieder mit Masched in Gemeinschaft eines der bedeutendsten Paschgeschäfte ausführen will.“

In diesem Augenblicke verkündete die Wanduhr die elfte Stunde.

„Also ans Werk!“ rief der Obergendarm und ging mit seinem Begleiter und dem Stadtrichter dem Thorweg zu, welcher jetzt seinen Hunden pfiß und den Gendarmen durch mehrere Gassen voranschritt, dann aber in einer Quergasse vor einem kleinen Hause stehen blieb, dessen Hausthür noch offen stand und vor welche nun auf einen leisen Ruf Mildners sich einer der Hunde legte, der andere aber seinem Herrn folgte, der jetzt eine kleine hölzerne Treppe hinaufstieg, indeß die Gendarmen sich in den Hof begaben.

Als Mildner vor der Thür des ersten Stockwerkes angelangt war, ward es sofort im Innern desselben

lebendig, und auf des Stadtrichters Ruf: „Kunze, mach' auf!“ öffnete der Schlosser halb angekleidet mit einer Lampe in der Hand die Vorhausthür und rief, den vor ihm Stehenden mürrisch anblickend: „Na, was soll denn das bedeuten?“

„Nichts anderes, als daß wir Dich von einem Besuch befreien wollen, der Dir nur Nachtheil bringt,“ entgegnete Mildner ernst.

„Ihr denkt wohl, der Trompeter ist hier?“ frug Kunze, sich zum Lachen zwingend, „hahaha, da kommt Ihr viel zu spät, der ist seit heute früh schon über alle Berge.“

„Kunze!“ sprach trocken der Stadtrichter, „laß das gut sein und begleite uns nur in Deine Wohnung.“

„In meiner Wohnung hat Niemand etwas zu suchen!“ schrie jetzt der Schlosser; „und überhaupt, wenn Ihr von mir etwas wollt, so kommt bei Tage und nicht während der Nacht, da habe ich nicht nöthig Euch Rede zu stehen und wenn Ihr auch Stadtrichter seid!“

„Karo! hierher!“ rief Mildner, und mit einem Sprunge stand der Hund vor dem ergrimten Schregiswalder Bürger, welcher eben im Begriffe stand in seine Wohnung zurückzukehren, nun aber durch den Hund verhindert wurde, der nur den weiteren Befehl seines Herrn zu erwarten schien, um seinen Mann zu packen.

„Willst Du nun öffnen oder nicht?“ frug flüster Mildner.

„Oder sollen wir Euch festnehmen als längst bekannter Fehler von lieberlichem Gesindel und entsprungenen Verbrechern?“ frug drohend der Obergendarm, welcher währenddem die Treppe heraufgekommen war.

„Ruft Euer Beest ab!“ grollte der Schlosser und öffnete die Thür seiner Wohnstube, vor welcher der Hund stehen blieb, und in die jetzt Mildner mit dem Gendarm eintrat.

Plötzlich wurde das Geräusch einer zerbrochenen Fensterscheibe und der Fall eines Körpers hörbar, zugleich aber ertönte auch das wilde Gebell des vom Hause nach dem Hofe stürzenden Hundes und die Ausstoßung eines wie durch Schmerz erpreßten Schreies, denn der im Hause sich verborgen gehaltene Trompeter hatte, als er gehört, wie die Schritte der Kommenden sich nach dem Hause des Schlossers gewendet und in dasselbe eingetreten waren, gehofft, sich durch einen Sprung in den Hof zu retten und von da über die angrenzenden Gärten der Nachbarhäuser zu flüchten. Hier aber hatte ihn der dort auf Posten stehende Gendarm ergriffen, und als er diesen sich zu entwinden versucht, war er von dem Hunde zu Boden gerissen worden und mußte nun bewegungslos liegen bleiben, da bei der geringsten Zuckung seiner Arme Packan wüthend auf ihn losfuhr und nach dem Halse schnappte.

Ohne sich weiter um Kunzen zu kümmern, eilte der

Stadtrichter mit dem Obergendarm nach dem Hofe, wo der Trompeter, von dem Hunde auf das Schärffste bewacht, vertheidigungslos am Boden lag und nun rasch gefesselt in das Amtsgefängniß abgeführt wurde.

Während die Gendarmen den Trompeter mit sich nahmen, begab sich Wildner zum Garnbleicher Hanke, der sich zwar Anfangs der Festnehmung widersetzen wollte, endlich aber, als der Stadtrichter die vor der Thür gebliebenen Hunde hineinrief, zwar geduldig binden, aber unter einer Fluth von Verwünschungen gegen den Amtmann ins Gefängniß führen ließ, dabei aber kein Auge von den Hunden verwendete, die zwar still und friedlich neben ihm herliefen, sobald er aber stehen bleiben wollte, sofort ihm unter drohendem Geknurr die Zähne zeigten.

Den nächsten Vormittag verbreitete sich die nächtliche Verhaftung wie ein Lauffeuer durch die Stadt und mehrere der störrischen Schirgiswalder schienen ein besonderes Gelüft zu verspüren, dem neuen strengen Stadtrichter das Haus zu stürmen, wenn sie nicht den bedeutenden Anhang, den Wildner unter dem bessern Theile der Bürgerschaft hatte, gefürchtet hätten; als aber gegen 12 Uhr Mittag ein Unteroffizier mit 8 Mann österreichischen Soldaten von den sächsischen Gendarmen begleitet in Schirgiswalde eintrafen und im Amtthause den Garnbleicher in Empfang nahmen, da machte der stille Groll der Händelsüchtigen sich in gellendem Pfeifen und Brüllen Luft, und nur die Drohung Wildners, daß, wenn sie sich nicht ruhig verhielten und in ihre Wohnungen zurückkehrten, heute noch sächsisches Militär als Execution von Baugen aus eintreffen würde, welche Drohung von den ihm unterstützenden Gendarmen, zu denen gegen Morgen noch ein Mann als Verstärkung angekommen war, ebenfalls laut verkündet wurde, bewog die von gestern noch aufgeregte Menge auseinander zu gehen, worauf bei einbrechender Dunkelheit Hanke von den Soldaten und der Trompeter von den Gendarmen aus der Stadt gebracht wurde.

Den Tag darauf war in Schirgiswalde Alles wieder im gewöhnlichen Gleise, auf dem Markte und in den Straßen das einförmige Leben eines kleinen Landstädtchens, in welchen hin und wieder Frauen und Kinder an den Läden der Bäcker und Fleischer und Kaufleute sichtbar wurden, ihre kleinen Einkäufe zu besorgen, lärmende Schulkinder, welche hungrig nach Hause eilten, alte Mütterchen in der Mittagessonne sich wärmend, einzelne, die Straßen durcheilende Geschäftsleute und an den Brunnen klatschende und lachende Mägde. Gegen Abend aber wurde das Bild lebentiger. Ein starker Trupp Pascher mit mächtigen Messen und Hoken bepakt zog nach dem Sammelplatze derselben, dem Gasthose zur blauen Traube in Petersbach, dessen Besitzer der Bruder des Stadtrichters war, und schritt von da über Behrsdorf der Grenze zu, diesen folgten in einiger Entfernung

zwei schwerbeladene Frachtwagen, neben welchen eine Anzahl starker kräftiger Männer einhergingen, und während die Pascher auf Seitenwegen nach verschiedener Richtung hin verschwanden, lenkten die Wagen auf einen Fahrweg ein, der nach Hilgersdorf führte. An der Thür ihrer Häuser aber standen die Schirgiswalder neugierig dem Zuge nachblickend und darüber ihre Freude, ihre Besorgniß oder ihren Spott aussprechend und wieder in das Innere ihrer Wohnungen zurückkehrend.

In einem der ansehnlichsten Häuser der Stadt befanden sich eine Stunde vorher zwei Männer im Reiseanzuge einem jungen Mädchen von neunzehn Jahren gegenüber, welche die Blicke voll banger Besorgniß auf den älteren der beiden Männer gerichtet hatte und demselben nun eine mit Werthpapieren gefüllte Briestafche überreichte.

Das junge liebliche Mädchen war die Tochter des reichen Kaufmann Helbig, von welcher der ältere im Zimmer befindliche Herr der Vater war, der jüngere Mann aber, der gegen dreißig Jahre zählte, begleitete im Geschäfte Helbigs die Stelle eines Buchhalters, hieß Maschel und hatte eine krankhafte blasse Gesichtsfarbe, einen unstillen Blick und eingefallene Wangen, sowie seine Gesichtszüge die unverkennbaren Spuren früherer Ausschweifungen trugen.

Sobald er mit seinem Prinzipal sprach, nahm sein Antlitz einen ernsten ehrerbietigen Ausdruck an, während, wenn er sich nach dessen Tochter wendete, ein süßliches Lächeln seine Lippen umspielte, welches aber in ein finsternes Zucken sich verwandelte, sobald diese ihn nach den an sie gerichteten Worten mit kaltem, verächtlichem Tone antwortete oder sich, ohne ihn eines Wortes zu würdigen, von ihm abwendete, was soeben wieder geschehen war und wobei die Tochter nicht bemerken konnte, wie der Buchhalter, trotz seines stillen Ingrimms über das geringschätzende Benehmen derselben, einen gierigen Blick auf die Briestafche warf, die Helbig jetzt sorgfältig in seiner Brusttasche verbarg.

„Nun, Köschchen, habe gut auf Haus und Hof mit Acht und trage keine Sorge um uns, denn wir werden so wohlbehalten wieder zurückkehren als wir jetzt fortgehen,“ sprach Helbig und strich freundlich mit der Hand über die schönen dunkelbraunen Locken, welche der Tochter liebliches Antlitz in üppiger Fülle umwallten. „Wenn Alles gut geht,“ fuhr er darauf fort, „so bleibe ich diesmal wohl vier bis fünf Tage länger, um in Reichenbach ein gutes Einkaufsgeschäft abzuschließen, paßt sich dies aber nicht, und das werde ich schon in Hainsbach erfahren, dann bin ich morgen früh bei guter Zeit wieder hier.“

„Aber dann hältst Du auch Wort, Vater, wie Du mir versprochen,“ bat Therese mit banger Besorgniß, „und schließt für immer ab mit all' diesen gefahrvollen

Unternehmen, an welchen Du in neuerer Zeit mehr Geschmach gefunden zu haben scheinst als sonst. Bedenke nur dabei, Vater," fügte sie ernst hinzu, während ein Blick bitteren Unwillens den Buchhalter traf, „daß ich, so lange Du in solchen Geschäften abwesend bist, keine ruhige Stunde hier habe und jeden Augenblick mit Zittern befürchte, eine unglückliche Nachricht zu hören!"

„Dummes Zeug, Mädel," entgegnete Helbig halb lachend, halb mißbilligend. „Wer setzt Dir nur solche Gedanken in den Kopf. Wir treiben Paschhandel seit Grenzzoll besteht und hat es hin und wieder blutige Köpfe gesetzt, so ist man eben nicht vorsichtig genug gewesen und hat das Sprichwort nicht beachtet, „wer gut schmärt, der gut fährt.“ Wir aber haben diesmal schon vorher den Weg uns rein gesetzt, ist's nicht so, Maschel?"

„Es ist Alles in Ordnung, Herr Helbig," entgegnete dieser und setzte mit einem Ton leichten Scherzes hinzu: „Mamsell Therese macht sich zu viel unnütze Sorge um uns.“

„Nur um den Vater," rief Therese. „Nur ihn will ich keiner Gefahr mehr auf solchen Wegen ausgesetzt sehen.“

„Nu, nu, Kösel, werde nicht gleich so ärgerlich," sprach Helbig, während Maschel sich zu einem spöttischen Lächeln zwang. „Du kannst für den Buchhalter schon auch etwas Theilnahme hegen, denn er arbeitet für mich mit und wagt so viel als ich.“

„Du sollst aber ferner nichts mehr wagen!" rief Therese heftig. „Ueberlasse dem Herrn Maschel doch allein all' diesen Handel, er hat ja bewiesen, wie gut er sich darauf eingerichtet.“

„Das hat er auch," bestätigte der Vater, welcher absichtlich den Buchhalter in Gegenwart der Tochter auf das Vortheilhafteste zu schildern suchte. „Noch vorige Woche hat er zwanzig Säcke Kaffee und vierhundert Brote Zucker bis nach Lobedau gebracht und keinen Pfennig dafür spedirt.“

„Weil es mir Freude macht, für die Firma Helbig nach meinen schwachen Kräften mich so nützlich als möglich zu zeigen," entgegnete dieser in heuchlerischer Demuth.

Therese wollte darauf mit Entrüstung antworten, aber in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und ein Pascher trat ein und sprach: „Es ist Alles zum Aufbruch bereit.“

„Nu, dann kommt, Maschel! Adieu, Kösschen!" rief Helbig hastig und gab seiner Tochter den Abschiedskuß, worauf diese mit Thränen im Auge noch einmal ausrief: „Komm' glücklich wieder und halte Wort.“

„Halten Sie den Daumen, Mamsell! Denn es steht diesmal viel auf dem Spiele," flüsterte der Buch-

halter als Helbig schon an der Thür, und verabschiedete sich mit höhnischem Lächeln.

Die Tochter aber blickte ihm voll Verachtung nach und eilte an das Fenster, um dem Vater noch einmal grüßend zuzuwinken und setzte sich dann, von stillem Bangen erfüllt und mit gesteigertem Haß gegen Maschel, an ihr Arbeitstischchen.

Einige Zeit nachher, während Therese noch in ernstes Sinnen versunken, zu wiederholten Malen ihre Arbeit bei Seite gelegt hatte, ertönten drei leise Schläge an die Hofthür und freudig erschrocken eilte das junge Mädchen von einer glühenden Röthe überhäuft in die Mitte des Zimmers, in welches bald darauf ein junger schlanker Mann eintrat, dessen rothe, von der Landluft gebräunten Wangen von kräftiger Gesundheit zeugten, und dessen schwarzer, wohlgepflegter Bart ihn trotz seines Alters von 25 Jahren ein ernstes, männliches Ansehen gaben, während aus dem dunkeln Augenpaar beim Anblick Theresens ein Gluthblick hervorstrahlte.

„Mein guter Heinrich, also hast Du doch Wort halten können!" rief diese, dem jungen Manne zärtlich entgegeneilend, welcher die liebliche Jungfrau jetzt stürmisch in seine Arme schloß und den Mund mit heißen Küßten bedeckte.

„Was hätte mich halten können, wenn Du mich rufen läßt," entgegnete der so liebevoll Empfangene, der seit einem Jahre schon Theresens Herz gewonnen und Wirtschaftsinpector auf einer bedeutenden herrschaftlichen Besitzung in der Nähe von Schirgiswalde war, beim vorjährigen Pfingstschießen in Bautzen die Geliebte hatte kennen lernen, und der in letzter Zeit oft darnach verlangt, bei Helbig um die Hand der Tochter anzuhalten, aber von der Geliebten mit der Bitte davon abgemahnt worden war, es ihr zu überlassen, wenn ein günstiger Augenblick dafür sich darbiete, um ihren Vater darauf vorzubereiten, der den Inspector Vater zwar persönlich kannte und stets voll Achtung von ihm sprach, aber nicht die leiseste Ahnung hatte, daß dieser die Liebe seiner Tochter schon längst erlangt habe.

„Also Dein Vater ist doch noch fort," begann der junge Mann, nachdem sich Therese seinen Umarmungen sanft entwunden und er neben der Geliebten Platz genommen. „Nun, wenn er Dir nur Wort hält und dies der letzte Handel ist, den er auf solche Weise betreibt.“

„Darum eben habe ich Dich kommen lassen, Heinrich, um mich mit Dir darüber zu besprechen," entgegnete Therese ernst. „Denn sobald der Vater zurückkehrt, werde ich Dir einen Boten senden, damit Du herüber kommst, und dann will ich Dich ihm vorstellen, als den Mann meiner Wahl und ihn, mit Dir vereint, um seine Einwilligung zum Bündnisse unserer Herzen bitten, damit er nicht etwa in seiner Verblendung gegen den Maschel,

der sich seit Kurzem auf eine eben so heuchlerische als mir widerwärtige Weise um meine Zuneigung bewirbt, dessen Bewerbung unterstützt.“

„Was!“ rief Valer entrüstet über diese Mittheilung. „Der Bube wagt es, zu Dir seine Augen zu erheben! Diese Frechheit hätte ich dem Halunken doch nicht zuge-
traut!“

„Er pocht auf das Vertrauen, welches ihm mein Vater so unbegreiflicher Weise in Geschäftsangelegenheiten schenkt, und dieser, der in ihm einen treuen Diener zu besitzen glaubt, wäre vielleicht schwach genug, wenn ich meine Abneigung gegen denselben nicht so heftig an den Tag gelegt, ihn als Schwiegersohn anzunehmen, dem er sicher auch später sein ganzes Geschäft übergeben würde.“

„Das ist ja ganz undenkbar, Therese, so unklug und rücksichtslos könnte doch Dein Vater nicht handeln und Du würdest doch gewiß voll Abscheu einen solchen Antrag von Dir weisen!“ sprach Valer und betrachtete die Geliebte mit forschenden Blicken.

„Wie ich darüber denke, habe ich Dir bereits gesagt,“ fuhr Therese fort. Aber nun ist auch die Zeit gekommen, wo er wissen soll, daß mein Herz schon längst nicht mehr frei, daß ich nur Dich als Gatten zu besitzen wünsche, und da mein Vater mich herzlich liebt, und weiß, wie fest ich in meinen Entschlüssen bin, so wird er Dir gewiß meine Hand nicht verweigern, wenn er sieht, daß wir Beide einig sind.“

„Und ich Kösschen!“ rief nun der Wirthschaftsinspector zärtlich sich zu ihr neigend und die Geliebte an seine Brust drückend: „Ich kann zugleich die Dir gewiß willkommene Nachricht mittheilen, daß mir der Graf, dessen Inspector ich bis jetzt war, sein schönes Rittergut auf 12 Jahre unter den günstigsten Bedingungen als Pächter überlassen hat, da er nächstens Sachsen verläßt, um sich auf längere Zeit nach Italien zu begeben, und es sogar mir sehr deutlich hat merken lassen, wie es ihm lieb sein würde, wenn ich mich verheirathete. Nun, ein schmuckeres Weibchen könnte ich doch nicht in meine freundliche Pächterwohnung einführen, als Dich Kösschen!“

„Mein guter, lieber Heinrich!“ flüsterte Therese zärtlich, welche der neue Pächter bei den letzten Worten umschlungen hielt, und die nun ihr Haupt an seine Brust lehrend mit thränenfeuchten Blicken, in welchen die stille Wonne, die ihr Herz jetzt erfüllte, sich unverkennbar kund gab, zu ihm aufschaute.

In traulichem Geplauder Pläne für ihre Zukunft entwerfend, und diese mit den rosigsten Träumen ausschmückend, waren den Liebenden die wenigen Abendstunden schnell entflohen, und mit dem festen Vorsatz bei des Vaters Rückkehr dessen Einwilligung für ihr Bündniß zu erbitten, und entschieden dem nachtheiligen Einfluß entgegen zu treten, den Maschel auf seinen Prin-

zipal ausübte, trennten sich die Liebenden nach zärtlichem Abschiede, denn die Uhr verkündete bereits die zehnte Stunde, als Valer seine Schritte nach Mildners Gasthof wendete, wo er sein Pferd gelassen.

Es war ein schöner warmer Augustabend; das Licht des Vollmondes verbreitete Tageshelle in den Straßen der Stadt, dessen Oberhaupt an dem Thorwege seines Gasthauses stand, als Valer eintrat und nach dem Hausknecht verlangte.

„Nun, Herr Inspector, in einer so schönen Nacht trägt Sie Ihr Brauner in einem kleinen Stündchen nach Rottendorf, daher können Sie schon noch einen Trunk auf den Weg nehmen,“ begann der Stadtrichter, welcher den jungen Mann stets gern sah, und recht gut wußte, was diesen nach Schirgiswalde lockte.

„Nun, der Durst ist vorhanden und zu einem Glase Wein blieb allensfalls noch Zeit,“ entgegnete dieser. „Aber Sie waren ja eben im Begriff zu schließen, und darum will ich nicht aufhalten.“

„D, ich bleibe um diese Zeit bei mond hellen Nächten oft stundenlang vor der Thür stehen,“ sprach Mildner lächelnd. „Dann betrachte ich mir so in aller Ruhe das schlafende Schirgiswalde, dem man in solch' friedlicher Stille nicht ansieht, welch' seltsames Volk bei Tage sein Wesen hier treibt.“

„Ja, im besten Rufe steht Euer Freistaat aber nicht,“ entgegnete der junge Wirthschaftsinspector, „obgleich es wohl nicht so schlimm hier zugeht, als ein bekanntes Sprichwort sagt.“

„Ach Sie meinen das Sprichwort: „was hier nicht paßt, das maßt!“ antwortete Mildner lachend. „Na, so arg ist's nun wohl nicht, und ich möchte auch keinem rathen, diesen Spruch hier laut werden zu lassen; daß wir aber wegen Diebshehlerei im Verruf sind und sich allerhand Lumpengesindel hier zu verbergen sucht, das verdanken wir eben den Regierungen, die uns so herrenlos gelassen und wodurch wir nun schon länger als zwanzig Jahre total verwildert sind. Ich fühle das am härtesten, denn seit ich das Regiment hier übernommen und strenger verfare als mein Vorgänger, fängt man an, uns zu maßregeln von allen Seiten, als wir uns aber weder um Oesterreich noch um Sachsen bekümmerten, da ging uns alles frei aus, während jetzt die Gendarmen nicht aus der Stadt hinauskommen. Doch kommt ins Zimmer, Herr Inspector, der Wein steht bereit und den Vollmond habe ich auch genossen, den ich heute just am liebsten so recht von dicken Wollen verdeckt wünschte.“

„Warum denn?“ frug Valer, den Stadtrichter forschend betrachtend und nahm mit diesem im Gastzimmer Platz, während der Hausknecht das Pferd bereit hielt.

Mildner zog das Gesicht in bedenkliche Falten und sprach: „Nach meiner Berechnung muß Herr Helbig jetzt die Grenze passiren, und da er diesmal mit Fracht-

wagen angefahren kommt, ohne die Masse von Waaren, die eine starke Zahl Pascher hinüber schleppt, so wäre es besser, der Vollmond schien nicht so helle, denn man kann nicht wissen, ob dadurch nicht ein Malheur passirt.“

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

Auch in London werden, im Drurylane-Theater, große Maskenbälle gleichwie in Paris abgehalten. Die Besucher derselben erscheinen entweder ganz maskirt oder doch wenigstens mit einer kleinen Larve in der Hand, die Damen in bunten Mantillen, weißen Atlasschuhen, den Kopf unbedeckt und mit Federn oder Blumen geschmückt. Kürzlich machte eine Gruppe von fünf Herren und fünf Damen in den nachstehend beschriebenen Costüms allgemeines Aufsehen. Die erste weibliche Maske war eine Fee, ihr Kleid aus Silberstoff mit Muscheln besäet, ihr Gürtel von Perlmutter mit Smaragden und Saphyren ausgelegt, die Aermel kurz und die feinen Handschuhe von zarter rosenrother Farbe. An den Schultern besaßen sich zwei Psychensflügel, ebenfalls aus Perlmutter mit ähnlichen Juwelen, wie am Gürtel. Sie ist die Königin der vier Elemente. Eine Dame im weißen Seidengazekleid mit Muscheln, Seegras und Korallen verziert, stellte das Wasser dar; eine andere, ebenfalls in Gaze, doch von himmelblauer Farbe mit Maraboutfedern geschmückt, die Luft; die Dritte, in dunkelgrünem Moire-antiquekleide mit Blumen ausgepust, die Erde; die Vierte, in hochrothem Sammetkleide, reich mit Gold gestickt, das Feuer vor. Die Herren waren den Anzügen der Damen entsprechend gekleidet: der Erste, als Humor, in einer silbernen Tunika, woran von Perlmutter und Elfenbein allerlei Kleinigkeiten, musikalische Instrumente, Kinderspielzeug u. s. w. hingen, mit einer Mütze von weißer, blauer, rother und schwarzer Farbe, mit Silber und Gold gestickt, in der Hand einen vieredigen Stab von Elfenbein, Glas, Perlmutter und polirtem Stahl; ein Zweiter als Phlegma steckte in einem Anzuge von Korholz, umrankt von Hopfenblumen; der Dritte als Sanguiniker in einem Anzuge von Papageienfedern aller Farben, besonders roth, grün und weiß; der Vierte endlich in feuerrothem Gewande, reich mit Gold und Stahl ausgestattet, als Choleriker. Die fünfte männliche Maske, die Melancholie vorstellend, war ganz in Schwarz gekleidet, nach altspanischem Schnitt. Das Wams und der Mantel waren von Sammet und mit Atlas von derselben Farbe ausgestattet; seine Larve entsprach dem Anzuge, sie war von blaßgelbem Wachs mit Schnurr- und Knebelbart.

(8.) Die Toiletten sind höchst elegant, aber es ist

nichts wirklich Neues, keine bemerkenswerthe Veränderung an den Tag gekommen.

Die Ballkleider spielen jetzt die Hauptrolle. Sie sind ganz außerordentlich umfangreich und es ist ziemlich schwer in diesen Massen von Tülle und Spitzen sich grazios zu bewegen. Welche Massen von Kuchen und Volants! Welche Mengen von silbernen Troddeln und goldenen Schnürchen! Welche Bogen von Band und Chenille! Versuchen wir trotzdem einige dieser Toiletten näher zu beschreiben. Da finden wir denn zuerst ein Kleid von weißem Tarlatan mit drei Reihen Tarlatan-Kuchen unten auf dem Rocke und darüber einen zweiten Rock oder eine Tunica von scharlachrothem Sammet ohne allen Besatz. Das Leibchen von weißem Atlas hatte eine griechische Stickerei von Soutasch in Scharlachroth und Gold. Dazu ein reicher Schmuck: Broche, Collier, Ohrgloden und Armbänder in Gold mit eingelegten kleinen Korallen, die von echten Perlen umgeben waren.

Ferner ein Kleid von himmelblauem Atlas mit einem kleinen Volant unten mit weißen Schmelzperlenfransen; auf dem Atlas eine Art Schleier oder zweiter leichter Rock von weißem Tülle, besetzt mit breiten Blonden und hier und da durch ein breites blaues Band mit Silbersternen aufgenommen. Diese Bänder gehen von dem Gürtel aus und endigen in einer Schleife mit weißen Schmelzperlenfransen. Das Leibchen von weißem Tülle, mit durchscheinendem blauem Atlas, hat eine Atlasberthe.

Ein anderes Kleid von Tülle, Tarlatan und weißem Taffet, ganz gebauscht mit Volants und Kuchen, in denen sich schmale weiße Bandschleifchen oder farbige Chenilleschleifchen zeigen. Der Rock von sehr feinem Tarlatan hatte kleine Volants halb von Taffet und halb von Tarlatan und darüber befanden sich Bäuschchen von Tülle und kleinere Volants. Das Leibchen von weißem Atlas über und über vorn mit Bäuschchen von Tülle bedeckt.

Die Kopfpuze zu Balltoiletten bestehen meist in einem Blumenbüschel, der sehr weit vorn angebracht ist, sowie in einer kleinen Blume in der Mitte des Chignons. Oftmals werden Beide durch einen langen Blumenzweig verbunden, der wohl auch weiter, bis auf die Achseln, hinabfällt. Man bringt sogar vorn über der Stirn — und dies ist das Neueste — einen Büschel Federn an, der wie ein Vogelflügel gestellt ist.

Sehr viel Aufmerksamkeit wendet man auch auf die Kopfpuze im Hause und da spielen die Fanchons eine große Rolle. Sie sind verschieden ausgepust. Sehr gern trägt man dazu entsprechende Cravattentücher, die meist mit sehr breiten Spitzen garnirt sind.

Die kleinen Maskenschleier erhalten sich in der Gunst und sie sehen allerdings nicht nur gut aus, sondern sind auch dem Sehen nicht so hinderlich, wie die frühern großen Schleier.

In den Kleidern zu allgemeinem Gebrauch hat sich

in der letzten Zeit nichts geändert. Die Leibchen bleiben hoch und knapp, die Ärmel lang und eng. Die beliebtesten Stoffe sind Sammet, Atlas, Faxe und Cashemir.

Als Ausputz sieht man noch immer das Schottische und die Chenillefransen, doch will es uns vorkommen, als nehme die Gunst ab, die beide bisher in so hohem Grade besessen haben.

Um auf die leichten Kleider noch einmal zurückzukommen, die in der jetzigen Zeit der Välle u. s. w. vorherrschen, so ist im Allgemeinen zu bemerken, daß sie selbstverständlich ausgeschnitten und entweder rund oder mit Schneppe sind. Zu den ersteren gehören sehr breite Gürtelbänder, die man entweder hinten oder vorn bindet, so daß lange Enden herabfallen. Die Ärmel sind ganz kurz. Die Röcke unten besetzt man ziemlich hoch herauf mit zahlreichen kleinen Volants, mit Bäuschchen, mit Streifen von Sammet oder Taffet, mit Spitzen oder Chenillefransen, oftmals mit mehreren zugleich.

Modenblatt N^o 6.
(Nach Originalzeichnungen.)

1. Kopspuz von Blumen; Kleid von weißem Pongee de Soie mit ausgeschnittenem runden Leibchen, das eine geruchete und mit grünem Atlasband garnirte Berthe, auch einen Gürtel hat, der vorn geknüpft und in breiten Enden mit Franzen lang herabfällt; ganz kurze Bauschärmel; auf dem Rocke unten vier weiße Kuchen, deren jede eine grüne Chenillefranse trägt; halb lange weiße Glacéhandschuhe; Fächer; breite goldene Armbänder; Schuhe.

2. Haarpuz mit einem Netz und Blumen; Kleid von weißem Pongee-Foulard mit ausgeschnittenem runden Leibchen und einer Berthe von weißen Kuchen, die mit rothem Sammetbände eingefast sind und deren Enden vorn über einander gehen; gefälzte Chemisette und kurze Bauschärmel; auf dem Rocke unten volantartige zahlreiche Kuchen, die oben und unten mit schmalem rothem Sammetbände garnirt sind; weiße Glacéhandschuhe; goldene Armbänder; Schuhe.

3. Haarpuz mit Blumen; Kleid von Atlas mit tiefausgeschnittenem drapirten Schnuppenleibchen und ganz kurzen weißen Bauschärmeln; auf dem Rocke unten ein quirlantartig angelegter Volant mit einer Kufe darüber und über den Senkungen dieses Volants ein Kuchenfranz, so wie über den Erhebungen eine Bandschleife; weiße Glacéhandschuhe; goldene Armbänder; Fächer; Schuhe.

4. Kopspuz von schwarzen Spitzen und rothem Band; Kleid von schwarzem Moire antique in dem Prinzessin-Schnitt, d. h. ohne Trennung des Leibchens von dem Rocke, vorn herunter auf dem Leibchen und auf dem Rocke mit Posament und Schmelz garnirt; enge fast lange Ärmel, oben an der Achsel und unten am Ende ebenfalls mit Posament besetzt; kleiner Spitzenkragen; geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

5. Kurzschirmiger weißseidener Hut mit abstehendem Bart, unter dem Schirme mit Sammetblumen ausgeputzt; lange weiße Bindebänder; Kleid von braunem Taffet mit hohem knappem Leibchen, das vorn und hinten eine kleine Schneppe hat, auf der Brust und den Achseln mit schwarzen Spitzen garnirt ist; lange, nicht ganz enge Ärmel, oben und unten mit schwarzem Sammet und unten mit Taffetfalten besetzt; unten auf dem Rocke drei kleine geglückelte Volants mit schwarzen Spitzen und Sammetstückchen darüber; offene Spitzenunterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahlkisch N^o 6.

Christian IX.,

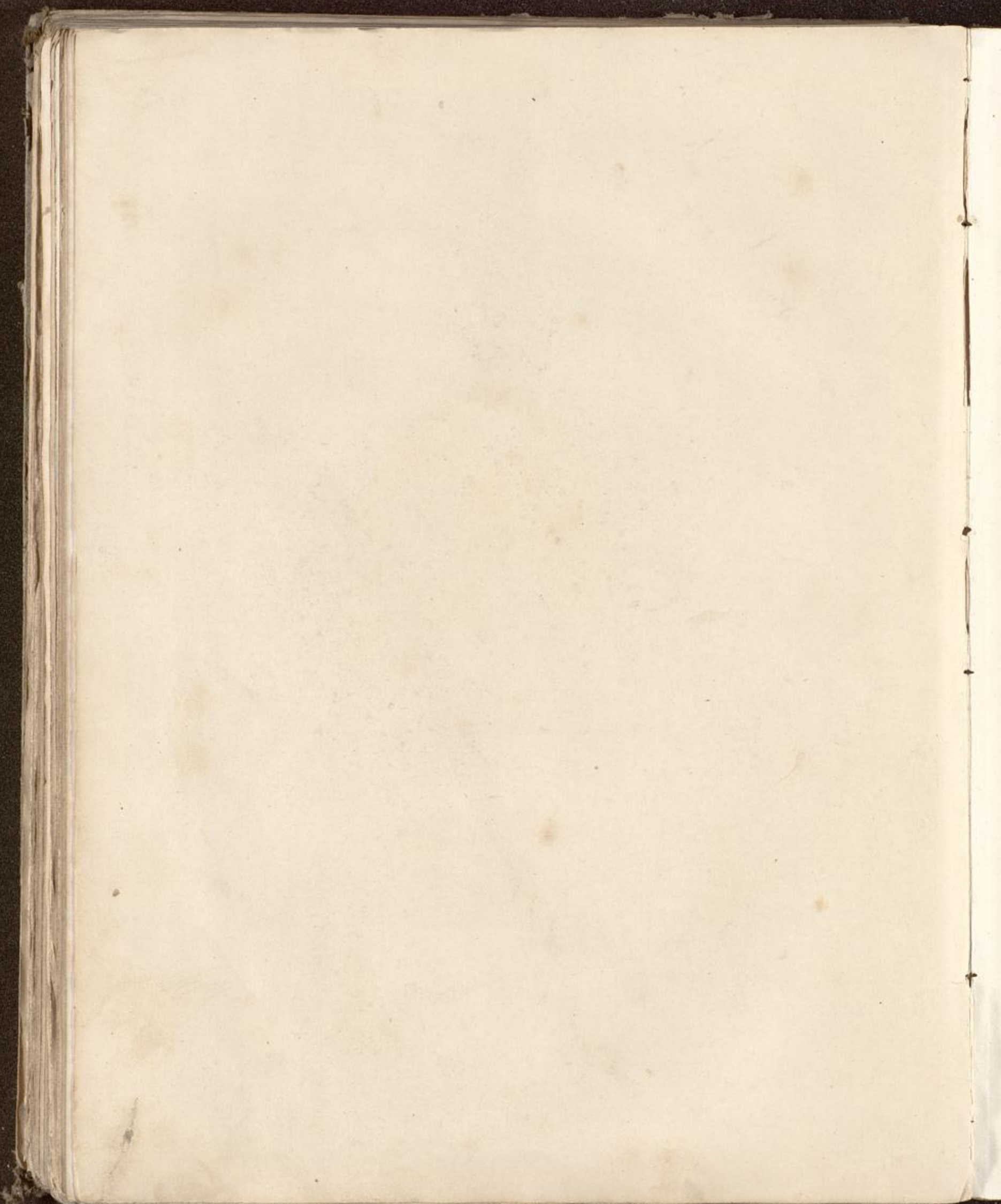
König von Dänemark.

(Nach einer Photographie.)

Christian, Prinz von Dänemark, aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, geboren den 8. April 1818 und vermählt am 26. Mai 1842 mit der Prinzessin Louise von Hessen-Kassel, wurde nach dem sogenannten Londoner-Protokoll und dem dänischen Thronfolgesetz vom 31. Juli 1853 zum Erben des dänischen Thrones bestimmt, da König Frederik VII. keine Kinder hatte und er bestieg den Thron in der That nach dem kürzlich erfolgten Tode jenes Königs. Weil sein Thronrecht auf jenem Protokoll beruht, nennen ihn die Zeitungen wohl auch den Protokollkönig. Welche Streitigkeiten seine Thronbesteigung mit Deutschland wegen der Herzogthümer Schleswig-Holstein hervorgerufen hat, ist bekannt genug; welchen Ausgang dieselben aber nehmen werden, kann Niemand vorher sagen, wenn auch das deutsche Volk hofft, die Herzogthümer von der Verbindung mit Dänemark ganz abgelöst und unter die Herrschaft des Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg gestellt zu sehen, wie es das Recht verlangt. — Seine Tochter Alexandra ist mit dem Prinzen von Wales vermählt und sein zweiter Sohn Georg zum König von Griechenland erwählt.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG



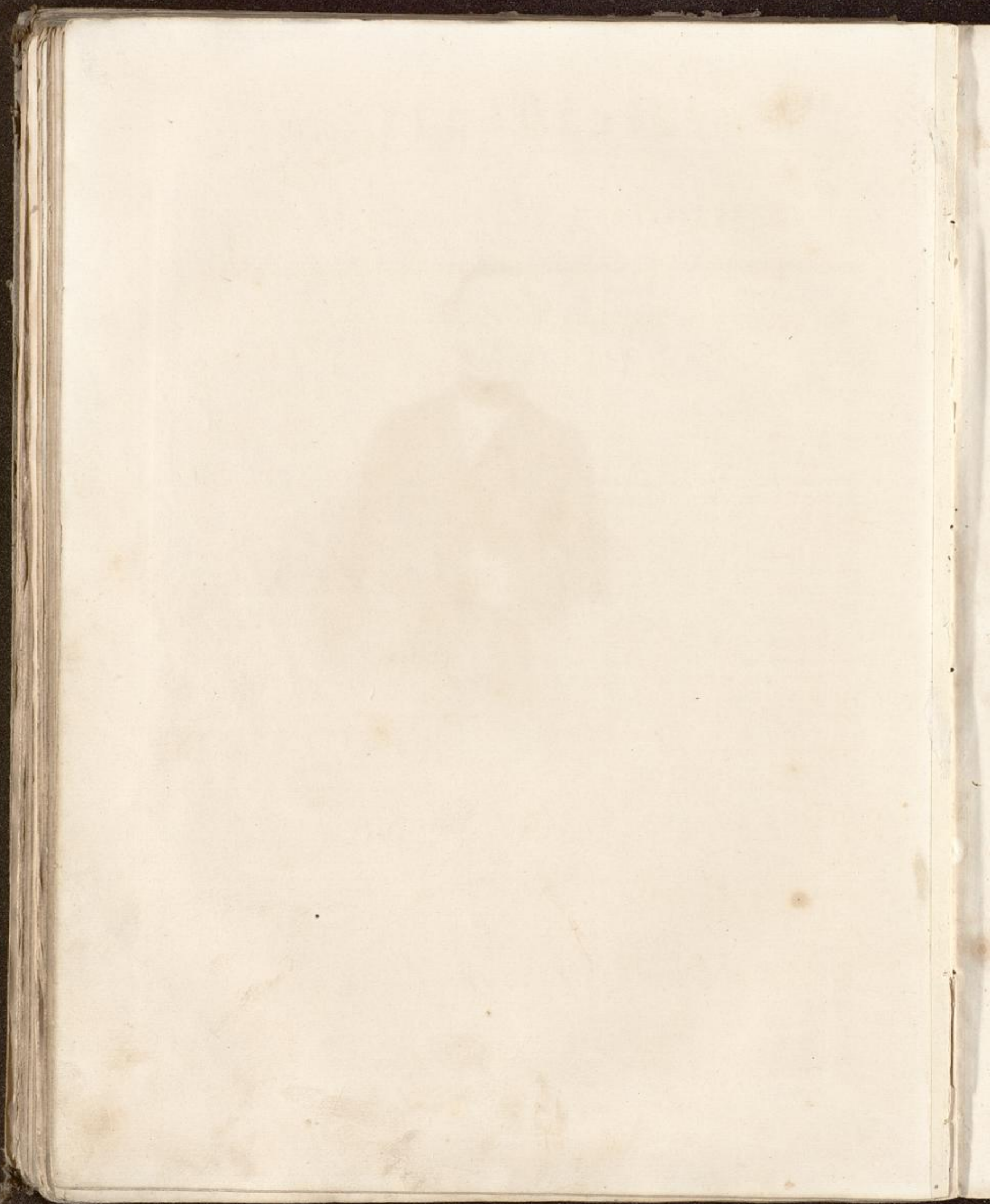


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Meyer in Leipzig

*Christian IX.
König von Dänemark*

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der Stadtrichter von Schirgiswalde.

Erzählung

von

Eduard Gottwald.

(Fortsetzung.)

„Auch ich kann nicht läugnen, daß diese im Großen getriebenen Paschgeschäfte mich Helbig's wegen beunruhigen,“ entgegnete der Inspector. „Indeß, es ist so oft glücklich gegangen, hoffen wir es auch heute, da es sicher das letzte Mal ist, daß Helbig dabei sich theilhaftig.“

„Versprochen hat er dies oft, aber der Maschel verleitet ihn immer wieder dazu, und auf diesen hergelaufenen Vagabonden hört er mehr, als auf seine besten Freunde.“

„Vielleicht,“ sprach Vater, „gelingt es nach Herrn Helbig's Rückkehr, diesen Kerl aus dessen Hause zu entfernen und was ich dazu beitragen kann, soll sicher geschehen.“

„Nun vielleicht kann ich auch mit helfen,“ fügte Mildner mit bedeutendem Lächeln hinzu. — „Wenn ich dürfte, wie ich wollte, so hätte ich ihn schon längst hinausgejagt, denn ich will darauf wetten, daß in diesem Stockböhmen ein durchtriebener Spitzbube steckt, der über kurz oder lang den Helbig derb übers Ohr häut und dann sich heimlich aus dem Staube macht.“

„So scheint mir es auch, darum steht uns bei bösen Folgen vorzubeugen,“ entgegnete der Inspector, und reichte dem Stadtrichter die Hand zum Abschied, welcher ihm das Geleite gab und dem nun in scharfem Trab davon reitenden jungen Manne wohlgefällig nachsah; hierauf schritt er dem Thorweg zu, um diesen zu schließen, in diesem Augenblicke aber kam ein junger Bursche eilenden Schrittes näher und gab dem Stadtrichter, der in dem Boten einen der Dienstleute seines Bruders erkannte, einen versiegelten Zettel, mit welchem dieser nach dem Zimmer zurückkehrte und als er ihn geöffnet, die Worte las:

„Komm heute Nacht noch zu mir!“

„Es ist gut!“ sprach Mildner zu dem Boten zurückkehrend, worauf dieser sich wieder entfernte, dann aber

pfiff er seinen Hunden, die freudig bellend an ihm empor sprangen, nahm Mütze und Stock und sprach, den Weg nach dem nahen Petersbach einschlagend:

„Da muß sich in der Traube etwas Seltenes gefangen haben, denn sonst hätte der Traugott sich nicht die Mühe genommen, nach mir zu schicken.“

Im Gasthose zur Traube, in welchem der Stadtrichter bald darauf anlangte, war nur der Wirth noch auf und saß ruhig seine Pfeife rauchend in einem kleinen Stübchen neben dem großen Gastzimmer, in welchem gegen zwanzig Männergestalten auf einer Streu Nachtruhe hielten, deren lautes Schnarchen deutlich bewies, in welchem festen Schlaf sie nach den Anstrengungen des Tages versunken waren, denn die hier Lagernden waren größtentheils Hausirer, die mit Blech- und Siebwaaren, Wegsteinen, Gipsfiguren und dergleichen von Markt zu Markt zogen und mit Tages-Anbruch ihren Marsch weiter fortsetzten, oder es waren böhmische Pascher, die erst über die Grenze gekommen hier Rast hielten und morgen Abend wieder mit frischer Ladung hinüber zogen.

Als die Brüder nun einander gegenüber saßen und der Stadtrichter fragend den Traubenwirth betrachtete, während die Hunde sich zu den Füßen ihres Herrn lagerten, begann dieser: „Es kommt Dir gewiß seltsam vor, daß ich Dich auch einmal des Nachts verlange, obgleich es vielleicht nicht der Mühe werth ist, aber meine Zette, Deine Pathe, hat so lange darum gebeten, daß ich ihr endlich den Willen that, und darum höre, was mich dazu veranlaßt. Heute Abend gegen acht Uhr traten zwei Fremde hier ein, denen ich ansah, daß ihr Schneider das Maß zu ihren Anzügen nicht genommen, und verlangten ein besonderes Zimmer und zu essen und zu trinken. Ich stellte mich, als ob ich auf die Kerle weiter nicht achtete und ließ sie von der Zette bedienen, die, wie Du weißt, erst zwölf Jahr alt ist, aber böhmisch so gut wie deutsch spricht, weil sie sechs Jahre lang in Lisowitz bei der Großmutter erzogen wurde; diese ging nun ab und zu und brachte, was die Beiden verlangten.“

„Und die Fremden sind noch da?“ unterbrach Mildner den Bruder.

„Jawohl, heute will ich sie noch behalten, morgen aber möchte ich sie los sein und deswegen hat ich Dich, herüber zu kommen.“ Nun höre weiter:

„Während die Zette mit ihrem Strickstrumpf im Winkel sitzt und wartet, bis ihre Gäste etwas verlangen werden, fragt sie der Eine, ein kleiner stämmiger Bursche mit einem verbundenen Auge, auf Böhmisch, wie alt sie sei, und wie sie heiße, und darauf hin antwortet das Bligmädel auf deutsch, daß sie ihn nicht versteht und nicht wisse was er wolle, worauf Beide laut auflachen und nachdem sie gegessen, bei einer frischen Flasche Schnaps ihr Gespräch böhmisch fortsetzen, woraus die Zette so viel verstanden, wie die Kerle vor Kurzem von einem Pascher im nahen Hainsbach erfahren, daß Maschel hier in Schirgiswalde sei und bei einem reichen Kaufmann viel gelte und auf eigne Hand gute Geschäfte mache, worauf sie wiederholt mit den vollen Gläsern angestossen und zu verstehen gegeben, daß er für sie sorgen müsse.

„Auf ihre in deutscher Sprache an das Mädel gerichtete Frage, wo der Herr Maschel wohne, hat Zette geantwortet, das wüßte sie nicht, sie wollte mich aber fragen, und als ich ihnen darauf sagen ließ: der Maschel sei Buchhalter beim Kaufmann Helbig, und wohne in einem kleinen Hause mit einem Lehrling allein, in welchem Helbig einen Materialladen halte, den er seinem Buchhalter übertragen habe; dieser aber sei jetzt verreist und würde vielleicht erst in einigen Tagen wieder kommen, da verlangten sie mich zu sprechen.

„Ich ging hinauf und fand Beide schon ziemlich betrunken:

„Also unser Freund Maschel ist jetzt nicht hier,“ rief mir der kleine einäugige Bursche entgegen. „Das paßt uns gar nicht, aber erwarten müssen wir ihn! Können wir so lange hier wohnen bleiben bis er wieder kommt? er wird sich nobel dafür abfinden, wenn Ihr uns gut bewirthe.“

„Darauf entgegnete ich Beiden achselzuckend, daß ich hierzu nicht eingerichtet sei und das Zimmer, was sie heute hätten, morgen schon wieder von Passagieren bezogen würde, die Jahr aus Jahr ein bei mir wohnen, aber sorgen wollte ich, daß sie in Petersbach oder in der Stadt ein gutes Quartier und Verpflegung erhielten, bis Herr Maschel zurückkehre, worauf sie sich auch zufrieden gaben und bald darauf sich niederlegten und nun schon längst schlafen.“

„Und was soll ich dabei thun?“ frug der Stadtrichter und richtete forschend seine Blicke auf den Bruder.

„Du sollst mir helfen, die Kerle mit guter Manier los zu werden,“ entgegnete dieser. „Denn sieh,“ fuhr er fort und verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln: „wenn diese Fremden, worauf ich meinen Kopf zum Pfande geben will, ein paar schlechte Subjecte sind, auf welche die Gendarmerie sofort Jagd machen würde, wenn sie hier sich einnisten wollen, so mag ich nicht, daß es heißt, sie sind hier beherbergt worden, denn mich haben die verdammten Grauröcke ohnedem auf dem Striche;

also rathe mir, wo schafft man die Kerle hin, denn ich mag sie nicht behalten, möchte aber auch, daß Du sie nicht aus den Augen läßt, vielleicht helfen diese Beiden Dir auf die Spur, was es eigentlich mit diesem Maschel für eine Bewandniß hat.“

„Nun, Traugott,“ entgegnete der Stadtrichter und reichte dem Bruder die Hand, „es ist mir um Deinetwegen lieb, daß Du anfängst, auf das Gesindel, das sich bei Dir so häufig einquartirt, etwas aufmerksam zu werden und daher reut mich der Weg nicht; die Fremden behalte bis morgen früh, dann aber laß den Gärtner Pannach kommen, der nur einige Häuser von Dir entfernt wohnt, er mag ihnen in seinem Hause ein passendes Quartier einräumen, und sind sie dort untergebracht, dann schide ihn zu mir. Gute Nacht!“

Mit diesen Worten entfernte sich der Stadtrichter, der Traubenwirth aber schloß die Hausthür hinter ihm zu und sprach brummend für sich: „Mir recht, dort mag er sie abfangen, nur hier nicht, das stört's Geschäft.“

Die ältesten Bewohner der Stadt wußten sich nicht so vieler, schnell hinter einander folgender unangenehmer Ereignisse zu erinnern als im Monat August des Jahres 1831; nicht nur daß fortwährend die sächsischen Gendarmen auf Verbrecher Jagd machten, die sich in den kleinen Freistaat geslüchtet und sonst unbelästigt bis zu günstiger Zeit sich verborgen gehalten hatten, auch sogar die österreichischen Mauthbeamten fingen an, in ihrer theuer erkauften Nachsicht gegen die Pascher wandelnd zu werden, und so geschah es denn, daß die Finanzwache die vom Kaufmann Helbig erhaltenen silbernen und goldenen Beruhigungspillen zwar eingenommen, aber dennoch dessen letzten Waarentransport angehalten und in stärkerer Anzahl als gewöhnlich den Paschern sich in den Weg gestellt hatte. Da diese nun, entrüstet über solche Treulosigkeit, sich durchzuschlagen versucht, war es zum Handgemenge und zuletzt zu einem förmlichen Kampfe gekommen, in Folge dessen die gesammten Wagenladungen mit Beschlag belegt und sechs Pascher schwer verwundet, den Grenzwächtern in die Hände gefallen waren, die übrigen aber sich geslüchtet hatten. Das Gerücht dieser blutigen Niederlage verbreitete sich in der ersten Morgenstunde des nächsten Tages zu nicht geringer Bestürzung der Schirgiswalder, welche bald darauf erfahren, daß sich Helbig und dessen Buchhalter ebenfalls durch die Flucht gerettet, aber an Waaren einen Verlust erlitten, wie er so bedeutend noch nicht vorgekommen war.

Ehe jedoch Therese von diesem mißglückten Unternehmen ihres Vaters etwas erfahren, war Helbig gegen 4 Uhr des Morgens verflört in seinem Hause angelangt und hatte bitter grollend der Tochter das ihn betroffene

Unglück erzählt, worauf ihn Therese innig umarmt, aber auch fast freudig ausgerufen hatte: „Danke Gott, Papa, daß Du der Gefahr glücklich entronnen bist, und sieh es als eine gnädige Fügung des Himmels an, daß Du ablassen sollst von solchen gefährlichen Geschäften.“

„Das ist Alles recht schön, Kösel,“ brummte Helbig, sich ermattet aufs Sopha werfend. „Wenn die Schuste da drüber uns nur nicht so nichtswürdig betrogen hätten und nun die ganze Ladung nicht zum Teufel wäre!“

„Das kannst Du verschmerzen dem Troste gegenüber, daß Du bei diesem Ueberfalle nicht verhaftet oder wohl gar verwundet worden bist.“

„Aber der Maschel, der verliert zwei Mal soviel als ich und hat sein ganzes Vermögen daran gesetzt, um einmal einen Hauptschlag zu machen,“ fuhr Helbig fort. „Ich habe ihn gewarnt und er trägt mit Schuld an dem ganzen Unglück, warum erkundigt er sich nicht genau davon, ob neue Beamte im Mauthamte sind und wie stark die Mannschaft ist, die diesmal, von einem größeren Streifzuge zurückgekehrt, dort sich gesammelt hatte. Ich werde wohl keine Geschäfte mehr mit dem Maschel machen, er ist mir doch zu feck,“ setzte er voll stillen Grolles hinzu und ließ sich Schlafrock und Hausschuhe bringen, verschloß seine Brieftasche und eine schwere Börse in dem im Nebenzimmer befindlichen Geldschrank und streckte sich ermüdet aufs Sopha mit dem Bedenken, daß er heute für Niemand zu sprechen wäre.

Köselchen aber, die Anfangs heftig erschrocken war, als sie in der Hausflur die scheltende Stimme ihres Vaters zu einer so ungewöhnlichen Zeit gehört, welchem der Hausknecht nicht schnell genug geöffnet hatte, gewann bald ihre Ruhe wieder und schöpfte aus den letzten Aeußerungen ihres Vaters die freudige Hoffnung, daß dessen so vertrautes Einverständnis mit seinem Buchhalter durch dieses fehlgeschlagene Wagniß erschüttert und derselbe nun vielleicht mit weniger Mühe zu entfernen sei.

Maschel aber, der voll finstern Ingrimm seine Wohnung betreten, hatte unter wilden Verwünschungen eine geraume Zeitlang sein Zimmer durchschritten, dann aber war er an sein Pult getreten, um sich mit der Durchsicht und Vernichtung einer Menge von Papieren zu beschäftigen, bis er von den Anstrengungen der verunglückten Nachtpartie ermüdet sich auf sein Bett geworfen und einige Stunden im unruhigen Schlummer und von bösen Träumen geängstigt zugebracht hatte.

Nachdem er nun gegen Mittag im Begriff war sich in den kleinen Materialladen zu begeben, der unter seiner Wohnung sich befand und in welchem er als Buchhalter Helbigs mit Hilfe eines Lehrlings die Geschäfte des Detailsverkaufs zu besorgen hatte, meldete letzterer den Gärtner Pannach.

„Pannach?“ frug Maschel befremdet. „Hat er Dir nicht gesagt, was ihn zu mir führt?“

„Das kann er nur Ihnen mittheilen!“ entgegnete der Lehrling.

Maschel sann einen Augenblick nach, dann aber, ohne den Lehrling anzublicken, rief er barsch: „Er soll kommen!“ —

Dieser entfernte sich und bald darauf trat Pannach ein und ging auf den Buchhalter zu:

„Herr Maschel,“ begann der Gärtner, ein alter Mann mit grauen struppigen Haaren, einem von Pochen zerlegten Gesicht und mit lauernden Blicken, die er jetzt forschend auf den in heftiger Aufregung ihm entgegentretenden Buchhalter richtete, wobei ein listiges, verschmitztes Lächeln seine Mundwinkel umzuckte: „Wir sind doch hier sicher?“

„Warum?“ frug Maschel finster. „Ich wüßte nicht, was Ihr so Geheimnis mit mir zu sprechen hättet, daß es nicht auch Andere hören könnten.“

„Nun, fahrt nur nicht gleich oben hinaus,“ entgegnete der Gärtner spöttisch. „Ich will Euch nur melden, daß seit heute Morgen zwei Fremde bei mir wohnen, die nach Euch verlangen; sie haben, glaub' ich, in Kaschau, tief in Ungarn, vor einigen Jahren mit Euch Geschäfte gemacht und sind auch mit Euch von dort fortgegangen.“

„In Kaschau?“ versuchte Maschel so gleichgiltig als möglich zu wiederholen, aber dem alten Gärtner entging es nicht, wie bei Nennung dieses Namens der Buchhalter erschrocken zusammengefahren und sein erdfahles Antlitz noch bleicher geworden war. „So, so,“ fuhr er nach einem Augenblick sichtlicher Verlegenheit fort, „das kann wohl sein, gewiß sind es ein paar arme Teufel, die vielleicht hier beim Paschhandel Beschäftigung hoffen; nun sorgt einstweilen auf meine Rechnung für ihren Unterhalt, ich werde heute Abend um acht Uhr bei Euch sein.“

„Also um acht Uhr, gut, nun so lange will ich sie schon festhalten,“ entgegnete Pannach und fuhr, sich vertraulich dem Buchhalter nähernd, fort: „Denn es ist Euch doch Recht, daß sie bis dahin sich nicht hier im Orte herumtreiben.“

„Besser ist es freilich, sie bleiben bis dahin bei Euch,“ sprach Maschel, einen freundlichen Ton anschlagend, „und ich würde auch gleich mitgehen, aber ich habe noch dringende Geschäfte und werde daher nicht eher kommen können.“

„Glaub's wohl,“ bemerkte Pannach mit den Augen blinzeln. „Ihr habt diese Nacht schlechte Geschäfte gemacht und nun den Kopf voll, aber darum geht es fort und das nächste Mal wird es wieder eingebracht. Na also um acht Uhr.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Gärtner, der

Buchhalter aber ballte wüthend die Faust und rief: „Schlag auf Schlag, gestern Tausende verloren und nun auch noch hier entdeckt, wo ich mich so sicher glaubte. Ha! Wer können die Fremden sein, doch nur zwei jener Elenden, die ich für immer geborgen glaubte in den Kerker von Temeswar. Ja,“ fuhr er schwer athmend fort, „hätte ich gestern Glück gehabt, so konnte ich diesen Spürhunden mit einigen hundert Gulden das Maul stopfen, ohne daß es mir gefehlt, jetzt aber, wo ich selbst gedrängt werde, mir Hilfsmittel zu verschaffen zu meiner eigenen Sicherheit, jetzt bleibt mir nichts Anderes übrig als der letzte entscheidende Schritt.“

Nach diesen Worten warf er sich erschöpft von innerer Unruhe auf einen Stuhl, sprang aber schnell wieder auf, ergriff eine Briestafche, deren Inhalt er noch einmal genau untersuchte, steckte diese zu sich und schritt dem Helbig'schen Hause zu.

Mit dem erheuchelten Ausdruck ängstlicher Besorgniß trat er dort ein und ergoß sich gegen Theresen in bittere Klagen über den Verrath, durch welchen Helbig und er so hart getroffen worden sei und betheuerte, daß er von nun an nie wieder in solche gefährliche Unternehmungen sich einlassen werde, sondern ruhig und zufrieden sich voll thätigen Eifers dem Dienste seines verehrten Herrn Prinzipals widmen werde; und wolle sich jetzt nur durch seinen Besuch bei dem Vater die Beruhigung verschaffen, daß dieser Unfall auf die Gesundheit desselben nicht nachtheilig gewirkt.

Therese, welche bei seinem Eintritte im ersten Augenblicke fast erschrocken zurückgewichen war, hörte ihn ernst und ruhig an, als er aber geendet, erklärte sie ihm dann kalt und verächtlich, daß ihr Vater heute für Niemand zu sprechen sei und daß er jedenfalls morgen früh Nachricht erhalten werde, wenn man ihn sprechen wolle, und ging dann in ihr Zimmer zurück.

„Also steht es hier so mit mir!“ flüsterte Maschel mit wuthbebenden Lippen und eilte nach seiner Wohnung zurück. „Nun gut, das verschuecht die letzte Besorgniß und macht aller feigen Grübeleien ein Ende!“

Währenddem war der Gärtner eilenden Schrittes von Maschel fort nach des Stadtrichters Gasthof geeilt, hatte sich dort durch eine Hofthür nach des Stadtschreibers Wohnstube begeben, wo dieser ihn bereits erwartete und ihn von Allem in Kenntniß gesetzt, was zwischen den Fremden und ihm, sowie mit Maschel besprochen worden war.

„Um acht Uhr also?“ sprach Mildner als Pannach geendet, „das ist mir ganz Recht und Du darfst nur von sieben Uhr an die Thür Deines Gartens offen lassen, damit ich vom Felde aus in das Haus gelangen

kann, während Du dafür sorgst, daß die Fremden um diese Zeit sich nicht außerhalb ihres Quartiers herumtreiben und ihnen später aus diesem kein Ausweg bleibt.“

„Ich habe es so eingerichtet wie Ihr es mir vorgeschrieben,“ entgegnete der Gärtner. „Die Stube, die sie zur Wohnung inne haben, stößt an eine Kammer ohne Fenster und in dieser steht ein großer alter Wandschrank.“

„Das paßt vortreflich!“ bemerkte Mildner.

„Ich denke auch,“ fuhr Pannach fort, „und lieb soll es mir sein, wenn es keinen zu großen Standal giebt, denn Ihr wißt, ich muß mich mit von der Fremdenherberge nähren und bin nur Euretwegen, der mich zweimal aus großer Drangsal befreit, darauf eingegangen, mein Haus zur Fallgrube dieser Bursche zu machen, an denen freilich nichts verloren scheint, so wenig als an dem heuchlerischen Schuft, dem Buchhalter.“

„Es soll auch Dein Schade nicht sein,“ sprach Mildner lächelnd, welcher recht gut wußte, daß Pannach Alles daran gelegen sein mußte, mit dem Stadtrichter auf gutem Fuße zu stehen, da er wegen seiner Fremdenherberge, wo sich oft sehr gesuchte Exemplare von Flüchtlingen eingefunden hatten, der Gendarmerie schon längst verdächtig war und es in Mildners Hand lag, diese ergiebige seiner Nahrungsquellen ihm zu verstopfen, sobald er nur wollte. — „Vor Allem aber,“ fügte Mildner hinzu: „sorge dafür, daß in dem Alkoven, welcher an die Fremdenstube anstößt und in den ich mich einquartieren werde, der Schieber offen ist, damit mir nichts entgeht, was dies Kleeblatt mit einander verhandelt.“

„Das ist Alles in Ordnung und ohne Mißtrauen zu erregen,“ entgegnete Pannach, „nur Eure Hunde werdet Ihr nicht mitnehmen können.“

„Die führt ein Knecht den Gendarmen nach, ehe die Gesellschaft auseinander geht,“ sprach der Stadtrichter, worauf sich Pannach verabschiedete und wieder durch die Hofthür des Gasthauses entfernte.

Das Haus des Gärtners Pannach in Petersbach bestand aus einem Parterre und einer Dachwohnung. Im Parterre, welches durch die Hausflur in zwei Hälften getheilt war, befand sich rechts eine geräumige niedere Stube, welche den dort Herberge suchenden Fremden als Schlafzimmer diente und aus einem Nebenzimmer nebst Küche, links dagegen war nur eine Stube nebst Kammer und ein mit besonderem Eingang versehenes geräumiger Alkoven, der zugleich zur Vorrathskammer des Wirthes diente und in welchem Schaufeln, Leitern, Hacken und Bretter nebst Kartoffeln und anderen Gartenerzeugnissen aufbewahrt wurden, in den zwei klei-

nen Dachstübchen aber wohnte und schlief der Wirth nebst dessen Schwester, welche dem Hauswesen ihres Bruders vorstand und sich um dessen Treiben mit den bei demselben einkehrenden Gästen wenig kümmerte, diesmal aber von Allem in Kenntniß gesetzt worden war, was Pannach mit dem Stadtrichter verabredet, und sich vollkommen damit einverstanden erklärte, die beiden Fremden sobald als möglich los zu werden, welche ihr ebenso verdächtig als gefährlich erschienen und nun am Abende der verabredeten Zusammenkunft Mascheks mit diesen in ihres Bruders Hause sich auf ihr Stübchen zurückzog, als Milner wohlbewaffnet und von Niemand bemerkt angelangt und von Pannach begleitet im Alkoven geräuschlos Platz genommen hatte. — Der Gärtner aber hatte auf des Stadtschreibers Anordnung den beiden Fremden, welche sich mit Kartenspiel unterhielten und bereits der Brantweinflasche fleißig zugesprochen, beim Abendessen einige Flaschen Wein mit dem Bemerkten übergeben, daß der Herr Buchhalter diese Aufmerksamkeit gewiß beifällig aufnehmen werde.

Ein anhaltender, von heftigem Sturm begleiteter Regen eines gegen halb acht Uhr aufsteigenden Gewitters hatte die Dunkelheit des Abends zeitig herbeigeführt und Maschek war, ohne auf den schon finsternen Dorfstraßen einem der Bewohner begegnet zu haben, pünktlich um acht Uhr eingetroffen und von den beiden Fremden unter wildem Jubel empfangen worden und hatte unter mühsam bekämpfter Bestürzung in Beiden die Zeugen und Mitgenossen einer verbrecherischen Vergangenheit wiedergefunden, welche er durch seinen zweijährigen Aufenthalt in Schirgiswalde und durch die im Geschäft des Kaufmanns Helbig erlangte Stellung für immer der Vergessenheit anheimgefallen glaubte.

Mit Stämmen vernahm nun der Stadtrichter aus dem Gespräch dieses Kleeblattes, nachdem Maschek von dem Gärtner die Versicherung erhalten, daß sie hier völlig sicher vor jeder Störung wären und Niemand heute dies Haus betreten würde, dessen Hausthür er dem Anschein nach verschloß, daß Maschek mit den beiden Fremden in Kaschau, wo er als Commis in einer großen Weinhandlung in Condition gestanden, bekannt geworden sei und mit diesen sich bei einer Gesellschaft Falschmünzern betheiliget habe. Als man deren Treiben auf die Spur gekommen, hatte sich Maschek mit Huber und Janowitz, so nannten sich die Gäste Pannachs, geflüchtet, vorher aber in der Nacht ihrer Flucht unter Mascheks Anleitung die Cassé seines Prinzipals erbrochen und beraubt und nach Theilung des Raubes jeder einen anderen Weg eingeschlagen mit dem Uebereinkommen, sich in Prag wiederzufinden. Huber und Janowitz waren nach dem Banat geflüchtet, Maschek aber hatte den Weg nach Böhmen eingeschlagen, während Huber und Janowitz, wie er in Prag durch die Zeitung ersah-

ren, bei einem Einbruch in Temeswar ergriffen und ins Gefängniß geworfen worden waren, aus welchem sie sich vor vier Monaten nach zweijähriger Haft gewaltsam befreit hatten.

Nachdem sich die Verbündeten über die Vergangenheit ausgetauscht und dabei fleißig den Flaschen zusprachen und deren wilde Aufregung immer bemerkbarer wurde, kam das Gespräch auf die Gegenwart, und für diese verlangten Beide von ihrem alten Freunde Unterstützung und vor Allem Schutz vor Entdeckung bis zu einer günstigen Gelegenheit und setzten dabei hinzu, daß hierzu Schirgiswalde als Freistaat der geeignetste Ort sei und hier wohl auch für Beide genügende Legitimation durch Mascheks Einfluß zu erlangen sei.

(Schluß folgt.)

Die kranke Tochter.

O Mutter, was ist so stürmisch,
So schaurig draußen die Nacht!
Ach, schür' ein wenig die Ampel,
Daß sie heller die Kammer macht. —

's ist lang schon, daß ich krank bin,
Ich glaub' es war im Mai;
Jetzt fliegen schon gelbe Blätter
An meinem Fenster vorbei. —

Ach, Mutter, warum denn läutet's
So bang vom Thurme herab,
Als senkten sie einen Todten
In's kalte, einsame Grab?

„Mein Kind, es ist nicht Läuten,
Das Dich so traurig macht,
Die Kirchenglocke tönet
Die Stunde Mitternacht.“

Ich höre sie singen am Kirchhof!
„Mein Kind, es dünkt Dir nur.
Der Wächter ist's, er ruft
Vom Thurm herab die Uhr.“

Ach, Mutter, ein schwarzer Vogel
Mit den Flügeln an's Fenster schlägt!
„Der Wind ist's, der die Ranken
Des Weines draußen bewegt.“

Nein, Mutter, es ist ein Vogel,
So ängstlich schreit er im Sturm!
„Mein Kind, die Wetterfahne,
Die dreht sich auf dem Thurm.“ —

Ach, liebe Mutter, ich fühl' es,
Es ist der Wille des Herrn:
Ich soll so jung schon sterben
Und lebte doch noch so gern.

„Mein Kind, darfst so nicht reden,
Nicht also in nächtlicher Stund;
Der Herr ließ krank Dich werden,
Er macht Dich auch wieder gesund.“ —

Vorhin da schloß ich mein Auge,
Du glaubtest, Mutter, ich schlief,
Warum denn hast Du geweinet,
Geseufzet da so tief? —

Die Mutter geht bei Seite,
Sie sinkt in's Knie und schweigt,
Bis falber Morgenschimmer
Sich fern im Osten zeigt.

Da schaut sie jäh das bleiche,
Das kranke Angesicht —
Die Tochter hat vollendet,
Ihr sterbendes Auge bricht. —

Den Sturm, das Läuten und Singen,
Und wie es ruft und rauscht,
Das hat die kranke Tochter
Im Wehen des Todes belauscht.

Karl Koch.

Modenbericht.

(F.) Zu den Musterbällen in Paris gehören diejenigen, welche in dem Stadthause (Rathhause) von dem ersten Beamteten der Stadt, Herrn v. Hausmann gegeben werden. In dem jetzigen Winter ist dabei eine Neuerung eingeführt: es wird nicht dabei gegessen. Es sind nur drei Buffets da, an welchen die Gäste Kuchen und Erfrischungen erhalten können, durchaus nichts Solideres. Man geht also zu diesen Bällen nur um zu sehen und gesehen zu werden. Die Honneurs macht Frau v. Hausmann und es ist dies keine leichte Aufgabe, denn sie muß sich von Abends neun Uhr an bis nach Mitternacht in dem Entréezimmer aufhalten, um die ankommenden Gäste zu empfangen, von denen ihr der bei weitem größte Theil unbekannt ist. Der Ball endiget meist gegen drei Uhr, aber um zwei Uhr schon mindert sich die Menge. Zwischen den Tänzen werden immer längere Pausen gemacht, die als Signal zum Aufbruch gelten.

Das Schönste bei diesen Bällen ist unbestreitbar die große Anzahl schöner Frauen in den neuesten und elegantesten leichten Toiletten. Tülle und Tarlatan herr-

schen unbedingt vor. Wie wir uns überzeugt haben, wird dabei viel Gold und Silber getragen; namentlich der Tülle mit Gold- oder Silberslitern gefällt außerordentlich. Auch verwendet man, vielleicht sogar im Uebermaß, Schnürchen von Gold und Silber in Arabesken, Grecques &c. Ebenso übertreibt man offenbar die Garnirungen der Kleider, denn man garnirt ja sogar die Garnirungen. Ferner bringt man auf den so beliebten Bauschchen, auf den kleinen Volants &c. Blumen, Spitzenruchen, Posament an. Der alte gute Spruch: „Das Zuviel ist von Uebel“ hat seine Gültigkeit verloren.

Die Röcke sind, wie wir schon früher bemerkten, noch immer sehr lang, zu lang und die Damen bleiben bei dieser übergroßen Länge selbst bei den Ballkleidern, obgleich sie stets übele Resultate erleben. Unten werden die Röcke ziemlich hoch herauf garnirt und der zweite Rock, der jetzt ganz unentbehrlich ist, wird immer sehr reich und voll ausgeputzt. Man hat ihn ganz von Spitzen, von Atlas, von Taffet in Pompadourmustern, selbst schwarz, von Tülle und zwar in derselben Art garnirt wie der untere, von hellfarbigem Sammet und zwar am liebsten in Kirschroth. Die Garnirung dieses zweiten Rockes ist unendlich verschieden. Auf denen von Atlas und Taffet besteht sie in Ruchen, in Puffs, in Arabesken aller Art von Spitzen oder Band. Auf denen von Tülle fügt man Blumen und auf jenen von Sammet Agrafen von Federn hinzu. Der letztere Ausputz ist unbedingt der reichste.

Die Ärmel zeichnen sich durch ihre außerordentliche Kleinheit aus, ja sie fehlen nicht selten ganz.

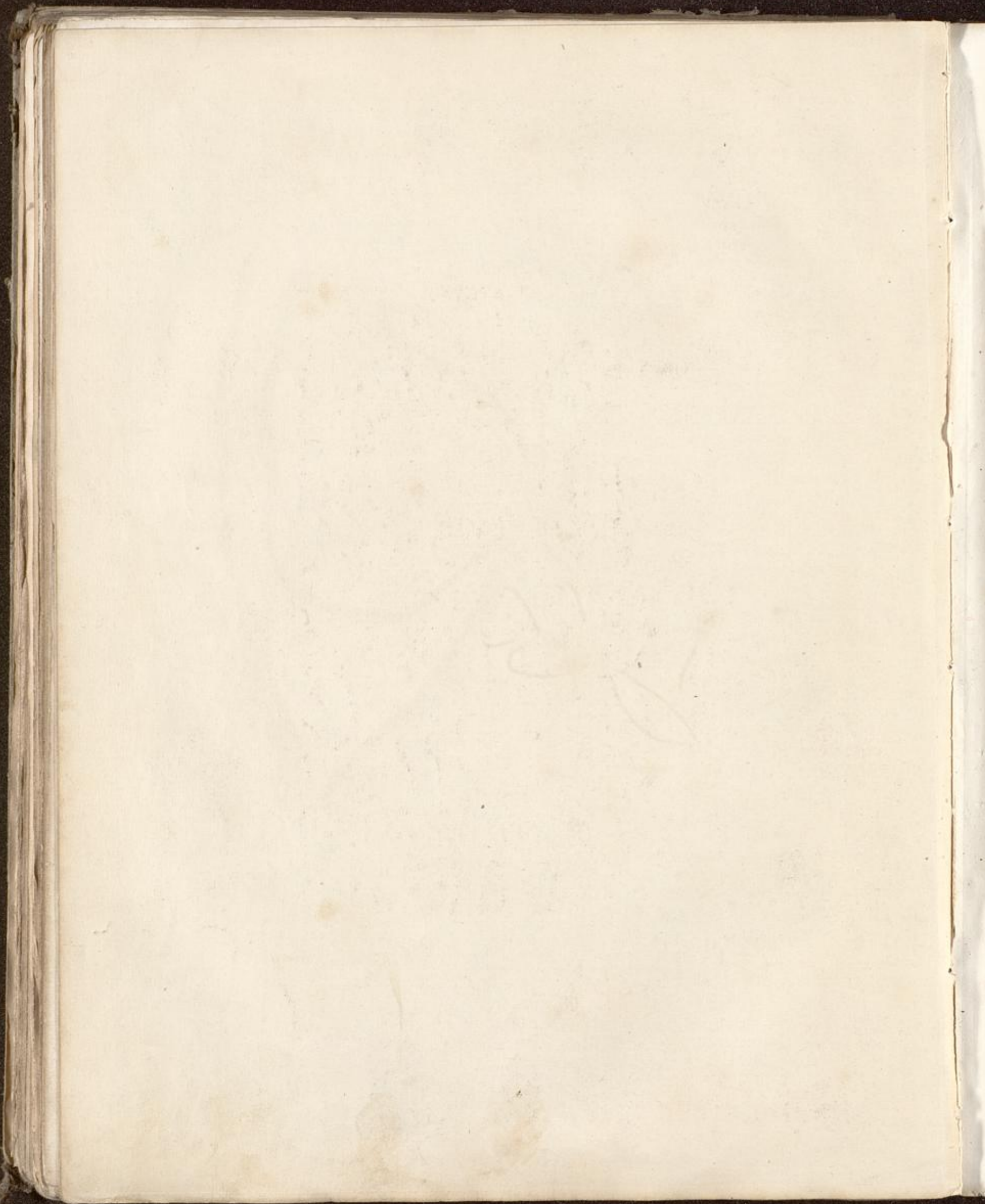
Die Leibchen trägt man in der letzten Zeit sehr tief ausgeschnitten, meist mit einem Einsatz in der Mitte von gefältem Muslin oder von Spitzen. Es sieht dies sehr gut aus. Bisweilen wird das sehr niedrige Leibchen durch einen breiten Besatz von Blonde etwas vervollständigt.

Die Kopfsputze, die sich in der letzten Zeit etwas verändert haben, bleiben sehr umfanglich. Meist bestehen sie aus Diademen von Blumen und Federn, bisweilen wohl auch mit Diamanten untermischt. Die beliebteste Vervollständigung dieser Kopfsputze sind jetzt die Schmetterlinge und andere Insekten. Sie befinden sich auf irgend einem Blumenbüschel und sehen allerdings sehr originell aus. Man hat sehr glänzende und kostbare von Diamanten, aber auch sehr hübsche einfache von Perlmutter.

Sehr beliebt sind die sogenannten Barben, welche die Kaiserin Eugenie im vorigen Jahre bisweilen trug. Sie sind in folgender Art geordnet: eine Tüllerolle schlingt sich anmuthig um ein Diadem von Sammet oder Blumen, während sich vorn an der Stirn ein Busch von Federn oder Blumen erhebt, der durch einen Schmetterling gehalten wird. Die Tüllerolle endiget in einem



ALLGEMEINE MODENZEITUNG



kleinen Schleier, der bis herunter auf die Schultern fällt. Es sieht sehr kokett aus.

Noch immer ist die Verbindung mit Weiß und Grün sehr beliebt.

Je kürzer die Ärmel an den Ballkleidern werden, um so mehr verlängern sich die an den Kleidern zum Ausgehen.

Um die Röcke, wie sie jetzt sind, unten sehr weit und lang entsprechend zu halten, trägt man unten viel Crinoline, an den Hüften aber so gut wie keine.

Sammet und Atlas herrschen in den schweren Kleidern vor.

Mädchen und junge Frauen tragen bei kleinen Soirées häufig ein weißes Leibchen, manche auch darüber ein Figarojäckchen von Taffet in der Farbe jenes des Rockes, mit Spitzen oder zierlichem Posament garnirt, andere haben nur Achselverzierungen und Tragbänder von dem Rockstoffe auf dem weißen Leibchen, oder auch einen Phantasiegürtel, die man überhaupt noch ziemlich häufig sieht und zwar meist solche, die vorn geschnürt sind und hinten Postillonschöpfchen haben.

Von den Anzügen der Kinder läßt sich nicht viel sagen. Die Moden der kleinen Mädchen folgen meist ziemlich genau denen der Mutter. So sieht man denn diesen Winter auch auf den Kinderkleidern sehr häufig Pelzbesatz, namentlich Schwan, der allerdings am besten paßt. Kleid und Balletot oder Radmantel müssen nothwendig von einem und demselben Stoffe sein. Die runden Hüte bilden noch immer die Mehrheit; nur als es sehr kalt war, wurden die runden Hütchen mit gesteppten Atlaslapuzen in Weiß, Rosa oder Himmelblau vertauscht. Popeline, Cashemir und Sammet sind die Stoffe, in die man meist die kleinen Mädchen kleidet. Bis zum neunten Jahre gestattet man ihnen die russischen Stiefelchen.

Tuch ist der Stoff für kleine Knaben. Leider steckt man bisweilen sogar kleine Kerlchen von drei Jahren in Balletots mit Metallknöpfen. Sie sehen darin allerdings originell aus, aber geschmackvoll ist es gewiß nicht.

Modenblatt N^o 7.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Koppsputz mit Locken im Nacken und Blumen über der Stirn und über dem Chignon; Kleid von blauem Atlas mit ausge schnittenem Schneppenleibchen, das unten rund herum in zinnenartige Zacken geschnitten und da mit gleichfarbigen Chenillefransen garnirt ist, oben aber einen bertheartigen Ausputz von gebauschtem Tülle hat, an dem sich ebenfalls Chenillefransen befinden; in der

Mitte grüne Weinblätter; keine Ärmel; auf dem sehr weiten Rocke unten ein volantähnlicher Besatz von gebauschtem Tülle und Chenillefransen in Zacken; halblange weiße Glacéhandschuhe; sehr breite goldne Armbänder; Schuhe.

2. Koppsputz von weißen liegenden Federn, die in der Mitte durch rothen Sammet mit Perlen gehalten werden, und von denen eine auf der einen Seite in den Nacken fällt wie auf der andern eine lange Locke; Kleid von weißem Taffet, belegt mit weißem Tülle, der oben in Falten genommen, da mit einem Goldschnürchen eingefast und in der Mitte, wie auf jeder Achsel durch eine Rose gehalten wird; die kurzen Taffetärmel ebenfalls mit Tülle überkleidet; von der rechten Achsel geht über die Brust und den Rücken eine mit Goldschnürchen eingefaste und mit Goldsternen gestickte Tülleschärpe nach der linken Hüfte, wo die beiden Enden durch eine Rose zusammengehalten werden; Rock von weißem Taffet und darüber ein zweiter von broschirtem Tülle, der an der rechten Seite durch eine Rosenguirlande aufgenommen ist; weiße Glacéhandschuhe; breite goldene Armbänder; Schuhe.

3. Koppsputz mit weißen Federn und schwarzen Spitzen über der Stirn, eine Schnur von dicken Perlen über dem Chignon und weiße Federn am Ende des letztern, im Nacken; Kleid von weißem Taffet mit ausge schnittenem Schneppenleibchen, das eine Garnirung von Tülle hat, dessen Streifen, mit grünem Atlas eingefast und mit einer grünen Ruche besetzt, vorn über einander gehen und auf dem Rücken in breite lange Enden auslaufen; kurze Puffärmel; der weite Taffetrock mit einem in viele Falten gelegten Volant und einer grünen Atlasruche darüber; darüber ein kürzerer zweiter Rock von weißem Pompadourtaffet, der vorn offen und rund herum mit weißen Spitzen und einer grünen Atlasruche besetzt ist; weiße Glacéhandschuhe ohne Armbänder; Schuhe.

4. Koppsputz von rothen Blättern vorn über der Stirn und schwarzem Sammetband; Kleid von Tarlatan mit sehr tief ausge schnittenem Schneppenleibchen, das eine Berthe von Spitzen mit rothen Bandruchen und eine große rothe Bandschleife in der Mitte hat; keine Ärmel; auf dem Rocke unten sehr viele kleine Volants, die mit schmalen schwarzen Spitzchen garnirt und durch rothe schmale Bandruchen von einander getrennt sind; weiße Glacéhandschuhe; breite goldene Armbänder; Fächer; Schuhe.

Stahlstich N^o 7.

Die neue Börse in Bremen.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreifaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 6 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Rosenmüller's

Mitgabe für das ganze Leben

beim Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt.

19. Auflage.

Durchgesehen von Dr. Chr. Niemeyer, Ritter u. Mit 6 schönen Stahlstichen. 8. In vergoldetem engl. Leinwandband mit Goldschnitt.

Preis 1 Thlr. 5 Ngr. broch. 20 Ngr.

Davon eine höchst elegante

* Miniatur-Ausgabe *

nach der vierzehnten, von Dr. Chr. Niemeyer, Pfarrer u. Ritter des r. A. D., besorgten Auflage. Mit einem Stahlstiche.

Dritte Auflage.

in 16. zum Preis von 1 Thlr. 6 Ngr.

Gebunden in feinem Sarsenetbande mit Goldschnitt. Vorderseite und Rücken in feinsten und reichster Vergoldung. Titel in Gold- und Bronzebrud. Titelfahrscheinlich von C. Preisel, nach Prof. Rehsch. Neue Schrift auf feinstem Maschinendruck. Ein Kunstwerk in Bezug auf seine Buchbinderei.

Im Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Caterina von Siena.

Ein Heiligenbild
von Dr. Karl Hase.
8. Preis 1 Thlr 10 Ngr.

Neue Musikalien.

Im Verlage von Fr. Kistner in Leipzig erschien soeben:

- | | |
|--|---|
| Asantschewski, M. v. Op. 5. Sechs Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Pr. 20 Ngr. | Schletterer, H. M. Op. 10. 6 Lieder für eine Mezzo-Sopranstimme mit Begleitung des Pianoforte. Pr. 20 Ngr. |
| — Op. 6. „Passatempo“. Ein Stück für das Pianoforte zu vier Händen. Pr. 25 Ngr. | Zelner, L. A. Kammermusik für das Harmonium. Eine Sammlung ausgewählter Sätze aus der Streichquartettliteratur mit getreuer Beibehaltung des Originalsatzes übertragen für das Harmonium. Heft I. Complet. Pr. 1 Thlr. 25 Ngr. |
| Burgmüller, Norbert. Op. 2. (Nr. 2 der nachgelassenen Werke). Sinfonie Nr. 1 (C moll) für Orchester. Arrangement für das Pianoforte zu vier Händen von Fr. Hermann. Pr. 3 Thlr. | Einzel:
Nr. 1. Adagio aus dem 16. Quint von G. Onslow. Op. 39. Pr. 12 1/2 Ngr. |
| — Op. 5. (Nr. 3 der nachgelassenen Werke). Overture zu der unvollendeten Oper „Dyonis“ für Orchester. Pr. 2 Thlr. | Nr. 2. Menuett aus dem 16. Quint von G. Onslow. Op. 39. Pr. 12 1/2 Ngr. |
| Partitur Orchesterstimmen. Pr. 3 Thlr. 20 Ngr. | Nr. 3. Andante aus G. Onslow's Quartett. Op. 46. Nr. 1. Pr. 15 Ngr. |
| — Op. 5. Arrangement für das Pianoforte zu vier Händen von Aug. Horn. Pr. 1 Thlr. 10 Ngr. | Nr. 4. „ „ Nr. 2. Pr. 10 „ |
| | Nr. 5. Menuett „ „ Pr. 12 1/2 „ |
| | Nr. 6. Adagio religioso „ 3. Pr. 12 1/2 „ |

LEIPZIG.

Unter allen existirenden todtmettischen Mitteln gegen das

Ausfallen der Haare

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon fast gewordenen Scheiteln nimmt

Johann Andreas Hausschild's

vegetabilischer Haarbalsam

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht anliegende Dank- u. Anerkennungsschreiben, meist von Personen aus den höheren Ständen, bestätigen die Wirksamkeit desselben und fast sämmtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich

gewordenen Toiletteartikel jetzt regelmäßig von mir.

Die Wirkung des Balsams ist überraschend!

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich auf selbst schon länger fast gewesenen Stellen in unglaublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es Jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Hausschild's Balsam in Originalflaschen 1 Thlr. 1/2 fl. 20 Ngr., 1/4 fl. 10 Ngr. echt nur von mir zu beziehen ist.

Julius Kratze Nachfolger.
Leipzig, Dredner Str. Nr. 2.

NEBEN DER POST.

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE NO. 2.

Privat-Entbindungs-Anstalt

auf dem Lande im Sächsischen in der Familie eines Arztes. Näheres sub S. S. S. Nr. 1000 poste restante franco Leipzig.

Privat-Entbindungs-Haus,

concessionirt mit Garantie der Discretion. Berlin, große Frankf. Str. Nr. 30.
Dr. Vocke.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien:

Geographisches Lotto.

Ein unterhaltendes und belehrendes Gesellschaftsspiel

für 2 bis 8 Personen

In elegantem Pappkasten.
Preis 2 Thlr.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der Stadtrichter von Schirgiswalde.

Erzählung

von

Eduard Gottwald.

(Schluß.)

Als ihnen dieser aber mittheilte, wie er gestern Nacht all' sein erworbenes Vermögen verloren und nun selbst daran denken müsse, von hier sobald als möglich wegzukommen und Beide fragte, ob sie mit ihm heute Nacht noch ein Geschäft wagen wollten, welches soviel einbringe, daß sie alle Drei vor der Hand genug haben würden, um bis nach Hamburg zu gelangen und dort noch mit Geld reichlich versehen sich nach Amerika einzuschiffen, da riefen Beide, einen bedeutsamen Blick mit einander wechselnd, daß sie nichts zu verlieren und für nichts zurückschrecken würden, wenn es der Mühe lohnte.

„Nun hört,“ begann Maschel, nachdem er ein Glas Wein hastig hinuntergestürzt hatte, „ich bin nicht mehr sicher hier und der hiesige Stadtrichter, dieser Halunke, dem ich gern den rothen Hahn aufs Dach stecken möchte, ehe ich aus diesem Neste muß, hat mich schon längst auf dem Korne, sowie durch ihn die sächsischen Gendarmen, die jetzt fast täglich sich hier herumtreiben, und nun ich vorige Nacht toll genug all' mein beim Paskhandel verdientes Geld auf ein Hauptgeschäft verwendet, daß, wenn es glückte, mir mehrere Tausend Gulden einbringen mußte, bin ich jetzt so arm als ich herkam. Mein Prinzipal aber, dessen Compagnon ich zugleich war, ist ein reicher Mann und behält immer noch genug trotz der gestrigen Schlappe, wenn wir diese Nacht ihm den Geldschrank räumen, in dessen Hause ich auf das Genaueste Bescheid weiß und zu allen Thüren mir die Schlüssel verschafft habe. In diesem Hause wohnt Helbig mit seiner Tochter und einer alten Magd allein, und alle Drei schlafen auf der rechten Seite des Hauses, der Geldschrank aber befindet sich auf der linken Seite dicht neben Helbigs Arbeitszimmer und ist durch die Wohnstube noch von dessen Schlafzimmer getrennt. So-

halb wir ins Haus getreten und mit Hilfe einer Blendlaterne, die ich dazu mitgebracht, im ersten Stockwerk angelangt sind, bleibt Ihr auf dem Gange und haltet dort Wache, während ich mich nach dem Zimmer begeben, wo der Geldschrank steht, und denselben mit Hilfe meines Dietrichs öffne und ausleere, worauf wir so geräuschlos als möglich uns wieder entfernen. Erwacht keiner der Hausbewohner, die wir im ersten Schlafe finden, um so besser.“

„Wenn aber das Weibsvolk erwacht und Geschrei anfängt?“ frug Janowitz.

„Dann müßt Ihr ihnen mit dem Tode drohen, den Mund verstopfen und sie knebeln,“ fuhr Maschel fort, „aber ich denke, bei dem Sturme, wie er heute heult, werden wir nicht gestört werden, und sollte dies passiren, so muß das Aeußerste gewagt werden.“

„Und die Theilung des Geldes?“ frug Huber.

„Erfolgt in meiner Wohnung, wohin wir uns sofort begeben und das Weitere besprechen,“ sprach Maschel und fuhr sich dabei mit der Hand über die Stirn, als wolle er ein bitteres drückendes Gefühl verschneiden.

„Denn morgen,“ fuhr er dann tief aufathmend fort, „morgen dürfen uns alle Drei die ersten Morgenstunden nicht mehr hier finden.“

„Also abgemacht, um 11 Uhr!“ rief Huber, „wenn nur“ — hier hielt er plötzlich inne und rief: „Hört Ihr nichts?“

„Das sind des Stadtrichters Hunde!“ schrie Maschel erschrocken aufspringend. „Ich kenne ihr Anschläge!“

In demselben Augenblicke hörte man das Gebell zweier Hunde dem Hause näher kommen, und zu gleicher Zeit trat auch Pannach mit verstörtem Antlitze ein.

„Herr Buchhalter!“ rief er hastig an diesen sich wendend: „Der Stadtrichter kommt mit den verdammten Gendarmen, gewiß wollen sie wieder hier Hausfuchung halten. Haben die Herren Pässe?“

„Schuft! Du hast uns verrathen!“ schrie Maschel von plötzlichem Verdacht erfaßt und griff nach einem auf dem Tische liegenden Messer.

„Seid Ihr verrückt!“ rief dieser und sprang einen Schritt zurück, „und wißt Ihr nicht, daß solche Durchfuchung jetzt fast jede Nacht vorkommt? Sprecht lieber, wie wir es mit diesen Beiden halten sollen, wenn sie

sich nicht genügend ausweisen können, denn Euch wird es doch gleich sein, ob die Gendarmen Euch hier finden oder nicht."

Maschel blickte dem Gärtner einen Augenblick finster und fest ins Auge, und als er sah, wie Pannach diesen Blick ruhig ertrug und nun von Neuem ihn drängte zu erklären, was geschehen sollte, sprach er nach einigem Nachsinnen:

"Ich bleibe hier, aber diese darf man nicht finden, und wohin willst Du sie verbergen, gegen gute Zahlung, wenn Du es ehrlich mit uns meinst?"

"Hier in dieser Kammer, der große Schrank da drinnen nimmt sie bequem auf," entgegnete Pannach, "und in wenigen Minuten sind wir die Spione wieder los."

In diesem Augenblicke ertönte von der Straße her der Ruf: „Aufgemacht!“ und Gewehrkolben schlugen an die Hausthür.

"Nur schnell, nur schnell," drängte der Gärtner, entfernte Flaschen und Gläser vom Tische, verbarg diese in das in der Stube stehende Bett und eilte zur Thür hinaus.

"Verfluchte Geschichte, hier fängt man uns wie in einer Mausefalle, wenn der Kerl ein Verräther ist!" zürnte Huber, während Janowitz den Schrank untersuchte und den Schlüssel von außen abzog.

"Das befürchte ich nicht, aber nun fort, ich höre sie ins Haus treten," entgegnete Maschel und fühlte sich innerlich wie von Fieberfrost geschüttelt.

Die beiden Vagabonden verschwanden in dem Schranke der Kammer, deren Thür Maschel einflinkte und sich dann den hervorbrechenden Angstschweiß von der Stirn trockenend so nachlässig als möglich auf einen Stuhl warf.

Bald darauf trat Mildner mit seinen Hunden und zwei Gendarmen herein, denen der Gärtner mit einer Lampe in der Hand folgte, während der letzte Stumpf eines Talglichts auf einem Drahtleuchter vor Maschel auf dem Tische brannte.

"Ei, Herr Buchhalter!" rief der Stadtschreiber und betrachtete ihn mit neugierigem Staunen. "Was Teufel, Sie hätte ich nach der gestrigen Nachtpartie um diese Zeit eher in Ihrem Bette geglaubt als hier in Petersbad. Was hat Sie denn zu einem solchen Spaziergange bei diesem Hundewetter verlockt?"

"Ich hatte mit Pannach ein Geschäft abzumachen," entgegnete Maschel, all' seine Frechheit zusammennehmend und stand auf. "Dabei ist es neun Uhr geworden und nun Zeit nach Hause zu gehen." Mit diesen Worten schritt er der Thür zu, vor welche die Gendarmen sich gestellt und unbeweglich stehen blieben.

"Nun, nur nicht so eilig," fuhr in scherzendem Tone der Stadtrichter fort. "Wir werden hier uns

auch nicht lange aufhalten und Sie lehren dann in unserer Gesellschaft zurück."

"Ich habe hier nichts mehr zu suchen," stotterte Maschel, welcher mit Entsetzen fühlte, daß ihn sein Wuth verließ und wollte sich zwischen die Gendarmen von Neuem nach der Thür drängen, die Pannach scheinbar, um ihm behilflich zu sein, öffnete.

"Halt!" rief jetzt der Obergendarm, seinen Arm erfassend, "nicht von der Stelle. Ihr seid unser Arrestant."

"Mit welchem Rechte!" schrie Maschel todtbleich und griff mit der Hand nach der Brusttasche, fühlte aber in demselben Augenblicke sich an beiden Armen festgehalten und nach wenigen Minuten eines verzweiflungsvollen erfolglosen Widerstandes die Hände auf den Rücken gebunden, während die Hunde des Stadtrichters mit leisem Knurren sich an ihn drängten und nur auf einen Wink ihres Herrn warteten, um ihn zu fassen.

"Der war unschädlich gemacht, ehe er mir den rothen Hahn aufs Dach setzen konnte!" sprach jetzt verächtlich auf Maschel blickend der Stadtrichter, als er sah, wie dieser in ohnmächtiger Wuth zähneknirschend dem Gärtner einen Blick des giftigsten Hasses zuwarf, dann auf einen Stuhl sank und alle Fassung verloren, tief aufstöhnend das Haupt auf die Brust senkte, um dem Blicke der Anwesenden auszuweichen.

"Ihr habt uns lange warten lassen," begann jetzt der Obergendarm sich zu dem Gärtner wendend und sah sich forschend in dem Zimmer um. "Wo sind die Fremden, die Ihr heute früh von dem Traubenwirth übernommen?"

"Sie sind gegen Abend wieder fort!" antwortete Pannach so mürrisch als möglich.

"Hört, Pannach, Ihr lügt!" sprach jetzt der zweite Gendarm, "hier im Zimmer müssen vor Kurzem mehrere Personen gewesen sein, denn es riecht stark nach Wein und Tabak."

"Nun ja," entgegnete höhnisch lächelnd der Gärtner. "Der Herr Buchhalter und ich haben hier getrunken und geraucht, das werdet Ihr uns doch nicht verbieten können."

"Und weiter ist Niemand hier Fremdes im Hause?" "Niemand!" rief Pannach. "Was dieser Herr verbrochen hat, weiß ich nicht," setzte er spöttisch hinzu, "aber nun Ihr ihn festhabt, denke ich, könnt Ihr mich in Ruhe lassen und Eurer Wege gehen."

"Das wird sich finden," lachte der Stadtrichter, nahm dem Gärtner die Lampe aus der Hand und trat mit seinen Hunden in die dunkle Kammer, welche jetzt vor dem Wandschranke stehen blieben und denselben leise knurrend beschnupperten.

"Was habt Ihr in dem Schranke, Pannach?" frug Mildner so gleichgiltig als möglich.

„Wirste und Schinken, das werden Eure Hunde wohl wittern!“

„Deffnet!“

„Der Schlüssel fehlt seit gestern!“ antwortete zögernd der Gärtner.

„So sprengt ihn mit dem Beile auf!“ befahl der Obergendarm.

„Wenn Ihr mir den Schaden bezahlt, warum nicht,“ entgegnete jetzt lachend der Gärtner und schickte sich an ein Beil herbeizuholen.

In diesem Augenblicke aber flog die Thür des Schrankeles auf und die beiden Fremden stürzten mit wuthfunkelnden Blicken und durch die Angst verzerrten Gesichtszügen heraus und mit gezückten Messern auf die Gendarmen zu, welche rasch bei Seite sprangen, während zu gleicher Zeit aber auch Huber und Janowitz von den Hunden an dem Hals gepackt laut aufbrüllend zu Boden stürzten und die Messer ihren Händen entwunden fühlten, aber bei jedem Versuch, sich von den Hunden zu befreien, einen Schrei des Schmerzes ausstießen.

„Ja, Ihr Bursche, stille liegen müßt Ihr, während wir Euch jetzt binden werden, denn sonst zerfleischen Euch meine Bestien!“ warnte Mildner spöttisch und half den Gendarmen die von den Hunden festgehaltenen Verbrecher aufrichten und fesseln, worauf das gefangen genommene Kleeblatt nach vergeblichem Sträuben vor die Hausthür transportirt und auf einen dort indessen angekommenen Leiterwagen gepackt wurde, auf welchem die Hunde dicht neben ihnen Platz nahmen und so nach den festesten Gefängnissen des Anstaltshauses gebracht und dort einzeln festgeschlossen wurden.

Durch die Ankunft der dem Gefängnisse Temeswar entsprungnen Verbrecher in Schirgiswalde wäre Maschel auch ohne zu einem neuen Verbrechen zu schreiten, als Fälscher und Räuber entdeckt und entlarvt worden, denn so vorsichtig und gewandt seine früheren Genossen sich bis an die böhmische Grenze unter Verübung neuer Räubereien, um Mittel für ihr Fortkommen zu erhalten, allen Verhaftungen entgangen waren, so hatte man doch ihre oft verlorene Spur immer wieder gefunden, und als am andern Morgen der Stadtrichter mit dem kaiserlichen Amtmann wegen der eingelieferten Verbrecher die nöthige Rücksprache nahm, zeigte ihm dieser eine am Abend desselben Tages erhaltene Mittheilung des Leitmeritzer Kreisamtes, deren zufolge man von dem Verschwinden der beiden Bagabonden aus Böhmen bereits in Kenntniß gesetzt war und sicher darauf gerechnet hatte, daß diese in Schirgiswalde ein Unterkommen gesucht, um Zeit zu gewinnen, sich immer weiter von dem Schauplatz ihrer Verbrechen zu entfernen. Daß

Maschel den Plan zur Verabreichung Helbig's aus Verzweiflung entworfen, da er durch das Wiederfinden dieser Zeugen seiner früheren Vergehen, auch ein längeres Verweilen in Schirgiswalde nicht wagen konnte und nun nach den erlittenen Verlusten sich in den Besitz bedeutenderer Hilfsmittel setzen wollte als ihm geblieben waren, darüber war der Stadtrichter mit sich einig, aber um so größer war die Bestürzung Helbig's, welcher am nächsten Morgen auf die Gerichtsstube verlangt und dann in das Gefängniß seines an Händen und Füßen gefesselten Buchhalters geführt wurde und nun erfuhr, welch' gefährlichem Menschen er sein Vertrauen geschenkt und die Leitung seines Geschäfts überlassen hatte. Wüthend über die grobe Täuschung, die sein blindes Vertrauen erlitten, stieß er mit dem Fuße nach dem stillen Compagnon seiner Pajsergeschäfte und rief vor Ingrimm fast weinend: „Und dieser Elende wollte mein Schwiegersohn werden!“

• Therese aber, die zwar ebenfalls auch mit Entsetzen die Nachrichten über Maschel's verbrecherische Vergangenheit und dessen durch seine Arretur gescheiterte Pläne ihren Vater zu berauben, erfahren und nicht ohne Schaudern der Gefahren gedachte, in welcher sie vergangene Nacht geschwebt, sowie mit Abscheu, in der Nähe dieses Elenden gelebt und mit diesem so oft in Berührung gekommen zu sein, athmete um so froher auf, als sie erfuhr, daß Maschel schon in den nächsten Tagen mit seinen Genossen nach Leitmeritz geschafft und wohl nie wieder auf freien Fuß kommen werde, sendete aber sofort einen Boten nach dem Geliebten, der bald darauf eilig angesprengt kam und sich dem Vater als Pächter des gräßlichen Rittergutes Rottendorf vorstellte und zugleich als Bewerber um Theresens Hand, welche Helbig, durch der Tochter Bitten gedrängt und von einer Ueberraschung nach der andern ganz außer Fassung gebracht, ihm auch zusagte und am Abend des zweiten so verhängnißvollen Tages, als er mit Vater und Therese allein war und sah, wie freudig seiner Tochter Augen voll des innern Glückes glänzten, ausrief: „Na, Kösel, nun Du glücklich bist, da werde ich wohl mit der Zeit auch vergessen, wie arg mir das Schicksal seit zwei Tagen mitgespielt. Aber warum hast Du nicht eher mit entdeckt, daß Du schon längst gewählt hast?“

„Ich wollte erst eine bessere Stellung haben, Herr Helbig,“ sprach Vater, den Vorwurf von Theresen abwendend.

„Na, na, Kinder, dazu wäre wohl auch trotz der erlittenen Schlappe Rath geworden!“ entgegnete Helbig lächelnd und schüttelte dem jungen wackeren Manne, den er stets geachtet, herzlich die Hand, welche dieser dankbar drückte, sowie Therese ihn unter Thränen der Freude liebevoll umarmte.

Zwei Tage später, nachdem ein Protokoll über die Verhaftung des Kleeblattes, sowie über deren Besprechung, den Einbruch bei Helbig betreffend, aufgenommen worden war und dieser über Mascheks Ausführung in dessen Diensten das bis nach jenem verunglückten Pascherzuge zu Gunsten des Buchhalters lautende Zeugniß an Gerichtsstelle abgegeben, wurden die Verhafteten von einem aus Theresienstadt eingetroffenen Militärcommando unter Begleitung der sächsischen Gendarmen und in Gegenwart der gesammten gangbaren Bevölkerung von Schirgiswalde in Empfang genommen und nach Leitmeritz abgeführt, ohne daß sich von irgend einer Seite eine Theilnahme für den Buchhalter kundgab, der gegen die niedere Classe sich stets hochmüthig und abstoßend gezeigt und der selbst gegen die Kaufmannschaft und den wohlhabenderen Theil der Bürgerschaft, durch das Vertrauen, welches Helbig ihm in neuerer Zeit geschenkt, seit er durch feste und gewandte Ausführung mehrerer gewagter Unternehmungen sich für die Geschäftsverhältnisse in Schirgiswalde als brauchbar bewiesen, dreister und rücksichtsloser in seinem Benehmen aufgetreten war und von Allen mehr oder weniger gehaßt und verachtet wurde. Desto öfterer aber war Maschek noch Gegenstand des Gesprächs bei Stadtrichters und gar oft mußte Helbig zu dessen Ingrimm sich die Neckereien über seinen stillen Compagnon gefallen lassen, so daß er zuletzt, von den Bitten seiner Tochter und deren Verlobten bewogen, sein Geschäft in Schirgiswalde aufgab, sein Besitzthum verkaufte und nach der zu Michaelis stattgefundenen Hochzeit Theresens mit dieser auf das Gut seines nunmehrigen Schwiegersohnes zog, welches Helbig nach wenigen Jahren für diesen von dem Bevollmächtigten des in Italien weilenden Grafen kaufte und dort der Zeuge des Glückes seiner Kinder war.

Die Ruhe der Stadt blieb nun auf längere Zeit ungestört, ja es ward bald nur zu ruhig in dem immer machtloser werdenden Freistaat, denn mit Eintritt Sachsens in den deutschen Zollverband wurden zum Schrecken der Schirgiswalder die grünen Uniformen der sächsischen Grenz- und Steuerbeamten ringsumher sichtbar und gegen den Paschhandel nun von zwei Seiten der Vernichtungskampf begonnen, so daß außer den gewöhnlichen bürgerlichen Nahrungszweigen der Schirgiswalder nur noch die Beherbergung zweifelhafter Persönlichkeiten als kleines Nebengeschäft blieb und dadurch im Jahre 1839 noch einmal Wildner genöthigt wurde, den kaiserlichen Amtmann gegen die rebellischen Schirgiswalder in Schutz zu nehmen und gegen diese mit Strenge zu verfahren.

Die Veranlassung dazu gab ein Hausirer, Namens Krameritz aus Illyrien, der mit Weßleinen und Südfrüchten handelte, von Zeit zu Zeit in Schirgiswalde sich aufhielt und wegen Gewaltthätigkeiten gegen einen

sächsischen Steuerbeamten, sowie wegen zweier in Reinhardtödorfer Flur verübter Raubanfalle steckbrieflich verfolgt wurde und den die sächsischen Gendarmen in der Marschner'schen Herberge entdeckt und dort von dem Amtspersonal begleitet gefangen genommen hatten, wobei es zwischen dem Gerichtsfrohn des Amtmanns und mehreren Petersbacher Einwohnern zu einer Streiterei gekommen war, die nach der Abführung des Krameritz in eine förmliche Prügelei ausartete, bei welcher der Amtmann, der seinen Diener zu schützen suchte, so arg ins Gedränge kam, daß er nur durch die Entschlossenheit Wildners und zweier sächsischer Gendarmen vor den Mißhandlungen der in wilder Aufregung sich befindenden Volksmasse gerettet und in Sicherheit gebracht wurde.

Wildner aber wüthend über die Frechheit der Händelsüchtigsten seiner Pflegebefohlenen während dieses Aufruhrs und vielleicht auch ergrimmt darüber, daß er wahrscheinlich in der Hitze des Kampfes nebst den Gendarmen einige Püffe und Stöße mit erhalten hatte, ließ von den Letzteren und dem besser gesinnten Theile der Bewohner Petersbachs unterstützt drei der Petersbacher Häusler, welche sich am Aergsten bei der Schlägerei betheiligt, ergreifen, auf eine Schütte Stroh legen und jedem derselben fünf und zwanzig Stockhiebe aufzählen, ohne daß während dieser, vor der versammelten Volksmenge abgehaltenen Procedur sich irgend eine weitere bedenkliche und unzufriedene Stimmung gegen dies Verfahren kundgab, worauf der Stadtrichter mit der Drohung schloß:

„Und so viel sag' ich Euch, Kerle! wer es wieder wagt, Gesindel in Schutz zu nehmen, welches von sächsischen oder österreichischen Behörden hier verfolgt und verhaftet wird und wohl gar gegen Beamte sich vergreift, der soll eine Untersuchung an den Hals geworfen bekommen, daß er Haus und Hof aufs Gericht tragen und ins Zuchthaus wandern muß!“

Nach diesen Worten entfernte er sich mit den Gendarmen, die anwesenden Schirgiswalder aber riefen unter Pfeifen und Zischen der Petersbacher: „Unser Stadtschreiber soll leben! Hoch!“ und warfen, um diesen Tag würdig zu schließen, bei anbrechender Dunkelheit dem Amtmann von Neuem wieder die Fenster ein.

Der Amtmann Knüpfers aber wurde endlich im Jahre 1845 aus seiner nicht beneidenswerthen Stellung befreit, und obgleich ihm die Schirgiswalder oft arg mitgespielt und nur ungern in ihrem Freistaat geduldet hatten, seufzten sie später gar oft, als dieser Traum ihrer Unabhängigkeit durch die förmliche Aufnahme in den sächsischen Landesverband vernichtet worden war: „Ja, zu Knüpfers Zeiten da war mehr Leben hier.“

Glied im Sturm.

Novelle

von

Ernst Friese.

Ein schönes Landschaftsgemälde entrollt sich vor den Blicken der Reisenden, wenn sie über den Gebirgskamm hinweg sind und nun von sanften Abhängen in das weite, schöne Thal blicken, das ringsum von Bergen eingehegt ist.

Dicht am Gebirge, das sich westlich entlang zieht, liegt eine große, freundliche Fabrikstadt. Die Straßen sind breit und reinlich, die Häuser wohl erhalten, aber nicht übermäßig bewohnt. Gewöhnlich benützt der wohlhabende Hauseigentümer sein Haus allein. Nur Beamte wohnen zur Mieth, nehmen aber womöglich auch ein ganzes Haus in Beschlag, um die Gartenfreude allein zu haben.

Ein Haus solcher Art lag mitten in der Hauptstraße. Es wurde seit einer langen Reihe von Jahren von der Wittwe eines Kriegsrathes bewohnt. Von Außen zeigte sich dies Haus veraltet und durch die Einflüsse des Wetters etwas mitgenommen. Innen herrschte dagegen eine prächtige Reinlichkeit, die jeden Eintretenden in die Verlegenheit setzte, seine Füße genauer als sonst zu besichtigen, um sie diesen mit Kreide gescheuerten Treppen und Dielen gemäß sauber zu machen.

Ein weiter, heller Hausflur mit weißen Fliesen ausgelegt trennte im unteren Stockwerke zwei schöne, große Zimmer, die seit Jahresfrist von einem jungen Ehepaare bewohnt wurden. Oben in der Bel-Etage residirte die Kriegsrathin Behrent, eine alte, stattliche Dame, die ein strenges Regiment führte.

Das junge Ehepaar, eine Enkelin der Kriegsrathin, verheirathet mit Herrn Waldemar Wittmeier, Procurist in einer der bedeutenden Fabriken, wohnte frei im Hause und stand aus diesem Grunde unter dem Befehle der Dame und ihrer alten Dienerin Sara, die weit mehr sah, hörte und sprach, als eigentlich recht und billig war.

Aber das störte den Frieden des Hauses keineswegs, denn dieser Frieden war auf den unbedingtesten Respect und auf den unterwürfigsten Gehorsam gebaut. Waldemar hatte sich im Fluge das Vertrauen und das Wohlwollen der alten, eigensinnigen Dame erobert. Kein Mensch wußte wie es zugegangen war, selbst die alte kluge Sara nicht, die Anfangs den jungen Mann durchaus nicht leiden mochte.

Dies ging übrigens allen Menschen so. Waldemar gefiel im ersten Augenblicke niemals, wurde aber bei näherer Bekanntschaft sehr liebenswürdig gefunden. Er hatte einen schüchternen und dabei lauernden Blick und ein schnell bereites, flüchtiges Lächeln, das stets erzwin-

gen schien. Beides vereint gab ihm einen Ausdruck von Falschheit und erweckte natürlicher Weise ein gewisses Mißtrauen, welches jedoch sehr bald schwand, wenn man ihn sprechen hörte. Er war im ganzen Orte geachtet und geehrt und seine junge, reizende Frau Theresia war ihm blind ergeben.

Im Verlaufe der Zeit, daß sie mit ihm verheirathet war, hatte sich eine Jugendbekannte die indiscrete Frage erlaubt, wie es nur hätte geschehen können, daß sie diesen Mann so schnell lieb gewonnen? Darauf hatte Theresia wie eine aus dem Traume Erwachende aufgeschaut und war die Antwort schuldig geblieben.

Ihre Freundinnen aber wollten den Grund auch ohne Antwort errathen haben und meinten: „Die Großmama habe ihr befohlen, Waldemar zu lieben!“

Darüber lächelte Theresia. Als wenn sich Liebe erzwingen ließe! Sie liebte ihren Waldemar weit früher, als die Großmutter ihr denselben zum Gatten anzuweisen, und als sie erst Mutter eines allerliebsten Knaben wurde, da nannte sie sich eine Zeit lang die allerglücklichste Frau auf der ganzen Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die Anzüge junger Mädchen müssen immer möglich einfach sein. Auf der Straße sieht für sie nichts hübscher aus als ein kleingestreiftes schottisches Taffetkleid mit rundem Leibchen und engen langen Ärmeln mit einem Posamentbesatz mit Schmelzperlen an der Achsel. Dazu ein Palletot von violetter Sammetuch mit leichtem Posament auf den Nähten. Ferner ein weißer Krepphut mit Schirm von weißem Plüsch und einem Büschel rother Plüschrosen an der Seite.

Ein anderer ebenso hübscher und passender Anzug ist ein Kleid von blauem ottomanischem Sammet, einem neuen sehr schönen Wollenstoffe, mit halbmondähnlichem Besatz, der durch einen großen Knopf von blauem Sammet gehalten wird. Dazu ein Palletot von demselben Stoffe und ein Hut in der gleichen Farbe von Sammet mit einem Büschel Rosen an der Seite des Kopfes, den ein Atlasband mit langen Enden hält.

Für junge Frauen hat man den neuen Kaiserin-Fichu, der recht grazios aussieht. Man trägt ihn von weißen oder schwarzen Spitzen, hinten und vorn halbhoch und, ebenfalls hinten und vorn, mit breiten Blättern oder Patten, die auf dem Rode bis in die Gegend der Knie reichen. Dieser Fichu hat den Vortheil, daß er aus Taffet gemacht und auf ausgeschnittenen Kleidern getragen werden kann. In diesem Falle muß er ent-

weder mit Spitzen oder auch mit Tasset in hellerer Farbe oder mit Sammetfalten eingefast werden. Abends sieht er sehr gut aus und paßt vortreflich zu dem Anzuge einer jungen Dame, die nicht ecolletirt bleiben will. Ist er von Tarlatan, so garnirt man ihn mit ausgezackten Ruchen oder Gefältel von hellfarbigem Tasset und läßt zwei oder drei schmale Sammet- oder Bandstreifen darüber laufen.

Wir sahen kürzlich eine junge Dame im Theater, die ein Kleid von weißem Tarlatan trug, das mit drei Reihen wellenförmig angebrachter und rosa eingefasteter Tarlatanruchen ausgeputzt war, zwischen denen sich kleine rothe und weiße Bäuschchen befanden. Ein Kaiserin-Fichu ebenfalls von Tarlatan vervollständigte diesen reizenden Anzug; der Fichu war ebenfalls mit einer weiß und rosa Ruche eingefast. Prächtigt paßte dazu der Kopfsputz, der aus einer Art wolligem Haarfranz um die Stirn bestand, in welchem sich kleine ungemein zierliche weiße und rothe Kösschen befanden.

Die Stiefelchen sind bei Abendtoilette noch immer bevorzugt; sie müssen aber durchaus von der Farbe des Kleides sein; indeß werden eben so viele niedliche Schuhe von Atlas getragen.

Zu den beliebtesten Kopfsputzen für Soirée und Theater gehört in diesem Augenblicke der sogenannte catalonische. Er besteht aus zwei langen Echarpes von Illusionstülle, die an den Seiten an ein mit Spitzen und Blumen verziertes kleineres Stück befestigt sind. Dieses Stück ist von doppeltem steifem Tülle, mit weißem Illusionstülle belegt und wird durch einen mit Sammet oder Tasset überzogenen Messingdraht gehalten. Die Echarpes fallen ziemlich breit und lang herab und sie werden auf der Brust durch ein Blumenbouquet gehalten.

Die Moden zeichnen sich jetzt hauptsächlich dadurch aus, daß sie sehr excentrisch sind, wie es ja mit der Haltung und dem ganzen Benehmen der Damen jetzt ist, die es namentlich nicht mehr nöthig finden auf der Straße zu grüßen, noch weniger mit einer befreundeten Dame, die sie grüßen, ein Gespräch anzufangen. Das ist ganz altväterisch. Doch wir kommen auf die excentrischen Moden zurück und führen zuerst Straßenanzüge an, wie sie von den tonangebenden Damen in Paris getragen werden. Wir schildern einfach, wir erfinden und übertreiben nicht.

Die Tunica, der kurze Rock, gleich dem Waffenrock der Soldaten, mit Pelz garnirt, ist sehr modisch zu Wäldern und großen Gesellschaften. Sie ist z. B. von rothem Sammet mit Zobel besetzt und nicht rund unten, sondern in lange rundliche Zaden geschnitten. Da das Kleid darunter eine lange Schleppe hat, muß die Tunica ebenfalls ziemlich lang sein. Das Leibchen daran ist ausgeschnitten und da ebenfalls mit Zobel besetzt. Das

Kleid darunter ist z. B. von weißem Atlas, sehr reich und voll mit allen Arten von Bolants und Bäuschchen garnirt. Als Kopfsputz hat man dazu eine Art kleiner Barets von rothem Sammet mit Diamanten und einem kleinen Federbusch.

Ein anderer Anzug ist ein Kleid von Tülle, ganz überladen mit Garnirungen; dazu eine Tunica ebenfalls von Tülle, vorn draperieartig durch blaue und rothe Sammetfalten, hinten aber durch eine Nadel mit einer ungeheuern Sammetfalte ausgeschnitten. Diese Falte, hinten in der Mitte des Rockes, ist sicherlich die wunderbarste Excentricität, die bisher zum Vorschein gekommen.

Noch ein Beispiel. Ein Kleid von mattgrünem Moire antique, mit einem breiten Streifen schwarzen Sammets besetzt, der mit weißem Atlas und kleinen offenen Fransen eingefast ist. Der Sammet zieht sich vorn genau in der Mitte des Rockes aufwärts. Von beiden Seiten des Gürtels geht ein breiter schwarzer Sammetstreifen aus, der ebenfalls weiß eingefast ist, sich auf den Hüften drapirt und in der Mitte des Rockes hinten befestigt wird. Die beiden Enden reichen bis herunter, so daß sie mit der Schleppe nachziehen. Die Dame setzt sich darauf und zerdrückt die Schleppe. Gleichviel! Die Sammetfalte hinten ist so breit, daß sie das Kleid da ganz bedeckt. Das tief ausgeschnittene Leibchen ist mit schwarzem Sammet garnirt.

Wie excentrisch die Moden sind, läßt sich nicht beschreiben; man mag von den angegebenen Proben weiter schließen oder noch besser man sehe einen Pariser Ball an, um das ganz ungenirte Wesen der jetzigen eleganten Damen zu beurtheilen, die mehr oder minder von Bogen und Wolken von Krepp und Tülle umhüllt, mit Pfauenfedern, Fosamenten, Ketten und Kettchen, von echten und unechten Perlen, mit jenen ungeheuerlichen großen Schleißen bedeckt sind. In einer halben Stunde sieht Alles zerdrückt und ordnungslos aus, aber am anderen Tage erscheinen die Damen trotzdem in einem anderen eben so seltsamen und leicht gefährdeten Anzuge. Der Wahrheit zu Ehren muß indeß erwähnt werden, daß jene seltsamen Schleißen von nicht sehr vielen Damen getragen werden; die Mehrzahl verschmäht sie mit Recht.

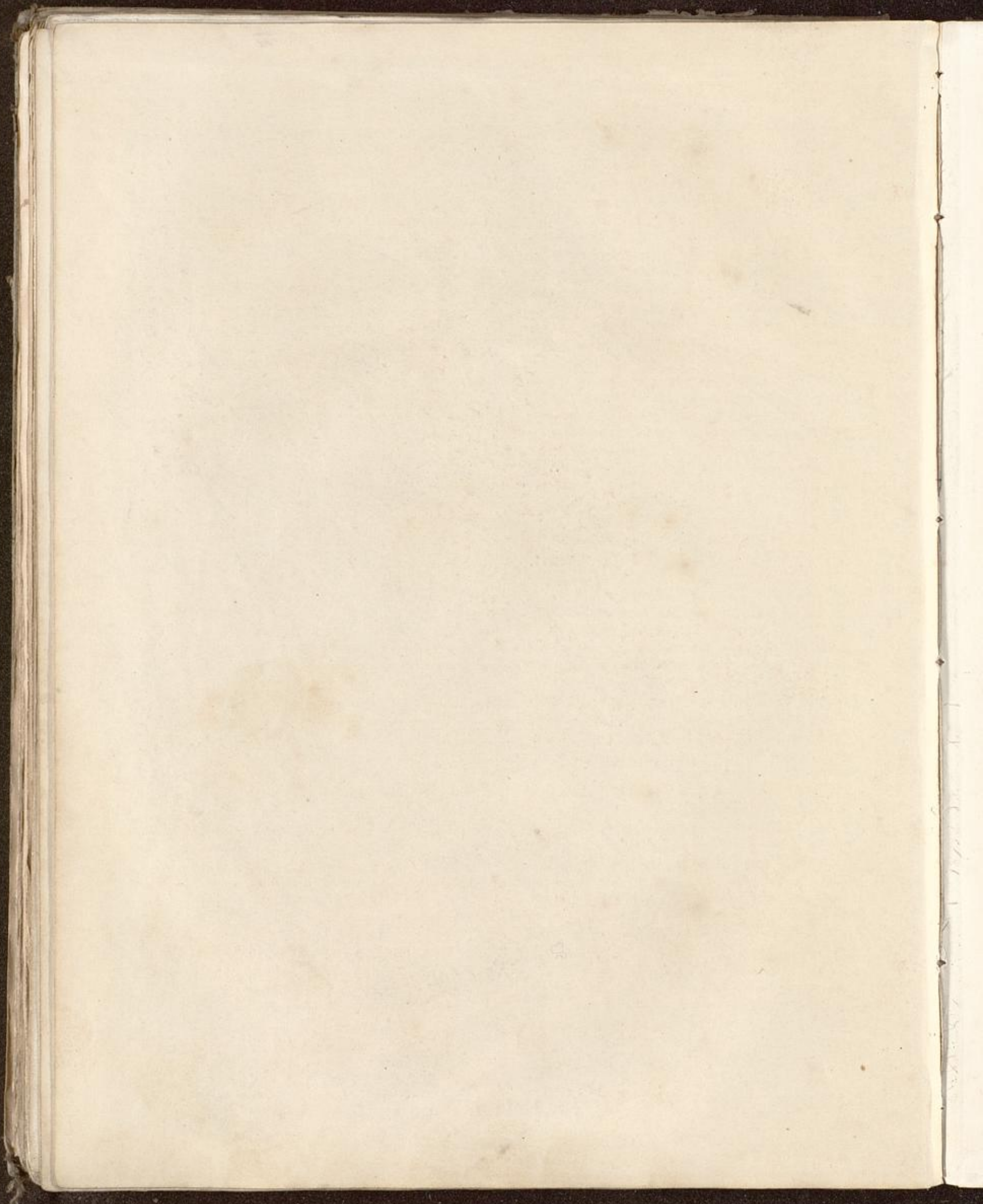
Die Anzüge zu großen Bisiten sind verständiger. Auch einen von diesen müssen wir erwähnen.

Kleid von schwarzem Sammet. Jedes Blatt Sammet offen über einem Unterkleide von mattgrünem Atlas, die Seiten umgeschlagen und mit einer Ruche von mattgrünem Atlas eingefast. Das Leibchen mit Revers und die engen Ärmel mit Aufschlägen.

Ueber das sonstige excentrische Benehmen der eleganten Damen, das wir erwähnen, sei zur Bestätigung hinzugesetzt, daß sie trotz der Unmassen von Stoff, in die sie sich hüllen und trotz der Crinoline, leicht und rasch gehen, nichts weniger als schüchtern sind, laut



ALLGEMEINE MODENZEITUNG



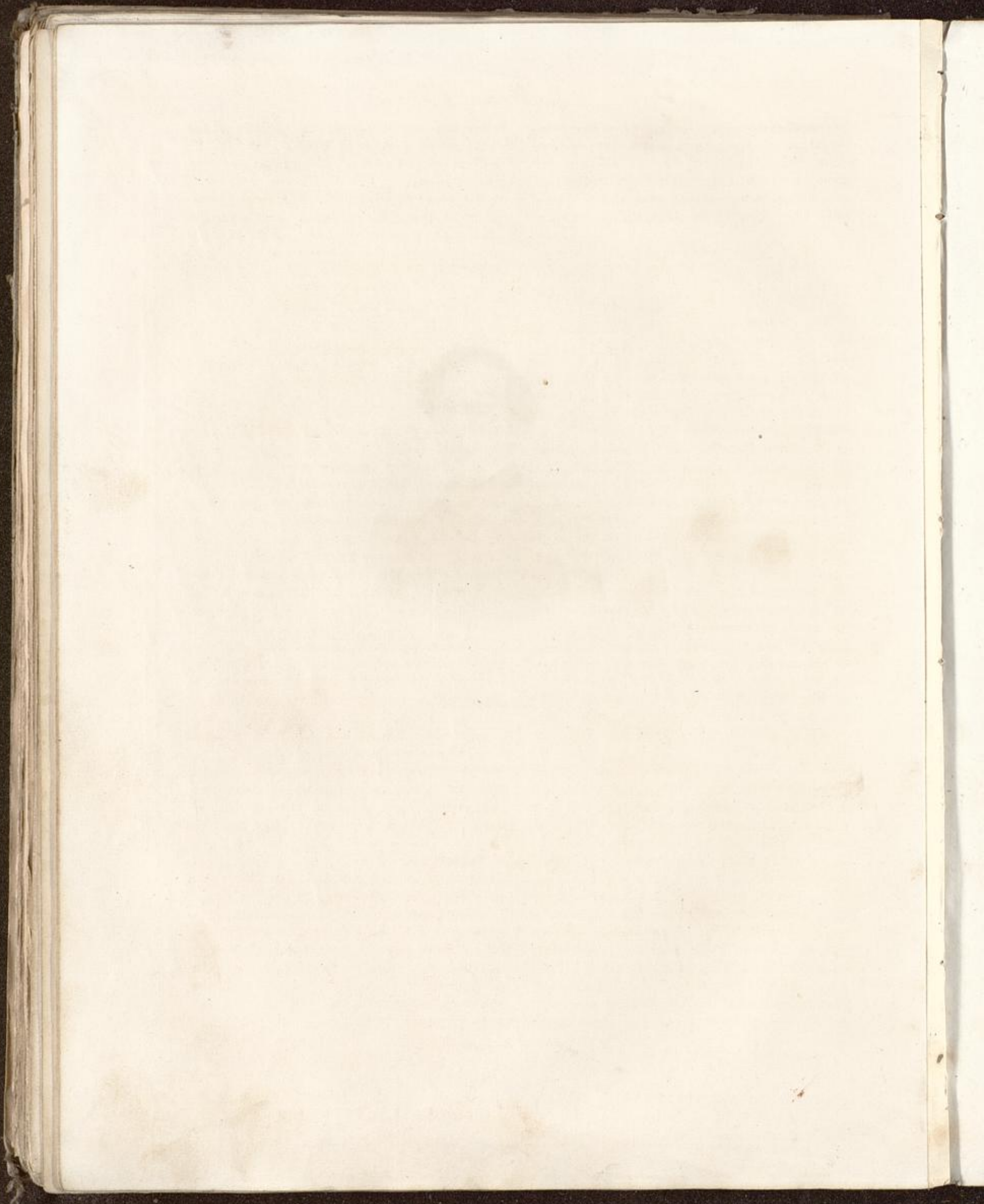


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Meyer in Leipzig

General Loos

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



sprechen, Niemand grüßen als die drei oder vier Freundinnen oder Freunde, nicht lange still sitzen, in einem Salon bald da, bald dort sind, auch wohl den Arm irgend eines Herrn nehmen, sich von ihm durch die wogende Menge führen und ihn dann eben so plötzlich wieder stehen lassen, um sich anderswohin zu wenden.

Modenblatt N^o 8.
(Nach Originalzeichnungen.)

1. Netz von rother Chenille; Kleid von Taffet mit ausgeschnittenem rundem Leibchen, das am Ausschnitt mit einer dicken Schnur von schwarzer Chenille, mit Schleifen auf den Achseln und vorn in der Mitte, eingefast ist; kurze Puffärmel mit Einsatzstreifen von schwarzem Sammet und einzelnen Chenilleflügeln; hohe Guimpe von schwarzgestecktem weißem Tulle; auf dem Leibchen ein sogenannter Pariser Gürtel oder vielmehr kurzer Laß von schwarzem Sammet, der sich in fünf langen Blättern fortsetzt, die auf den Rock fallen, zwei vorn an jeder Seite und eines hinten und die unten schwarze Chenilleflügeln haben; unten auf dem Rocke ein gefalteter schmaler Bolant mit einer Chenilleschnur und Chenilletrödeln darüber; weiße Glacehandschuhe; Arm-bänder; Schuhe.

2. Haarputz mit einem Kranz von Band; Kleid von broschirtem weißem Taffet mit rundem vorn eckig und tief ausgeschnittenem Leibchen, das an diesem Ausschnitt mit weißen Spitzen und grünem Bande besetzt ist und außerdem Tragbänder von geruchetem grünem und violetterm Bande trägt; kurze Bauschärmel und grüner Gürtel mit Schleife an der Seite; ähnlicher Rückenbesatz wie auf dem Leibchen unten auf dem Rocke; halblange weiße Glacehandschuhe; goldene breite Arm-bänder; Schuhe.

3. Quirlandenartiger Kopfputz von schwarzen Spitzen; Figaro-Leibchen von schwarzem Sammet, oben und unten an den Armen mit reichem Posament ausgeputzt; Spitzen-tragen und Spitzen-Unterärmel; Rock von Noire antique, unten mit zwei breiten schwarzen Spitzenstreifen garnirt, an die schmale schwarze Spitzen angefügt sind; dänische Handschuhe; Schuhe.

4. Reicher modischer Kopfputz, der aus einem goldenen Kamm hinten im Chignon, aus weißen Spitzen mit hinten hinabfallenden Barben, welche durch eine grüne Sammetstreife gehalten werden, vorn aber aus einem Schmetterling besteht, welcher eine gewundene weiße Feder hält; Kleid von grünem Noire mit rundem ausgeschnittenem Leibchen, das eine Draperie von weißen

Spitzen hat; ganz kurze weiße Tulle-Armel; auf den Achseln und in der Mitte der Brust Diamantenschmuck; der Rock mit großen grünen Tullebäuschchen, die durch grüne Atlasbänder in Falten gehalten werden; bis an die Bäuschchen fällt eine reiche Tunica von weißen Spitzen, die an der Seite offen ist, so daß man da auf dem grünen Rocke große Schleifen von grünem Atlasband und weißen Spitzen sieht; halblange weiße Glacehandschuhe; breite goldene Arm-bänder; Fächer; Schuhe.

Stahlstich N^o 8.

General Robert Lee,

Oberbefehlshaber der Armee der Südstaaten Nordamerikas.

Robert Lee wurde im Jahre 1808 in Virginien geboren und stammt aus einer der stolzesten Familien jener republikanischen Aristokratie des Südens. Besondere Vorliebe für den Militärstand veranlaßte ihn 1825 die Militärbildungsschule der Union in Westpoint zu besuchen, die er nach vier Jahren als Lieutenant verließ. Im Jahre 1838 war er zum Capitain aufgerückt. Dann machte er den Krieg in Mexiko mit, zeichnete sich in mehreren Schlachten aus und wurde zum Obristleutenant ernannt. Im Jahre 1852 übernahm er die Leitung der Academie in Westpoint, in der er früher seine militärische Bildung erhalten hatte und zur Zeit des Krimkrieges wurde er mit seinem Freunde McClellan, der ihm später in dem unseligen Bürgerkriege gegenüber stehen sollte, nach Europa geschickt, um militärische Studien zu machen. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der Präsident zum Obersten. Als der Bürgerkrieg ausbrach, nahm er seinen Abschied aus der Armee der Union, stellte sich den Südstaaten zur Verfügung und erhielt bald den Oberbefehl der Armee derselben. Als solcher hat er sich vielfach ausgezeichnet und zahlreiche Beweise dafür gegeben, daß er an militärischem Talent den Generalen der Union weit überlegen ist. Ihm größtentheils haben es die Südstaaten zu danken, daß sie sich so lange in dem ungleichen Kampfe fast siegreich erhalten haben. Er leitete die blutigen Schlachten von Richmond und Fredericksburg, die für das Unionsheer so verderblich waren.

Von Person ist Robert Lee ein imponirender und einnehmender Mann. Im Jahre 1832 verheirathete er sich mit einer Tochter des Herrn Custis, des jetzigen Repräsentanten der Familie Washingtons. Drei seiner Söhne dienen unter ihm in der Armee der Südstaaten, einer bereits als General.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreisvaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Strohhutplatt-Maschinen, Heisform-Maschinen nach neuester Construction sind zu haben bei **Oehme, Leipzig, Petersstraße Nr. 40.**

In Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. G. Gruner's

vollständige

Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierrpflanzenzucht, sowie die sämtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von **C. F. Förster,**
Kunstgärtner und Botaniker,

correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues u. zu Berlin, sowie der pomolog. Gesellschaft zu Altenburg, Ehrenmitgl. der prakt. Gartenbaugesellsch. f. Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft u.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturistische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

In Leipzig erscheint seit dem 1. Januar d. J. im Verlage von **Gustav J. Neufürst:**

Mixpickles.

Humoristisch-satyrisches Wochenblatt.

Redigirt von Dr. Ebeling.

Preis vierteljährlich 20 Ngr. Monatlich 7 1/2 Ngr.

Einzelne Nummern 2 1/2 Ngr.

Dieses Journal erfreut sich bereits einer sehr günstigen Aufnahme. Auch hat sich die Kritik schon in anerkanntester und lobenswerthester Weise ausgesprochen, also daß obiges Blatt sowohl nach textlichem Inhalt wie in Hinsicht der Illustrationen den äußersten Anforderungen genügt.

Weit entfernt ein bloß politisches Wigblatt zu sein, verbindet dasselbe die politische Satyre mit Artikeln des rein harmlosen Humors, erweckt überhaupt eine Combination aller auf diesem Gebiete vorhandenen Richtungen.

Ein junges Mädchen, in weibl. Arbeiten geschickt, sucht Stellung als Gesellschafterin, oder Stütze einer Hausfrau. Abdr. A. H. 40. poste restante Sachsenburg.

In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der englische Dolmetscher

für

Auswanderer,

Anweisung, die englische Sprache binnen kurzer Zeit leicht und ohne Lehrer zu erlernen.

Nebst einem Wörterbuche der deutschen und englischen Sprache, worin die Aussprache und richtige Betonung der englischen Wörter angegeben ist, einem Verzeichnisse der englischen Städtenamen in Amerika, wie sie richtig auszusprechen sind; und einem Anhange, der Formulare zu Briefen, Quittungen, Wechseln und Ankündigungen enthält, so wie Belehrungen für Auswanderer.

Von **L. A. Albert.**

Sechste Auflage

von **Dr. A. Diezmann.**

12. cart. 15 Ngr.

In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

The first Letter writer

a
Collection of one Hundred Letters
on the most familiar Topics.

by

James M'Lean, Esq.

Mit Noten und Wörterbuch.

Zweite verbesserte Auflage. Preis 9 Ngr.

Redacteur **Dr. A. Diezmann.** — Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig. — Druck von **J. B. Hirschfeld** in Leipzig.

Hierzu eine literarische Beilage von **C. C. Meinhold u. Söhne** in Dresden.

zur
Allgemeinen Moden-Zeitung.

Glück im Sturm.

Novelle

von

Ernst Friese.

(Fortsetzung.)

Eine Zeitlang! Ja, nur eine Zeitlang, dann schlichen sich allerlei Mißgeschickte heran, die in ihrer Geiringfügigkeit nur wie Nadelstiche reizten, aber doch durch den nachhaltigen Schmerz ihr Glück störten.

So lange Theresa von Kränklichkeit und Schwäche abgehalten worden war ihre Pflichten als Enkelin zu üben, währte dies Glück. Dann trat die Kriegsräthin wieder mit ihren anmaßenden Forderungen auf und verlangte die Gesellschaft der jungen Frau und ihre Dienstleistungen. Theresa klagte es ihrem Waldemar. Er lächelte zu den Klagen und gab der Großmutter Recht.

„Aber mein Kindchen?“ fragte Theresa eingeschüchtert.

Waldemar meinte, daß sich ein Kind gewöhnen lasse, bei seiner Wärterin zu bleiben.

Eine Borneswallung färbte das Gesicht der jungen Frau. Sie hielt ihre Mutterpflicht für heiliger als die Pflicht einer Enkelin, die seit Jahren in Demuth gehorsam gewesen war, aber nun das Gelüft fühlte, ihren lieberem Pflichten zu genügen.

Waldemar lächelte zu ihrem Eifer und machte ihr bemerklich, was sie bei etwaigem Borne der alten Dame aufs Spiel setze.

„Du meinst unsere freie Wohnung, Waldemar?“ fragte Theresa lebhaft wie noch nie. „Laß uns ausziehen — Waldemar —“ sie blickte verklärt vor sich hin, ein beglückendes Gefühl schien ihr Inneres zu durchströmen — „sieh — ich weiß eine Wohnung für uns — draußen auf der Promenade — Haus mit Balkon — Garten — schöne Fernsicht auf die Höhenzüge — o, bitte Waldemar.“

„Das geht nicht, mein Liebchen!“ erklärte Waldemar ruhig. „Die Großmutter würde uns dies niemals vergeben — wir können aber nicht toll und blind in die Welt hineinwirthschaften — sieh Dein Hänschen an

— ihm folgen wohl noch mehrere Hänschen und Gretchen — Deine Großmutter muß diesen ihr Geld hinterlassen, sonst gehts nicht gut mit uns!“

Theresa sah ihn sinnend an.

„Meine Großmama ist aber nicht reich, Waldemar!“ behauptete sie schüchtern.

„Nicht?“ fragte er mit seinem spähenden Blicke. „Wovon sollte sie wohl so nobel leben, Liebchen! Sie ist reich! Und sie hat noch mehrere Verwandte. Also harre nur aus, es belohnt sich!“

Theresa senkte den Kopf.

„Es wird aber für die Folge kaum zu ertragen sein,“ sprach sie furchtsam und geduldig. „Schon jetzt schickt sie die alte Sara immer herunter und läßt mir und meinem Hänschen befehlen ruhig zu sein. Er soll nicht schreien und ich soll ihm nichts singen.“

Waldemar lachte und küßte sie. Damit schloß die Scene, aber Theresa dachte heimlich so viel darüber nach, bis sich in ihrem Geiste ein ganz kleiner Funke entzündete, der zwar nur leicht fortglimmte, so lange er keine Nahrung erhielt, allein desto heller aufflammte, als sich eines Tages ein Schleier von ihren Augen zog.

Oben im zweiten Stockwerke saß währenddessen die Großmama in gestörter Laune und in gestörtem Wohlbehagen. Sie grollte mit dem Gesichte, das sich erdreistet hatte, die Ehe Theresas mit einem Knaben zu segnen, bevor sie ihre Einwilligung zu dieser Familienvermehrung gegeben hatte. Noch steifer, noch stolzer als sonst saß sie im Bogen des Fensters und strickte langsam und bedächtig an einem Strumpfe.

Ihre Haltung war großartig als wolle sie eben Audienz ertheilen. Ihr Anzug zeigte eine Eleganz, daß sie eine Prinzessin darin hätte empfangen können.

Aber es kam Niemand sie zu besuchen, weil man wußte, daß jeder Fußtritt auf dem kreideweißen Fußboden mit Angst von ihr verfolgt wurde. Nur Sara, das böse Princip des Hauses, die Horcherin, die Schleicherin, die Anklägerin und Berrätherin, nur diese alte diabolische Person suchte von Zeit zu Zeit ihre Herrin heim, um sich mit heuchlerischer Demuth nach dem Befinden Ihrer Gnaden zu erkundigen. Bei diesen Besuchen berichtete sie dann getreulich, was unten geschehen war. Unter Belobigungen für ihre Diensttreue trippelte

sie dann wieder in die Küche und trank dort unter heimlichem Lachen die beste Fleischbrühe ab.

Ihre Dame traute ihr dies übrigens zu, ließ es auch gelegentlich an hämischen Seitenhieben nicht fehlen, aber da diese beiden Frauenzimmer sich im Leben nicht entbehren konnten, so vergaben sie sich gegenseitig ihre Sünden und ihre Beleidigungen und blieben die besten Freunde.

Zum Amusement der alten Dame gehörte ein Kästchen, das sie liebte und tyrannisierte, während sie ihre Enkelin bloß tyrannisierte, ohne sie zu lieben. Das Kästchen saß vor ihr auf einem Fußpolster und spielte respectvoll mit dem Garnknäuel. Das kluge Thier schien genau zu wissen, wie weit es mit seiner zierlichen Spielerei gehen dürfe, denn wenn das Knäuel sich zu stark bewegte, so richtete es schein das Köpfchen in die Höhe und beobachtete mit blinzeln den Augen die starke fleischige Hand ihrer Herrin.

„Ein Brief, Gnaden!“ rief Sara mit gedämpfter Stimme zum Zimmer herein.

„Woher? Sieh her den Brief!“ befahl ihre Gebieterin.

„Nein! Unten!“ lautete die lakonische Antwort.

„So?“ fragte die Dame mit gezogenem Tone. „Schnell gehst Du hinunter — Theresa soll den Brief abliefern und sich nicht unterstehen ihn eher aufzumachen bis ich es ihr gestatte! Gleich gehst Du! Das sollte mir gefallen, wenn die junge Madam Briefe empfangen wollte, wovon ich nichts wüßte.“

„Ja —“ lachte Sara schadenfroh, „das läme uns gerade gelegen!“

Sie wendete sich und stieß sogleich auf Theresa, die schon im Flure stand und den Brief, noch versiegelt, mit der Hand emporhaltend, ängstlich und hastig sagte:

„Großmama — ein Brief von meiner Schwester Eugenie — an mich adressirt.“

„Sieh her!“ herrschte die Dame sie an und nahm ihr mit einem heftigen Ruck den Brief aus der Hand. Sara blieb an der Thür stehen, die Küchenschürze an einem Zipfel in die Höhe nehmend und die mageren, gelben, von geschwollenen Adern bedeckten Arme in einander schlagend.

Auch Theresa blieb stehen und sah mit einer sehnsüchtigen Liebe und Neugier auf den Brief ihrer Schwester, der einzigen Verwandten, die sie noch auf der Welt hatte. Die Kriegsräthin las den Brief langsam und bedächtig. Auf Theresas hübschem Gesichte wechselte Röthe und Blässe, ein Zeichen großer innerer Ungebuld, der sie aber außerdem nicht das geringste äußere Zeichen gestattete.

Die Großmutter legte den Brief zusammen, behielt ihn in der Hand, stützte den Kopf auf und versiel, nach

der Strafe blickend, in ein tiefes Nachsinnen, aus dem sie einigermassen erschreckt erst aufuhr, als Theresa mit unwiderstehlich lieblichem Tone bat:

„Darf ich meinen Brief lesen, Großmama?“

Die alte Dame richtete sich ärgerlich zu ihrer großartigen Stattlichkeit empor und rief:

„Bist Du noch da, Madam? Ei sieh doch, Du hast sonst keine Zeit für mich und heute, wo ich Deine Gegenwart durchaus nicht verlangt habe, erlaubt es Dein Hans Waldemar, daß Du unnöthig hier bleibst. Das muß bestraft werden. Geh nur! Deinen Brief bekommst Du nicht!“

Theresas Augen füllten sich mit Thränen, aber sie wagte keine weitere Bitte, sondern schlich leise und langsam hinaus. An der Thür sah sie sich nochmals um, heftete den thränenumflorten Blick auf die alte Köchin und flüsterte: „Bitte, liebe Sara!“

Weiter durfte sie nichts sagen. Die Alte verstand sie auch ganz gut. Sie lächelte höhnisch und sprach:

„Das ist ja lange nicht dagewesen! Braucht Madamchen denn wirklich die alte Sara noch? Madamchen hat ja einen Gemahl, der Madamchen schützen kann.“

Theresa athmete auf. Ja! Sie hatte ja Waldemar, der ihre Bitte um den Brief, nach dem sie sich sehnte wie ein Durstiger nach einem Tröpfchen Wasser, unterstützen konnte. Beruhigt ging sie hinab zu ihrem Hänschen.

„Was schreibt denn Fräulein Eugenie?“ fragte Sara etwas barsch und ungeduldig, als die Kriegsräthin noch immer niederschaute, augenscheinlich uneinig mit sich selbst. Bei der unbescheidenen Frage, die sich Sara im Bewußtsein ihrer Vorrechte erlaubte, blickte diese auf und sagte mit stark entschiedener Manier:

„Ja! Eugenie soll kommen! Sie soll kommen und meine Pflege und Erheiterung übernehmen!“

„Ach, daß sich Gott erbarm!“ rief die alte Sara, voller Schrecken die Hände zusammenschlagend. „Wollen Gnaden sich noch mehr Ungemach auf den Hals laden?“

„Das verstehst Du nicht, Sara!“ antwortete die Kriegsräthin zurechtweisend.

„So? Das verstehe ich nicht? Wo soll denn das Fräulein wohnen und schlafen? Etwas in der alten Siebellkammer, wo Theresa wohnte? Irren Sie sich nicht, Gnaden — Fräulein Eugenie ist gewiß anders gewohnt. — Warum will denn das Fräulein hierher kommen?“

„Sei still, alte Plaudertasche!“ herrschte die Gebieterin sie an. „Eugeniens Tante ist gestorben.“

„Ach Du Herr und Heiland! Also für immer soll sie hier wohnen? Und das kann das Fräulein verlangen, daß die alte Großmutter, die selbst so knapp leben

muß, für ihren Lebensunterhalt sorgen soll?" jammerte die Köchin mit heuchlerischer Entrüstung.

„Nun tröste Dich nur! Eugenie hat ein kleines Vermögen von ihrer Tante geerbt, kann uns also Kostgeld zahlen!“ fiel die Dame ihr listig lächelnd in die Rede.

Sara öffnete ihre Augen etwas weiter als sonst, sah jedoch nicht willfähriger aus als vorher.

„Dann kann sie ja leben, wo sie will! Warum soll Eugenie denn hierher kommen?“ fragte sie störrisch.

„Grad' weil Du es nicht haben willst, geschieht's!“ sprach die Kriegsräthin herrisch nach der Thür deutend.

Brummend ging Sara.

„Das fehlt mir noch,“ dachte sie. „Unten sind's dann drei, oben zwei — da geht's schief, so wahr ich lebe!“

Kaum hatte die Alte das Zimmer verlassen, so schlüpfte Waldemar eilig die Treppe herauf, schritt durch das Vorzimmer und trat nach leichtem Klopfen unangemeldet ins Zimmer der Großmutter, die grämlich aufschaute und ihm sogleich den Brief entgegenreichte.

„Fangen Sie nur keine Predigten an wie neulich,“ sprach sie dabei. „Es ist Sitte in meinem Hause, daß ich regiere und dem sollen sich alle die fügen, welche bei mir leben, verstehen Sie mich?“

Waldemar lächelte auf seine kurze, flüchtige Manier, nahm den Brief und zugleich die dicke, fleischige Hand der Dame, die er artig küßte.

„Großmama befehlt und wir gehorchen,“ sagte er schmeichelnd. „Aber meine kleine Frau möchte doch gar zu gern die schönen Gratulationen ihrer Schwester lesen.“

„Gratulationen? Wozu denn Gratulationen, Waldemar?“ fragte sie erstaunt.

„Zu ihrer neuen Mutterwürde!“

„Abah! Davon steht nichts drinnen! Eugenie will künftig hier wohnen und das soll sie auch!“ antwortete die Kriegsräthin. „Theresa hat keine Zeit mehr für mich. Gut, Sie wollen Ihrer Frau das Wort reden gegen mich — nun können Sie „das zarte Wesen“, wie Sie Theresa zu nennen liebten, für sich behalten. Eugenie ist mir noch lieber als Theresa — sie ist belebter, sie ist klüger — ich hätte schon vor acht Jahren, als mein Sohn so plötzlich starb und mir die schwere Sorge für seine beiden Töchter hinterließ, lieber Eugenie zu mir genommen, aber die Schwester ihrer Mutter hatte sie sich schon zu eigen gemacht, also mußte ich Theresa mitnehmen.“

Waldemar hatte still zugehört. Sein Blick hing lauernd am Auge der alten Dame, und da er gewahr wurde, daß sie mit einer gewissen Verhöhnung sprach, so verfiel er natürlich auf den Argwohn, es handle sich hier um zeitliche Interessen. Hestig preßte er den un-

seligen Brief zwischen seinen Fingern. Er ließ kein Wort fallen, um nicht ein weiteres Gespräch zu veranlassen, aber die Kriegsräthin erkannte aus seinem Schweigen, daß ihm diese Anordnung nicht recht war.

„Grad' weil er es nicht gern sieht, geschieht's!“ murmelte sie hinter ihm her, als er eilig das Zimmer wieder verließ.

Bei seiner Gattin angelangt gab er sich ganz dem Verdrusse hin. Er warf ihr den Brief zu und sagte aufbrausend:

„Hast Du denn Eugenie eingeladen hierher zu kommen?“

Als Theresa die Frage bestimmt verneinte, aber mit einer sichtlichen Aufregung, die wahrlich durch diese Voraussetzung nicht gedämpft werden konnte, ihren lieben Brief entfaltete, fuhr er fort:

„Du mußt es gethan haben, Theresa, wie käme Deine Schwester sonst zu dem absurden Gedanken, künstig bei der Großmama leben zu wollen!“

„Meine Schwester!“ jauchzte Theresa in einem Anfluge wilder Freude. „Meine Eugenie kommt — will hier bleiben?“

Zitternd las sie was Eugenie schrieb.

„Lies, lieber Waldemar!“ rief sie dann. „Eugenie hat von der Tante geerbt — die Tante ist weit vermöglicher gewesen als man gedacht hat — nun kann sie leben wo sie will und nun führt die Sehnsucht sie zu mir. O, Waldemar, welch' ein süßes, süßes Glück, wieder mit meiner Eugenie zusammen sein zu können!“

Waldemar hatte unter ihren Worten gelesen, warf ärgerlich den Brief, der nicht lang, aber sehr verständig, klar und erläuternd war, auf den Tisch und sagte verbittert:

„Fräulein Schwägerin scheint ihren Vortheil zu verstehen. Sie hat dort allein geerbt, während Du doch auch eine Nichte dieser verstorbenen Tante bist. Nun wird sie versuchen hier auch allein zu erben und Du bist so unschuldig, Dich noch über diesen Plan zu freuen?“

Theresas Lächeln erstarb. Sie senkte ihren Kopf. Traurige Gedanken glitten über die heitere Stirn und ihre feinen Lippen zogen sich krampfhaft zusammen.

Das war zum zweiten Male, daß ihr Gatte von dem Vermögen der Großmutter sprach und sie wußte doch am Besten, mit welchen stillen Entbehrungen sie hatte kämpfen müssen, um nur den äußeren Anstrich von Wohlhabenheit aufrecht zu erhalten. Dann schmerzte sie es aber auch außerdem, daß Waldemar den Edelmut und Zartfönn ihrer Schwester bezweifelte. Es stand ja im Briefe, daß sie ihr einen Theil des Vermögens nach der besonderen Bestimmung der verstorbenen Tante zu übergeben hätte!

Theresa war nicht gewöhnt, Jemanden auf sein Unrecht aufmerksam machen zu dürfen, deshalb schwieg sie

auch jetzt mit jener unaussprechlich traurigen Sanftmuth, die ihr eigen war und überließ es dem eigenen Verstande Waldemars seine Uebereilung einzusehen.

Ihre Freude an Eugeniens Brief war ihr zwar verkümmert, allein im inneren Herzen wogte und wallte es, wenn sie an die Worte dachte, die da geschrieben standen:

„Erwarte mich nur bald, meine Theresa — wenn der Frühling eintritt, bin ich da!“

Und der Frühling sollte und mußte nach dem Kalender schon in vierzehn Tagen anfangen. O Bonne!

2.

Der März hatte begonnen. Unter dem Hauche des nahenden Frühlings lösten sich die Schneemassen in Wasser auf und rieselten in Strömen von den Dächern. Es half aber wenig. Kaum war der alte Schnee fort, so verfinsterte sich die Luft und Schneeflocken von bedeutender Größe beeiferten sich, den weggethauten Schnee wieder zu ersetzen.

Wer in solchem Wetter dennoch reisen will, den treibt die Nothwendigkeit oder das Herz dazu.

Auf dem Perron einer norddeutschen Eisenbahnstation stand ein junges Mädchen von einer ältlichen Frau begleitet, die ihren Fuß- und Reisefack trug und sah dem ankommenden Zuge mit Ruhe und Gelassenheit entgegen. Ihre elegante und dabei praktisch eingerichtete Reisetoylette verrieth die Dame von Stande, aber die gewinnende Freundlichkeit, womit sie zu der Frau redete, die augenscheinlich in untergeordneten Verhältnissen zu ihr stand, zeigte nichts weniger als eine Ueberhebung gegen dieselbe. Langsam rollte die Wagenreihe näher — die Dame trat an einen leeren Waggon heran, der ihr vom Schaffner bezeichnet wurde, ließ ihre Sachen in denselben legen und reichte, herzlich freundlich, ihre Hand der Begleiterin zum Abschiede.

„Nun leben Sie wohl, gute Frau Walter — grüßen Sie alle die guten, guten Menschen nochmals von mir und vergessen Sie mich nicht ganz.“

„Sie vergessen, Fräulein Eugenie? — Ach mein Lebtag nicht!“ schluchzte die Frau. „Reisen Sie nur glücklich. Es ist doch eine gar zu weite Tour, die Sie machen müssen — wenn Ihnen unterwegs nur nichts zuflößt — so mutterseelen allein!“

„Lassen Sie jede Angst fahren,“ sprach Eugenie wohlgenuth in ihren Fußsack kriechend. „Reiseabenteuer giebt's in der Jetztzeit nicht mehr — man fährt mit verbundenen Augen von der einen Stube zur andern, hat trotz aller Schnelligkeit entsetzlich viel Langeweile und das nennt man eine Reise.“

„Gott behüte Sie auf allen Ihren Wegen!“ antwortete die Frau und trat dienstfertig zurück, als ein großer, stark gebauter Herr Wiene machte, in denselben

Waggon zu steigen. Er hatte augenscheinlich die ganze Unterredung gehört, die von der Herrin und Dienerin gepflogen worden war, aber Eindruck schien sie nicht auf ihn gemacht zu haben, denn er setzte sich sogleich am Eingange nieder, ohne der jungen Dame einen Blick zu gönnen, schlug die Arme in einander, um den Reisepelz fester zu schließen und blickte mit fürchterlich verdrießlichem Gesichte so kalt und untheilnehmend in das Getriebe auf dem Perron hinein, daß es Eugenie vorkam, als müsse er mit Gott und mit der ganzen Welt unzufrieden sein. Erst bei einer leichten Wendung gewahrte sie einen Trauerstor um seinen Hut und dies machte sie geneigt, ihm seine schlechte Laune zu verzeihen.

Einige Minuten verstrichen. Eugenie drückte sich fest in die Ecke des Hintergrundes, der Herr in die des Einganges — dem Anscheine nach waren sie vom Schicksale bestimmt, allein in die Welt hinauszufahren. Eugenie war dies gleichgiltig. Plötzlich verfinsterte sich der Raum. Eine sehr große und dabei sehr dicke Dame erschien in der Wagenthür und musterte mit einiger Impertinenz die Insassen. Ihr Blick streifte das junge, elegant gekleidete, sehr hübsche Mädchen und sie ließ sich herab grüßend zu nicken. Eugenie dankte lächelnd diesem stummen Grusse. Dann heftete die dicke Dame ihre großen, lebhaften Augen auf den Herrn und fragte in hochmüthiger Manier:

„Raucht der Herr?“

„Nein, Madame!“ war seine ebenso hochfahrende Antwort.

Eugenie, belustigt durch dies charakteristische Gespräch, wendete ihr Gesicht etwas zur Seite, um ihr Lachen zu verbergen, und als sie gefaßt genug war, sich wieder umzusehen, da pfiß die Locomotive, die alte dicke Dame wurde mit einigem Ungestüm hineingeschoben, die Thür flog zu und fort ging es in eine fremde, ferne Gegend — in eine unsichere Zukunft hinein.

„Wohin wollen Sie denn, liebes Fräulein?“ fragte die Dame, die sich Eugenie gegenüber gesetzt hatte, nach langem Stillschweigen.

Eugenie nannte eine sehr entfernte Station.

„Ei dahin will ich auch,“ erwiderte ihre Nachbarin mit sichtlich Befriedigung dem Wohlklange ihrer Stimme lauschend. „Und Sie, mein Herr?“ wendete sie sich herablassend zu dem Passagier in der andern Ecke.

„Ebenfalls!“ antwortete er lakonisch.

„Daß sich Gott erbarme,“ dachte Eugenie. „Eine prächtige Reisegesellschaft! Aber sie konnte schlimmer sein, also Geduld und Genügsamkeit.“

„Sie werden in B. bleiben?“ examinierte die dicke Dame weiter.

„Nein,“ erklärte Eugenie. „Ich hoffe, daß sich die Post von dort nach Hberg. anschließt.“

„Sie wollen nach Hberg?“ fragte die Dame. „Das ist in Winterszeit wegen der Gebirgsstraße eine gefährliche Reise. Erstlich sind Sie die ganze Nacht noch unterwegs und dann haben Sie bei diesem fortwährenden Schneegestöber noch zur Zugabe die höchst angenehme Aussicht, im Schnee stecken zu bleiben. Mein Mann, der Appellationsgerichtspräsident in ... hat dies Vergnügen vor ungefähr drei Wochen auf einer Inspectionsreise gehabt.“

„Gott sei Dank,“ dachte Eugenie, heimlich ergötzt ihren Blick nach dem stummen, verdrießlichen Passagier werfend, „nun hat sie uns belehrt, was für eine Größe sie ist. Ob es wohl Eindruck auf den Misanthropen macht?“

Der Herr rührte und regte sich nicht. Sein felsenfester Hochmuth ließ die Kundgebung eines so hohen Ranges abprallen, ohne daß sich die geringste Wirkung zeigte.

Auch Eugenie änderte nichts in ihrem Betragen. Sie beantwortete mit liebenswürdiger Freundlichkeit die pretensiosen Forschungen der Dame, die sich nach und nach zu der Rolle einer Beschützerin herabließ, wick jedoch den Fragen über ihre Verhältnisse so geschickt aus, daß ihre Antworten einem Diplomaten Ehre gemacht haben würden. Dabei rollten die Räder unaufhaltsam fort auf der Bahn und außer den kurzen Zeiträumen, wo der Courierzug auf den Hauptstationen anhielt, um neue Passagiere aufzunehmen oder abzusetzen, störte nichts das eintönige Einerlei von Eugeniens Reise. Sie behielt Recht. Reiseabenteuer gab es nicht. Lächelnd gedachte sie dieses Ausspruches, als sie endlich in dunkler Nacht dort anlangte, wo sie sich einer zweiten Phase ihrer Reise überantwortet sah.

Mit großer Umsicht und Gewandtheit bewerkstelligte sie ihre Ueberstiebung vom Waggon in eine breite und bequeme Postkutsche und nahm resignirt, aber nicht muthlos ihren Eckplatz ein, als sie ihren großen Koffer gut untergebracht sah.

Raum hatte sich die schwere Kutsche unter einer lustigen Fanfare des Postillons in Bewegung gesetzt, so entdeckte Eugenie zu ihrem Erstaunen beim halben Laternenlichte ihren verdrießlichen, stummen Reisegefährten in der andern Ecke des Fonds. Ein hagerer alter Herr hatte den Mittelsitz und trennte sie.

Eugenien war dies gleichgiltig. Sie zog den dichten, schwarzen Schleier über ihre Reifecapotte, lehnte den Kopf in die Wagenkissen und begann mit offenen Augen zu phantasiren. Sie malte sich das Wiedersehen mit ihrer Schwester Theresa aus. Acht Jahre waren verflossen seit sie vom Schicksal getrennt wurden. Theresa zählte kaum vierzehn Jahre damals — jetzt fand sie dieselbe als Gattin und Mutter wieder. So freudig diese Lebensveränderung im Grunde sein mochte, Eugenie hätte lieber gesehen, Theresa unverheirathet zu finden. Es hatte stets zu ihren liebsten Träumereien gehört, ver-

eint mit ihrer zarteren und jüngern Schwester zusammen leben zu können und wie früherhin dies weiche, träumerische, schüchterne Wesen vor jedem harten Schicksal zu behüten. Sie kannte ihre Großmutter nicht genug, um die Lage Theresas richtig zu überschauen, aber Andeutungen ihrer verstorbenen Tante bei der unerwartet schnellen Verheirathung Theresas weckten eine gewisse Furcht in ihr. Sowie ihre Tante die Augen geschlossen hatte, stand ihr Entschluß fest. Sie wollte in der Nähe von ihrer Schwester leben, sie mußte sich überzeugen, daß ihre zeitliche Wohlfahrt gesichert sei.

Mittlerweile hatte sich im Postwagen ein allgemeines Gespräch zwischen den Passagieren entsponnen, an welchem nur Eugenie und der stumme Reisegefährte vom Morgen nicht theilnahmen. Die übrigen vier Herren fanden sich so gemüthlich in dem großen und geräumigen Wagen, daß sie sich einer belebten Stimmung überließen, in buntem Durcheinander alles Zeitgemäße besprachen und in der Mannigfaltigkeit ihrer Ideen und Ansichten immer interessanter wurden. Zum allseitigen Bedauern erreichten sie jedoch die Station, wo zwei von ihnen aussteigen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

Eine große Pariser Zeitung bemerkt, daß in der jetzigen Zeit in Paris alle Tage, abgesehen von Maskenbällen, öffentlichen Bällen und gewöhnlichen Tanzgesellschaften, 130 Privatbälle gegeben werden. Im Durchschnitt werden nun zu jedem solchen Balle 250 Personen eingeladen, im Ganzen also 32,500. Die Saison dauert sechsunddreißig Tage. In der Saison werden also 4680 Privatbälle gegeben. Jeder kostet wenigstens 300 Fres., die Kosten aller belaufen sich deshalb auf eine Summe von 4,212,000 Fres. Dazu kommen etwa 25,000 Wagenfahrten zu 3 Fres. (hin und zurück) für den Tag etc. Dies giebt wieder eine Summe von 2,700,00 Fres. Rechnet man ein Ballkleid zu 200 Fres., so erwächst für 16,250 Damen, bei 146,250 Ballkleidern, angenommen, eins werde vier Mal getragen, ein Aufwand von 29,250,000 Fres. Die Coiffüre der 16,250 Damen, für den Abend 500,000 Fres., giebt für die Saison wieder 1,800,000 Fres., und 8000 Paar Schuhe für den Abend, noch einmal 2,304,000 Fres. in der Saison. Die Bouquets, Bänder und Handschuhe kann man mit 30 Fres. für eine Dame und einen Abend berechnen, was 487,500 Fres. für einen Abend und 17,550,000 Fres. für die Saison giebt. Eine Pariser Ballsaison kostet also die Damen 60,084,000 Fres. Dazu die 4,212,000 Fres. Kosten der Ballgeber und 5 Mill. für

die Toilette der Herrn gerechnet, erhält man 69,296,000 Fres. Ballaufwand in der Saison oder etwa 2 Mill. für jeden Tag.

(M.) Der Ballfrack kann in verschiedenen dunkeln Farben sein, wie blau, hofgrün, braun und amelle, der schwarze bleibt aber der beliebteste. Das Futter muß der Farbe des Tuchs entsprechend oder von weißem Atlas sein. Das letztere macht indeß eine Weste von broschirtem weißem Atlas oder von weißem Moirée mit Untershawl in Blau oder Roth nothwendig.

Die Westen haben überhaupt immer einen offenen Shawltragen oder einen Untershawl in sehr abstechender Farbe, wenn er nicht von weißem Moire ist. Viele Westen sind von schwarzem Cashmirtuch.

Die Beinkleider zu Bällen und dergleichen sind immer halbanliegend, so daß man die Formen ziemlich deutlich erkennen kann. Auch sonst sind diese halbhengen Beinkleider beliebt und man glaubt deshalb, daß sie in der nächsten Saison allgemein modisch sein und die weiten verdrängen werden.

Der Rock, den man wohl auch trägt, muß immer schwarz und der Krage daran so klein und niedrig sein wie jener am Frack, die Revers dagegen von mittlerer Größe, wie die Schöße halblang und ziemlich voll.

(F.) Die Kopfschmucke sind mit goldenen Kettchen, Pfeilen und anderem Schmuck, sowie mit Juwelen fast überladen. Auch sonst wird viel Schmuck getragen. Die Kaiserin hat die Mode aufgebracht, auf einem Kleide von Sammet, Moire, oder Atlas, das hoch hinaufgeht, eine dicke goldene Kette zu tragen, welche ein sehr großes goldenes Medaillon hält.

Auf der Straße tragen die Damen meist einen grauen schwarz gestreiften Unterrock, der unten ein schmales Gefältel mit rothem oder violettem Rande und darüber einen breiten ähnlichen oder schottischen Streifen hat; darüber ein Kleid von schwarzem oder havanna Taffet, das durch Schnürchen aufgenommen und mit einem breiten Sammetstreifen oder Spitzen oder Chenillefransen garnirt ist. Das Leibchen ist in Westen- oder Bäckchenschnitt; die Unterärmel haben große Manschetten mit Knöpfen von mattem ciselirtem Golde. Die Stiefelchen müssen von braunem Leder sein, mit rothem Maroquin besetzt, mit hohen Absätzen und Rosettenschleifen; die Strümpfe von rother Seide oder Baumwolle. Einige Damen behalten, wenn sie in solchen Negligéanzügen zu einem Besuche kommen, das Kleid durch die Schnürchen aufgenommen wie den Schleier herabgelassen während der ganzen Dauer des Besuchs; aber diese Mode ist, wie wir nicht vergessen dürfen zu erwähnen, nicht allgemein angenommen. Die jungen Mädchen z. B. würden sehr Unrecht thun, wenn sie darnach handeln wollten. Die Handschuhe, die man trägt, sind sehr häufig von Hundeluder.

Bei der Toilette einer eleganten Dame spielt der Kammt jetzt eine sehr wichtige Rolle; er hält das Haar fest und ist zugleich fein Schmuck. Wie schön und wie reich geschmückt eine Dame im Ball- oder Soiréanzuge sein mag, sie ist nicht vollendet geschmückt, wenn der Haarpuz nicht zugleich entsprechend geordnet ist. Zu den Kämmen war eine sehr lange Zeit bekanntlich Schildkrot das vorzugsweise verwendete Material. Jetzt verwendet man fast ausschließlich die Burgau, jene Antillen-Moluske, deren schneckenförmiges Haus eine sehr gesuchte Art Perlmutter giebt. Die Durchsichtigkeit, die Weiße, der Glanz und die schillernden Farben dieser Kämmen verbreiten über das Haar ihre Schönheit in Verbindung mit Diamanten und Perlen. Wenn namentlich das Licht in diesen prächtigen Kopfschmuck spielt, sehen die Damen aus wie die reizendsten Ondinen.

Die Mode des Schlittschuhlaufens hat sich diesen Winter mehr als sonst auch unter den Damen verbreitet, die dann auch eine besondere Kleidung dazu haben, vorzugsweise den polnischen Rock, eine Sammettoque mit Federbusch und eine hübsche kleine norwegische Basquine, die mit einer Reihe glöckchenförmiger goldener Knöpfe besetzt ist. Die Kaiserin der Franzosen war fast immer auf dem Eise so gekleidet. Natürlich gehören rothe Strümpfe dazu.

Von den Herren verlangt die Mode, daß sie in Rock und Cylinder Schlittschuh fahren. Der Anzug, namentlich der Hut, ist häßlich, aber die Mode ist unerbittlich.

Die Damen, die am Tage Schlittschuh laufen, gehen Abends zum Ball und tanzen. Man sollte glauben, sie wären sehr ermüdet, aber die Mode verlangt, daß die Damen durch nichts mehr ermüdet werden und sie selbst behaupten, sie fühlten das Bedürfnis des Ausruhens nicht. Freilich der Tanz, den sie im Allgemeinen gar nicht mehr lieben (es ist unglaublich, aber wahr), ermüdet sie nicht. Eine Dame ist kaum verheirathet, so tanzt sie gar nicht mehr. Dagegen besucht sie an einem Abende zwei oder drei Gesellschaften. Man hört in Paris nicht selten eine Dame mit einer andern sich verabreden — obgleich es bereits Mitternacht ist — sie bei Herrn . . . und dann bei Herrn . . . zu treffen. Das Merkwürdigste dabei ist, daß die Toiletten fast immer frisch aussehen, und der Bau von Gaze, Blumen, Bändern, Federn ic. das Alles aushält. Je eleganter eine Dame ist, um so weniger scheint sie sich darum zu kümmern, was aus ihrem Anzuge wird.

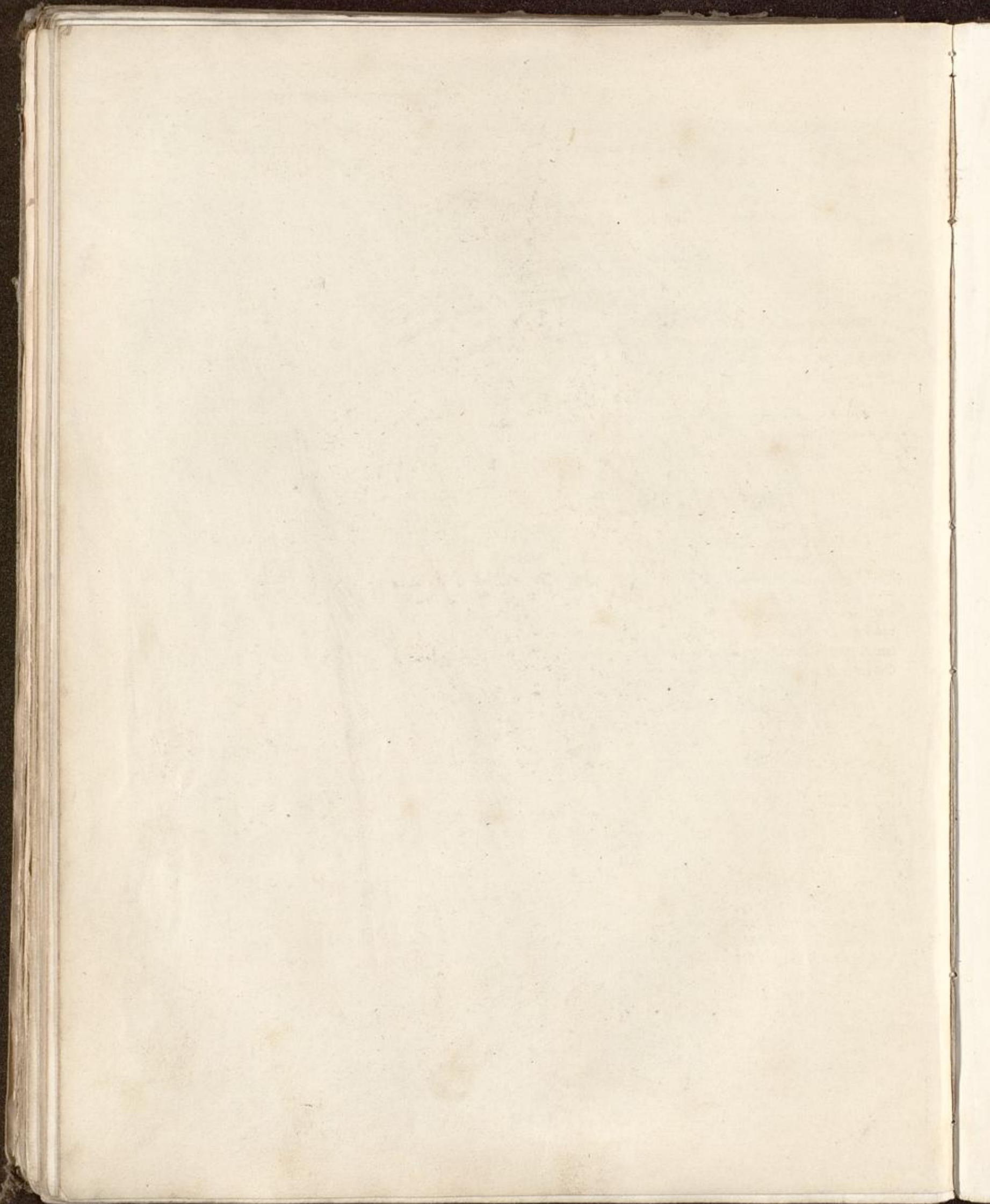
Aber da die Damen nicht mehr tanzen, auch nicht immer Schlittschuh fahren können, da die Besuche ihnen langweilig sind und es keine Salons mehr giebt, in denen man plaudert, was thut man? Ich weiß es nicht und kann nur sagen, daß die Mode des Comödiespielens in der vornehmen Welt sehr beliebt ist.

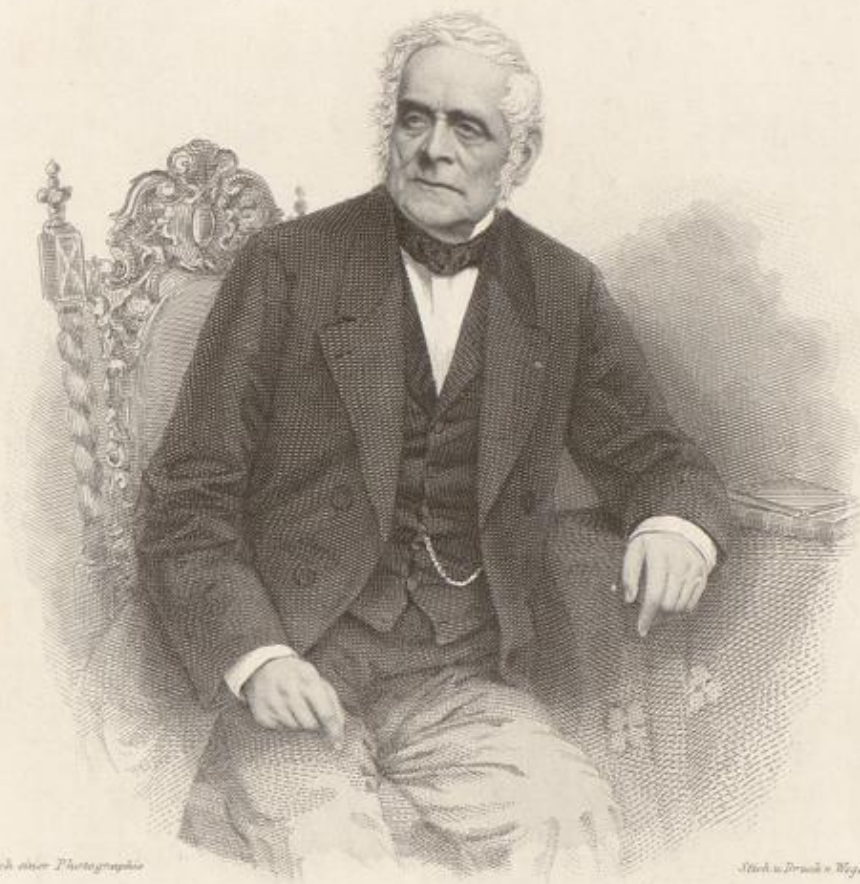
Man beschäftigt sich in den Fabriken fleißig mit



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

9 1864



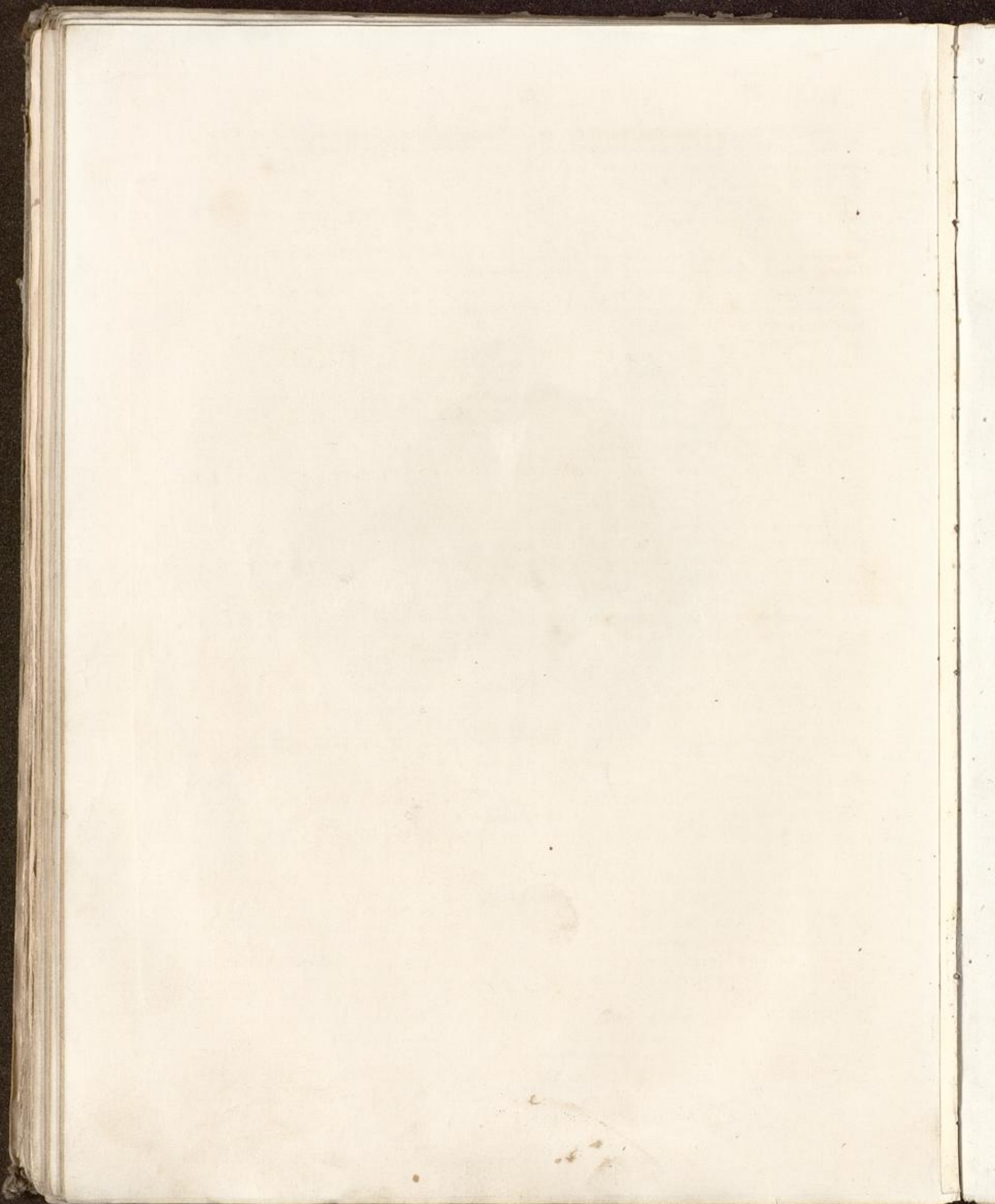


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Meyer in Leipzig

Lubner >

Verlag v. Baumgärtner Buchh.



den Frühlingsstoffen, mit denen namentlich, welche an die Stelle der jetzt so beliebten wollenen treten sollen. Es wird sehr hübsche Sachen in irländischer Popeline und geflecktem Taffet geben, namentlich auch neue Wolle-
lenmusline, die sehr leicht gewebt, aber durch eine eigent-
thümliche Appretur Halt bekommen. Das Schottische wird schwerlich wieder eine Rolle in den Stoffen der neuen Saison spielen; es ist zu sehr verbraucht. Wahr-
scheinlich kommen die einfarbigen Zeuge, die man zu lange vernachlässigte, wieder in Gunst und es dürften neue Nuancen, im Ganzen helle und lebhaftere Farben vorherrschen. Wie wir bereits hören, dürfte man sehr viel glazirten Taffet und namentlich sehr klein carrirte Seide tragen.

Modenblatt N^o 9.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Weißseidener Hut noch mit sehr vollem Aus-
putz von Spitzen und Blumen vorn über der Stirn,
auf und unter dem Schirme; Kleid und Balletot von
Taffet, reich mit leichtem Posament benäht und mit einem
großfaltigen kleinen Volant ganz unten; kleiner Kragen
und ziemlich große Manschetten von Leinwand; halblange
dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Anzug eines kleinen Mädchen.

3. Häubchen von weißen Spitzen, mit rothem
Bandausputz über der Stirn und schwarzen Schleifen
im Nacken; Kleid von Taffet mit rundem hohem Leib-
chen und engen langen Ärmeln, die schottischen Aus-
putz an den Achseln und unten als Aufschlag haben;
schottischer Gürtel mit breiten langherabhängenden Enden;
auf dem Rocke unten zwei schottische Streifen und zwi-
schen denselben in einander geschlungene Verzierungen,
ebenfalls aus solchem Bunde; kleiner Leinwandtragen;
enge Unterärmel; Schuhe.

4. Einfacher Haarputz mit schwarzen Spitzen am
Chignon; Westenleibchen von schwarzem Sammet mit
herzförmigem Ausschnitt, der mit schwarzen schmalen
Spitzen garnirt ist; hohe Chemisette mit langen Ärmeln;
Rock von blauem Taffet mit Spitzenposamentbesatz unten;
Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

5. Weißseidener Hut mit sehr kurzem Schirme
und einer einzigen Blume unter demselben; Kleid von
schwerer grüner Seide mit hohem knappem rundem Leib-
chen und engen langen Ärmeln, an denen sich oben wie
unten Besatz von Fältchen befindet; derselbe Besatz wie-
derholt sich unten herum in drei kleinen Volants und
pyramidenförmigen Ruchen; Mantille von schwarzem

Sammet mit breitem Volant von schwarzen Spitzen;
kleiner Spizenträger; große Manschetten; dänische Hand-
schuhe; Stiefelchen.

Stahlstich N^o 9.

Der Componist Auber.

(Nach einer Photographie.)

Der fruchtbarste und genialste der jetzt lebenden
französischen Operncomponisten, Daniel François
Esprit Jacques Auber, wurde am 29. Januar
1784 zu Caen in der Normandie geboren und sein
musikalisches Talent zeigte sich schon frühzeitig. Trotz-
dem wurde er für den Stand seines Vaters bestimmt,
der Kaufmann war und er ging nach London in Con-
dition. Bald aber wendete er sich den ihm ganz und
gar nicht zusagenden commerciellen Geschäften ab und
kehrte in das Aelternhaus zurück, um sich ausschließlich
mit Musik zu beschäftigen, dilettantenhaft, bis er sich
entschloß, ernste Studien bei Cherubini zu machen. Er
war nun bereits dreißig Jahre alt geworden. Da starb
sein Vater, der für sehr wohlhabend gegolten hatte und
nun trat die Noth an den Sohn heran. Die Vermö-
gensverhältnisse des Vaters ergaben sich als so traurig,
daß Auber durch die Kunst, die er zu seinem Vergnügen
betrieben hatte, seinen Lebensunterhalt zu erwerben suchen
mußte. Zwei kleine Opern hatte er bereits ohne Erfolg
aufführen lassen, „la bergère chätalaine“ aber, die 1820
in Paris über die Bühne ging, machte so viel Glück,
daß man von ihr den Beginn des Ruhmes Aubers
datiren kann. Und er wuchs so schnell, wie er fleißig
war. Im Durchschnitt hat er seitdem jedes Jahr eine
Oper geschrieben und die Zahl derselben ist bis jetzt über
funfzig gestiegen. Freilich sind viele schwache, kaum
lebensfähige Schöpfungen darunter, viele aber auch,
welche die Kunde über alle Bühnen gemacht haben;
wir erinnern nur an den „Schnee“ (1823), „Maurer
und Schlosser“, sein vollendetes Werk (1825), „die
Stumme von Portici“ (1828), „die Braut“ (1829),
„Fra Diavolo“ (1830), „Gustav oder der Maskenball“
(1833), „Feensee“ (1839), „Krondiamanten“ (1841),
„des Teufels Antheil“ (1844). Seine Schöpfungskraft
ist noch nicht geschwunden, denn im Anfange des lau-
fenden Jahres ist ein neues Werk von ihm in Paris
mit Beifall gegeben worden.

Seit 1842 bekleidet er, als Cherubinis Nachfolger,
das Amt eines Directors des Conservatoriums in Paris
und er erfreut sich eines rüstigen Alters in Wohlstand
und Ehren.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Enthaltung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Armand's neuester Roman!

In der Buchhandlung von Schmorl & von Seefeld ist soeben erschienen und vorrätig in allen Buchhandlungen:

Der Sprung vom Niagarafalle.

Roman in 4 Bänden.

Preis 6 Thaler.

Eine glühende, anschauliche Darstellung und eine Erzählung, welche den Leser dauernd fesselt, stellen dieses neueste Werk des in ganz Deutschland, in allen Kreisen der Lesermwelt, gefeierten Schriftstellers in die erste Reihe seiner Schöpfungen. In einfach eleganter Sprache hat der Verfasser den reichen Stoff noch sorgfältiger und ausführlicher als früher bearbeitet, die Charaktere mit Meisterhand gezeichnet und die prächtigen Naturschilderungen mit so lebhaften Farben gemalt, daß der Leser durch diesen neuesten Roman Armand's bis zur letzten Seite gefesselt und in Spannung erhalten wird. Die Befriedigung des Lesers am Schlusse wird unsere Empfehlung rechtfertigen.

Allen Aeltern, Lehrern und Jugendfreunden empfohlen!

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Die Kinderlaube.

Illustrirte Monatshefte für die deutsche Jugend

mit bunten und schwarzen Bildern,

redigirt vom Oberlehrer Heinrich Stiehler,

enthaltend Erzählungen, Märchen, Bilder aus der Geschichte, dem Volksleben und der Naturkunde, ferner Reiseskizzen, Lebensbeschreibungen, Gedichte, Musikbeilagen, Rechenaufgaben, Räthsel und Rebus. Das Monatsheft in gr. 4o. brochirt kostet

nur 3 Sgr.

(10 Kr. rhu., 16 Kr. öfr.) und werden Extra-Prämien an guten Büchern etc. in einzelnen Fällen den Räthsellesern gewährt.

Probehefte liegen in allen Buchhandlungen aus.

Dresden.

C. C. Meinhold & Söhne.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Rosenmüller's

Mitgabe für das ganze Leben

beim Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt.

19. Auflage.

Durchgesehen von Dr. Chr. Niemeyer, Ritter etc. Mit 6 schönen Stahlstichen.

8. In vergoldetem engl. Leinwandband mit Goldschnitt.

Preis 1 Thlr. 5 Ngr. broch. 20 Ngr.

Davon eine höchst elegante

* Miniatur-Ausgabe *

nach der vierzehnten, von Dr. Chr. Niemeyer, Pfarrer u. Ritter des r. A. D., besorgten Auflage. Mit einem Stahlstiche.

Dritte Auflage.

in 16. zum Preis von 1 Thlr. 6 Ngr.

Gebunden in feinem Sarjenetbande mit Goldschnitt. Vorderseite und Rücken in feinsten und reichster Vergoldung. Titel in Gold- und Bronzedruck. Titelfahstisch von C. Preisel, nach Prof. Reysch. Neue Schrift auf feinstem Maschinenvelin. Ein Kunstwerk in Bezug auf seine Buchbinderei.

Confirmations-Geschenk.

Bei Jm. Fr. Wöller in Leipzig erschien in siebenter Auflage und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Strahlen
des Glaubens, der Liebe und
Hoffnung.

Evangelisches Gebetbuch

auf alle

Morgen und Abende des Jahres,

für die

Fest- und Feiertage, für Beichte und
Communio, sowie für besondere
Zeiten, Verhältnisse und Fälle im Le-
ben unter Freud und Leid.

Von Dr. Aug. Gebauer.

Siebente sehr vermehrte Auflage.

Mit Titel-Stahlstich. Broch. 25 Sgr.,
elegant gebunden mit reicher Vergoldung
und Goldschnitt: 1 Thlr. 7 1/2 Sgr.

Dieses Gebetbuch enthält einen reichen
Schatz des Erbaulichsten, Kräftig-
sten und Erwecklichsten, was je aus
frommen Herzen geströmt ist. Es ist aner-
kannt als eines der gediegensten und bei
seiner Gebrängtheit und kurzen Fassung
„als Taschenbuch“ — eines der voll-
ständigsten Gebetbücher, für den Einzel-
nen wie für Familien gleich brauchbar
und vorzüglich geeignet zur

Mitgabe an Confirmanden.

Bei Jean Paul Fr. Eugen Rich-
ter in Hamburg sind erschienen und in
allen Buchhandlungen zu haben:

Damen-Stenographie.

Versuch, die Frauenwelt mit den Grund-
regeln der Gabelsberger'schen Steno-
graphie bekannt zu machen.

Von

Marie Schardias geb. Drechsler.

Eleg. carton. Preis 10 Ngr.

Le Guide infallible
de la danse Moderne

par A. Knoll.

Zu eleg. Umschlag 7 1/2 Ngr.

Dies niedliche Tanzbüchlein eignet sich
besonders zu Cotillongeschenken.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Glück im Sturm.

Novelle

von

Ernst Frihe.

(Fortsetzung.)

Der Wagen wurde geöffnet. Eugenie bog sich schauernd vor, um in die dunkle Nacht hinauszuschauen — es schneite ein Wenig. Gedankenlos sah sie eine Weile dem Niefeln der kleinen glitzernden Eispitzen zu, die von einem scharfen Nordwinde dahingetrieben wurden. Sie hörte dem Postillon beim Pferdewechseln sagen, daß dieses Stöbern nichts zu sagen habe.

„Wenns nicht ärger kommt, gehts schon!“ schloß er seine weise Belehrung gegen einen jungen Herrn, der langsam vom Posthause herschritt.

Der Herr schien mitfahren zu wollen. Er gebraachte aber sehr viel Zeit, um den Postwagen zu besteigen und da die Wagenthür feinewegen offen blieb, so erweckte dies ein leichtes unmuthiges Unbehagen bei den Insassen der Post. Nach längerem, ganz ungerechtfertigtem Zögern nahm er endlich mit einer Miene Platz im Wagen, als hielte er sich für eine Hauptperson in demselben.

Eugenie bemerkte sogleich, daß er sie durch seine, in Gold gefaßten Brillengläser einer scharfen Prüfung unterwarf. Da aber das matte Laternenlicht und ihr sehr dichter Schleier nichts Bemerkenswerthes erkennen ließ, so wendete er seine Aufmerksamkeit dem Gespräche zu, das die siten gebliebenen Passagiere wieder anzuknüpfen suchten. Eugenie schwieg, wie früher. Ebenso der Herr, der jetzt dem zuletzt Eingestiegenen gegenüber saß.

Plötzlich machte der junge Herr eine artige Schwenkung gegen Eugenie und sagte: „Die Rücksicht gegen eine Dame besteht uns zu fragen, ob es erlaubt ist zu rauchen?“

Eugenie antwortete nicht sogleich. Sie überlegte, was sie erwiedern sollte und sagte dann erst freundlich, aber gemessen: „Ich kann vielleicht diese Rücksicht nicht verlangen, mein Herr, aber die andern Herrn waren so gütig einzusehen, daß es für eine Dame peinlich werden würde, wenn sie alle zu rauchen begännen.“

Ueberrascht hatte der Herr dem Silberklange dieser jugendlichen Stimme gelauscht und dabei schnell sein Cigarrenetui in die Brusttasche gesteckt. Dem lästigen Tabaksqualme war Eugenie durch ihre Antwort entgangen, aber nur, um nun den noch lästigeren Artigkeiten dieses Reisegefährten ausgesetzt zu werden.

Er bemächtigte sich sehr bald ganz und gar des Gespräches und erwies sich dabei als einer jener Männer, die sich selbst für unfehlbar halten und mit sich selbst Staat machen. Seine Ausdrucksweise und seine Gewandtheit unterstützten ihn bei seiner Selbstüberschätzung. Er sprach lebhaft, wußte Gelesenes mit seinen Erlebnissen zu verflechten, war überall dabei gewesen, wo etwas politisch Merkwürdiges geschehen war — genug, er ließ merken, daß er überall an seinem Plage sei, nur nicht in seinen jetzigen Beschäftigungen und Verhältnissen. Bei allen seinen Erzählungen zog er Eugenie geflistentlich mit ins Gespräch und seine allgemeine Artigkeit ging nach und nach in jene Höflichkeit über, die an Courtoisie streift. Seine Phrasen wurden immer zierlicher und seine Ausdrücke immer bezüglicher, zärtlicher und huldiger.

Eugenie kümmerte sich nicht darum. Sie fühlte sich durch die ehrbare Gesellschaft im Wagen gesichert, antwortete einsilbig nur auf das, was direct zu ihr gesagt wurde und sah aufmerksam durch die angelaufenen Glascheiben, um die Veränderung des Wetters zu erspähen. Es schneite noch immer. Ihr schien es als falle der Schnee dichter als zuvor. Die Post fuhr langsamer. Eugenie dachte etwas bellommen an die Warnung der alten Dame, die eine Winterreise in diese Gebirgsgegend sehr wäglich gefunden hatte.

„Es scheint, wir bleiben im Schnee stecken!“ rief der alte hagere Herr, welcher neben Eugenie saß. Dieser Ausruf alarmirte sämmtliche Passagiere. Selbst der stumme Herr bog seinen Kopf vor, um nachzusehen, wie es draußen stehe.

„Run — ängstigen Sie sich nicht, Fräulein,“ meinte der Herr ihr gegenüber. „Wir sind nahe vor Mhausen.“

„Ich muß aber nach Hberg,“ sagte Eugenie leise und betrübt, indem sie das Fenster niederließ und in den wilden Schneegraus hinausschaute.

„Seien Sie unbesorgt, mein Fräulein — ich halte

es für meine Pflicht, Sie bis Hberg. zu begleiten!" rief der junge Herr.

Ein Schauer überlief Eugenie. Sie, mit diesem unzuverlässigen Manne allein in der Nacht, dem Zufalle überantwortet in der Wildniß stecken zu bleiben?

Gerade mit diesem Manne, dessen Liebenswürdigkeit sich von Minute zu Minute dermaßen gesteigert, daß ihr Zartgefühl sich davon zurückgeschreckt gefühlt und sie schon mit Ernst und Würde seine zudringlichen Artigkeiten erwidert hatte? Wer stand dafür, daß seine übelangebrachten Huldigungen sich nicht ungebührlich ausdehnen würden? Sie überlegte, was von ihrer Seite geschehen könne, um dieser Aussicht zu entgehen. In Mhausen. bleiben? Dann mußte sie den ganzen Tag dort verweilen, um erst in der nächsten Nacht unter denselben Befürchtungen ihre Reise weiter fortsetzen zu können. Die Post machte nur einmal des Tages die Tour von der Eisenbahn nach Hberg.

Der Himmel gab ihr einen guten Gedanken ein, als sich fast plötzlich die Unterhaltung auf den furchtbaren Schneefall im Jahre 1837 wendete, wo im April dieser ganze Landesstrich gleichsam verschüttet gelegen.

„Ja, ja — ich erinnere mich!“ warf Eugenie gelassen hin. Ihr Plan schwankte noch, indem sie mit diesen Worten auf eine Bahn trat, die zu einer Vorstellung führte, welche ihr Abhilfe aller drohenden Unannehmlichkeiten versprach. Freilich mußte sie dabei auf die Discretion der Herren rechnen, die schon länger mit ihr gefahren waren und sie unverfleiht gesehen hatten. Aber sie glaubte dies wagen zu dürfen. Wenigstens von den beiden sprechlustigen Passagieren, deren Mienen schon längst einen leichten Spott über den jungen Gefährten verrathen hatten, erwartete sie fast mit Bestimmtheit eine Billigung ihres Verfahrens, das sie einzuschlagen Willens war. Was der ernste und schweigsame Reisegefährte davon denken würde, blieb fraglich. Doch war von ihm keine Einrede zu befürchten, da er außer einzelnen Bejahungen oder Verneinungen nichts von sich hören ließ.

„Ja, „ich erinnere mich!“ wiederholte Eugenie nochmals mit bestimmtem Tone.

„Sie erinnern sich, mein Fräulein,“ wendete der junge Herr, etwas näher rückend, ein. „Das klingt, als hätten Sie dieser Schneeverfüllung selbst beige-wohnt.“

„Ganz recht, mein Herr!“ erwiderte Eugenie kühn.

Der junge Mann lachte sehr angenehm.

„Wie alt waren Sie denn damals?“ fragte er.

„Eine indiscrete Frage, mein Herr!“ antwortete Eugenie kalt und abweisend.

„Nur einem gewissen Alter, aber nicht der Jugend und Schönheit gegenüber indiscret,“ meinte der Herr, indem er seine goldne Brille zurecht rückte und scharf

auf die Falten des schwarzen Schleiers blickte, der Eugeniens Gesicht bis zur Unkenntlichkeit verbarg. Er ließ dabei wieder jenes leise, zuversichtliche Lachen hören, das von der Unschlbarkeit seiner Meinung zeugte.

„Diese Ansicht müssen Sie selbst vertreten, mein Herr, denn der Begriff von Jugend und Schönheit ist unbestimmt,“ war Eugeniens kaltblütige Antwort. „Würden Sie zum Beispiel eine Dame alt nennen, die im Jahre 1837, bei dem unerhörten Schneefalle, zehn Jahr alt war?“

Der junge Mann zog sich etwas zurück. Seine Kunstfertigkeit im Rechnen hatte ihn im Nu belehrt, daß eine Dame, die anno 37 zehn Jahre alt gewesen, im Jahr 1862 die Blüthe der Jugend längst hinter sich hatte. Auf seinem wohlgebildeten, glatten und freundlichen Gesichte thürmten sich einige Wolken der Bedenlichkeit auf und ein Spottlächeln zuckte hin und wieder über seine Züge, wie das Wetterleuchten eines ausbrechenden Sturmes. Seine Blicke flogen Einverständnis suchend von einem Reisegefährten zum andern, als er aber überall nur ehrbaren Mienen und achtungsvoller Freundlichkeit begegnete, da erkannte er, daß er allein in Ungewißheit über das Alter seiner Reisegefährtin gewesen war. Aergerlich rückte er sich in seine Ecke zurück und fuhr gleichzeitig mit der Hand in seine Brusttasche, um sein Cigarrenetui herauszuholen.

„Lassen Sie stecken,“ sagte sein wortfarger Nachbar mit entschiedenem Blick und Ton.

Der junge Mann lachte etwas höhnisch und plagte im Aerger mit der Sottuse heraus:

„O, alte Fräulein conserviren sich im Tabaksrauch!“

Er steckte dessenungeachtet sein Etui wieder ein und schwieg fortan, als hätte er nie sprechen gelernt. Er gab sich den Schein, als schliefe er nach seiner verunglückten Huldigung in ungestörtem Herzensfrieden. Die übrigen Passagiere aber plauderten zwanglos fort. Eugenie hatte mit einem einzigen Blick das Einverständnis Aller erlauscht. Selbst über die starren, unbeweglichen Gesichtszüge des stummen Reisegefährten war der Schimmer eines Lächelns geflogen, als Eugenie durch ihre schlaue Frage den zärtlichen Artigkeiten des jungen Herrn ein Ende gemacht hatte. Daß sich seine Höflichkeit so überaus schnell gelegt und sogar in Grobheit übergegangen war, bekundete hinlänglich, weiß Geistes Kind dieser Cavalier sei. Getröstet und ihrer Sorglosigkeit ganz zurückgegeben fuhr das junge Mädchen beim Posthause in Mhausen. vor, das mit einer anständigen Erleuchtung versehen war. Im hellen, glänzenden Lichte der Posthalle hielt der Wagen und der junge Herr machte seinem Schläfe hier so bezeichnend gefaßt ein Ende, daß man merkte, er habe sich nur schlafend ge-

stellt. Rasch erhob er sich und wendete sich mit unverkennbarem Spotte an Eugenie.

„Der Schnee fällt so dicht, daß Sie wahrscheinlich das Glück haben werden, sich mit Hilfe Ihrer Phantasie nach Sibirien versetzt zu glauben, mein gnädiges Fräulein.“

Eugenie warf in einer Anwandlung von muthwilliger Uebereilung den Schleier zurück, so daß der volle, verklärende Lichtschein in ihr hübsches, edelgeformtes Gesicht fiel und erwiderte:

„O, wenn ich dabei nichts von Wölfen zu fürchten habe, wird mich das nicht kümmern, mein Herr. Schlafen Sie ferner recht wohl!“

Die Herren im Wagen lachten schadenfroh, nur der stumme Passagier runzelte die Stirn und warf einen besorgten Blick auf den jungen Mann, der, wie vom Blitze getroffen, in das reizende Gesicht Eugeniens blickte und dann mit einem exaltirten Ausrufe aus dem Wagen sprang, um sogleich spurlos zu verschwinden.

Eugenie blieb allein im Postwagen sitzen. Auch der wortarme Reisende hatte hier das Ziel seiner Reise erreicht. Ein Bursche empfing von ihm die Anweisung, sein Gepäck nach der Stadt Rom zu tragen — er selbst blieb aber, fest in seine Wildschur gewickelt, zaudernd stehen und schaute in die stockdunkle, vom wilden Schneetreiben schauerlich belebte Nacht hinaus.

Eugenie stieg gar nicht aus, ließ sich nur vom Kellner eine Tasse heiße Brühe und ein Stück warmen Braten serviren und verzehrte dies wohlgenuth im Wagen.

Dabei machte sie allerhand schelmische Randglossen über die Wunderlichkeit des Mannes, der mit ihr den ganzen Tag zusammengereist war, ohne auch nur einen Gruß an sie zu richten. Jetzt stand dieser sonderbare Mann da wie ein steinerner Gast und blickte still und unverdrossen vor sich hin. Was sollte das bedeuten? Wartete er auf Jemand? Wollte er wieder mitreisen?

Die Pferde waren endlich gewechselt. Der Postillon gab das Zeichen zur Abfahrt.

Ein Herr schritt eiligst dem Postgebäude zu. Ihm folgte eine junge und eine alte Dame. Es war Eugeniens neue Reisegefellschaft.

„Fahren Sie auch nach Hberg?“ fragte Eugenie lebhaft bewegt mit recht freudigem Tone die Damen. Die Antwort lautete bejahend und der Dialekt zeigte, daß es Landeslinder aus der Gegend waren.

In demselben Moment, wo diese Antwort zu dem wartenden Passagier in der offenen Posthalle drang, wendete er sich und schritt rasch die Straße hinab nach dem Gasthose, der nicht weit davon seine einladenden Gasflammen ihm entgegenleuchtete. Im Begriffe, die breite Treppenstufe daselbst zu betreten, ertönte das Bei-

chen der Abfahrt und die Post rasselte schwerfällig ihm nach. Er blieb stehen. Das helle Gaslicht strömte seinen Glanz selbst durch den dichten Schneeschleier und erhellte den ganzen Raum. Magnetisch angezogen heftete der ernste Mann sein Auge fest auf das Wagenfenster — es war noch nicht wieder ausgezogen und Eugeniens liebliches Gesicht lehnte sich heraus.

„Gute Nacht! Glückliche Reise!“ sprach der Mann mit sanftem, ruhigem Tone.

Ueberrascht blickte Eugenie ihn an. Ein frohes, liebes Lächeln verklärte ihr ganzes Gesicht.

„Leben Sie wohl — leben Sie recht wohl!“ erwiderte sie, innig bewegt von dem unerwarteten Ausdruck eines leichten Interesse. Fort rollte der Wagen. Der Mann sah ihm nach, so lange er ihn sehen konnte und trat dann rasch in das Vestibül des Gasthauses.

Ein Kellner stürzte ihm entgegen.

„Mein Gepäck angekommen?“ fragte er kurz.

„Ja wohl, mein Herr Görting!“ war die devote Antwort.

„Geben Sie mir ein warmes Abendbrot, aber auf meinem Zimmer. Apropos — hat dies Schneegestöber Gefahr für den Weg nach Hberg?“

„O nein, Herr Görting! Morgen Nacht, wenn es so fortschneite, eher. Dann hat sich der Hohlweg gefüllt. Der Schnee war rein weggethaut — die Chaussee ganz blank. Wollen Sie morgen nach Hberg.“

„Nein — nein! Ich habe nichts in Hberg. zu suchen!“ sagte der Herr kurz abbrechend.

Er stieg wie ein alter Bekannter die Treppe hinauf und öffnete oben die erste Thür. Ein schönes, behaglich erwärmtes Zimmer umsing ihn. Er schien erwartet zu sein. Der Kellner schob die Gasflamme etwas höher. Während dessen warf Herr Paul Görting seinen schweren Pelzrock ab und zeigte sich nun als ein junger, kräftig gebauter Mann, dem seine Gestalt eine angeborne Würde verlieh. Ein kurz gehaltener Schnurrbart gab seinem Gesichte etwas Martialisches und die Ruhe und Gemessenheit seines Wesens ließ ihn im ersten Momente älter erscheinen. Hier in einem Raume, wo er bekannt war, schien er ordentlich aufzuthauen. Er schritt rasch mehrmals im Zimmer auf und ab, rieb sich die Hände und sagte schwach lächelnd:

„Ein schöner Frühlingsanfang, Kellner!“

Dieser bejahte ebenfalls lächelnd die Bemerkung mit respectvoller Beugung seines Oberkörpers und machte Miene das Zimmer zu verlassen.

„Ich erwarte morgen mehrere meiner Agenten hier“ — sagte da schnell der Herr.

„Einer ist schon hier,“ erwiderte der Kellner. „Herr Tiefen aus Wien.“

Herr Görting stuzte und blieb stehen.

„Wie? Doch nicht ein junger, corpulenter Herr

mit einer goldenen Brille? Wirklich? — Gehen Sie zu ihm! — Ich ließe bitten — nur auf einen Augenblick!"

Der Kellner sprang fort. Gleich darauf öffnete sich die Thür wieder und die beiden Reisegefährten, die sich mehrere Stunden gegenüber gegessen hatten, standen jetzt vor einander.

Herr Tiefen verbeugte sich so äußerst artig, daß das gegenseitige Verhältniß sogleich dadurch erklärt wurde. Herr Görtingk neigte nur stumm den Kopf. In seinem Mienspiele stand ein gewisses Mißtrauen oben an, ihm gefellte sich aber auch Mißfallen zu, als er die geschmeidige Höflichkeit dieses Mannes betrachtete.

"Wir kennen uns schon, Herr Tiefen," begann Görtingk etwas herben Tones.

"Ich bedaure, daß ich nicht gewußt, mit wem ich die Ehre hatte zu fahren!" entgegnete der junge Mann sehr devot.

"Glaub' es Ihnen! Ihr Benehmen war nicht darnach, mir Vertrauen einzulösen!"

"O — ein Reiseamusement, weiter nichts."

"Das die junge Dame vortrefflich abschloß! Wissen Sie, daß ich den Verdacht festgehalten, Sie würden nach Erkennung der Wahrheit den Versuch machen, Ihre Erberungspläne auf dem Wege nach Hberg. fortzusetzen?"

Herr Tiefen lächelte geschmeichelt.

"Es hätte sich der Mühe schon verlohnt," meinte er mit dem Wesen männlicher Koletterie.

"Hoffentlich wäre Ihre Mühe nicht belohnt! Dergleichen leichtfertige Lebensanschauungen beeinträchtigen mein Vertrauen, Herr Tiefen, noch dazu Sie als verheiratheter Mann eher die Verpflichtung gehabt hätten, eine Dame gegen dergleichen Fährheiten zu schützen."

Herr Tiefen drückte durch eine scheinheilige Miene seine innere Reue aus, sagte jedoch sehr beeilt:

"Ich hatte Gründe nach Hberg. zu reisen, Herr Görtingk! Ich habe bedeutende Geschäfte mit der Fabrik Bill angebahnt, stoße aber auf ein Widerstreben des zeitigen Procuristen, Herrn Wittmeiers. Ich würde jedenfalls von hier aus nach Hberg. gefahren sein. Ob nun gleich und zum Schutz einer Dame —"

Görtingk machte eine heftige Geberde, daß er schweigen solle. Er blieb vor Tiefen stehen und fragte:

"Wittmeier, sagen Sie, Wittmeier? Wir hatten früherhin einen Waldemar Wittmeier im Comptoir — gehört dieser Wittmeier zu ihm? Es waren mehrere Brüder?"

"Es wird derselbe sein, der in Ihrem Geschäft gearbeitet hat, denn er heißt Waldemar."

"Derselbe kann es nicht sein. Waldemar Wittmeier ist todt. Er ist vor ungefähr sechs Jahren in Amerika gestorben."

"Bitt' um Entschuldigung — der Verstorbene hieß

William Wittmeier," behauptete Tiefen, welcher froh war, daß das Gespräch eine andere Wendung nahm.

Herr Paul Görtingk hob seinen Kopf sehr hoch empor und seine Mienen erstarrten förmlich zu Eis.

"Wissen Sie das gewiß, mein Herr Tiefen?" fragte er herrlich auffahrend.

"Ich kann einen Eid darauf leisten!" betheuerte Tiefen, erschrocken zurücktretend. "Waldemar Wittmeier lebt seit mehreren Jahren in Hberg. und hat sich, wie ich neulich hörte, mit einem schönen und reichen Mädchen verheirathet."

Paul Görtingk schritt heftig von ihm fort und murmelte:

"Also — ein neuer Schurkenstreich!"

3.

Ein neues Leben war in Theresia entglommen, eine Regsamkeit des Geistes in ihr geweckt, die man nie in diesem stillen, zum demüthigen Gehorsam erzogenen Wesen gesucht hätte. Die Blüthe des Frohsinns, welche unter dem Druck ihrer Verhältnisse erstarrt gelegen, erschloß sich mit jedem Tage, der sie dem Wiedersehen ihrer Schwester Eugenie näher brachte, immer schöner und glänzender.

Waldemar beobachtete sie mit Erstaunen. Sie gefiel ihm in dieser Geistesenthüllung. Es regte seine stille Liebe mächtig an und es entwickelte sich in ihm mit dieser gesteigerten Neigung zugleich eine Kraft zum Handeln, die ihm bis dahin gefehlt hatte. Er selbst war von Natur geistig befähigt und geistig belebt, aber sein Geist erschien matt und erschöpft von einem Drucke, der auf seiner Seele lastete. Nur zaghaft, nur schüchtern schritt er in seinem Lebensgange vorwärts. Darum hatte er der alten herrschsüchtigen Großmama so sehr gefallen, darum hatte sie seine Bewerbung um die reizende Enkelin sichtlich begünstigt. Sie glaubte in ihm einen Mann gefunden zu haben, der ihr willig und gern die Hand lassen werde, auch wenn diese Hand ihn gestraft.

Während der wenigen Tage, wo Eugenie erwartet wurde, änderte sich nichts im Hause. Sara, dies böse Princip der Kriegsräthin, horchte beständig an der Thür Theresias und konnte sich gar nicht genug wundern über die Heiterkeit, womit die junge Mutter ihrem Hänschen immerfort vorplauderte, daß die Tante Eugenie käme.

"Was sie nur dem dummen Kinde das erzählt," sprach sie brummend.

Ah, die alte hartherzige Person wußte ja nicht, wie es in einem übervollen Herzen ausfließt. Theresia hätte es den vier Wänden erzählt, daß Eugenie käme, wenn sie ihr Kind nicht gehabt hätte. Sie mußte es aussprechen, damit die Freude darüber nicht ihr Herz sprengte.

Einmal fragte Waldemar betrübt: „ob sie denn ihre Schwester so über Alles lieb habe.“

„Ueber Alles,“ antwortete Theresia jubelnd. „In Eugenie liebe ich meine Kindheit, meine Erinnerung an den Vater, an die Mutter, an alle Kinderfreunden — o Waldemar —“ sie hielt plötzlich erschrocken inne, denn sein Gesicht veränderte sich. „Dich liebe ich mehr noch, als Eugenie,“ fügte sie leise hinzu. „Und meinen Knaben auch.“

Er zog sie näher an sich heran und sah ihr bittend ins Auge.

„Es wäre ja auch eine Untreue gegen mich, wolltest Du die Schwester mir vorziehen. Sieh, Theresia, ich bin eifersüchtig auf Deine Schwester und diese Eifersucht hat mir erst enthüllt, wie innig mein Herz an Dir hängt.“

„Eifersüchtig?“ wiederholte Theresia mit schelmischem Lächeln. „Auf meine Schwester bist Du eifersüchtig?“

„Ja, Liebchen! Eifersucht ist nichts als der Reiz der Liebe, die Empörung des Herzens über die Wandelbarkeit desjenigen Herzens, das uns gehört — Eifersucht ist aber auch der Schmerz der Liebe und nur der, welcher nicht mehr liebt, ist auch nicht mehr eifersüchtig!“

Theresia schmiegte sich fester an Waldemar.

„Ich weiß nun schon, was Du Eifersucht nennst,“ flüsterte sie. „Ich habe sie auch empfunden und im tiefsten Innern meines Herzens vor Furcht gezittert, daß Du Dein Kind mehr lieben könntest als mich. Danach wäre also Eifersucht immer ein Beweis von Liebe?“ fragte sie unschuldig. „Dann freu' ich mich Deiner Eifersucht auf meine Schwester!“

Dies Verständniß ihres eigenen Gefühles verdankte Theresia ihrer neuen Seelenstimmung. Bis dahin in dem dumpfen Bewußtsein verharrend, daß sie als Waldemars Frau doch ihre peinliche Abhängigkeit von der alten Großmama mit einem etwas freieren Leben vertauscht habe und schon deswegen glücklich zu nennen sei, war ihr die Wichtigkeit ihres Bündnisses mit Waldemar und die heilige Grundlage desselben durchaus nicht beachtungswerth erschienen. Sie wußte, wie schon gesagt, eigentlich nicht, ob und warum sie Waldemar lieb habe. Der Schlummer ihrer Seele hob sich unter der belebenden Freude und sie fühlte jetzt, daß sie durch des Vaters Liebe glücklich sei.

Waldemars Stimmung änderte sich auch unter der Erwartung dieses Besuches, der ihm zuerst höchst unangenehm war. Es entspann sich eine Hoffnung in ihm — eine Hoffnung auf Erlösung! Er hatte diese auf die Erbschaft verlagert gehabt, die ihm einstmal durch den Tod der sehr alten, aber noch weltlich eiteln und rüstigen Kriegsärthin zufallen mußte. Der Zeitpunkt zur Erlösung von einer drückenden, ihn gleichsam schän-

den Schuld rückte ihm näher, wenn er ein kleines Kapital erhalten konnte.

Er verhehlte sich nicht, daß es Schwierigkeiten haben werde, die Erlangung dieses Kapitals heimlich zu bewerkstelligen. Seine Theresia war noch nicht mündig. Aber Eugenie hatte ihre Volljährigkeit erreicht. Bei diesem Gedanken blieben seine Pläne stehen. Er mußte Eugenie erst persönlich kennen lernen, um weiter zu operiren. —

Es schneite seit dem Einbruche der Nacht. Theresia blickte seufzend durchs Fenster.

„Wenn Eugenie in diesem schrecklich dunkeln Wetter unterwegs wäre,“ sagte sie betrübt.

Als sie am nächsten Morgen wieder aufstand, schneite es noch.

„Es wird Winter statt Frühling,“ sagte sie noch betrübt.

Da rauschte es an der Thür. Es kam ein Mann mit einem großen Koffer vor dem Fenster vorüber — Theresia schrie laut auf vor Entzücken — ihre Schwester war da — fest hielten sie sich umschlungen und weinten. Waldemar wurde mit hineingezogen in die erste Umarmung. Es war ja ein Bruder für Eugenie! Was fragte sie danach wie er ausseh. Theresia, der Knabe und Waldemar gehörten zusammen und ihr Herz umfing sie mit gleicher Liebe und Lust.

Erst als Sara den grauen Kopf zwischen die Thür steckte und im Namen ihrer Herrin fragte, ob das Fräulein gekommen sei und was es bedeute, daß sie nicht zu ihr zuerst guten Tag sage, da sie Gebieterin im Reiche sei, erst da genasen die drei glücklichen Menschen von ihrem Freudenrausche. Theresia machte demüthige Entschuldigungen. Eugenie sah sie groß an.

„Meinen Empfehl an die Frau Großmama und wenn ich mich gehörig von der Reise erholt und Toilette gemacht hätte, so würde ich die Ehre haben ihr aufzuwarten!“ bestellte sie lachend in sehr muthigem Tone. Waldemar lächelte. Theresia faltete die Hände und Sara schlug die Hände über den Kopf zusammen.

„Das soll ich der gnädigen Frau Kriegsärthin bestellen?“ fragte sie in leifendem Tone.

„Ja!“ antwortete Eugenie sehr freundlich und wendete sich ihrer Schwester zu.

Diese war leichenblaß geworden. Sie ging auf Sara zu und flüsterte:

„Bitte, liebe Sara — sagt das der Großmama nicht! Komm, wir gehen hinauf zu ihr.“

„Gut, auch das!“ entschied Eugenie, die längst eine leise Ahnung von der Unterdrückung Theresias gehabt hatte und sie jetzt auf erschreckende Weise bestätigt fand. „Komm, meine Schwester — ich habe Kraft genug für Dich und mich, wenn Dein Mann sonst zu uns hält!“

Sie warf einen scharfen Blick auf ihn. Ihrem Auge begegnete ein unsicherer, schüchternes Blick.

„Erzürnen sie die alte Dame nicht,“ bat er.

Eugenie hob den Kopf fester empor, denn sie fühlte, daß sie hier unter Schwächlingen allein stehen werde.

Sara war vorausgegangen, um die Schwestern zu melden. Der Gesichtsausdruck der alten Dame zeigte hinlänglich, daß sie Alles ausgerichtet hatte, was ihr bestellt worden war, obwohl Theresa den Austrag zu widerrufen eilte. Mit hämischem Lachen glitt sie an den jungen Damen vorüber und verließ das Zimmer.

Eugeniens ernster Blick wurde zum Verräther ihrer Ansicht, daß Sara oder Theresa das Haus verlassen müsse, wenn Friede zwischen dem jungen Ehepaar bleiben sollte.

Ruhig ging sie darauf ihrer Großmutter entgegen, die in einem lächerlich pomphaften Morgenanzuge auf dem Sopha thront. Eine große mit Spitzen überladene Morgenhaube umrahmte das alte strenge Gesicht, in dem weder Blut noch Leben war und ein schwarzseidener Paletot umhüllte ein schneeweißes Morgenkleid mit Falbeln besetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

In dem Dorfe Lindenau bei Leipzig liegt eine kleine Villa, in welcher die schönsten und edelsten kleinen Hündchen in Deutschland gezogen werden. Es sind das echte spanische Seidenspiße. Der Stammvater war auf Cuba geboren, die Mutter ebenfalls eine Spanierin. Ein Herr aus Hannover hat der Besitzerin für diesen schönen Hund 500 Thlr. geboten, doch ist ihr derselbe um keinen Preis feil. Jetzt hat diese Familie auf das glänzendste sich verzweigt und werden wir gewiß Gelegenheit haben in der nächsten Hundeaussstellung einige Exemplare dieser schönen Thiere zu sehen. —

(F.) Es ist die schlimme Jahreszeit gekommen, die eigentlich nicht mehr zum Winter gehört und die doch auch noch nicht Frühling ist. Wir können darum auch nicht mehr von Wintertoiletten sprechen, deren man überdrüssig ist und die man nicht mehr bedarf; der Carnival ist vorüber, die Bälle ruhen und die Leserinnen, wenn sie die Modenzeitung aufschlagen, glauben bereits Angaben von Frühlingsneuigkeiten zu finden. Aber diese können wir leider noch nicht geben, denn die Zeit der Ernte ist noch nicht gekommen. So sprechen wir vorläufig von Anzügen zur Halbsaison, die auch gar hübsch sind.

Wir erwähnen zuerst ein Kleid von violetttem moirirtem Taffet, unten auf dem Rocke einfach mit drei Reihen Gekräusel (chicorées) in Quirlandenform garnirt;

zwischen den einzelnen Reihen befand sich schwarze Guipure; die ganze runde Taille war mit Spitzen und Ruchern garnirt; die Ärmel waren lang und eng, am Handgelenk offen und mit Spitzen besetzt. Ein zweites Kleid war von myrtengrünem Taffet, das unten auf dem Rocke einen gefältelten Volant hatte, über welchem sich ein Auspuß von Sammet in Lanzenspitzenform in derselben Farbe wie der Taffet befand. Das sehr hohe Schneppenleibchen war ebenfalls mit Sammet ausgeputzt und zwar durch einen Gürtel und Tragbänder. Die Achselnaht begleitete ein schmaler gerucheter Volant.

Auch Kleider von Pekintaffet sahen wir, welche Sammetstreifen in absteigender Farbe hatten. Die Garnirungen mit Franzen sind so modisch, daß wir glauben, sie werden auch im nächsten Frühlinge viel getragen werden.

Neu waren ferner erstens die Maintenon-Coiffüre, eine Art Kapuze von schwarzen oder weißen Spitzen, die vorn auf der Stirn einen kleinen Büschel Rosen hat und deren lange Bänder auf der Brust ebenfalls durch einen Strauß Rosen gehalten werden; zweitens Chevreuse-Coiffüre, die aus Spitzen, Blumen und einer Perlenchnur besteht, während eine Sammetrolle diesen leichten und graziösen Bau hält.

Die schreiend bunten Stoffe scheint man aufgeben zu wollen und zu ihnen gehört auch das Schottische. In sehr großer Gunst steht das dunkle Veilchenblau und das Grün.

Die Mode zeigt bekanntlich offenbar ein Streben, sich jener des achtzehnten Jahrhunderts zu nähern. Schon daraus kann man abnehmen, daß man keineswegs gesonnen ist die Crinoline aufzugeben, gegen welche Jedermann spricht und die sich Allen zum Trotz erhält. Die Kleider werden folglich weit und lang bleiben und die Ueberwürfe von gleichem Stoffe dürften auch wieder in Gunst kommen, also namentlich kleine Paletots und Casagues. Die Volants dürften von dem Repertoire der Eleganz nächstens ganz ausgeschlossen werden, während die Garnirungen immer reich bleiben. Man wird demnach Ruchern, Gefältel, Spitzen und Posament sehen, auch wohl Alles zusammen, denn man begnügt sich bereits nicht mehr mit einer einzigen Art Auspuß auf einem Kleide; es müssen mehrere sein, was freilich eher schwer als elegant aussieht.

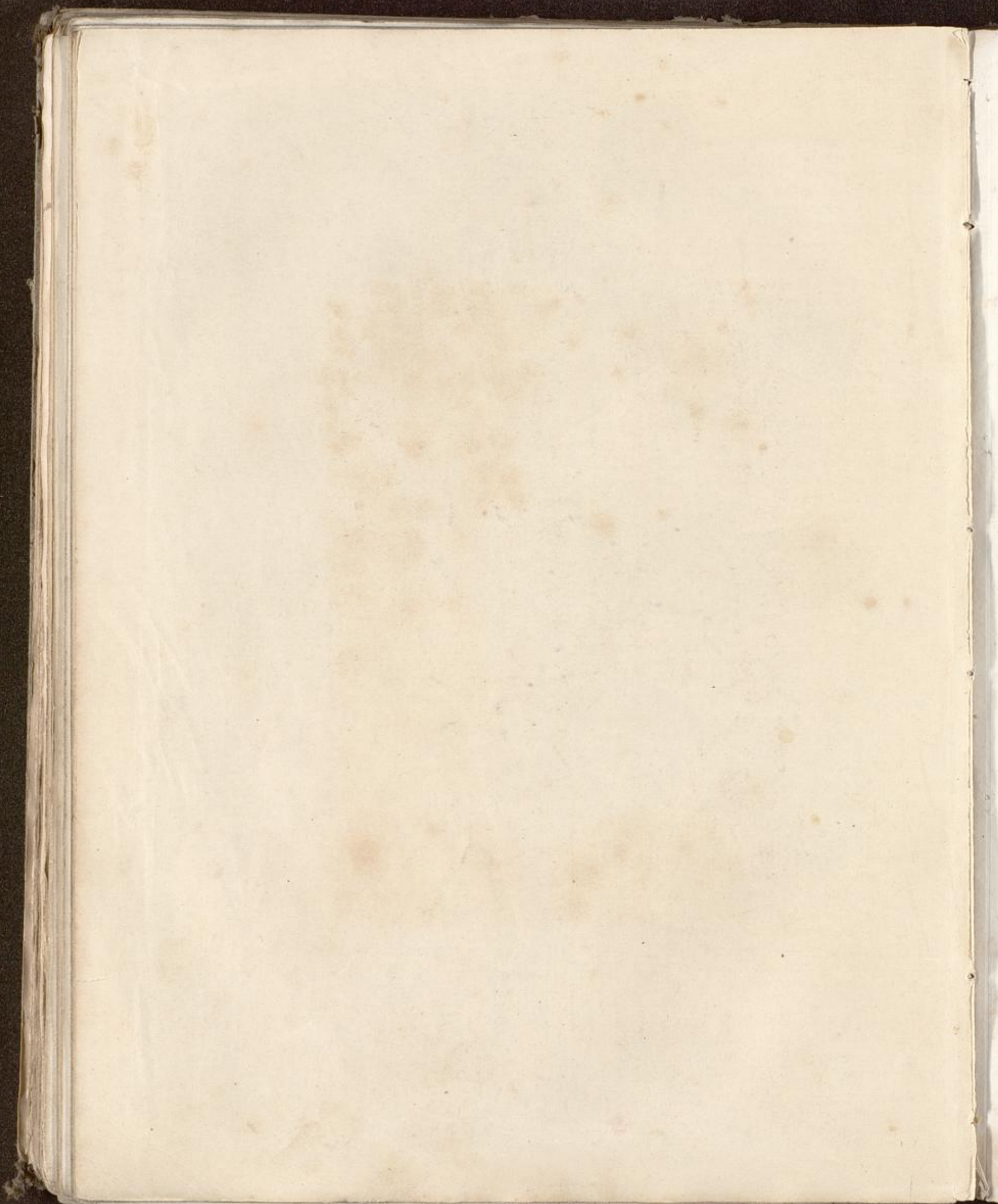
Die Zäckchen werden bleiben wie auch die Fichus, aber die letztern für größeren Putz, während das Zäckchen, je nach seinem Schnitt für jedes Alter und für jeden Wuchs paßt. Es ist jedenfalls eine der besten Schöpfungen in der modernen Tracht und deshalb wird es lange in Gunst bleiben.

Die runden Hüte werden, wie diejenigen sagen, welche etwas von den kommenden neuen Moden wissen wollen, wo möglich noch beliebter und zahlreicher werden



ALLGEMEINE MODENZETTUNG

N^o 10. 1864



als bisher. Wir wünschen es, denn sie haben unbestritten viele Vorzüge, obgleich wir nicht glauben, daß sie die andern Hüte in der Stadt ganz verdrängen werden.

Diese „andern“ Hüte zeigen offenbar ein Bestreben kleiner zu werden und die Marie-Stuart-Form fängt an, sich hier und da, wenn auch noch gleichsam schwächern, zu zeigen.

Doch sprechen wir nicht viel von der Zukunft und lehren wir zu dem zurück, was bereits ist.

Neben den mit Auspuß überladenen Kleidern sieht man andere ohne allen Auspuß. So bemerkten wir ein sehr schönes Kleid von schwarzem Moire, das auf dem Rocke ganz und gar keinen Auspuß hatte; nur das Postillonleibchen war, wie die engen Ärmel, mit reichem Posament besetzt. Die Dame trug dazu einen Hut von gestepptem weißem Atlas, eine Franse von weißem Schmelz auf dem Barte und darüber wie darunter einen Zweig rother Ähren; auch am Rande des Schirmes eine Schmelzfranse. Den Anzug vervollständigte ein langer Cashmirshawl.

Ueberhaupt bemerkt man bei den elegantesten Damen weiße, ganz weiße Hüte.

Ein anderes sehr hübsches Kleid war von pensée Atlas mit einem Gefältel ganz unten auf dem Rocke und darüber fielen nicht ganz schmale Sammetstreifen, die in Zaden aufgenäht waren, welche in einander griffen, während an den Spitzen der Zaden Posamentagrafen angebracht waren. Dazu eine Casaque (lange Jacke) von schwarzem Sammet mit einer schmalen Pelzrolle und Hut von weißem Atlas mit Federn und Illusionstülle.

Die Kleider zur Halbsaison werden fast alle von Foulard sein und zwar in unbestimmten Farben.

Modenblatt № 10.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Neuer Kopspuß mit gelbem glattem Atlasband am Chignon, so wie einem Puß von gelbem Tulle und schwarzen Spitzen ganz vorn in der Mitte der Stirn; Kleid von Pompadour-Taffet mit rundem ausgeschnittenem Leibchen, das eine Draperie von gelbem Tulle nebst einer Taffetschleife gleicher Farbe auf den Achseln trägt; ganz kurze weiße Puffärmel; auf dem weiten Rocke, auf jeder Naht, ein breiter gelber Atlasstreifen, der vom Gürtel an bis an den Saum hinunterläuft; weiße Glacéhandschuhe; Schuhe.

2. Haarpuß in Locken mit einem rothen Schmetterling vorn in der Mitte der Stirn, einer großen weißen Feder an der linken Seite und einer zweiten eben solchen Feder, wo der Chignon tief in den Nacken fällt; Kleid von rothem Sammet ohne Auspuß auf dem Rocke; Gürtelleibchen mit Schneppe vorn nach oben und unten und mit Schneppe hinten nur nach unten; weißes Muslinleibchen und eben solche kurze Ärmel; ein Tragband von rothem Sammet, mit Besatz von ganz schmalen Spitzen von der rechten Achsel nach dem Gürtelleibchen, während sich an der linken Achsel nur eine große Sammet schleife von schwarzen Spitzen befindet; halblange weiße Glacéhandschuhe mit Armbändern; Schuhe.

3. Kopspuß von blauen Blumen, schwarzem Sammet und schwarzen Spitzen, die hinten weit hinunterhängen; Kleid von blauer Seide mit schwarzen Tupfen, auf dem weiten Rocke mit doppeltem guirlandenartigem Besatz von Posament in der Kleidsfarbe; rundes knappes hohes Leibchen; halblange, enge Ärmel mit eben solchem Posament unten und an der Achsel; kleiner Spitzenkragen; Unterärmel mit Spitzenbesatz; Stiefelchen.

4. Hut von schwarzem Sammet mit sehr kurzem Schirme und vorn auf der Stirn zwei rothe Blumen nebst einer langen schwarzen Feder, die sich hinauf auf den Schirm legt; schwarze Bindebänder; Kleid von Seide in dem Prinzessinschnitt (Rock und Leibchen aus einem Stück), vorn herunter zugeknöpft und unten auf dem Rocke, an den Taschen und an den langen fast engen Ärmeln mit Sammet besetzt; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

5. Hut von Seide mit einer gleichfarbigen Feder hinten am Kopfe, die von einem Blumenbouquet gehalten wird; eine Blume auch vorn über der Stirn, unter dem Schirm; Kleid von braunem Taffet in dem Prinzessinschnitt, vorn herunter damenbretartig mit Sammet besetzt, wie auf den Ärmeln; kleiner Kragen; Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahlrich № 10.

Stadt und Schloß Plön.

Die Stadt Plön in Holstein liegt in angenehmer Gegend an einem See und rund um einen bewaldeten Hügel, welcher ein augustenburgisches Schloß trägt. Die Zahl der Häuser und Einwohner ist klein. Sie war in der letzten Zeit der dänischen Herrschaft dort der Sitz der sogenannten Landesregierung.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

⚡ Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Blumen und Früchte

aus dem Garten christlicher Weltanschauung und Lebensentwicklung

von

G. Fr. Daumer.

Miniatur-Ausgabe. 26 Druckbogen auf Velin-Papier elegant geh. Preis: 2 fl. 12 kr. — 1 Rthlr. 10 Sgr. — 2 fl. 40 Ntr. öst. W. Banknoten.

Der Verfasser wünscht in seiner Sammlung „Blumen und Früchte“ Etwas darzubieten, was sich der reiferen Jugend mit Nutzen in die Hände geben läßt; zugleich soll diese Sammlung sich auch zu allgemeinerer Lectüre eignen. Daß die Gedichte vorzugsweise religiösen und ethisch-didaktischen Inhaltes sind, wird von selbst in Augen springen; doch wurden auch andere Gattungen, so weit sie sich mit der hier angegebenen vertragen, nicht ausgeschlossen. Ganz besonders aber verdient eine Eigenthümlichkeit dieser Sammlung hervorgehoben zu werden, welche sie von allen denjenigen unterscheidet, die aus lauter oder fast lauter fremden und ganz unverändert, wie sie gefunden wurden, aufgenommenen Gedichten bestehen: Vieles in den „Blumen und Früchten“ ist entweder ganz neu und noch niemals im Druck erschienen, oder doch noch niemals ganz so, wie hier, dem Publikum vor Augen getreten. Wir zweifeln nicht im Mindesten daran, daß gerade diese Vorzüge der Daumer'schen Anthologie den Weg in alle höheren deutschen Lehranstalten bahnen, wie sie gewiß auch dem Bächtische jedes Freundes wahrer und auch der Form nach vollendet schöner Poesie zur Zierde gereichen wird.

Mainz 1864.

Franz Kirchheim.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beethovens Sonaten für das Pianoforte.

Nr. 1—38.

Vollständige, überall berechnigte Ausgabe.

In drei brochirten Bänden, Preis 15 Thlr.

In drei eleganten Sarsonethänden, Preis 16 Thlr. 15 Ngr.

Diese Ausgabe der Beethoven'schen Sonaten wird sich durch ihren Inhalt wie durch ihr Aeusseres Jedermann, besonders aber Allen, welche auf die ächte Gestalt und die Vollständigkeit der Werke des grossen Meisters Gewicht legen, vor andern empfehlen.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

New Mercantile Correspondence

embracing in a systematic Manner, all the principal transactions, viz. Banking business, purchasing and selling of Goods, commission business, insurances, avarages, and a great variety of other Matters connected with Commerce. To which is added an appendix containing an English German and German English Mercantile Terminology, and a collection of forms indispensable to the man of business. By Dr. F. E. Feller, Director of the public Commercial Academy of Gotha. 2d. revised. Edition. gr. 8. br. Preis 1 Thlr.

Im Verlage des Unterzeichneten sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Comte von Martigny. Erzählung. Nach dem Französischen des Elie Berthet frei bearbeitet von H. von Veltheim. 8. 31 Druckbogen elegant gebestet. Preis: 2 fl. 12 kr. rh. — 1 Rthlr. 10 Sgr. — 2 fl. 40 Ntr. öst. W. Banknoten.

Die Schuldgenossen. Eine Novelle. Nach dem Französischen des C. Rignon frei bearbeitet von H. von Veltheim. 8. 14 Druckbogen eleg. gebestet. Preis: 1 fl. 12 kr. rh. — 20 Sgr. — 1 fl. 20 Ntr. öst. W. Banknoten.

Mainz 1864.

Franz Kirchheim.

Neues Confirmanden-Geschenk.

Soeben ist erschienen:

Der Himmelsweg.

Mitgabe für christliche Jünglinge und Jungfrauen bei ihrer Confirmation.

Von

Dr. Aug. Wildenhahn,

Königl. Sächs. Kirchen- u. Regierungsrath.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit 3 Stahlstichen.

In engl. Einband mit Goldschnitt. Preis

1 Thlr. 5 Ngr.

Annaberg im Febr. 1864.

Rudolph & Dietrich.

Neue Musikalien.

Im Verlage von Fr. Kistner in Leipzig erschienen soeben:

Hiller, Ferd. Op. 105. Quartett Nr. 3 für 2 Violinen, Viola und Violoncell. Pr. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vogt, Jean. Op. 57. Marche solennelle pour Piano seul. Pr. 15 Ngr. — — pour Piano à quatre mains. Pr. 20 Ngr.

— — pour deux Pianos à 8 mains. Pr. 1 Thlr.

Voss, Charles. Op. 286 Nr. 2. „Gentillette“. Valse elegante pour Piano. Pr. 20 Ngr.

— — Op. 287 Nr. 1. Transcriptions italiennes. Nr. 1. Chansonnette du Page de l'Opéra: „Un Ballo in Maschera“ de Verdi. Pr. 15 Ngr.

Jeder Haushaltung ist zu empfehlen:

Die Kartoffelfüche.

Enthaltend 275 Kartoffel-Kochrecepte. Von Caroline Kümich. Preis nur 6 Sgr. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Glück im Sturm.

Novelle

von

Ernst Frije.

(Fortsetzung.)

Eugenie ergriff die ihr entgegengestreckte Hand, küßte sie aber nicht, sondern behielt sie nur fest und warm in ihren beiden Händen. Freimüthig wiederholte sie, daß es ihr angenehmer gewesen wäre erst später zu kommen, um ihren Anzug eines Besuches würdig einzurichten.

„Was soll das sagen, mein liebes Kind,“ sprach die Dame mit einem Herrscherblicke. „Du wirst bei mir wohnen! Hast Du nicht darauf gerechnet?“

„Nein, liebe Großmutter!“ erklärte Eugenie. „Ich besuche meine Schwester! Gefällt es mir nach einigen Wochen hier vergestalt, daß ich bleiben möchte, so miethe ich mir eine Wohnung, richte sie mir ein und lebe selbstständig!“

Theresa trat zitternd zurück. Eugenie sah sie verwundert an. Bevor sie sich dies Räthsel allein lösen konnte, beeilte sich die Großmama es zu thun.

„Theresa hat nicht das Recht in diesem Hause Verfügungen zu treffen,“ sprach sie streng.

„So?“ fragte Eugenie schnell gefaßt, mit sorgloser Miene. „Ich wußte das nicht! Wenn Du also befehlst! liebe Großmutter, so werde ich bei Dir wohnen.“

Sie betonte das Wort „befehlst“ auf eine so eigenthümliche Weise, daß die alte Dame davon frappirt wurde. Sie hatte sich noch niemals Rechenschaft über ihre Rechte und Pflichten gegen ihre Nebenmenschen abgelegt und war, wie alle rechthaberischen, herrschsüchtigen, selbstsüchtigen und anspruchsvollen Naturen von der Unfehlbarkeit ihres Verstandes so fest überzeugt, daß sie niemals nach der Meinung anderer Leute gefragt hatte. Um so wirkungsvoller traf sie das Merkmal eines indirecten Urtheiles, worin sich andere Elemente vereinigten, als Demuth und Nachgiebigkeit, Sanftmuth und Güte.

Es reizte ihren Unwillen, daß Eugenie sich dergleichen Betonungen erlaubte, deshalb wiederholte sie das anstößige Wort und fügte dann kalt hinzu: „Ja! Ich

befehle es Dir, hier oben zu wohnen, kraft meiner Stellung als Deines Vaters Mutter.“

„Schön!“ erwiderte Eugenie ganz heiter. „Dann muß ich meine Arrangements anders treffen.“ Sie rief Sara. Diese erschien weit schneller, als sie gedacht hatte. Ein Zeichen, daß sie der Thür nicht sehr fern gewesen war.

„Sara — sorgen Sie, daß meine Sachen herauf geschafft werden!“ sprach sie freundlich.

„Was — ich soll dafür sorgen?“ fragte die alte Küchenmagd mit dem Ausdrucke einer innerlichen Empörung.

„Wer denn sonst?“ fragte Eugenie lachend, ohne sich an Theresia's bittende Blicke zu kehren. „Wohin befehlst Du meinen Koffer, Großmutter?“

Die Kriegsräthin zuckte ordentlich zurück vor dem abscheulichen Worte! Sie kam etwas aus ihrer gewöhnlichen Haltung. Ein leichter Druck von Verlegenheit war in ihrer Stimme bemerkbar, als sie sagte: „Du könntest in Theresia's Zimmer wohnen. Es hat freilich keinen Ofen und ist oben im Giebel belegen —“

„Im Giebel?“ fiel Eugenie lachend ein. „Also auf dem Boden? Das wird mir freilich sehr ungewohnt vorkommen! Doch wenn Du befehlst, Großmutter, so wohne ich dort.“

„Nein — Du magst neben der Bistensstube im Cabinette wohnen,“ rief die alte Dame in einem Anfälle von Verzweiflung über Eugeniens verwünschtes „befehlst“.

„Gut. Lassen Sie also meine Sachen dorthin besorgen, Sara — den Packträger bezahle ich, den Sie dazu herbeischaffen.“ Sara schoß brummend zur Thür hinaus. Eugenie zuckte die Achseln.

„Es ist doch überall gleich,“ sagte sie bedauernd. „Alte Diensthofen sind nie willig, sie ärgern sich über jede Dienstleistung, deren sie nicht gewohnt sind.“ Sie wendete sich zu ihrer Schwester, die einigermaßen bestürzt und rathlos da stand. „Geh zu Deinem Hans, Du pflichtvergessene Mutter,“ scherzte sie, sie innig liebkosend. „Geh' und mach' kein traurig Gesichtchen — ich komme nachher hinunter zum Besuch. Ich hätte gern mein Frühstück mit Euch verzehrt, allein wir müssen uns den Befehlen unserer Großmutter als gute Enkelinnen fügen. Sogar Thränen, Theresa —“ setzte sie weich und zärtlich hinzu, indem sie die junge Frau mit der einen Hand

umschlang und die andere unter das Kinn derselben legte, um es zu stützen. „Klagen diese Thränen mich an? Um Gotteswillen nicht, denn die Thränen armer Waisen trägt ein Engel vor Gottes Thron, um sie dort dem Todesengel zu übergeben. Jede Thräne armer Waisen wird in der harten Hand des grimmigen Sensemannes dann ein Stein, den er auf die Brust desjenigen wirft, der Schuld an dieser Thräne war. Daran denke, wenn Du über meinen Abfall von Dir weinen möchtest — es ist überhaupt immer ersprießlich an sein Sterbestündchen zu denken, Theresa.“

Die alte Dame war leichenblaß geworden, aber sie bezwang den Schauer plötzlicher Todesfurcht und rief befehlend: „Ich dachte, es wäre des Unsinns genug!“

„Wie Du befehlst, liebe Großmutter!“ rief Eugenie gutmüthig. „Etwas Genießbares und Warmes könnte mir die Todesgedanken am sichersten vertreiben. Nachher schlafe ich ein Paar Stündchen und dann bin ich frisch und gesund. Es war eine entsetzlich langweilige Fahrt. Wir mußten förmlich gegen den Schnee laviren und konnten froh sein, daß wir nicht ganz still halten mußten. Drei Meilen in sieben Stunden — ist das im Jahrhundert der Dampfexceffe nicht unerhört?“ schloß sie lachend.

Theresa hatte sich während des letzten Gesprächs leise entfernt. Im strengen Antlitz der Kriegsräthin spielte Schatten und Licht. Der heitere Ton Eugeniens erfrischte sie. Wenn nur das Mädchen nicht so übernatürlich rücksichtslos auftreten wollte — aber was war da zu machen? Sie war wie ihr seliger Vater, gerade so hatte er stets seiner eigenen Mutter imponirt. Gelacht, wenn sie mit Pretensionen auftrat — gespottet, wenn sie sich in's Wesen warf und Fürstin spielte. Seufzend gedachte die Großmutter dieser Temperamentsfehler ohne zu erkennen, daß sie in ihrem eigenen Wesen wurzelten und nur von Kind auf Kindeskind geerbt waren.

„Du kannst Dir Kaffee oder Chocolate machen lassen,“ sagte sie mit streng bewahrter Würde.

„Ja? Ach vortrefflich! Sara!“ rief sie, nach der Thür eilend. „Sara, geschwind, geschwind, wenn ich bitten darf, zwei Tassen Chocolate — aber bitte — so rasch, wie möglich! Ich bin ganz verschmachtet und verhungert!“

Sara kam nicht zum Vorschein, aber man hörte ihre keifende Stimme. Eugenie lachte fröhlich hinaus. „Ich bin nicht schuld, Sara! Hätte die Großmutter nicht befohlen, daß ich oben bleiben sollte, so würde mir Theresa Chocolate gekocht haben!“

Ob diese Großmutter nicht schon jetzt bereute, ihrer muthig auftretenden Enkelin etwas befohlen zu haben? Jeder Scepter, als Wahrzeichen eines absoluten Regime, welcher von denen verspottet wird, die ihn fürchten sollen, verliert an Werth. Das ernste Nachdenken auf der

Stirn der strengen Hausregentin zeugte davon, daß nicht Alles so war, wie es sein mußte, um ihre Zufriedenheit zu verdienen. Eugenie ließ sich dadurch nicht in ihrer Sorglosigkeit stören. Sie plauderte harmlos den ganzen langen Tag, rief aber bei jeder Dienstleistung, die ihr von der sehr bequemen Großmama befohlen wurde, in fröhlichster Unbefangenheit die alte Sara herbei, so daß diese aus ihrem Brummen und Reifen gar nicht herauskam und schließlich versicherte, dies Leben nicht acht Tage aushalten zu können.

Nachher aber, als es Nacht geworden war, als Eugenie nach einem kurzen Abendbesuche bei Theresa in ihrem hübschen Kabinet allein war, als sie alle Thüren verschlossen und sogar die Schlüssellöcher der zudringlichen und bössartigen Neugier Saras unzugänglich gemacht hatte, da — ja, da warf das Mädchen einen Blick bitterer Verzweiflung gen Himmel, da senkte sie muthlos das Haupt, da machte sich ihr beängstigtes Herz Luft in einem inbrünstigen Gebete zu dem höheren Wesen, das über den Wolken thront und mit mächtiger Hand die Geschicke der Erdenbewohner lenkt. Eine höhere Macht mußte hier einschreiten, um Abhilfe zu bringen, denn es war Alles viel schlimmer, als sie es sich vorgestellt hatte.

Was sie begonnen hatte in der Eingebung des Augenblickes, entwickelte sich folgerecht jetzt erst vor ihrer prüfenden Ueberlegung. Sie fühlte die Schwere der Verantwortung auf sich ruhen, indem sie die Seelenruhe ihrer Eltermutter erschütterte, ohne doch die Sicherheit zu haben, daß sich Theresas Lage dadurch verbesserte. Diese Sicherheit würde nur zu erlangen gewesen sein, wenn sie sich das Gelöbniß auferlegte, für die übrige Lebenszeit der alten Dame ihre eigene Freiheit zu opfern. Das überstieg aber ihre Kräfte. Nachdem sie jahrelang in Gemeinschaft mit einer heiteren, verständigen und gütigen Tante gelebt, sollte sie jetzt, in das Joch der Abhängigkeit gespannt, einer launenhaften, herrschsüchtigen und kaltherzigen Frau dienen, bloß weil diese ihres Vaters Mutter war? Das überstieg ihre Geduld um ein Bedeutendes! Dem hilflosen Alter hätte sie sich gewidmet — der lächerlichen Anmaßung des Alters stellte sie ihre sicheren und selbstständigen Lebensverhältnisse entgegen.

Dann richtete sie ihr Augenmerk auf Theresas Ehe. Baldemar gefiel ihr nicht! Der Ausdruck seines Auges verrieth, im gelindesten Urtheile, Mangel an Entschlossenheit. Nichts Achtung gebietendes in seinem Wesen, nichts von männlichem Selbstbewußtsein! Was konnte sie von einem solchen Manne erwarten, wenn kräftiger Beistand nöthig wurde? So hübsch sein Aeußeres, so gefällig sein Benehmen, so herzlich seine Worte und so gütig der Ton seiner Rede, das Alles verdeckte der scharfsichtigen Eugenie jene Schwäche des Mannes nicht, die

im eigensinnigen Beharren eine Geisteskraft aufstellt, wenn widersprechende Verhältnisse unbequem werden. Es würde also möglicher Weise von Waldemar eher Widerstreben zu fürchten sein, wenn es galt, die Fesseln des Hausregiments auf seine Kosten zu lösen. Eine schlimme Aussicht! Ein Kampf gegen zwei verschiedenartige Elemente, der selbst beim günstigsten Ausgange dem Sieger Schmach bereiten konnte. Eugenie fühlte ihren Muth bei dieser Aussicht wanken. Vorzuschreiten wagte sie nicht. Wie es stand mußte es bleiben, bis sich ihr die Charaktere deutlicher noch enthüllten. Der einzige Feind, welcher scharf und tapfer anzugreifen war, blieb Sara, dieser böswillige Hausgeist. Ihre Einwirkung auf die Großmutter zu entkräften, indem sie derselben bei jeder Gelegenheit darthat, wie wenig sie zur Dienerin einer anspruchsvollen Herrin paßte, das sollte die erheiternde Aufgabe für die nächste Zeit sein.

4.

Der Schnee verging im Frühlingssonnenscheine, wie Leid vor der Freude verfliegt, aber das Glück kehrte nach dem Leide ebenso wenig beständig ein, wie schönes Wetter nach dem Verschwinden des Schnees. Zwar knospete und grünte es mächtig im Garten und in der Flur, allein die Vorboten des April meldeten sich im Wechsel von Regen und Sturm. Einzelne Stunden gab es schon, die man im Garten zubringen konnte, um Beilchen zu suchen und im trocknen Sandwege zu lustwandeln, sonst lebte man noch eingeschlossen in den wohl-durchheizten Zimmern.

Theresa hatte durch Eugeniens Ankunft Zeit gewonnen, ihrem Kinde zu leben. Dies hätte sie eigentlich glücklich machen müssen. Das geschah aber nicht. Im Gegentheil — ihr Frohsinn erstarb jetzt wieder. Gleich sie vielleicht jenem Gefangenen, der, nach langer Haft in Freiheit gesetzt, nicht weiß, ob er diese unerwartete Freiheit als eine Strafe oder als eine Gnade betrachten soll?

Es war ein Druck von ihr genommen und doch senkte sie den Blick trauriger als vorher. Wenn Eugenie bei ihr weilte, so durchströmte ein tiefes, wouniges Behagen das Herz der jungen Frau. Dann vergaß sie daran zu denken, daß ein drohendes Etwas sie beängstigte. Aber Eugenie war, grundsätzlich, nie lange bei ihr und Eugenie zog mit magnetischer Kraft auch Waldemar nach dem Zimmer der Großmutter.

„Ihr seid Euch doch merkwürdig gleich in vieler Hinsicht,“ hatte Waldemar gleich in den ersten Tagen zu Theresa gesagt und ein Blick, worin ihre ganze Seele lag, hatte ihm für diesen Ausspruch, der sie beglückte, gedankt. Jetzt war schon ein Zeitpunkt eingetreten, wo Waldemar seine Beurtheilung weiter ausdehnen konnte. Eugenie hatte in seinem Inneren lesen wollen, sie hatte

sein Vertrauen geweckt und seinen Muth gehoben. Dadurch war er ihr näher getreten.

„Eugenie ist durch und durch eine kräftige, geistig hervortretende Natur,“ sagte er in einem Anfälle von Begeisterung. „Trotzdem hat sie ihre weibliche Liebenswürdigkeit bewahrt und darin gleicht sie Dir.“

„Findest Du das wirklich?“ fragte Theresa mit leichter Trauer und in ihrem Auge bligte der Strahl der Eifersucht auf, von deren Grundelementen sie erst kürzlich Kenntniß erhalten hatte.

Und es kamen nun Tage, wo sie ganz irre an Waldemar wurde. Seine Laune ging in einem stillen Trübssinne unter. Er suchte geflissentlich Eugeniens Gesellschaft, ohne sich dort erheitert zu zeigen. Das stüchtige unnatürliche Lächeln, das ihm als Falschheit ausgelegt worden war, erstarb gänzlich und machte einer bitter schmerzlichen Miene Platz, die um seinen Mund Falten zog. Sein Blick wurde starrer und engherziger. Herausfordernd blickte er Jedem ins Auge, als wollte er sagen: „ich bin gewaffnet — ich bin bereit — was auch kommen möge — ich will nicht unterliegen!“

Dabei war er unstät, unruhig, leidenschaftlich aufgeregter und gereizt. Gleichsam von seiner innern Unruhe hinauf getrieben eilte er in das Zimmer der Kriegsräthin, wo Eugenie weilte, wo sie mit ihrer Heiterkeit eine neue Ordnung einführte und durch ihr liebliches Wesen Alle unterjochte, selbst die alte Sara, die zwar fürchterlich raisonnirte, aber schließlich immer that was Eugenie verlangte.

Theresa blieb unten und widmete sich der Pflege ihres Knaben. Sie horchte geduldig auf die helle, melodische Stimme Eugeniens. Sie hörte ihr Lachen, in das Waldemar so gern einzustimmen schien. Selbst die Großmutter lachte jetzt zuweilen.

Traurig liebteste Theresa ihr schönes Kind. Trauriger noch als früher, denn sie trug jetzt das Bewußtsein mit sich herum, daß ihr ein großer Schmerz bevorstehe. Ihr Kind streckte das weiche, runde Händchen nach ihren traurigen Augen aus und eine Thräne fiel von ihren Wimpern auf die kleine Hand. Erstaunt über diesen kalten, rinnenden Tropfen betrachtete das Kindchen sein Händchen, blickte seine Mutter an und lächelte — lächelte zum ersten Male in seinem jungen Leben! Ueber eine Thräne seiner Mutter lachte das unschuldige, süße Wesen. Theresa drückte es liebend an sich, küßte den lächelnden Mund, küßte die Augen, die Stirn, die Hände und flüsterte:

„Still, still, mein Händchen, verrathe nichts von dieser Trauerthräne, die von dem Engel des Mitleids zum Throne Gottes getragen wird zur Strafe derer, welche sie erpreßten — Sagte nicht Eugenie neulich so zu mir? — Ja — so sagte sie, aber meine Thränen sollen Niemanden anklagen — meine Thränen sind ge-

wiß ungerecht — der Neid der Liebe — der Schmerz der Liebe — die Furcht der Liebe erpreßte sie — still, still, mein Hans, nur Du hast sie gesehen und Du hast gelacht darüber!“

Dann aber kam ein Tag, wo Eugenie im Garten war. Waldemar trat leichenblaß, als hätte ein Gespenst ihn erschreckt, ins Zimmer. Mit fieberhafter Eile suchte er Eugenie im Garten auf, als er von Theresä hörte, daß sie dort sei.

Theresä legte ihm keine Hindernisse in den Weg. Geduldig harrte sie seiner am Mittagstische und ohne Groll duldete sie seine Liebkosungen, womit er gleich darauf wieder Abschied nahm, um in sein Geschäftslocal zu gehen.

Eugenie kam auch herein, bevor sie wieder nach oben ging.

Ihr Blick war weit eruster als sonst und ihre Stimme klang fast traurig.

Theresä sah fest in ihr Gesicht.

„Du hast Geheimnisse vor mir zu verbergen,“ sagte sie mit milder Behmüth, „Waldemar —“

„Geduld, meine traute, liebe Schwester,“ fiel Eugenie in ihre Rede. „Es wird sich bald Alles ausgeglichen haben — besser man bespricht solche Dinge erst, wenn das Gemüth sich wieder beruhigt hat. Mein Herz wacht für Dein Glück — Sorge nicht, Theresä!“

Sie ging. Theresä legte ihre Hand gegen die Stirn. Ein hohnvolles Lächeln flog über das sanfte, demüthige Antlitz.

„Eugenie denkt ihn zu bestimmen, sein Herz nach dieser sturmvollen, leidenschaftlichen Aufregung mir wieder zuzuwenden, und ich soll mich dann mit dem zufrieden erklären, was an Neigung für mich übrig geblieben ist. Nein, nein! Tödtet er mein Herz, so ist es auch auf ewig todt. — Ein getheiltes, ein ausgebranntes Herz genügt mir nicht und eine Ehe ohne Liebe verabscheue ich. Nein, Eugenie — meine Ruhe täuscht Euch Alle. Lieber werde ich mich der Großmutter als Sclavin unterwerfen! — Nein — seitdem ich weiß, daß ich Waldemars Liebe nicht mit meinem Knaben theilen möchte, seitdem habe ich begriffen, wie ausschließlich, wie innig und wahr ich ihn liebe!“

Abends lehrte Waldemar ruhiger in sein Haus zurück. Er blieb bei Theresä und machte nicht die geringste Miene zu Eugenie hinaufzugehen. Sein Gesicht war noch immer bleich. Theresä glaubte ihn noch nie so anziehend gefunden zu haben, als eben an diesem Abende, wo sie zum ersten Male seit vielen Tagen einsam nebeneinander saßen. Eugenie sang oben ein geistliches Lied. Ihre schöne, klangvolle Stimme drang deutlich bis zu dem Ehepaare, das still und traurig, bekümmert und gedrückt schien.

Eugenie sang: Wenn mein Auge traurig weint, ich

nicht Gottes Hilfe sehe, und sie nicht so früh erscheint, wie ich sie von Gott ersehe, hoff' ich doch voll Zuversicht, Du, mein Gott, verläßt mich nicht!

Theresä kannte dies Lied. Ihre Mutter hatte es geliebt — ihre Mutter hatte es gesungen. Sie neigte mit stummen Thränen ihr Haupt! Waldemar sprang auf und durchschritt wild und ungebändig das Zimmer. Ein Gefühl furchtbaren Schmerzes durchwühlte seine Brust und raubte ihm die Besinnung. Aufschreiend im Jammer seines Herzens warf er sich seiner Gattin zu Füßen und umklammerte ihre Knie.

„Theresä! Theresä — o allmächtiger Gott, Du wirst mich verachten! Ich bin Deiner nicht werth! Ich will ja Alles thun, um Ruhe vor meinem Gewissen zu finden — Eugenie hat recht — Eugenie hat recht, mir zu zürnen — Alles, Alles will ich erdulden! Eugenie nennt meine Schwäche unverzeihlich — Theresä, wird Deine Liebe erkalten? Wirst Du mir nie verzeihen, auch wenn ich zu jeder Buße bereit bin? Höre mich, meine Theresä —!“

Seine Stimme sank bis zum Flüstern herab, als er nochmals sagte: „Höre mich!“

Theresä, bis ins Herz hinein erschüttert, legte erbarmend ihre Hände auf sein Haupt und sprach beschwichtigend:

„Ruhig, Waldemar! Sprich nicht! Jetzt nicht! Eugenie hat wohl Recht gehabt, als sie vorhin zu mir sagte: es ist besser, man bespricht solche Dinge erst, wenn das Gemüth sich wieder beruhigt hat! Ich ahne Dein Geheimniß — ich beklage uns!“

„Du ahnst mein Geheimniß?“ wiederholte Waldemar, noch immer vor ihr knieend. „Wer — was hat Dir diese Ahnung ins Herz gegossen? Du ahnest es, Theresä, und verachtest mich nicht? Du wendest Dein Auge nicht schamergläht und entrüstet von dem Lügner und Heuchler, von dem Betrüger!“

„O, Waldemar!“ rief Theresä beängstigt von dem sinnverwirrten Blick, womit er seine Gattin betrachtete. „Hör' auf Dich anzulagen. Ich verzeihe Dir ja gern, ich werde auch wieder Vertrauen zu Dir fassen — sei ruhig, ich bitte Dich um unsers Kindes willen, sei ruhig!“

„Ja, um unsers Kindes willen, dem ich einen geschändeten Namen hinterlasse!“ fiel Waldemar mit entsetzlicher Stimme ein.

Theresä sah abwesenden Geistes auf ihn nieder. Waldemar schlug beide Hände vors Gesicht und flüsterte unheimlich:

„Ich bin ja doch verloren! Mein Glück ist ja zertrümmert, warum soll ich denn warten auf die Beurtheilung der Menschen, wie Eugenie es will? Er wird kommen! Ja, er wird kommen und mich suchen! Er wird mit kaltherziger Grausamkeit mein Glück tödten

um meiner Jugendfünde willen — er wird mein Kind, mein Weib, mein Andenken mit Schmach bewerfen in seiner Tugendentrüstung, in der Reinheit seiner Grundsätze — er wird die Gloden der Schande läuten im erhabenen Eifer, ein warnendes Beispiel aufzustellen! Fort mit mir! Ehe es zu spät wird, fort mit mir, damit er den nicht auf Erden wiederfindet, den er unter den Todten geglaubt hat.“

Theresa hatte, unbeachtet von dem Manne, der im halben Irrsinn sprach, heftig die Klingel gezogen und damit bewirkt, was sie gewollt.

Eugenie trat ein. Ihr ahnendes Herz sagte ihr, daß dennoch geschehen war, was sie zu verhindern gestrebt hatte.

„Eugenie hilf!“ bat die junge Frau. Sie hatte nichts von dem begriffen, was ihr Gatte, im Wahn, sie ahne sein Geheimniß, gesprochen.

„Hat er dennoch Dein armes Herz mit seinen Geständnissen beschwert?“ fragte sie mittheilig, indem sie sich zu Waldemar neigte und ihm ernst ins Auge blickte. „Ist Paul Görtingl angekommen?“ fragte sie fest und kalt.

„Nein,“ antwortete Waldemar.

Theresa sah von Eugenie zu Waldemar nieder. Ihr Auge schien Beide durchbohren zu wollen.

„Paul Görtingl?“ wiederholte sie mechanisch.

Eugenie erwiderte unaussprechlich liebevoll den forschenden Blick ihrer Schwester.

„Hat er Dir nicht gesagt, daß der Mann, welchen er fürchten muß, so heißt?“

„Ein Mann, den Waldemar fürchten muß?“ wiederholte Theresa und ihr Auge belebte sich.

„Ich denke, Du kennst das quälende Geheimniß“ — sprach Waldemar abgebrochen. „Theresa wollte mich nicht hören, als ich von meiner Verzweiflung fortgerissen auch ihr mein Herz zu öffnen begann, Eugenie!“

„Das wolltest Du mir sagen, Waldemar,“ preßte Theresa mit frohlockendem Tone heraus. „Und das hast Du heute Eugenie vertraut. Und weiter nichts? Nur das, nur das?“

Sie umschlang ihren Gatten und küßte ihn leidenschaftlich bewegt.

„Du weißt nicht, wie unwürdig ich dieser Liebe bin,“ flüsterte er. „Dieser Paul Görtingl hat es in seiner Hand, mich auf ewig unglücklich zu machen.“

„Auf ewig unglücklich, wenn wir uns lieben, treu und aufrichtig lieben?“ fragte Theresa mit glänzenden Blicken.

„Nicht allein, daß ich ihm mehr als tausend Thaler schulde —“

„O, bezahle ihn doch, Waldemar! Bezahle ihn mit der kleinen Erbschaft, die Eugenie mir gebracht.“

„Er kann auch meinen Ruf untergraben, kann mich der Welt als Betrüger entlarven!“

Theresa lächelte ihm himmlisch freundlich zu. Ehrlos? Ihr Gatte ehrlos? Ihr Ehrgefühl würde sich davor entsetzt haben, wenn nicht ihr Herz eben erst vor Furcht gezittert hätte, seine Liebe zu verlieren.

„O, Waldemar, verzage doch nicht! Das kann Alles wieder gut werden! Wir wollen Alles thun, um Deinen Fehler wieder gut zu machen. Dem Reuigen wird ja das Herz nicht verschlossen sein und dem Büßenden soll vergeben werden! Bei alledem bleibe ich Dir als Trost und Glück zur Seite. Sei ruhig!“

Sie blickte ihm ins Auge mit dem vollen Ausdruck jener tiefen und heiligen Liebe, von deren Ursprung sie sich niemals Rechenschaft zu geben vermocht hatte. Eine selige Stille breitete sich danach über Waldemars Gesicht aus — die Ruhe des Friedens nach wildem Sturme schien bei ihm einzufahren und ihn zu innern Kämpfen zu stählen.

„Ich will Dir Alles erzählen, Theresa — Alles, Alles, als seiest Du mein Beichtvater, der mir des Himmels Richterspruch verkünden könne!“ flüsterte er.

Eugenie sah, daß sie nun entbehrt werden konnte. Sie kannte Waldemars Sünde schon und sie hatte hart über ihn zu Gericht geseffen. In der reinen, hingebenden Zärtlichkeit ihrer Schwester sah sie aber eine Losprechung, der sie nicht entgegenhandeln mochte. Zur Vergebung geneigt verließ sie leise die Gatten, die, enger und unauf löslicher vereint als je des Priesters Segen es bewirkt hätte, in traulichem Geständniß des Vergehens die schweren und bedrohenden Folgen desselben vergaßen.

In Eugenie aber reifte allmählig der Entschluß, Waldemar zu retten um jeden Preis! Die Nacht verging ihr ruhelos. Von einem Plane zum andern getrieben, die Haltlosigkeit derselben begreifend, sowie sie tiefer darüber nachsann, konnte sie kaum den nächsten Morgen erwarten, um die nöthigen Vorbereitungen zur Hilfe zu treffen, obwohl sie noch gar nicht entschlossen war, was sie für Schritte thun wolle.

Soviel war richtig, fand sie in Paul Görtingl einen Mann, wie ihn Waldemar geschildert hatte, so schien wenig Hoffnung vorhanden zur Abwendung einer harten und schmählischen Ahndung seines Vergehens. Paul Görtingl sollte ein starrer, unbeugfamer und kaltherziger Mensch sein. Dazu ein Mann, der durch eigenes Unglück gehärtet, der durch die Schwäche seiner eigenen Familie bis zum Rande des Verderbens getrieben, gar keine Rücksicht auf Familienverhältnisse zu nehmen sehr geneigt war. Genug, nach Waldemars Meinung hatte die Furcht vor diesem unerschütterlich kalten Manne ihn erst auf die Bahn des Vergehens geleitet und dann von einem Schritte zum andern geschoben, willenslos,

geängstigt und gehezt von der Aussicht auf unausbleibliche Schande. Was war jetzt von einem solchen Manne wie Paul Görting zu hoffen. Würde er sich wohl mit der bloßen Zurückstattung der Geldsumme begnügen, die Waldemar ihm schuldete?

5.

Der Tag brach endlich an, Eugenie aber erhob sich eben so rathlos von ihrem Lager, wie sie sich darauf geworfen hatte.

Ihr Herz trieb sie zu Theresas hinunter. Sie beizte sich deshalb mit ihrem Kaffee und übersah die mißbilligenden Blicke der Großmama, die solche Eile respektwidrig fand. Unten fand sie eine resignirte Stille und Friedlichkeit. Waldemar hatte die Aufregung des vorigen Tages bekämpft und war würdig aus diesem Sturme hervorgegangen.

Theresa kannte sein ganzes Leben und sie hatte trotzdem in der Grundlage seines Charakters eine Garantie für das Glück ihrer Zukunft gefunden.

Mit inniger Freudigkeit richtete sie den geliebten Mann durch Blick und Wort auf und suchte durch Hinweisung auf spätere Freuden die Qual der Gegenwart zu lindern.

Eugenie umfing sie mit reuevoller Zärtlichkeit. Wehe ihr, wenn dies tactvolle, verständige und zartfühlende Mädchen eine Ahnung von dem Argwohn und von dem Zweifel erhalten hätte, womit Theresa ihr eigenes Dasein vergiftet. Für Eugenie war Sittenreinheit ein Cultus des weiblichen Lebens und sie verabscheute die Schwankungen des menschlichen Herzens, weil sie in der Sinnlichkeit des Menschen beruhten. Der Gatte der Schwester war ihr so heilig und dennoch so vertraut, wie ein geliebter Bruder. Eine andere Vertraulichkeit von ihr zu fürchten wäre eine Beleidigung, eine Beschimpfung für sie gewesen. Theresa empfand dies wohl und sie hütete sich, anders als durch demüthige Liebe ihre Reue zu beweisen.

Waldemar ging früher zum Comptoir. Er hatte in seiner Gemüthsaufregung Geschäfte unerledigt gelassen. Er ging gefaßt und ruhig dem kommenden Tage entgegen, der sein Schicksal zu entscheiden drohte. Sein Prinzipal hatte sich willig finden lassen, mit Herrn Paul Görting in Geschäftsverbindung zu treten, und Herr Paul Görting hatte brieflich seine Ankunft in Hberg. angemeldet.

Daher die Erschütterung Waldemars, daher der Umsturz seines Gleichmuthes. Er suchte Hilfe bei Eugenie. Sie hatte sie ihm streng und herbe verweigert.

Von ihrer Sinnesänderung in Bezug auf diese Angelegenheit erfuhr er nichts. Er ging, um allein zu handeln wie er mußte.

Eugenie blieb unten. Sie tändelte mit dem Kinde. Sie pußte es an. Sie dachte zum ersten Male mit holdem Erröthen daran, wie süß es sei, Mutter eines so lieben, kleinen Geschöpfes zu sein.

Die Hausklingel meldete einen Gast. Zum Besuch wohl zu früh, aber in Theresas Brust war es entschieden, daß es Niemand sein könne als Paul Görting.

Theresa wich angstvoll zurück und stoh ins Nebenzimmer, als wirklich ein hochgestalteter Mann im weiten Hausflure sichtbar wurde, der sich ernst und würdig auf die Stubenthür zu bewegte.

Der Moment war da, wo sich Eugeniens Geistesgegenwart bewähren sollte. Mit dem kleinen Hans auf dem Arme mußte sie dem Manne entgegentreten, der das zeitliche und ewige Wohl ihrer Schwester in Händen hatte. Sie betrachtete den Zufall als ein Werk der Vorsehung, daß sie den Sohn des Mannes im Arme trug, den Paul Görting zu verderben kam. Mit dem Entschlusse, durch demüthige Bitte das Herz dieses Mannes zur Nachsicht zu bewegen, erschloß sie die Thür und lud ihn ein, näher zu treten.

Ein Blick genügte, um ihren stummen Reisegefährten zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

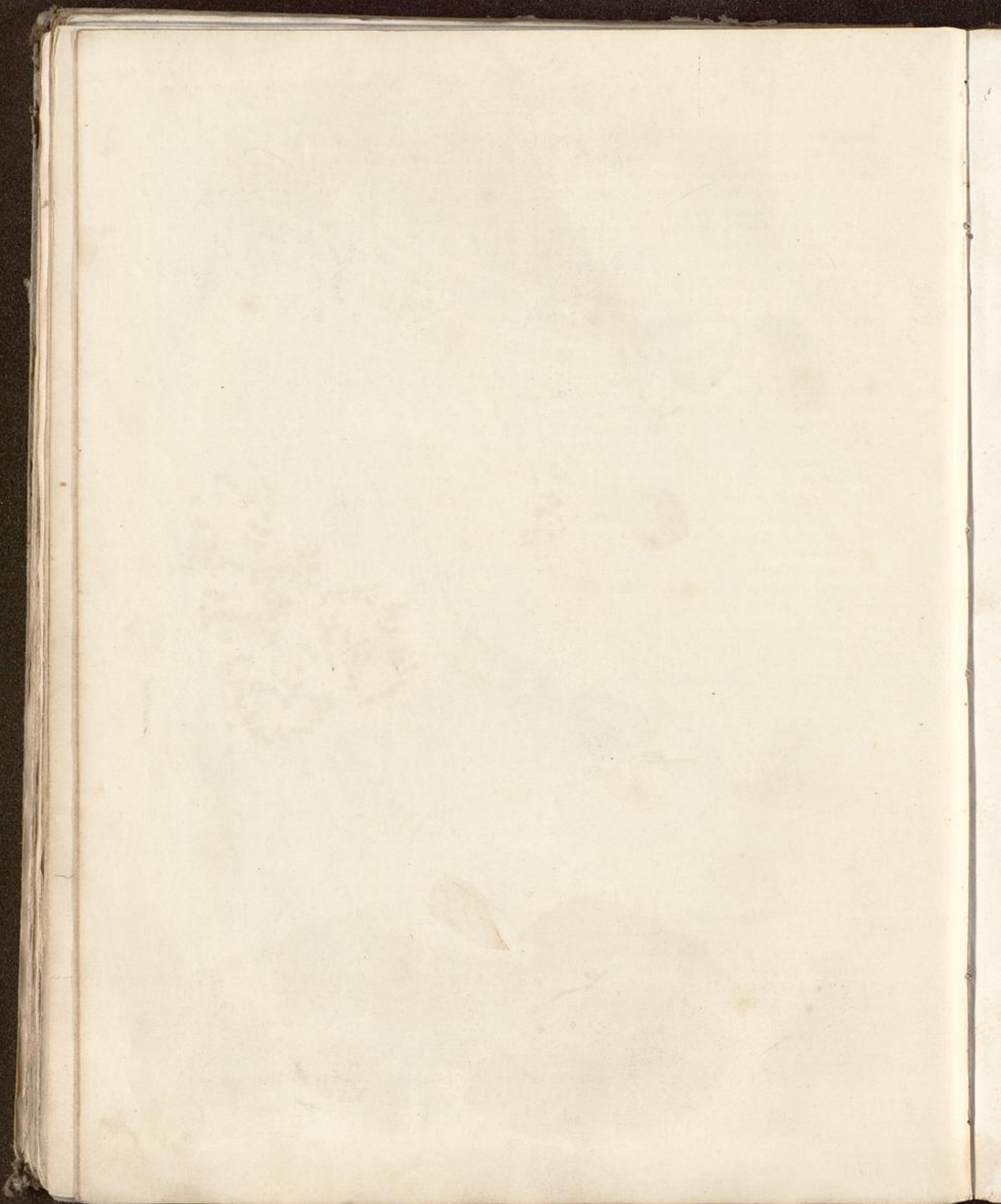
(F.) Wir glauben bereits eine Neuigkeit melden zu können. Schon im letzten Winter haben sich einige elegante Damen dafür entschieden, vor allen die Kaiserin Eugenie. Wir meinen die Form der Hüte, die so außerordentlich klein, so niedrig und so dicht am Kopf anliegend ist, wie sie in der letzten Zeit lächerlich hoch hinaus wollte. Es ist aber keineswegs die Marie-Stuart-Form, sondern eine völlig neue. Der Schirm legt sich, wie gesagt, knapp an die Wange an, strebt aber über der Stirn nicht empor, er ist vielmehr ziemlich rund und gleicht mehr einem Häubchen als einem Hute. *Marquise-Hut* soll er heißen, wie man hört. Der Hauptpuß wird unter dem Schirme enthalten sein und mit Recht, denn von diesem Puß hängt es ab, ob ein Hut kleidet. Dieser Auspuß soll sehr reich und voll sein, aus Blumen, wohl auch aus einer Feder, ferner aus Tüllebäuschchen mit einem Schmetterling, einer Muschel oder einem kleinen Vogel bestehen.

Vorläufig beschäftigt man sich freilich noch mehr mit Haarpußen für Diners, das Theater u. s. w. Die letzteren namentlich sind besonders reich an Juwelen, Federn, Blättern und Blumen von Perlmutter. Einer bestand in einem Diadem von Aehren aus Gold und



1874 1874

ALLGEMEINE MODENZEITUNG



Perlmutter; ein zweiter aus einer rothen Feder, die durch einen Schmetterling von Diamanten und Rubinen gehalten wurde, während eine Schleier-Echarpe von Tulle in den Nacken fiel und von einer Schleife von rothem Sammet mit langen goldgefranzten Enden gehalten wurde.

Die Chenillefransen, welche in dem Winter so sehr beliebt gewesen sind, fangen an zurückgesetzt zu werden vor neuen Franzen, namentlich solchen von weißer und überhaupt hellfarbiger Seide, die mit weißem oder schwarzem Schmelz vermischt sind und die man besonders Abends zu den Gürteln von den verschiedensten Formen und Namen trägt, chinesische, Schweizer, russische, moldauische. Sehr elegant sieht ein neuer Niedergürtel aus. Er besteht aus einem schmalen Nieder, das auf der Brust und auf dem Rücken dreifach gezackt ist, während von der Taille drei lange Blätter oder Enden ausgehen, die den Rock vorn und hinten zieren und rundlich bis zur Kniegegend hinunterreichen. Bis jetzt hat man diese neuen Gürtel von rosa oder mauve Taffet, der mit Geckräusel oder Franzen, mit oder ohne Schmelz, eingefast ist. Man trägt sie vorzugsweise gern auf Kleidern von Tulle oder Tarlatan und namentlich gefallen sie jungen Mädchen außerordentlich. Man erwartet, daß sie im Sommer zahlreich von schwarzem Sammet oder Taffet, selbst in der Stadt, werden getragen werden.

Neue Confections für den März hat man noch nicht; es ist ja auch der Monat der Cashmirshawls. Die Talmas von schwarzem Cashmir mit Schwal-Deffins trägt man übrigens auch ziemlich häufig.

Der für die jetzige Halbsaison beliebteste Kleidstoff ist unbedingt der Foulard, der so viele gute Eigenschaften besitzt. Wir glauben zwei einfache Foulardkleider erwähnen zu müssen. Das erste war von schwarzem Foulard und hatte unten auf dem Rocke kleine unterbrochene Grecques in Mauve und Roth, so wie ganz unten einen Volant von schwarzem Taffet, über dem ein Posament in rothen Glöckchen hinlief. Das Leibchen war hoch, mit Postillonshöfchen und ähnlich wie der Rock ausgeputzt. Der zweite war dunkelbraun mit kleinen schwarzen Verzierungen und hatte unten auf dem Rocke eine Kuche von Lanzenspitzen von schwarzem Sammet. Dazu ein Gürtel von schwarzem Sammet mit einem daran hängenden Täschchen ebenfalls von Sammet. Auf den Ärmeln oben Achselverzierungen und unten Aufschläge von schwarzem Sammet.

Im Vertrauen hat man uns mitgetheilt, daß die Mode in nächster Saison verlangen würde, die Damen sollten die Capuchon-Echarpes wieder tragen, welche zur Zeit der Marie Antoinette beliebt waren.

Modenblatt N^o 11.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Herr im Ballanzug: Dunkelblauer Frack mit goldenen Knöpfen, kleinem niedrigen Kragen und breiten Klappen, die sich bis fast hinunter an den letzten Knopf umschlagen, weiten Ärmeln ohne Aufschläge und breiten langen Schößen; schwarze unten rund geschnittene Weste mit breitem Shawlkragen von rosa Atlas; halbweite schwarze Beinkleider; kleine weiße Cravatte mit gestickten Enden; weiße Glacéhandschuhe; Schuhe und Strümpfe.

2. Haarpuz in Wellenlocken vorn und einer einzigen violetten Blume über der Stirn; Kleid von Moire mit hohem zugeknöpftem Schneppenleibchen und langen engen Ärmeln, oben an der Achsel und unten an der Hand mit violetter Taffet und weißseidenem Posament garnirt; auf dem Rocke ganz unten ein kleiner Faltenvolant und darüber Posamentbesatz, ebensolcher Besatz in Schürzenform vorn auf dem Rocke; kleiner Kragen; Fächer; dänische Handschuhe; Schuhe.

3. Haarpuz mit Locken im Nacken, die durch einen Perlensamm gehalten werden, über der Stirn ein Kranz von Winden mit Blättern; Unterkleid von weißem Taffet und darüber ein anderes von weißem Tulle mit tief ausgeschnittenem Leibchen, das eine Berthe in Bäuschchen, mit blauen Winden darauf, Spizen oben und Tullevolants unten hat, der Rock, vorntunicaartig, unten mit zwei geglückelten Volants, so daß man vorn einen untern Rock von Tulle sieht, der ganz in Bäuschchen genommen und reich mit blühenden Windenranken besetzt ist; reiches Collier; entsprechende Armbänder; halblange weiße Glacéhandschuhe; Schuhe.

4. Kopspuz von schwarzen Spizen mit grünen Blumen vorn und hinten; Kleid von modifarbenem Sammet mit hohem knappem Leibchen, das in der ganzen Mitte herunter einen Einsatz von grüner Seide hat, neben dem sich zu beiden Seiten ein braunes feines Posament hinzieht, während hinten von dem Leibchen zwei lange breite Bänder von dem Kleidstoffe hinabfallen, die mit braunem Posament eingefast sind; enge lange Ärmel; auf dem langen und tieffaltigen Rocke kein Ausputz; kleiner gestickter Kragen; Broche; dänische Handschuhe; Weinwandmanschetten und Armreifen; Stiefelchen.

Stahlstich N^o 11.

Der dänische General de Meza.

(Nach einer Photographie.)

Christian Julius de Meza ist den 14. Jan. 1788 (andere Quellen sagen 92) zu Helsingör geboren. Sein Großvater und Vater waren Aerzte in dieser Stadt. Die Familie stammt aus Portugal und war ursprünglich

mosaischen Glaubens. Julius de Meza trat früh in den Kriegsdienst. 1807 war er Stadjunker bei der Artillerie (Fähndrich). Dann wurde er Offizier und Lehrer an der Artillerieschule und Militärakademie; 1827 (?) Major. 1842 gab er seine Lehrthätigkeit auf. Als der schleswig-holsteinische Krieg ausbrach, wurde er Commandant der Feldartillerie. Seine ausgezeichneten Thaten in den Gefechten bei Buxtorf, Bau, Schleswig, Düppel, Friedericia, namentlich aber bei Idstedt, wo er die Schlacht recht eigentlich wieder herstellte, sind bekannt. Er rückte 1848 zum Oberst und Brigadier auf, wurde Mitte 1849 Gouverneur der Insel Alsen und hatte dabei 15,000 Mann unter seinem Befehle; Januar 1850 wurde er Generalmajor, Januar 1860 Chef der Artilleriebrigade. Nach dem Kriege erhielt er die General-Inspection der gesammten Artillerie und das Commando von Schleswig und Jütland. Darauf bekam er das Patent als Generalleutenant und wurde voriges Jahr mit dem ersten Generalcommando betraut. — Im gegen-

wärtigen Kriege wurde ihm der Oberbefehl über die ganze dänische Armee übertragen. — Daß er seine Stelle mit Ehren ausgefüllt, darüber ist wohl nur eine Stimme. Man sagt, Feldmarschall v. Wrangel selbst habe neulich laut das Wort für ihn ergriffen und dessen Bravour und Kriegserfahrung die größte Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ganz anders wird freilich der verblendete Däne über den Feldherrn urtheilen und rasch den Stab über ihn brechen, weil er, freilich aus guten Gründen, die Danewirt-Stellung ohne Kampf aufgab. Wer den Rückzug der dänischen Armee gesehen, wird den General bewundern. Dieser Rückzug soll in ausgezeichnete Ordnung vor sich gegangen sein, war also vorbereitet. Daß er nöthig war, sah man freilich an der gebrochenen Haltung der Mannschaften, die von den Strapazen furchtbar mitgenommen waren. Von des Generals' mancherlei Sonderbarkeiten und seiner Nervenschwäche lassen Sie mich schweigen. Jetzt ist am wenigsten Zeit dazu, den wüthigen Krieger in komischem Lichte erscheinen zu lassen.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispartige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 6 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. G. Gruner's

vollständige

Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierspflanzenzucht, sowie die sämmtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von

C. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,

correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues u. zu Berlin, sowie der pomolog. Gesellschaft zu Altenburg, Ehrenmitgl. der prakt. Gartenbaugesellsch. f. Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft u.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturnistische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

Für Kunstfreunde!

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der Kunst,

dargestellt in ihren Hauptperioden

von

Paul Frank.

2 Bändchen: 1 Thlr.

Verlag von C. Neuberger in Leipzig.

In anziehender Darstellung giebt dieses Buch einen klaren Ueberblick über die Hauptperioden der bildenden Kunst: der Malerei, Bildhauer- und Baukunst. Es ist für den weiteren Kreis des gebildeten Publikums bestimmt und ganz vorzüglich geeignet, solchen, die sich für die Kunst interessieren, das Verständniß der historischen Entwicklung derselben zu eröffnen.

Privat-Entbindungs-Anstalt

auf dem Lande im Sächsischen in der Familie eines Arztes. Näheres sub S. S. S. Nr. 1000 poste restante franco Leipzig.

Privat-Entbindungs-Haus, concessionirt mit Garantie der Discretion. Berlin, große Frankf. Str. Nr. 30.

Dr. Vocke.

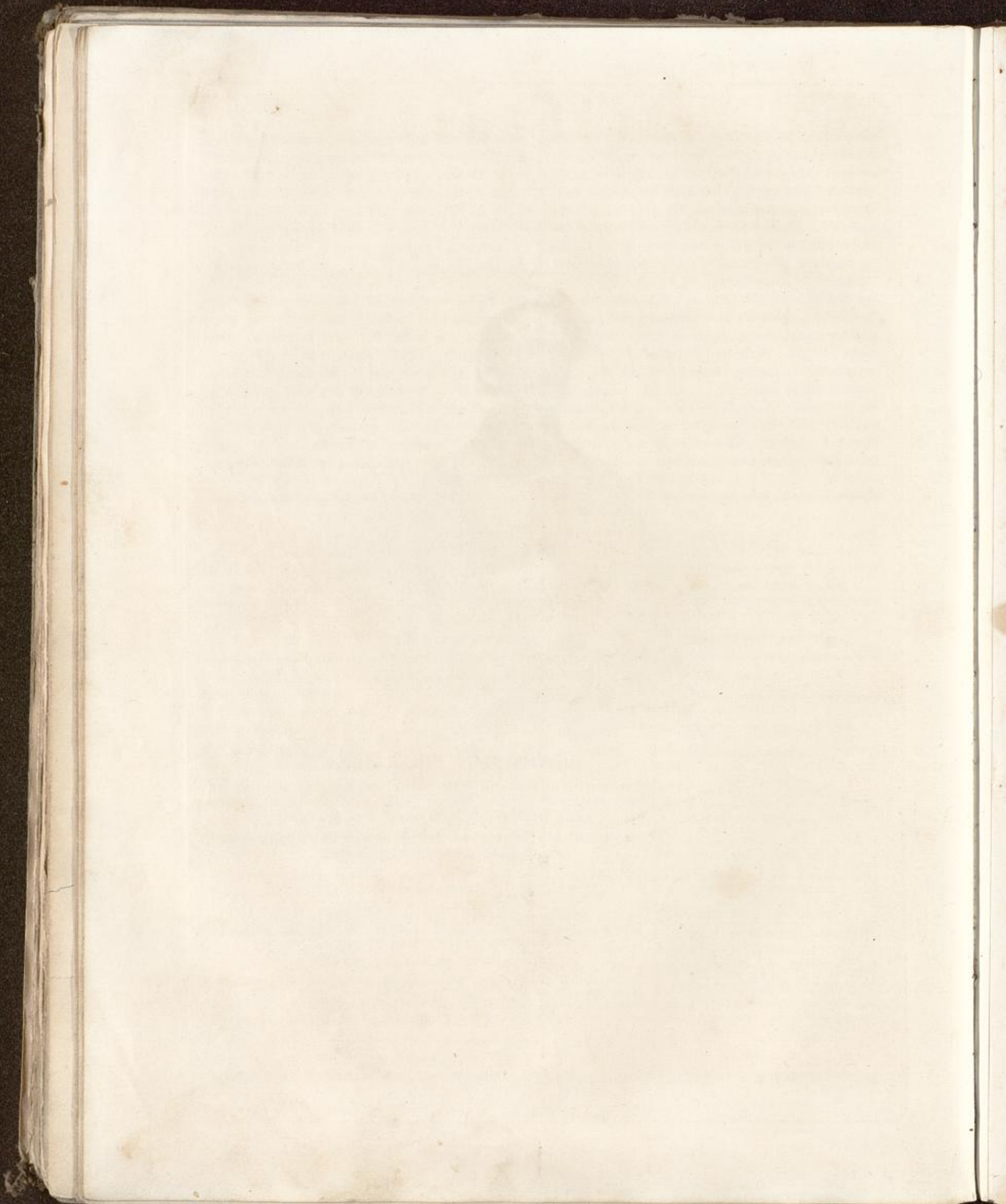


Nach einer Photographie

Nach dem Originalen in Wien, Leipzig

Genl. Julius de Mexa

Verlag v. Baumgartner's Buchh.



zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Glück im Sturm.

Novelle

von

Ernst Frihe.

(Fortsetzung.)

Erschrocken wankte sie zurück. Daß Paul Görtingk sie ebenfalls erkannte, zeigte ein lebhafter Farbenwechsel und die hastig hervorgestoßenen Worte:

„Sie? Sie sind Waldemar Wittmeiers Gattin? O, des Glückes ist er nicht würdig!“

Zu gleicher Zeit rief Eugenie in der Ueberwältigung des Schreckens: „Sie, Herr Paul Görtingk? Dann verstehe ich Waldemars Verzweiflung — jede Hoffnung auf Barmherzigkeit scheint mir nun vergeblich!“

Paul Görtingk heftete mit schmerzlicher Betroffenheit seinen Blick auf sie. „So schrecklich bin ich Ihnen erschienen?“ fragte er.

„Ja!“ rief Eugenie übereilt. „Zwölf Stunden stiller Beobachtung haben mich vollkommen überzeugt, daß Ihr Herz weder zu pulsiren fähig ist, noch Ihre Seele unter dem Einflusse von Gefühlen erzittern kann. Und von einem kalten und gefühllosen Mann erwarte ich nichts für Waldemar!“

„Frau! Frau! Wahre Deine Zunge!“ sprach Paul mit feierlicher Beschwörung. „Wenn ich nicht hoffen dürfte, daß Ihre Eitelkeit bei diesem Urtheile mitsprache, so würde es mich schmerzlich kränken!“

Eugenie genas von dem Paroxismus ihrer Ueberaschung. Sie erkannte ihren Fehlgriß, sie fühlte mit tiefer Beschämung, daß der kluge Mann die Grundlage ihrer zornigen Aufwallung ganz richtig beurtheilt hatte, indem er sie der Eitelkeit zuschrieb.

Was gab ihr überhaupt ein Recht, ihm anklagend entgegen zu treten, da sie nicht, wie er fälschlich annahm, Waldemar's Frau war? Schnell bereit zur Sühne ihres vorciligen Betragens, mußte sie vor allen Dingen seinen Irrthum aufklären.

Ein feuriges Roth überstürzte ihre Wangen, als sie, bereuend den Blick zu ihm aufhebend, das unruhig werdende Kind mit Liebkosungen zu beschwichtigen suchte. Abgebrochen, nach Worten ringend, mühsam nur die nöthige Fassung behaltend, sprach sie:

„Sehen Sie — es ist Waldemars Sohn! Er trägt den Namen, welchen Sie für ihn zum Fluch machen können. Es ist Waldemars Sohn — für dies Kind — für die Mutter dieses Kindes rufe ich Ihre Nachsicht und ihr Erbarmen an! Es ist Waldemars Gattin — es ist meine einzige, meine liebe, sanfte Schwester Theresa, für die ich bitten will.“

„Nicht Sie sind Waldemar Wittmeiers Frau?“ fragte Paul Görtingk hastig dazwischen.

„Nein!“ antwortete Eugenie mit tiefem Athemzuge. „Verzeihen Sie, was ich sprach — die furchtbare Aufregung hat mich ungerecht gemacht — rechnen Sie es mir an, aber nicht den Unglücklichen, deren Schicksal in Ihrer Hand liegt.“

Paul Görtingk machte eine abwehrende Geberde. „Lassen Sie dadurch den Kummer ihres Herzens nicht erhöhen,“ meinte er mit ernster Ruhe. „Ich kann mir denken, daß man immer eher geneigt ist einem geliebten Menschen, dessen ganzes Lebensglück auf dem Spiele steht, das Wort zu reden, als einem Fremden. Ich erlaube mir nur kurz, Ihnen bemerklich zu machen, daß meine Strenge gegen Ihren Schwager gerechtfertigt ist.“

„Ich weiß es! Aber ich bitte dessenungeachtet um Nachsicht. Das Geld, welches er im Leichtsinne verspielt hat, statt es seinem Principale zu überliefern, soll Ihnen auf Heller und Pfennig zurückerstattet werden.“

Als hätte eine Natter ihn gestochen, so schnell trat Görtingk zurück. Daß man ihn mit dem Versprechen dieser Zahlung zu beruhigen glaubte, that ihm unbeschreiblich wehe. Es lieferte dies Verfahren den Beweis, daß man seine sittliche Entrüstung über Waldemars Fehltritt bei Weitem geringer anschlug, als seinen Zorn über eine veruntreute Summe. Er sah kalt und herausfordernd aus und dennoch sagte er mit dem Ausdruck einer Entschuldigung:

„Hat mein Benehmen auf unserer gemeinschaftlichen Reise wirklich allein Ihnen eine solche Meinung von meinem Charakter beigebracht, daß Sie mich mit diesem Anerbieten zu beschwichtigen glauben? Kann es denn nicht eine Eigenthümlichkeit meines Wesens gewesen sein, die mich untheilnehmend erscheinen ließ, während doch mein ganzes Interesse innerlich wach war? Es ist Princip von mir, mich auf der Reise, wo allerlei Eindrücke die gewöhnliche Gemüthsruhe stören und die Stim-

mung der Seele beherrschen, nicht mitzutheilen. Ich offenbare nicht gern fremden Ohren und Augen das, was mich beschäftigt und ergreift, und ich spiele nicht gern mit der Sorglosigkeit meiner Mitreisenden, indem ich Theilnahme zeige, um mich angenehm zu machen."

Trotz der Verstörung in ihrer Laune slog ein Lächeln über Eugeniens reizendes Gesicht.

Auch Görtingk schien lächeln zu wollen — sie dachten Beide an die Mystification, die sie sich auf Kosten ihrer Jugend erlaubt, um die drohende Begleitung des jungen, galanten Reisenden abzuwehren. Görtingk fuhr etwas rascher sprechend fort:

"Meine Principien sind allerdings nicht danach, um mich liebenswürdig zu machen, allein wenn Sie aus meinem Betragen Schlüsse zogen, die mich in Ihren Augen erniedrigten, so haben Sie ein schweres Unrecht geübt. Nicht Habsucht, sondern der Wille, den leichtsinnigen Streichen Waldemars ein Ende zu machen, führte mich in sein Haus."

"Darauf kann ich Ihnen nur erwidern, daß Waldemar nie aus Leichtsinne von einem Fehler zum andern geschritten ist, sondern aus Furcht vor Schande," sprach Eugenie mit dem Eifer eines eingenommenen Sachwalters. "Nachdem er Ihnen damals die Summe von mehr als tausend Thalern veruntreuet hatte, war er der Verzweiflung nahe, denn er kannte Ihre Ansprüche an Redlichkeit. Es zeigt sich gewöhnlich dem Verzweifelnden das rechte Mittel zur Sühnung einer That nicht! Waldemar hätte sich Ihrem Zorne aussetzen und Ihrem Erbarmen überantworten sollen. Statt dessen beschließt er nach Amerika zu fliehen! Ich habe ihm ernst vorgehalten, daß er dadurch Del ins Feuer gegossen hätte."

"Er hat wahrscheinlich niemals die Absicht gehabt dorthin zu gehen," warf Görtingk geringschätzend ein.

"Sie meinen, weil er den Todtenschein seines Bruders benutzte, um Zeit zum Erwerbe der benötigten Summe zu finden, die er Ihnen mit heiligem Eide zu ersetzen versprochen?"

Paul Görtingk stuzte. Ein angenehmes Staunen verdrängte die tiefe Falte des Verorrusses auf seiner Stirn.

"Auch das hat er Ihnen aufrichtig eingestanden?" fragte er schnell. "Das könnte mir als ein Zeichen wirklicher Reue gelten."

"Alles hat Waldemar mir und seiner Frau erzählt," sprach Eugenie, beiefert den guten Eindruck, den dies Geständniß auf Görtingk gemacht zu haben schien, zu verstärken.

Sie legte den kleinen Hans, den sie während ihres Gespräches richtig in den Schlaf geschaukelt hatte, auf seinen Schlafkorb und trat dann mit glühenden Wangen vor den Mann hin.

"An den Fingern kann ich Ihnen her erzählen, wie

Waldemar von einem Entschluß zum andern gekommen ist. Zuerst leitete ihn der Wahnsinn der Habsucht, das Geld, welches er für die Firma Görtingk und Sohn einkassirt hatte, im Spiel zu vermehren. Es glückte im Anfange wie immer. Statt mit dem Gewinne zufrieden zu sein wagte er mehr und verlor Alles!"

"Richtig! Darauf ließ er mich drei Wochen ohne Nachricht," schaltete Paul Görtingk ein.

"Ich table dies — aber der Stein, welchen wir zur Strafe für den Schuldigen aufzuheben Willens sind, möge liegen bleiben, denn der Zustand, worin er damals gelebt, muß einer Höllequal gleich gewesen sein. Dann schrieben Sie, streng, mißtrauisch, vorwurfsvoll und auf Ihre eigene Willenskraft sich berufend. Waldemar log Ihnen vor, das Geld verloren zu haben und versprach es ersetzen zu wollen. Sie antworteten und sagten ihm, entweder weil Sie es schon wußten oder weil Sie es vermutheten, daß das Geld im Spiel verloren sei und daß Sie bekannt machen würden, Waldemar sei wegen Veruntreuungen entlassen. Herr Paul Görtingk, legen Sie Ihre Hand aufs Herz und bekennen Sie, daß dies ungerecht und hart war."

"Nein, mein Fräulein! Ich war in meinem Rechte! Wenn der Kaufmann seines Reisenden bei solchen Gelegenheiten schont, so ladet er eine schwere Verantwortung auf sich! Daß meine sittliche Entrüstung mir harte Ausdrücke eingegeben hatte, finde ich ebenfalls natürlich und begreiflich!"

"Sie sind consequent, mein Herr! Um der fürchterlichen Schmach zu entgehen, ergriff Waldemar den Ausweg, sich nach Amerika zu flüchten. Er meldete Ihnen dies und flehte Sie um Gnade an. Er versprach feierlich Zahlung zu leisten, wenn Sie schweigen wollten."

"Ich gewährte ihm die Bitte und wollte ihm die Rückkehr nach Europa nicht verschließen. Die Zeit belehrte mich aber, daß ich meine Nachsicht und Geduld einem Unwürdigen geschenkt. Zwei Jahre verfloßen, ohne mir die versprochenen Abzahlungen zu bringen."

"Waldemar hatte indessen kaum soviel verdient, um nothdürftig leben zu können."

"Er ist nie nach Amerika gegangen?"

"Nein! Er ist in Hamburg geblieben!"

"Unter falschem Namen?"

"Ja. Er nannte sich Meier. Woher wissen Sie dies?"

"Vermuthung!" sagte Görtingk kurz. "Nun? Weiter!"

"Durch Zufall erfuhr er den Tod seines Bruders in Pittsburg. Seine Lage war mittlerweile immer drückender geworden. Die Furcht, von Ihnen entdeckt zu werden, peinigte ihn bis zur Qual. Gleichzeitig mit der Todesnachricht seines Bruders William erhielt er

Anwartschaft auf seine jetzige Stelle, aber als Waldemar Wittmeier, denn sein jetziger Principal kannte ihn von Kindheit auf und war ihm in Hamburg begegnet. Da gab ihm sein böser Geist den Gedanken ein, einen Todtenschein aus Pittsburg kommen und an Sie adressiren zu lassen. Er nannte den Gestorbenen Waldemar, und da wahrscheinlich Niemand dort wußte, ob sein Bruder William oder Waldemar geheißen, so war er des Erfolges ziemlich sicher."

"Es leben aber Menschen genug, die Auskunft darüber geben können, daß nicht Waldemar, sondern William Wittmeier in Amerika gestorben ist!"

"Eigentlich lebt nur Einer, der es weiß. Wenigstens behauptet Waldemar dies. Er nannte den Mann „Jonas Tiefen“. Dieser ist mit William nach Amerika gewandert, aber seit einem Jahre plötzlich wieder in hiesiger Gegend erschienen. Sowie dieser Mann auftauchte, betrachtete sich Waldemar als verloren. Und seine Ahnung ist leider in Erfüllung gegangen, denn Herr Jonas Tiefen ist einer Ihrer Agenten!"

"Und noch dazu derselbe Mann, der Sie mit seinen trivialen und leichtfertigen Artigkeiten in Schrecken und Angst versetzte," schloß Paul Görtingl das Gespräch mit festem, barschem Tone. „Jetzt habe ich mit großer Geduld Ihrem langen Vortrage Gehör geschenkt. Es ist meiner Meinung nach nichts darin enthalten, was mich umstimmen könnte. Ich habe es auch nicht mit Ihnen, sondern mit Herrn Waldemar Wittmeier zu thun. Ich dachte ihn noch zu Hause zu finden und wollte mich erst durch den Augenschein überführen, daß es derselbe Mann sei, den ich verfolge. Darüber herrscht nun nach Ihrer Darstellung kein Zweifel mehr ob. Sagen Sie dem Herrn Waldemar Wittmeier, daß ich ihn heut Abend um acht Uhr im Gasthof zum goldenen Stern erwarte. Adieu!"

Er neigte sich kaum sichtbar und war fort.

Eugenie stand sprachlos vor Schreck. Theresa, welche fieberhaft gespannt im Nebenzimmer gelauscht hatte, stürzte herein und umfaßte weinend ihre Schwester.

„O, er ist ein Barbar, Eugenie!“ schluchzte sie.

„Ich hoffe nichts von ihm!“ lautete Eugeniens trübe Erwiderung. „Und Jonas Tiefen, der Mann im Postwagen? Ob dieser Jonas Tiefen nicht ein Werkzeug in der Hand Gottes ist?“

„Waldemars Furcht vor seiner Schwachhaftigkeit hat sich bestätigt,“ seufzte Theresa. „Was wird Görtingl thun? Wird er Waldemar gerichtlich bestrafen lassen?“

Eugenie blickte hell auf.

„Nein! Das glaube ich nicht — sonst hätte er ihn nicht zu sich bestellt, Theresa!“

Die junge Frau athmete erleichtert auf. Sie dachte nicht darüber nach, ob der Grund für Eugeniens Be-

hauptung haltbar sei. Dem Sinkenden scheint sogar der Strohhalbm ein Rettungsanker.

Eugenie ging seltsam nachdenklich in ihr Zimmer hinauf. Jedes Wort, was Paul Görtingl gesprochen, wiederholte sie sich im Geiste. Furcht und Zagen bannte sie dadurch nicht aus ihrer Seele, aber ihre Phantasie begann dabei zu glühen. Ein Mädchenherz flücht selbst aus stachlichten Blumen Erinnerungskränze. Gerade die Schroftheit, womit der junge Kaufherr von ihr geschieden war, leitete sie zu der Annahme, daß er frei von ihrem Einflusse handeln wolle, um sich selbst gerecht zu werden. Sie schrak zusammen wie ein fürchtames Kind, als sie sich dabei auf dem Gedanken ertappte, daß seine Neben trotz aller Härte etwas Ergreifendes und Anziehendes für sie gehabt hatten.

Der Großmutter sollte die Katastrophe im Leben der jungen Hausbewohner so lange als möglich verborgen bleiben, deshalb beschäftigte sich Eugenie während dieses Tages weit angelegentlicher mit ihr, als sie es ihrem Vorsatze gemäß sonst zu thun pflegte: die alte Dame nahm es ziemlich huldvoll auf. Eugeniens Methode, sich ihr stets mit der offenen Erklärung „gehorschen zu wollen“ zur Disposition zu stellen, hatte gewissermaßen bewirkt, daß sie nichts mehr befahl. Das Unbehagen, als tyrannisch zu gelten, machte sie leutseliger, ohne sie im Grunde zu bessern. Dazu war sie ohnedies zu alt und eine zu eingeseifchte Herrschernatur; allein soweit die alte Dame lebenswürdig werden konnte, war sie es geworden.

Eugenie benutzte einen Anflug guter Laune, worin sie von ihren Verhältnissen redete, um sie von der Meinung des Publikums in Kenntniß zu setzen, welches sie reich nannte. Ein elektrisches Zucken lief über das steife, ernsthafte Gesicht der alten Dame. Eugenie schien es wie ein gespenstisches Lachen.

„Das wird nach meinem Tode offenbar werden,“ antwortete sie mit Gravität. „Es imponirt der Menge nichts so sehr, wie die Unabhängigkeit und der Glanz, womit man sich im Alter umgiebt. Glaubst Du, Waldemar Wittmeier würde Theresa zur Gattin gewählt haben, wenn er sie nicht für eine Erbin gehalten?“

Ein Stich fuhr Eugenie durchs Herz.

„Hoffentlich beruht Deine Meinung auf einem Irrthum,“ sagte sie beklommen. „Waldemar liebt seine Theresa!“

„Sage ihm, daß ich nichts weniger als reich sei, und dann betrachte sein Gesicht und beobachte sein Betragen gegen Theresa,“ erwiderte die Kriegsräthin mit eifriger Ruhe.

Eine neue Dual für Eugenie! Die Verirrungen ihres Schwagers sprachen dafür, daß er einer solchen Berechnung fähig sei. Ja, ja, es war Alles viel schlimmer als sie sichs gedacht! Immer neue Wolken, immer

neue Stürme! Nirgends Frieden — nirgends sicheres Glück! Wer sollte nicht endlich von all' den Sorgen gebeugt werden! Eugenie hatte muthig gegen alle bitteren Erfahrungen gekämpft — sollte sich aber die Vermuthung ihrer Großmutter bestätigen, so blieb ihr kein anderer Ausweg zum eigenen Frieden, als zu fliehen, um das herannahende Elend ihrer Schwester nicht zu sehen.

„Der Mann, welcher ohne Edelmut des Herzens die schweren Pflichten eines Familienvaters übernimmt und in seinen Erwartungen getäuscht wird, der muß unglücklich werden und seine Familie unglücklich machen!“ sagte Eugenie zu sich selbst. „Arme Theresa! Morgen soll sich Alles entscheiden!“

Während Eugenie mit diesen schweren Gedanken zur Ruhe ging, saß Theresa und wartete voller Spannung ihres Gatten, der seit zwei Stunden bei Paul Görting war.

Hoffnungslos und müde von den aufregenden Erlebnissen des letzten Tages lehnte die junge Frau endlich den Kopf an die Sophasissen und schlummerte ein.

Goldne Träume glätteten bald die feinen Falten der Sorge auf ihrer Stirn. Die schmalen, weißen Hände leicht unter der Brust gefaltet sah sie mehr einer Gläubigbetenden gleich als einer Schlafenden. Ihr Kind schlief neben ihr im Korbe. Eine Lampe sendete ihr gemildertes Licht über die reizende Gruppe.

Theresa schlief fest, denn sie hörte nicht, daß die Hausthür geöffnet wurde. Sie schlief fort, ungeachtet Waldemar stürmisch die Stubenthür aufriß und mit hallenden Schritten zu ihr heran schritt. Sie schlief und Waldemar blieb, gefesselt von dem rührenden Anblicke, vor ihr stehen. Sanft neigte er sich zu ihr nieder. Sie lächelte im Schlafe! Sollte er diesen friedlichen Schlummer stören? Sein Herz verlangte danach, zu ihr, die ihm jetzt so vertraut war, zu sprechen.

„O mein Weib, mein süßes Weib, träumst Du von Glück?“ flüsterte er mit einer Innigkeit, wie er noch nie gefühlt hatte.

Theresa schlug rasch die Augen auf. Mit schneller Fassung fragte ihr Blick — Worte fand sie nicht im ersten Moment.

„Es ist Alles gut, theure Theresa — Alles gut!“ sagte Waldemar weich. „Es war ein harter Kampf! Görting drückte mich mit seiner fürchterlichen Geisteskraft zu Boden! Ich hatte keine Waffen gegen ihn als Worte der aufrichtigsten Reue — da erhob er mich aus dem Staube und sagte mir, daß er mit mir zufrieden sei. Hätte ich meine Schuld beschönigen wollen, wäre ich nicht vollständig von der Erkenntniß meines Vergehens durchdrungen gewesen, so würde er mich ohne Erbarmen haben fallen lassen. Ich gestand ihm, daß ich Dir, daß ich Eugenie den Muth verdanke, so rück-

haltslos von dem zu reden, was mich jahrelang menschenscheu gemacht. Sein Auge leuchtete, als ich dies sagte. „Wem Gott einen Engel sendet zum Heil, der muß der Gnade Gottes wohl noch werth sein!“ sprach er dabei und reichte mir bieder die Hand. Theresa — wir sind gerettet! Ich kann wieder aufschauen zu Gott und zu den Menschen, ohne Verrath zu fürchten. Gelübde spreche ich nicht aus. Aber mein Leben soll es beweisen, daß ich des Engels, den Gott zu meinem Heile mein eigen werden ließ, würdig bin!“

Zitternd vor Wonne lehnte Theresa ihr Köpchen an seine Wange. War sie denn glücklicher als früher? Ja! Denn sie wußte jetzt, daß sie glücklich war, sie wußte, weshalb sie glücklich war!

6.

Weiche, linde Südwinde folgten dem Regen und Sturm. Sie brachten die Kraft mit aus den Ländern der Citronen und Drangen, das nördliche Blütenleben mit ihrem Hauche zu erschließen. Die Pracht des Frühlings lag im Ru auf der ganzen Flur und was unter den lustigen Schneedecken gefeimt hatte, das sproßte nun mächtig hervor.

Eugenie, von dem Glücke Theresas wie berauscht, weilte im Garten unter den blühenden Bäumen. Waldemar hatte sich bewährt. Ein Jubel für ihr schwesterlich bekümmertes Herz. Waldemar hatte lächelnd das Geständniß von der Großmutter beschränkter Lage angehört und offenherzig eingeräumt, daß nur in Rücksicht auf seine Schuld ein kleines Vermögen von Werth für ihn gewesen sein würde. Eugenie war stolz mit dieser Erklärung vor die Großmutter getreten. Dann aber suchte sie Gottes freie Natur auf, um zu träumen.

Es war etwas in ihr wie wonniges Erwarten, als werde der Frühling und ihr Glück zusammen aufbrechen, als werde sich mit dem Blüthenschleier für sie ein neues, sonniges Leben entfalten.

Rasch wanderte sie durch die Boskets, welche schon grünt. Erst als sie hinten am Weißdorngehege wieder umkehrte, ging sie langsamer und blickte scheu um sich, als wisse sie sich verfolgt oder beobachtet. Was fürchtete sie denn? Gar nichts, antwortete der kühle Verstand. Und doch zögerte sie wieder in die schattigen Gänge hineinzugehen, die dem Hause näher lagen? Der Mensch ist bisweilen thöricht, sagte spottbereit die richtende Vernunft. Eugenie handelte fast immer verständig und vernünftig. Sie suchte deshalb auch jetzt die Wallungen ihres Blutes wegzuküßeln. Zuerst hielt sie Gericht über sich. Herr Paul Görting hatte sie der Eitelkeit beschuldigt und das scharfe Urtheil über ihn ihrer verletzten Eitelkeit zugeschrieben. War sie denn wirklich so eitel, daß die fortdauernde Kalfsinnigkeit eines Mannes ihrer Lebenswürdigkeit gegenüber sie gereizt ha-

ben könne? Eugenie stand nachdenkend still und schaute bedenklich über sich und um sich. Ja! Sie war eitel! Sie kannte ihre geistigen und körperlichen Vorzüge. Sie war eitel, aber ohne Anmaßung. Sie wußte, daß sie sehr hübsch war, daß sie sich geschmackvoll kleidete, daß ihre Gestalt grazios, ihre ganze Erscheinung anmuthig und ihre Geistesbildung frappant war. Sie schätzte sich selbst nicht gering und freute sich des günstigen Eindruckes, den sie zu machen pflegte. Sie war eitel und der scharfsichtige junge Kaufherr hatte nicht Unrecht, wenn er ihr Vorurtheil gegen ihn auf den Verdruß schob, den seine Gleichgiltigkeit in ihr erzeugt hatte. Wohlgemuth bewegte sie ihren Kopf, Zeichen der Billigung gebend, bei dieser Selbstanlage. Sie lächelte selbstzufrieden und schien durchaus nicht reuevoll ihrer anspruchsvollen Eitelkeit zu gedenken. Sie hatte wiederum die Weißdornhecke erreicht und wendete sich. Da sah sie eine Gestalt aus dem Bosket treten. Ach, sie hatte es ja gedacht, was nun geschah! Die Gestalt bewegte sich eiligst auf sie zu. Sie konnte dieser Gestalt nicht ausweichen. Zitternd, mit stockendem Athem stand das sonst so muthige Mädchen da, unfähig der Gestalt entgegen zu gehen, unvermögend ein einziges Wort über die Lippen zu bringen. Sie hatte es doch gewußt, daß Herr Paul Görting bei ihrer Schwester war, woher denn dieser Schreck, dieses Entsetzen, welches das Blut in ihren Adern starr machte?

„Ich muß Sie sprechen, bevor ich das Haus verlasse!“ begann Paul und sein Auge erglänzte in einem Feuer, wie Eugenie es noch nie in einem Menschenauge gesehen. Verwirrt senkte sie den Blick und fiel leise und schlüchtern ein.

„Das Haus, wo Sie zwei Menschen unaussprechlich glücklich gemacht haben.“

„Sie haben es nicht von mir erwartet?“ stieß er gewaltsam hervor.

„Nein,“ antwortete sie aufrichtig. „Ihr Abschied gestern ließ mich eher fürchten als hoffen.“

Der junge Mann lächelte schmerzlich.

„Eine gerechte Strafe für mich! Ich sehe jetzt ein, daß der Mensch sich nie auf den Thron irdischer Gerechtigkeitspflege erheben muß, wenn er nicht große Verantwortungen auf sich laden will. Genügt Ihnen diese Auslassung, welche ich vor achtundvierzig Stunden für unmöglich gehalten haben würde?“

Sie sah ihn schlüchtern, aber sehr freundlich an und begann langsam dem Hause zuzuschreiten.

„Daß es mir den Schlaf rauben könne, von einer Dame mißachtet zu werden, habe ich ebenfalls nie geglaubt. Ich verachtete die Frauen bis dahin!“ sprach er weiter.

„Was haben Ihnen denn die armen Frauen gethan?“ fragte Eugenie beklommen.

„Einer anderen wie Ihnen würde ich diese Frage nicht beantworten,“ entgegnete er kurz. „Sie sollen aber die Grundlage meiner Charakterbildung kennen lernen. Ich habe meine Mutter nicht achten können und habe meine Schwestern verachten müssen — wie soll dabei eine Werthschätzung anderer Frauen entstehen? Jetzt ist meine Mutter todt — ich trage diesen Flor um sie — ein äußeres Zeichen, daß ich ihr Andenken nicht verunglimpfen will. Meine Schwestern mögen sehen, wie ihre Männer mit den weltlichen Narrheiten, die mich beinahe bankrott gemacht, fertig werden. Wir sind endlich mit einander fertig und die Firma Paul Görting bezahlt die glänzenden Feste in den Häusern der beiden Nientnantsfrauen nicht mehr. Merken Sie es, wie ich meine Jugend und die erste Blüthe meiner Mannesjahre verlebt habe? Ich stieß überall auf Lug und Trug. Ist es zu verwundern, daß ich mit sechsunddreißig Jahren ein Misanthrop wurde? Auch Ihnen traute ich nicht, mein Fräulein!“

Sie hob ihr Auge ruhig zu ihm auf.

„Sie hielten mich für eitel, vielleicht gar für gefallsüchtig?“

„Ja! Ihre Freundlichkeit war so bezaubernd — ihre Stimme so unendlich lieblich — ich hielt Alles für gemacht, um zu bestricken, konnte mich aber dem Zauber dennoch nicht entziehen.“

Eugenie trat etwas seitwärts, um ihm nicht so nahe zu gehen.

„Die Männer sind weit schlimmer als ich gedacht habe,“ sagte sie kaltblütig. „Ich werde künftighin Ihrem Principe huldigen und unterwegs gar nicht sprechen!“

„Ich änderte meine Meinung schon während der Reise und hielt mich zu Ihrem Schutz berechtigt, als Sie Gefahr liefen von dem leichtfertigen Tiefsten beleidigt zu werden.“

„Wirklich —!“ rief Eugenie überrascht.

„Ich hatte Furcht, daß er nach Ihrer unvorsichtigen Enthüllung des Gesichts mitreisen werde. Deshalb wartete ich bis die Post abfuhr.“

Eugenie wendete sich und faßte mit beiden Händen seine Rechte. Sie duldete es im süßen Selbstvergessen, daß er diese beiden Hände zu seinen Lippen erhob. Dann fuhr er ernst fort:

„Das Zusammentreffen mit Tiefsten war mir äußerst förderlich. Ich hatte längst Mißtrauen gegen ihn. Seine Mittheilung über Waldemar regte meinen Zorn fürchterlich auf. Ich gedachte diesem schriftlich einen Zornerguß zu. Da glitt Ihr Bild durch meine Phantastie — Sie waren nach Hberg. gereist — ich änderte meinen Entschluß — ich kam finster hier an, betrat mit feindseligen Absichten dies Haus —“

„Und jetzt ist Alles gut, Alles gelichtet, versöhnt und ausgeglichen durch Ihre Menschenfreundlichkeit —“

o, wie danke ich Ihnen von ganzem Herzen!“ unterbrach ihn das Mädchen mit schmeichelnder, tief bewegter Stimme.

Paul schüttelte den Kopf.

„Jedem Anderen würde dieser Dankerguß fürs Erste genügen,“ sagte er fest und entschieden. „Mir leuchtet ein anderes Ziel. Entweder reise ich in einer Stunde ab und suche Sie im Gewühl meiner Geschäfte ganz zu vergessen oder Sie gestatten mir, daß ich um Ihre Neigung werbe mit allen Kräften des Herzens, das so lange geschlummert hat!“

Eugenie senkte einen Moment die Stirn. Sie hatte gewußt, daß es so kommen würde. Woher sie es gewußt? Ihre Phantasie war geschäftig gewesen, eine Brücke von den wenigen, verrätherischen Worten zu bauen, die zu ihrem Herzen führten.

Schnell hob sie das Auge wieder auf zu ihm, ließ es offen und sanft vertraulich auf ihm ruhen und sagte: „Lernen Sie mich kennen! — Wählen Sie mich dann zu Ihrer Gattin, so werde ich mit fester Zuversicht auf ein schönes, reines Erdenglück Ihr Eigen!“

„Eugenie!“ rief der junge Mann überwältigt. Stumm sahen sie sich dann ins Auge und schritten dem Hause zu.

Waldemar und Theresa empfangen sie schweigend und mit beredtem Händedruck.

Eugenie hielt es für Recht, daß Paul nun der Großmutter eine Visite mache. Er war damit einverstanden. Sie eilte hinauf, um die alte Dame auf die Bedeutsamkeit dieses Besuches vorzubereiten.

Während Eugenie die Zeit im Garten zugebracht, hatte es Sara für nöthig erachtet, endlich einmal wieder eine geheime Conferenz mit ihrer Gebieterin abzuhalten.

Durch geheimnißvolle Geberden hatte sie schon beim Morgenkaffee angedeutet, daß sie Fürchterliches zu berichten wisse und dadurch die alte Dame in eine höchst unangenehme Spannung versetzt. Es war überhaupt nicht alles in ihrem Reiche, wie es sein sollte und wenn sie auch durch Eugeniens Auftreten etwas menschlich zugänglicher geworden war, so zeigte sie doch durchaus keine Neigung sich ihr Regiment im übrigen schmälern zu lassen.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

(Eine Rossinische Arie.) Als Rossini sich vor Jahren einmal in Wien aufhielt, wurde er mehrmals bei dem Fürsten Metternich zur Tafel eingeladen und der Fürst ließ bei solchen Gelegenheiten gern den gewichtigen Ernst des Staatsmannes bei Seite, da er es

sehr liebte, seine Gäste fröhlich zu sehen. Das Gespräch war auf die deutsche Musik gekommen und Rossini sprach seine hohe Verehrung für dieselbe aus, wobei er äußerte, er könne nicht deutsch componiren, aber er wünsche, daß er es im Stande sei. Er bat darauf den Fürsten, ihm doch ein deutsches Lied vorzusingen, welches er als Thema zu einer heroisch-tragischen Arie für seine neue Oper „Semiramis“ verwenden könnte, da die deutschen Volksmelodien so viel elegisches Gefühl enthielten.

Anfangs lehnte der Fürst die Bitte ab, da er meinte, er könne sich auf keine passende Melodie besinnen, indessen drangen wiederholt auch die anwesenden Damen in den Fürsten. Bereitwilligt flüsterte er endlich seiner schönen Nachbarin zu: „Dem Italiener wollen wir einen recht heroisch-tragischen Streich spielen.“

„Lieber Maestro,“ sagte er, „ich kann mich nur auf ein einziges deutsches Lied besinnen, vielleicht können Sie aber grade davon Gebrauch machen, denn es ist eine Melodie des höchsten Schmerzes und der Verzweiflung.“ Darauf sang Fürst Metternich das einst in allen Spinnstuben gesungene Lied: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“; Rossini war begeistert von der reizenden Melodie und nahm sie als Thema sowohl in der großen Arie mit Chor der „Semiramis“, als auch in der Ouverture. Ueberall machte die Melodie den tiefsten, ergreifendsten Eindruck, aber die Deutschen konnten nie begreifen, wie die Königin von Assyrien, während sie den Tod ihres Gemahls Ninus beweint, mit solchem Pathos singen kann: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, pflücket die Rose, eh' sie verblüht.“ Man könnte glauben, daß Semiramis sofort an eine neue Heirath gedacht habe. — F.

Modenbericht.

Man sieht bereits mancherlei Neuigkeiten für die kommende Saison, so daß man namentlich erkennen kann, welche Stoffe modisch sein werden.

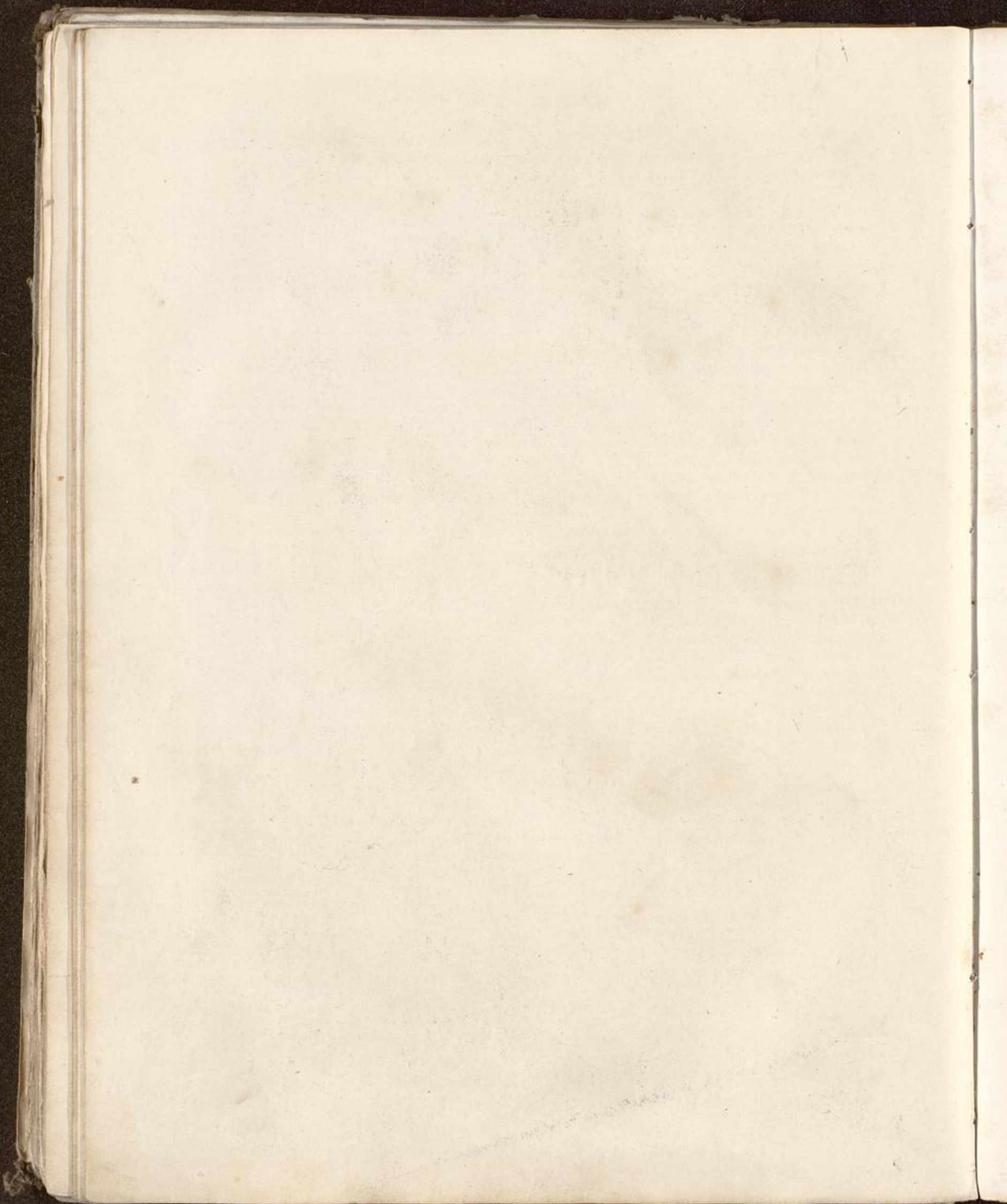
Zu Balletots und Jaquetten sind meist Phantastestoffe an der Tagesordnung, größtentheils klein gemustert in Grün, Olivenfarbe, Braun und Violettbraun. Die façonnirten Stoffe haben meist seidene kleine Tupfen, die sehr hübsch aussehen. Auch alles Grau ist, wie es scheint, sehr beliebt.

Zu Beinkleidern scheinen die gestreiften Zeuge beliebt werden zu wollen; man sieht Beinkleiderstoffe dieser Art in allen Mustern und Nuancen von den kleinstgestreiften bis zu solchen mit breiten einfarbigen oder gemusterten Streifen. Alle Streifen gehen vertical. Auch das Carvirte ist beliebt, die Farben aber dürfen nicht sehr grell



N. 12. 1864

ALLGEMEINE MODENZEITUNG



sein. Auch die Beinkleiderstoffe mit seidenen Tupfen sind zahlreich. Was die Grundfarbe betrifft, so sieht man am meisten Grau, Weißlich und Havannabraun.

In den Westen sind die gemischten Stoffe von Wolle und Seide noch zahlreicher als bei den Beinkleidern und Palletots. Sehr häufig sind die carrirten Stoffe, auch die kleingestreiften und kleingemusterten.

Die Farben Paille, Lilasgrau, Violett, Havanna, Blau und Hellbraun sind die beliebtesten Grundfarben.

Die Jaquetten werden aller Wahrscheinlichkeit nach die beliebtesten Formen sein.

Der Schnitt der neuen Beinkleider und Westen ist noch nicht festbestimmt.

(F.) Die Röcke werden auch in der kommenden Saison von ihrem Umfange nichts verlieren, im Gegentheil sich nach unten hin noch mehr erweitern, so daß der Rock mit Schleppe der allein gültige sein dürfte. Die Damen haben also wieder für schöne Unterröcke zu sorgen und die zweckmäßigsten sind unbedingt die von Wollenleinwand (*toile de laine*) in Hellgrau, Weiß oder Maisfarbe, garnirt mit Medaillons von Spitzen und schottischem Taffet. Eine Nuance in der Farbe des Besatzes giebt solchen Röcken das eleganteste Aussehen. Darüber werden dann die Röcke von Alpaca, Cashmirienne, Poil de Chèvre, Popeline &c. getragen, die entweder einfarbig oder gestreift und mit Gefälte, Kuchen oder kleinen Volants in allen Farben garnirt sind. Endlich folgen über den eben erwähnten die einfarbigen Röcke in Lilasblau, Violett, Weiß, Hellroth, Ponceau, Braun &c. mit doppelten Volants von gleichem Stoffe und goldfarbigen seidenen Kettchen darüber.

Von neuen Kleidern haben wir folgende gesehen:

Kleid von Taffet, unten auf dem Rocke mit drei gefälte Volants, die mit schmalen Spitzen eingefast sind; zwischen jedem Volant ein Streifen schwarzen Sammets mit doppelten, gegen einander laufenden, Zacken; das Leibchen hoch, mit Sammetzacken garnirt; die Ärmel eng mit Aufschlägen von Sammet.

Kleid von blaurosa *Poux de Soie*, auf dem Leibchen, dem Rocke und den Ärmeln mit schwarzen Spitzen-Medaillons garnirt, die von einer offenen seidenen Franse in der Kleidfarbe eingefast sind.

Die Mode der offenen Leibchen giebt Gelegenheit, die schönsten Chemisetten u. s. w. zu zeigen. Man trägt auch viele Unterleibchen und Westchen, die außerordentlich reich sind.

Von den Anzügen der kleinen Mädchen läßt sich nicht viel sagen; sie sind immer Nachahmungen der Toiletten der Mütter.

Die Strümpfe bilden indeß dabei jetzt eine Hauptsache. Weiße Strümpfe tragen die Kinder nur bei großem Putze, sonst immer schottische, rothe oder violette.

Von neuen Hüten ist noch nichts zum Vorschein gekommen; die Winterhüte herrschen noch immer vor, leider! sieht man sogar noch viele mit Pelzgarnirung, welche sie so schwer erscheinen läßt. Auch der Ausputz mit Schmetterlingen, Käfern &c. erhält sich noch.

Modenblatt N^o 12.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Kopspuz von schwarzen Spitzen sehr tief am Hinterkopfe; Kleid von schwarzer irischer Popeline mit hohem knappem Leibchen, das große Schößchen hat und an denselben mit blauem Taffetband und Posament darüber besetzt ist; halblange Ärmel, an der Außenseite und unten herum ebenfalls blau, wie die Schößchen, garnirt; auf dem Rocke unten ein kleiner Volant von blauem Taffet mit zierlichem Posament darüber; kleiner Kragen; gelbe Glacéhandschuhe; Fächer; Stiefelchen.

2. Kopspuz von schwarzen Spitzen mit rothen Blumen und schwarzen Sammetschleifen vorn über der Stirn; Kleid von braunem *Moire* mit hohem knappem Leibchen, das sehr lange Schößchen hat, vorn zugelnöpft und tragbandartig mit schwarzem Sammet und schwarzen Spitzen besetzt ist; lange enge Ärmel mit Aufschlägen von schwarzem Sammet; auf dem Rocke unten einzeln stehende schwarze Sammetstreifen, die mit schwarzen Spitzen eingefast sind; sehr kleiner Spitzenkragen; enge Leinwand-Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Netz von rother Chenille mit rother Schleife vorn; Kleid von blaßgelbem Taffet mit rother Weste und Figaro-Zäckchenleibchen, das mit rothem Taffet besetzt ist, wie die halblangen Ärmel; auf dem Rocke unten ein breiter Streifen rothen Taffets und schmales rothes Posament darüber; kleiner Kragen; weiße Beinkleider; Stiefelchen.

4. Einfacher Haarpuz; Kleid von Taffet mit rundem Leibchen, das oben herzförmig offen ist und Revers von schottischem Taffet hat; ganz enge lange Ärmel mit schottischem Achselbesatz und schottischen Aufschlägen; auf dem Rocke unten ein schottischer Streifen; schottischer Gürtel mit Schnalle; Chemisette; enge Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

5. Hut von grüner Seide, mit schwarzem Sammet, weißen Spitzen und großen weißen Federn vorn ausgeputzt; grüne Bindebänder; Kleid von grauer Seide mit hohem rundem Leibchen, mit grünen Glöckchenknöpfen zugemacht; lange, nicht ganz enge Ärmel mit grünem Posament vorn; auf dem Rocke unten grüne Chenillefransen und Stickerei darüber; ganz kleiner Spitzenkragen; Spitzen-Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

Stahlstich № 12.

Heinrich Stürmer.

(Nach einer Photographie.)

Heinrich Stürmer, welcher vor Kurzem sein fünf- und zwanzigjähriges Jubiläum als Mitglied des Leipziger Stadttheaters gefeiert hat, ist 1811 in Berlin geboren, wo er schon als Knabe auf dem dortigen Hoftheater verwendet wurde. Seine eigentliche Theaterlaufbahn begann er jedoch 1833 in Stettin als Baritonist, ging 1834 nach Lübeck, wo er einige Jahre mit großer Anerkennung wirkte, und kam 1838, nachdem er zuvor mit

der Lübecker deutschen Oper Kopenhagen und Stockholm besucht hatte, nach Leipzig, an dessen Stadttheater er noch jetzt als einer der treuverdientesten Veteranen thätig ist. Früher ein tüchtiger Sänger, sowie von jeher auch im Schauspiel vielseitig verwendbar, bekleidet er nunmehr seit geraumer Zeit das Fach der Lustspiel- und Heldenväter und darf als einer der gediegensten Repräsentanten desselben betrachtet werden. Seine äußern Mittel haben sich in ungeschwächter Kraft und Frische erhalten, sein Spiel ist stets erfüllt von warmer Lebenswahrheit und edler Natürlichkeit, Eigenschaften, die ihn zu einem erklärten Lieblinge des Leipziger Theaterpublikums gemacht haben.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen $1\frac{1}{2}$ Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und $4\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet. Befagen nehmen wir gegen Erhaltung von 3 Thlr. Gebühren bei $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Aufendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Rosenmüller's

Mitgabe für das ganze Leben

beim Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt.

19. Auflage. 21

Durchgesehen von Dr. Chr. Niemeyer, Ritter zc. Mit 6 schönen Stahlstichen. 8. In vergoldetem engl. Leinwandband mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. 5 Ngr. broch. 20 Ngr.

Davon eine höchst elegante

* Miniatur-Ausgabe *

nach der vierzehnten, von Dr. Chr. Niemeyer, Pfarrer u. Ritter des r. N. D., besorgten Auflage. Mit einem Stahlstiche.

Dritte Auflage.

in 16. zum Preis von 1 Thlr. 6 Ngr.

Gebunden in feinem Sarfenetbande mit Goldschnitt. Vorderseite und Rücken in feinsten und reichster Vergoldung. Titel in Gold- und Bronzedruck. Titelstahlstich von C. Preisel, nach Prof. Kersch. Neue Schrift auf feinstem Maschinenvelin. Ein Kunstwerk in Bezug auf seine Buchbindererei.

Kleine Weltgeschichte

für

Bürgerschulen.

Bearbeitet von Dr. Carl Ramshorn,

Director der III. Bürgerschule zu Leipzig, Ritter des k. k. Oesterr. Franz-Joseph-Oрдens.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. broch. Preis 15 Ngr. geb. 17 Ngr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

LEIPZIG.

Unter allen existirenden kosmetischen Mitteln gegen das

Ausfallen der Haare

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon fast gewordenen Scheiteln nimmt

Johann Andreas Haushild's

vegetabilischer Haarbalsam

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht ausliegende Dank- u. Anerkennungsschreiben, meist von Personen aus den höheren Ständen, bestätigen die Wirksamkeit desselben und fast sämmtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich

gewordenen Toiletteartikel jetzt regelmäßig von mir.

Die Wirkung des Balsams ist überraschend!

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich auf selbst schon länger fast gewordenen Stellen in ungläublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es Jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Haushild's Balsam in Originalflaschen à 1 Thlr., $\frac{1}{2}$ fl. 20 Sgr., $\frac{1}{4}$ fl. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

Julius Kratze Nachfolger.

Leipzig, Dresden Str. Nr. 2.

NEBEN DER POST.

Jeder Haushaltung ist zu empfehlen:

Die Kartoffelküche.

Enthaltend 275 Kartoffel-Kochrecepte.

Von Caroline Kümicher. Preis nur 6 Sgr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

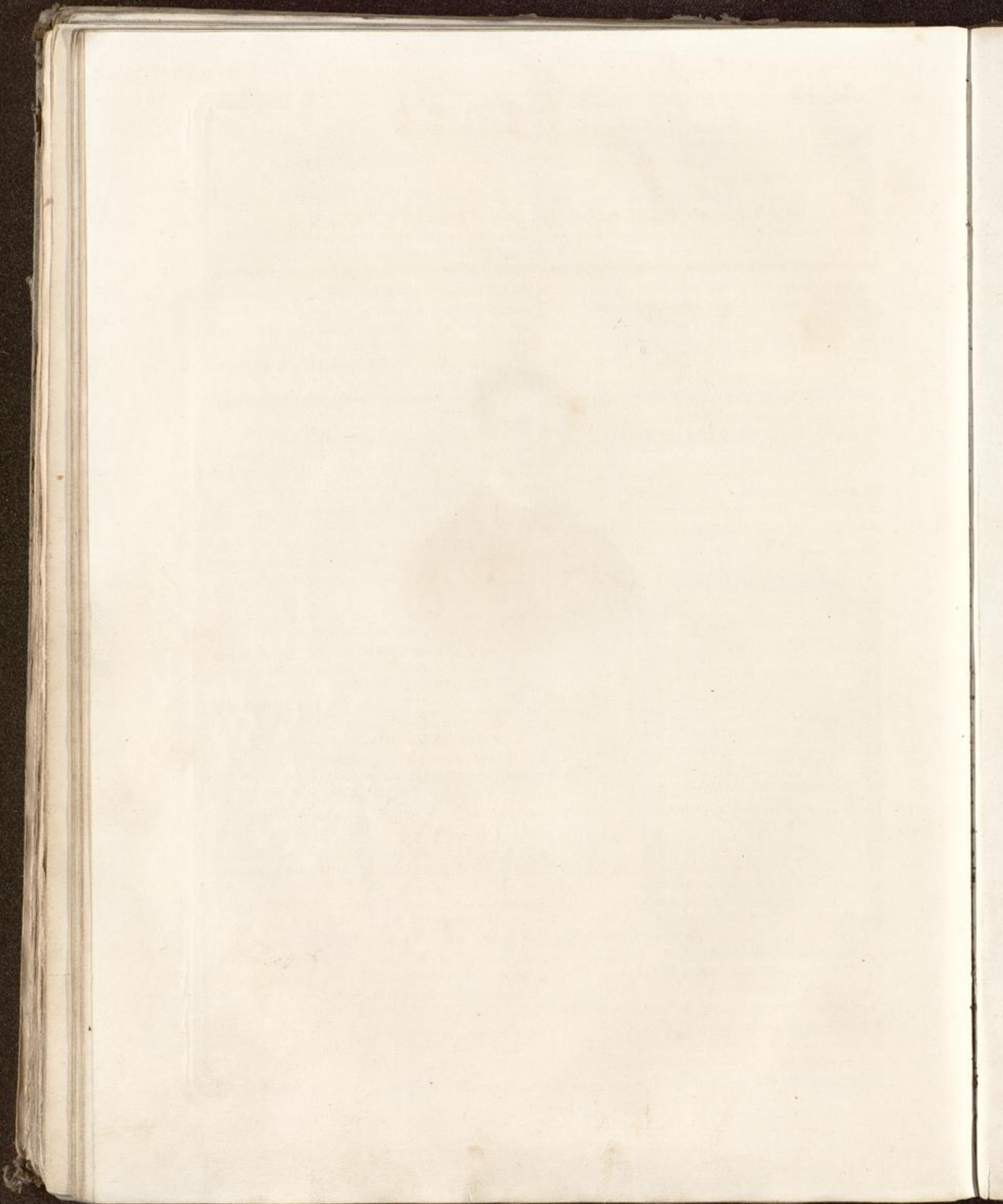


Photographie v. J. L. M. S. S.

Stich v. Straub & Weger in Leipzig

Heinrich Stirmer

Verlag v. Baumgärtner Buchh.



zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der stumme Zeuge.

Von
Amely Hölte.

Wenn man vom Potsdamer Thore kommend in die große Friedrichstraße rechts einbiegt, bemerkt man unter den kleinen, mit Kaufläden versehenen Gebäuden ein herrschaftlich aussehendes Haus mit einem großen Eingangsthore.

An einem Sonntagmorgen um die achte Stunde trat aus diesem eine dicht verschleierte Dame, ging bis an die nächste Ecke und winkte hier einer Droschke. „Karlsstraße Nr. 65!“ flüsterte sie dem Kutscher zu und stieg ein.

An das Ziel ihrer Fahrt gelangt bezahlte sie das Fuhrlohn und ging in den dritten Stock des Hauses hinauf, wo sie an der Thür zur Linken, über welcher auf einem Porzellschilder der Name des Staats-Anwalts Herbert Wildbruch stand, schellte.

Am Feiertage erwartet ein Advocat keine Klienten, das Empfangszimmer für diese war daher nicht geheizt. Herr Wildbruch saß im Wohnzimmer mit seiner jungen Gattin am Frühstückstische und rauchte behaglich eine Cigarre, als ihm der Besuch gemeldet ward. Mit unwölkter Stirne erhob er sich. Wer es auch sein mochte, der ihn zu sprechen begehrte, so hätte er die Rücksicht erwartet, daß man ihm den Ruhetag gönnte.

In sein Arbeitszimmer tretend sagte er, sich gemessen verbeugend:

„Sie verzeihen, daß es hier kalt ist. An Sonn- und Festtagen bleibt dies Local verschlossen.“

Die Dame hob statt jeder Erwiderung den Schleier und der Staats-Anwalt trat überrascht einen Schritt zurück.

„Adele Niemann!“ schwebte auf seiner Lippe; allein er hielt das Wort noch an sich.

„Sie hätten mich nicht hier zu sehen erwartet, ich weiß es,“ sagte sie mit traurigem Lächeln. „Ich komme vom Sterbebette meines Mannes, ich bedarf Ihres Rathes, Ihres Verstandes und zwar sogleich.“

„Wie? Herr Niemann ist todt?“ fragte der Advocat verwundert und sah sie wie zifelnd an. „Ein

Mann in seinen besten Jahren und dem Anscheine nach kerngesund.“

„Es ist sehr unerwartet gekommen! Ich begreife es selbst noch kaum.“

„Ich habe ihn, dünkt mich, noch vor wenigen Tagen auf der Straße gesehen.“

„Ich glaube es. Ein Schlagfluß rief ihn plötzlich ab.“

„Ein Schlagfluß?“ fragte der Advocat.

„Kann Sie das Wunder nehmen? — Es ist in jetziger Zeit ja häufig vorgekommen, daß selbst jüngere Leute diesem erliegen.“

„Freilich! Aber darum nicht minder traurig für ihn und für Sie.“

Die Dame seufzte schwer. Eine Pause entstand. Der Advocat schien eine Mittheilung zu erwarten, sie nach Worten zu suchen, in welche sie diese kleiden könne. Indessen ruhte sein Auge nachdenklich auf ihrem schönen, bleichen Gesichte, das einen ihm neuen, eigenthümlichen Ausdruck trug.

„Ich wünsche nicht, daß mein verstorbener Mann secirt werde, und die Ursache meines Kommens ist, daß Sie es verhüten mögen.“

„Wer kann sich anmaßen, gegen Ihren Willen dies anzuordnen?“

„Der Arzt!“ stieß sie kleinlaut heraus.

„Der Arzt?“ fragte er verwundert. „Und seine Gründe?“

„Er behauptet, daß für das schnelle Absterben meines Gatten keine hinlänglichen Ursachen vorhanden seien. Er ist, als jener Schlaganfall ihn traf, hingestürzt, und die äußeren Verletzungen, welche ihm dies zugezogen, schreibt der Arzt einer an ihm verübten Mißhandlung zu. Er will demnach bei dem Gerichte die Anzeige machen und eine Untersuchung fordern. Denken Sie aber, zu welchem Oerede dies führen, wie peinlich es für mich sein müßte, den natürlichen Tod meines Mannes in Frage gestellt zu sehen! Das einmal entflohenen Leben kehrt damit ja doch nicht zurück. Was Niemanden nützen und nur schaden kann, möchte ich daher gern verhindert sehen. Ich habe also einstweilen den Schlüssel zum Sterbezimmer abgezogen. Wollen Sie mich begleiten und in meinem Rechte, die Leiche anzukleiden und in den Sarg zu legen schützen?“

Zugleich zog sie aus der Tasche ihres Kleides den besagten Schlüssel hervor und hielt ihn dem Advocaten wie eine Trophäe oder Waffe entgegen. Dieser blickte über denselben hinweg in ihre rothunterlaufenen Augen und sagte:

„Nehmen wir Platz! Und lassen Sie mich das Weitere hören.“

„Aber die Sache eilt! — Man kann von Gerichtswegen die Thür des Zimmers aufbrechen lassen!“ rief sie mit Angst.

Der Advocat zuckte mit den Achseln.

„Wenn ich Sie gegen das Einschreiten der Behörde sichern soll, so muß ich zuerst die Umstände, welche den Argwohn des Arztes rege gemacht haben, kennen.“ Dabei schob er ihr einen Stuhl hin und nahm ihr gegenüber Platz. „Verstehen Sie mich aber genau. Ich verlange keine Beichte. Ein Advocat ist kein Gewissensrath. Sie müssen Ihre Worte sogar genau wägen, mir die äußeren Thatfachen, ohne mich in Ihre Seele blicken zu lassen, mittheilen. Sagen Sie mir also ganz einfach: worauf sich der Argwohn des Arztes stützt.“

„Am Halse des Verstorbenen fanden sich Spuren, wie von dem Drucke menschlicher Finger.“

„Gab der Kranke die Ursache dieser äußeren Verletzung nicht an?“

„Er war durch den Zufall der Sprache beraubt worden.“

„Wo ward er davon betroffen?“

„In unserem Eßsaale, gleich an der Eingangsthür.“

„In Folge einer Aufregung, einer Gemüthsbewegung? Was ging dem Zufalle voran?“

„Man weiß das nicht. Niemand war dabei.“

„Welche Person trat zuerst in das Zimmer und sah ihn?“

„Der Diener, dem ich schellte mir den Thee zu bringen.“

„Sie waren also zu Hause und im anstoßenden Zimmer, ohne etwas davon zu wissen?“

„So ist es,“ sagte sie ohne aufzublicken.

„Hatten Sie Ihren Gatten unlängst gesehen? Waren Sie in gutem Vernehmen von ihm geschieden?“

„In völlig gutem. Er hatte zu Hause gespeist, dann etwas geruht, darauf den Kaffee bei mir eingenommen und mich verlassen, um den Club zu besuchen. Bei seiner Rückkehr von dort muß ihn ein Schwindel ergriffen haben.“

„Um welche Zeit kehrte er heim?“

„Genau läßt sich die Stunde nicht angeben. Es muß zwischen 7—8 Uhr gewesen sein.“

„Hat der Portier ihn eingelassen?“

„Er ist nicht achtsam in seinem Amte, trinkt und

läßt die Thür dann aufstehen. Zu unserm Logis führte er den Drücker mit sich.“

„Sahen Sie die Spuren einer Mißhandlung sogleich selbst an dem Halse ihres Gatten?“

„Nein. Er schlug eine Ader, ließ ihn zu Bett bringen und erst dann, als der Kranke entkleidet ward, wollte er die Entdeckung gemacht haben.“

„War er mit dem Kranken allein oder blieben Sie gegenwärtig?“

„Er war über eine Stunde mit ihm allein. Ich war ohnmächtig geworden und kehrte erst dann, als ich meiner Besinnung wieder Herr ward, an sein Bett zurück.“ —

„Erkannte er sie?“

„Ja.“

„Wie äußerte sich dies Erkennen?“

„Ich nahm seine Hand; er entzog sie mir!“

Ein Zug tiefen Schmerzes flog dabei über ihr Gesicht.

„Er war also unwillig auf Sie?“

„So schien es.“

„War der Arzt auch dabei gegenwärtig?“

„Ja.“

„Was sagte er bei dieser Gefühlsäußerung Ihres Gatten?“

„Er blickte mich fragend und — strafend an.“

„Ist er Ihnen wohlgestimmt?“

„Nein.“

„Aus welchem Grunde nicht?“

„Ich zog ihn für mich nie zu Rathe, weil er Homöopath ist, und lächelte über sein System.“

„So würde also Ihre Bitte, von einer Untersuchung der Leiche abzusehen, nichts über ihn vermögen?“

„Im Gegentheile. Er dringt dann nur um so mehr darauf.“

„Weil es ihn in seinem Argwohne bestärkt,“ sagte der Advocat halb fragend, halb bestätigend und hielt sein Auge fest auf dem bleichen Antlitze seiner schönen Klienten. „Da der Eßsaal an Ihr Wohnzimmer stößt, erscheint es freilich auffällig, daß Sie den Eintritt Ihres Gatten nach seinem Fall nicht vernommen haben. Wie werden Sie dies zu erklären suchen?“

„Der Saal ist sehr lang und mit einem weichen Teppich ausgelegt.“

„Kein Schmerzenslaut, kein Hilferuf ist ihm entfahren?“

„Keiner.“

„Womit waren Sie beschäftigt?“

„Ich las,“ erwiderte sie mit leiser, unsicherer Stimme.

„Sie werden zu beweisen haben, daß Sie Ihr Zimmer nicht verlassen.“

„Ich kann es mit einem Eide erhärten.“

„Hatten Sie den Abend allein zugebracht?“

Sie zögerte mit der Antwort.

„Da ich nur sagen soll, was Sie auch wissen wollen, so meine ich mich dessen nicht genau zu entsinnen.“

„Ihre Leute haben Ihnen Niemand angemeldet, wissen von Niemandes Anwesenheit?“

„Nein.“

„Der Punkt wäre zunächst festzustellen.“

„Freilich!“

„Wir wollen uns jetzt an Ort und Stelle begeben, dort wird sich das Weitere finden. Was die Secirung betrifft, so darf ich dieser nicht, ohne Verdacht zu erregen, Einhalt thun. Sie dürfen in keiner Weise Furcht vor dem Einschreiten der Gerichte äußern. Fassen Sie sich! Lassen Sie geschehen was sie nicht ändern können, und sprechen Sie mit Niemanden, wer es auch sei, über den Vorfall. Ich nehme, wie es sich versteht, an, daß Sie in keiner Art den Tod Ihres Gatten herbeigeführt zu haben, schuldig sind; erschweren Sie mir aber Ihre Vertheidigung durch keine Unvorsichtigkeit. Das Schweigen in solchen Fällen ist golden.“

„Doch kann das Schweigen auch eine Schuld werden.“

„Das Verschweigen,“ versetzte der Anwalt mit Betonung. „Sie haben das mit Gott und Ihrem Gewissen abzuthun; mich geht, wie gesagt, nur die Thatfache an.“

Er nahm Hut und Stod, bot Ihr seinen Arm und führte sie die Treppe hinunter. Die Droschke hielt noch vor der Thür, der Kutscher mußte auf eine Rückfahrt gerechnet haben. Beide stiegen ein und fuhren nach der Friedrichsstraße zurück.

Als sie die Treppe hinaufstiegen, trafen sie auf dem obern Abhange mit den Dienern des Gerichtes zusammen. Adele eilte durch die schon geöffnete Eingangsthür an diesen vorüber. Ihr Sachwalt folgte ihr.

„Schließen Sie das Zimmer, worin der Todte ruht, auf. Verhalten Sie sich übrigens ganz theilnahmslos,“ flüsterte er ihr zu.

Sie folgte seiner Weisung und zog sich in das Wohngemach zurück; doch stand die Thür, welche von hier in das Schlafgemach führte, offen, so daß sie von dem was vorging Zeuge sein konnte.

Der Arzt des Verstorbenen, Dr. Wolff, hatte sich mit dem Gerichte zugleich eingefunden. Es wurde ein Protokoll aufgenommen. Herbert Wildbruch stand mit verschränkten Armen gegen das Fenster gelehnt und folgte aufmerksam dem Vorgange. Er hatte Gelegenheit, sich von den Fingermalen am Halse des Todten zu überzeugen. Aber von welchen Fingern diese Spuren herrührten, das blieb ihm ein Räthsel. Die zarten Hände von Adelen waren solcher Kräftanstrengung nicht fähig. Wie

er nun auch den Vorgang erklären möchte, so verfließ es gegen alle Wahrscheinlichkeit, sie des Verbrechens zu zeihen. Ein Anderes war es freilich zu behaupten, daß sie den Thäter nicht gekannt, daß er nicht im Einverständniß mit ihr gehandelt habe? — Wer aber war dieser Thäter? Und aus welcher Ursache hatte er sich dieses Mannes zu entledigen gewünscht?

Der Arzt sagte aus, daß er den Tod durch gewaltsame Ursachen herbeigeführt glaube, und darum auf eine Untersuchung dringe. Herbert Wildbruch erhob hiergegen keinen Einspruch; obwohl seine Clientin im anstoßenden Zimmer diesen zu vernehmen erwartungsvoll lauschte. Nur trug er darauf an, daß Jener nicht allein die Secirung vornähme, daß der Arzt von Frau Adele Niemann, der Medicinalrath Sulzer, ihm beigegeben werde. Gegen diesen Vorschlag war nichts einzuwenden, man sandte daher sogleich einen Boten nach dem Genannten ab, und bis zu dessen Wiederkehr begab sich Herbert Wildbruch in das anstoßende Zimmer der unglücklichen Gattin des Entseelten. Er fand diese in die Kissen des Sophas gedrückt, den Blick auf die Wand ihr gegenüber gerichtet. Der Anwalt folgte der Richtung dieses Blickes. Es stand an jener Wand ihr Schreibtisch und über diesem eine Stuhluhr, welche zu gehen aufgehört hatte. Drei Bilder hingen wie im Kranze darum. Das mittlere stellte den Gatten vor, das zur Rechten Adelen's Mutter, und dieser gegenüber hing das jugendliche Bild eines Mannes, der dem Anwalt unbekannt war. Er wandte sich zu seiner Clientin und sagte:

„Ist der junge Mann auch ein Verwandter von Ihnen?“

„Welcher?“ fragte Adele Niemann und wurde roth.

Herbert Wildbruch war überzeugt, daß dies welcher? eine Ausrede sei, daß sie recht gut wisse, von wem er geredet habe, und als er, ihr zu genügen, nun mit der Hand auf das Bild deutete, durchzuckte ihn eine Ahnung, daß er den Mörder des Gatten gefunden.

„Er ist ein Nefse meines armen verstorbenen Gatten,“ sagte sie mit einem Seufzer und legte die Hand über die Augen, als wolle sie ihm andeuten, daß sie zu keiner Unterhaltung aufgelegt sei.

Herbert Wildbruch kannte Adele Niemann seit seiner Kindheit. Sie hatte früher Adele Salmuth geheißt, war die Tochter des Dr. Salmuth, des Hausarztes seiner Eltern, mit dem sie noch dazu Thür an Thür gewohnt. Sie war freilich nur mehrere Jahre jünger als er, dennoch aber hatte der Knabe es sich gefallen lassen, wenn die Eltern beisammen, mit dem kleinen Mädchen zu spielen. Sie war seine erste Neigung gewesen, eine unbewußte freilich, aber eine darum nur desto süßere.

Wie das Leben überhaupt mehr trennt als bindet,

so war es auch hier geschehen, daß Beider Bahnen auseinanderliefen und sie, ohne innern Grund, sich entfremdet hatten. Der Knabe reiste zum Jünglinge, studirte, wurde in einer kleinen Provinzialstadt bei einem Gerichte angestellt; Adele verlor ihren Vater, bezog mit der Mutter eine ärmliche Wohnung in der Vorstadt, bis eine Tante sich ihrer annahm, sie ausbildete, mit auf Reisen nahm und schließlich, ihrer überdrüssig, sie der Mutter zurücksandte. Als Herbert wieder zu seinen Eltern in die Residenz zurückkehrte, und nachdem er sein Doctorexamen überstanden, selbstständig auftrat, hörte er, daß die Zügendespielin dem reichen Banquier Niemann ihre Hand gereicht habe, wie das Gerücht sagte weniger aus Neigung, als um ihrer alten Mutter ein bequemeres Leben zu bereiten.

Bald darauf begegnete er ihr im Theater; aber kaum daß er sie wiedererkannte, so ernst war sie geworden, so schnell hatte sie die Würde gefunden, welche ein schwerer Beruf ausdrückt.

Sie trug das Haupt hoch, aber mehr wie unter einer Last, denn im überwallenden Glücke.

Von da an traf er sie mitunter, aber an einem dritten Orte, in fremder Gesellschaft, wo sie ihm als Fremde entgegentrat und kein an die Vergangenheit mahnendes Wort ihnen entschlüpfte. Ob sie glücklich sei, das wußte er nicht und fragte sie auch nicht darum; sie stand ihm dazu viel zu fern, er war zu solchem Antheile an ihrem Wohl und Weh jetzt nicht berechtigt. Glanz und Wohlleben umgab sie, wie so manche ihres Geschlechtes mochte auch sie darin Ersatz für die unbefriedigten Wünsche des Herzens finden.

Er hatte ein liebes, sanftes Wesen zur Gattin gewählt und in einer kleinen Häuslichkeit sein Glück gesucht und gefunden; um so ferner stand ihm nun diese reiche Frau, welche seine stillen Wünsche nie erfahren und auch wohl nie errathen hatte. Oder doch?

Warum sonst kam sie jetzt zu ihm, gerade zu ihm, in ihrer Sorge, in ihrer Angst und ihrer Noth! Er konnte, so leid ihm die Veranlassung that, nicht umhin, eine Art von Freude darüber zu empfinden, daß sie ihn gesucht, von ihm Rettung und Hilfe gehofft.

„Und sie soll ihr werden!“ gelobte er sich. „Müßte ich mit meinem Leben für sie einstehen, so soll sie sich in mir nicht geirrt haben.“

Nicht etwa daß er sie noch liebte, nur fromme Erinnerungen, Erinnerungen an die Träume des Knaben, an das heimliche Hoffen des Jünglings waren es, was jetzt wie mit goldenen Tönen durch seine Brust zog — mit heilig schönem Nachklang ihn sich selbst entrückte.

Welcher? hatte sie ihn gefragt und dabei die bleichen Wangen mit Rosenschimmer überzogen. — Schmerzlich berührte ihn das Wort. Er wußte nun für wen sie empfand, und obwohl auch sein Herz einer Anderen

gehörte, so hätte es ihm doch wohl gethan, das ihrige noch mit dem Knaben Herbert beschäftigt zu finden.

Er fragte nicht nach dem Namen desjenigen, dessen Züge er sich aufmerksam eingepägt. Er schwieg, als habe er schon vergessen, wovon er soeben mit ihr gesprochen; aber in seiner Seele stand es fest, daß er zu ihrem Retter, nicht zu dem seinigen berufen sei, und mit einer Art Schadenfreude betrat er rasch den angrenzenden Saal.

Es war dies in der That ein weites Gemach, mit drei Fach Fenstern, welche auf einen Hof hinausgingen, von wo sie nur schwaches Licht empfingen. Ein Teppich von Sammetweiche deckte den Boden. Ueber den Thüren hingen schwerseidene Portiären mit breiten, gestickten Borduren. Auch die Fenster waren so verhangen, wodurch eine Art Halbdunkel in dem Raume herrschte. Ein langer Tisch stand in der Mitte, überhangen von einer alabasternen Ampel.

Herbert Wildbruch überslog mit sinnendem Auge die ganze Einrichtung. Was ihn zunächst dabei beschäftigte war freilich nicht die Pracht dieses Möblements, sondern das Wie des hier stattgefundenen traurigen Vorfalles. Durch die Thür ihm gegenüber mußte der Besitzer an jenem Abend eingetreten sein. Wie viele Schritte vorwärts mochte er gethan haben, bis jener Schwindel ihn erfaßt — oder auch jene geheimnißvolle Hand sich seiner bemächtigt — und seine Lebenstage gewaltsam verkürzt hatte?

Ein großer Flügel stand in einer Ecke des Zimmers nahe dem Fenster, so daß der eindringende schwache Lichtschein auf die Musikalien fiel. Herbert Wildbruch trat heran und blätterte in diesen. Es waren auch Lieder für eine Männerstimme darunter. Wer hatte diese gesungen? Der Banquier Niemann sah nicht aus wie Jemand, den die Macht der Töne bewegte.

Er nahte nun dem Haupteingange. Hier war die linke Seite der Portiäre, als ob eine Hand gewaltsam daran gerissen, oben abgelöst. Bei der großen Ordnung, welche in allen Theilen der Einrichtung herrschte, mußte dies erst kürzlich geschehen sein, weil man es sonst verbessert haben würde. Er nahm den Vorhang aus der ihn zurückhaltenden Schlinge und ließ die Falten sinken. Da rollte etwas auf den Boden. — Er blickte hinab und gewahrte einen kleinen, glänzenden Gegenstand; ihn aufnehmend nahte er sich damit dem Fenster und fand, daß es der kleine goldene Knopf einer Manschette war, wie Herrn ihn tragen, mit einer von kleinen Diamanten umgebenen Koralle darauf. Wem mochte dieser Knopf angehören? — Dem Banquier Niemann? Das ließe sich bald ermitteln. Wenn aber nicht diesem, welchem Anderen?

Er nahm sich vor, mit der Ausfindung des Eigenthümers behutsam zu Werke zu gehen und steckte ihn

mit einem Gefühle von Befriedigung in die Tasche, über das er sich keine Rechenschaft gab.

Indem hörte er leise seinen Namen rufen. Es war Adele, welche ihm die Ankunft des Medicinalraths meldete. — Er folgte ihr, erwähnte aber nichts von seinem Funde.

Er begab sich nun wieder in das Sterbezimmer, schloß diesmal aber die Thür, weil das, was nun vorgehen sollte, kein Anblick für die Gattin des Verstorbenen war. Adele kniete, als er sie abgeschlossen, hart an der Schwelle nieder und faltete die Hände, als ob sie bete. Wenn sie aber betete, für wen geschah es? Dann lehnte sie ihr Ohr an die Spalten und horchte. Allein sie vermochte keinen Ton zu unterscheiden.

Eine Stunde verging, eine lange, lange Stunde, in der die Minuten Jahren gleich kamen. Von dem Ausspruche der Aerzte, daß keine innere Ursache zu seinem Tode vorhanden, hing die weitere Untersuchung ab, und wie würde ihr Gutachten ausfallen? Aber entweder sprachen sie sehr leise oder auch war die Thür zu fest gearbeitet, um dem Schalle Raum zu gestatten, genug, sie vernahm nichts.

Jetzt hörte sie Tritte.

Hastig sprang sie empor und schlüpfte in die Ecke des Sophas. Sie wollte in der Lage nicht überrascht sein. Als Herbert Wildbruch eintrat, hob sie erwartungsvoll das Auge zu ihm empor. Er senkte das seinige, ob in stiller Theilnahme oder um seine innere Befriedigung über das Resultat der Untersuchung des anstößenden Gemachs zu verhehlen, wer vermochte das zu sagen? — Behutsam drückte er die Thür zu, nahte sich ihr dann und sagte leise:

„Fassen Sie sich! Ich habe Ihnen Trauriges zu melden. Es sind unverkennbare Spuren einer verübten Gewaltthatigkeit da; der Verstorbene hätte ohne diesen traurigen Zwischenfall ein hohes Alter erreichen können. Der Richter wird also denjenigen, welcher Hand an ihn gelegt, seinen Mörder nennen. Haben Sie irgend Verdacht auf Jemand, der solcher That fähig gewesen, so nennen Sie ihn. Wir müssen Alles aufbieten, die Spur des Thäters zu entdecken, denn nur dadurch werden Sie selbst von jedem Verdachte frei.“

„Ich?“ rief Adele leichenblaß. „Wollte man mich anklagen, meinen Gatten gemordet zu haben?“

„Sie waren im nächsten Zimmer; begingen Sie nicht die That, so wird man sagen, sie sei, wenn nicht auf Ihr Geheiß, doch mit Ihrem Wissen begangen worden.“

„Wui!“ rief sie schauernd und starrte düster vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Glück im Sturm.

Novelle

von

Ernst Friß.

(Schluß.)

Kaum hatte also Eugenie ihren Gang nach dem Garten angetreten, so erschien Sara, gleichsam außer Athem und fing an zu erzählen, daß unten bei Theresas schreckliche Dinge passirt wären. Herr Waldemar müsse ein Verbrechen begangen haben, denn es sei ein großer, finsterner, schrecklicher Mann erschienen, mit dem Fräulein Eugenie lange gesprochen habe. Darauf sei Herr Waldemar Abends zu ihm gelaufen und erst nach zehn Uhr wieder gekommen. Da sei denn zwischen ihm und Theresas, die so bleich wie eine geknickte Lilie umhergeschlichen, ein Gespräch entstanden, worin von Schuld und Erbarmen, von Reue, von Vergebung, von Versprechungen und von Buße die Rede gewesen sei. Und das Schrecklichste von der ganzen Geschichte wäre, daß der Fremde schon wieder im Zimmer umherlaufe wie ein wildes Thier.

„Er sieht gerade aus, wie ein verkappter Gendarm, Gnaden,“ schloß die alte Person ihren Bericht. „Sehen Sie — so geht er umher!“ Die kleine, hagere, alte Köchin warf sich in die Brust, suchte eine martialische Haltung anzunehmen und schritt mit steifen und weiten Schritten so komisch-gravitatisch durchs Zimmer, daß die Kriegsräthin, ungeachtet des stillen Verdrusses über die Verlegungen ihrer Hausgesetze, das Lachen nicht unterdrücken konnte. Sara fühlte, daß ihre theatralische Darstellung verunglückt war und wollte sie besser noch ins Werk setzen.

„Laß nur gut sein,“ rief die alte Dame. „Ich kann mir einen verkappten Gendarmen recht gut allein vorstellen. Das schlimmste bei der Sache ist, daß sich Theresas erlaubt hat, ohne mir Meldung zu machen, Besuche von Fremden wiederholt anzunehmen. Ich will keine Menschen in meinem Hause dulden, die mir nachspüren, um meine Verhältnisse ans Tageslicht ziehen zu können! Rufe mir Theresas herauf!“

Mit einer Würde, als wolle sie zu Gericht sitzen, nahm die Großmutter Platz am Fenster. Ihr Köstchen umschmeichelte sie prüfend, blinzelte sie an und stieg dann versuchsweise auf die Stuhllehne, wo es bis auf weiteres sitzen blieb. So erwartet wußte Theresas von früherher, daß ein Gewitter im Anzuge war. Aber Eugenie wußte glücklicherweise nichts davon, sondern trat, statt Theresas, höchst sorglos zu ihr ins Zimmer, um Paul Görings Besuch vorzubereiten. Sara folgte ihr verstohlen und blieb, wie damals, als Theresas den Brief brachte, an der Thür stehen. Eugenie bemerkte dies in der Wallung ihres Gemüthes nicht. Sie trat dicht vor ihre Groß-

mutter hin und meldete ihr in kurzer freundlicher Manier den Besuch des Herrn Paul Görtingl.

„Was will der Mann bei mir?“ fragte die Kriegsräthin abstoßend.

„Vielleicht will er Dich bitten, daß Du mir erlauben sollst ihn zu heirathen!“ versetzte Eugenie lachend. Verwundert hob die alte Dame ihren Kopf und Sara brach jubelnd in die Worte aus: „Gott sei gelobt, dann herrschen wir Beide wieder allein!“

Unangenehm berührt warf Eugenie einen Blick nach der Thür — die alte Dame aber machte eine so heftige Pantomime, daß Sara augenblicklich verschwand.

In aller Ruhe erzählte Eugenie von ihrer Bekanntschaft mit Paul Görtingl auf der Reise. Sie erwähnte mit wiedergewonnenem Frohsinn ihrer Bemerkung, daß es keine Reiseabenteuer mehr gäbe. „Es ist gerade, als hätte mir das Schicksal den Beweis liefern wollen, daß Reiseabenteuer das ganze Leben eines Menschen umwandeln können,“ sagte sie. „Paul Görtingl ist der bedeutendste Mann, der mir bis dahin begegnet ist und ich glaube, daß unsere Seelen harmonisch fühlen und denken werden. Aber, mein Großmütterchen, Paul Görtingl wird mir vielleicht viel befehlen und so halte ich es für eine lehrreiche Schule, daß ich Dir habe eine gehorsame Enkelin sein müssen.“ —

Unter den Schwingen dieses beweglichen Gemüthes entfaltete sich nach den Tagen des Sturmes eine schöne behagliche Fröhlichkeit im Hause der Kriegsräthin, der sich selbst die alte Sara nicht ganz entzog. Der lebhafteste Verkehr weckte alles aus dem Todtenschlase der Gewohnheit. Theresa lernte frei denken, frei fühlen und frei handeln. Waldemar stand gesichert seiner Gattin zur Seite und hatte drohende Vorsätze für die Zukunft gefaßt, wenn sich nach Eugenies Verheirathung die alten Uebel zeigen sollten. Das hübsche Haus an der Promenade mit Balkon, Aussicht auf die Gebirge und Garten gaukelte oft vor seiner Phantasie und es war ihm ein unaussprechlich wonniges Gefühl, seine Theresa dorthin verpflanzen zu können, wenn ihr Glück hier gefährdet erschien.

Paul Görtingl ertrug das tiefe, herzinnige Glück mit Würde und Ernst. Eugenie war von vorn herein daran gewöhnt, aus einem einzigen flüchtigen Blicke sein ganzes Gefühl errathen zu können. Sie hingegen sprach ihre zärtliche Liebe aus. Wie hätte sie in ihrem mit Frühlingsblumen geschmückten Liebesleben wohl schweigend verharren mögen!

Modenbericht.

(F.) Nach dem, was man von Frühlingsanzügen allmählig sieht, kann man schließen, wie die Sommertouletten sein werden.

Die langen Jacken oder Casagues, die man Röcke à la Ludwig XV. nennt, werden unstreitig von allen schön gewachsenen Damen getragen werden, wohl auch die etwas ähnlichen mehr anliegenden mit übergeschlagenen Ecken unten, welche nach den alten Uniformen geschnitten sind. Diese etwas auffallende Mode hat sich bereits in hellen Farben auf Soirékleidern gezeigt und man glaubt, daß man sie auch am Tage tragen werde.

Das Braungrau und Grüngrau ist in halb leichten Confections bevorzugt, die man in den nächsten Tagen oder Wochen tragen wird.

Sonst weiß man noch nicht viel, namentlich nichts Sicheres, über die neuen Moden; nur eine bemerkenswerthe Veränderung in den Hüten fällt in die Augen; sie sind nämlich sehr klein und es läßt sich fürchten, daß man im Sommer diese neue Mode wiederum übertreibt und daß man nur Miniatur-Hüthen sieht.

Auch läßt sich wohl schon anzeigen, daß die Mode der kurzen Paletots noch keineswegs zu Ende geht und daß man namentlich dergleichen von dem Kleidstoffe tragen wird.

Bersprochen ist ferner ein neuer Frühjahrsstoff, eine Art Wollennuslin, den man bereits sehr anpreist und der einen Wettkampf mit dem allbeliebten Foulard zu bestehen haben dürfte.

Die Garnirungen mit Chenille in Fransen und Schnuren sieht man in großer Anzahl.

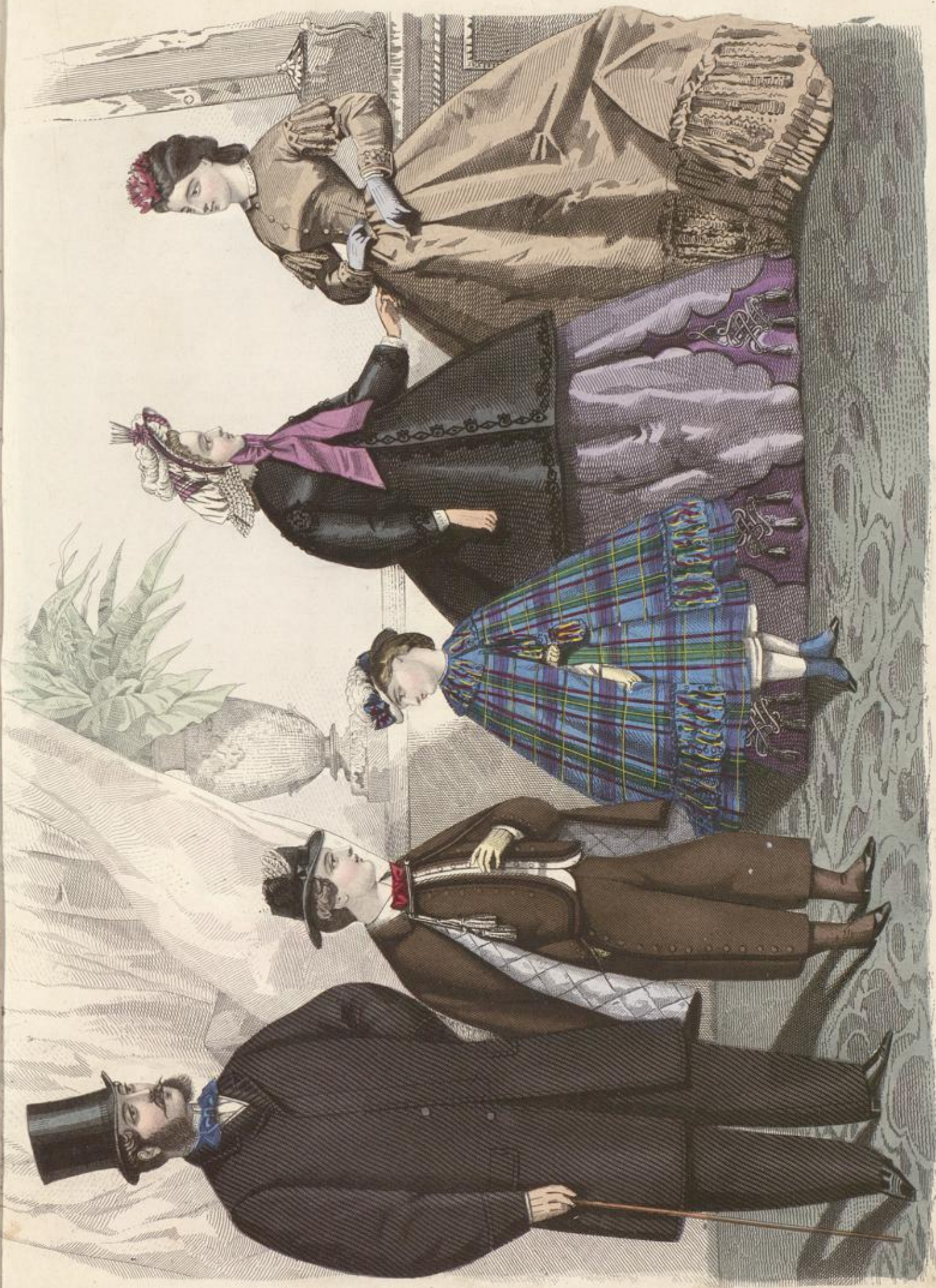
Das Blau und das Grün scheinen im Frühjahr die beiden Modefarben zu werden, auch in den Hüten. Wir sahen bereits viele Zughüte von grünem Taffet, die mit weißem Flieder und mit kleinen schwarzen und grünen Federn garnirt waren.

Bis jetzt haben noch fast alle Kleider runde Taillen mit Postillon-Schößchen.

Auch die Bolants zeigen sich noch und zwar vorzugsweise die mit dicken Falten.

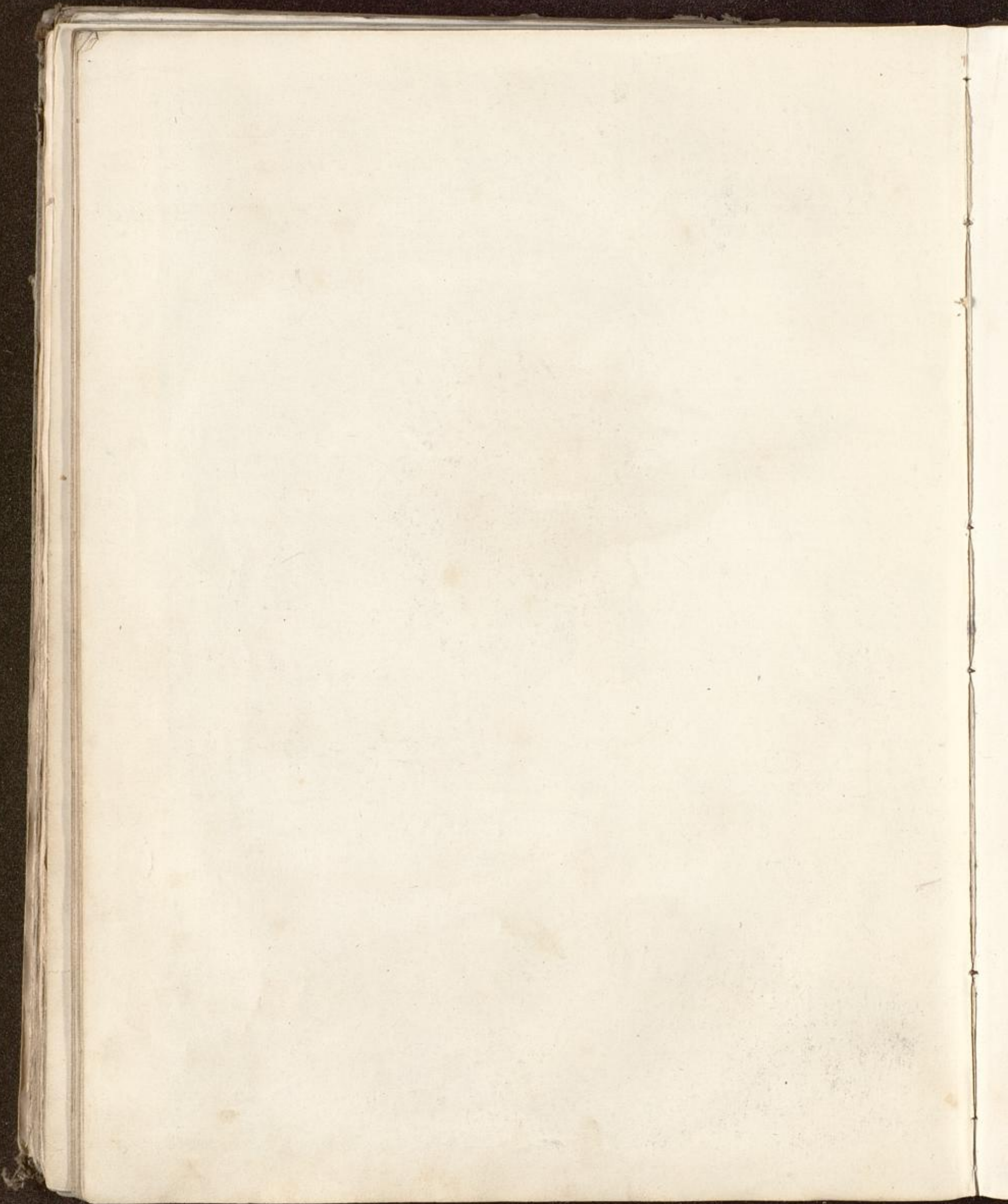
Wir sahen ein Kleid von schwarzem Taffet, das unten auf dem Rocke einen breiten Bolant in Schwarz und Pensée hatte und zwar waren drei dicke Falten von schwarzen und fünf von pensée Taffet, die letztern mit einem ganz leichten schwarzen und die ersteren mit violettem Posament eingefast. Das Leibchen hatte vorn eine Westenschneppe, hinten dagegen Postillonschößchen in drei dicken Falten, von denen die mittlere von pensée Taffet war. Die engen und langen Ärmel hatten an der Außenseite einen kleinen Bolant in Pensée und Schwarz.

Ein Kleid von frühlinggrünem Taffet hatte unten auf dem Rocke zwei Gruppen Querstreifen von Taffet, welche durch eine schwarze Spitze getrennt waren. Das Leibchen war rund geschnitten und die langen engen Ärmel hatten oben und unten, als Achselverzierung und Aufschlag, Querstreifen.



15 1864

ALLGEMEINE MODENZEITUNG



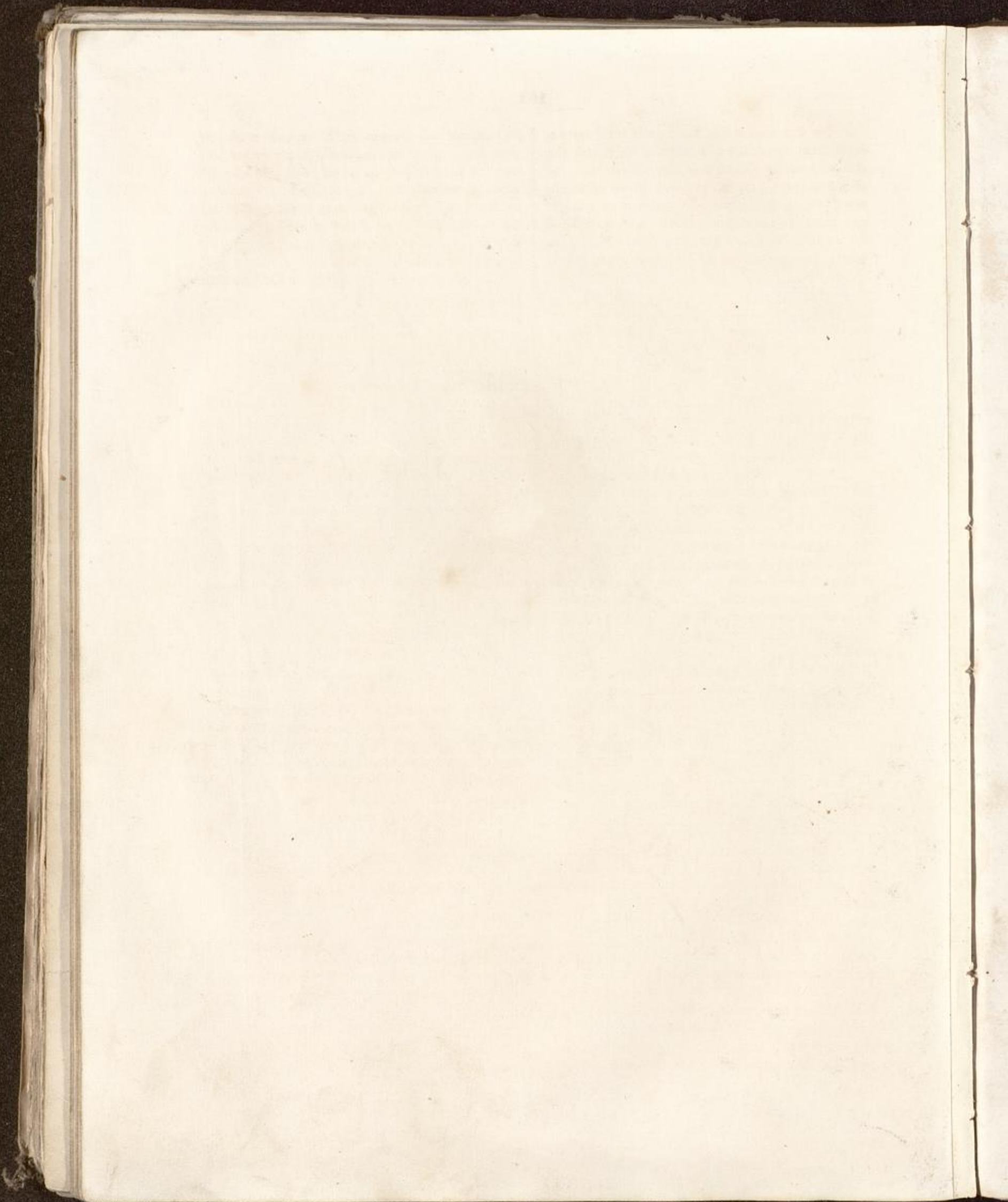


Nach einer Photographie

Stich v. Strauß u. Meyer in Leipzig

Pauline Härdt Garcia

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



Ein Kleid von mauve Taffet hatte unten auf dem Rocke einen wellenförmig aufgesetzten Besatz von gezäckelten Ruchen. Eine ähnliche Ruche lief zwischen zwei Spitzstreifen auf jeder Naht hinauf bis in die Gegend der Kniee. Das Leibchen, mit Schneppe vorn und hinten, hatte ebenfalls auf jeder Naht eine doppelte Spitze mit einer kleinen Ruche dazwischen. Eine breitere Spitze bildete oben eine Berthe, auf der sich vorn und hinten, in der Mitte, Ruchen befanden.

Man trägt noch immer viele Figaro-Jäckchen.

Wir bemerkten sehr hübsche von schwarzem Atlas, die rundherum eine mit Seide in verschiedenen Farben gestickte Guirlande von Blümchen mit Blättern hatten. An der Seite der Ärmel wiederholt sich dieselbe Stickerei.

Anderer Jäckchen sind von hellrothem, poncean oder blauem Cashmir mit einer schwarzen Stickerei oder benähet mit schwarzen oder goldenen Soutaschknürchen oder auch umgeben mit einer Spitze oder einer sogenannten Bolero-Franse.

Als Morgenanzug sei nachstehender erwähnt:

Unten auf einem Rocke von hellrothem Cashmir befanden sich zwei Reihen Bolero-Fransen mit dicken schwarzen Kugeln und einem Gitter-Posament darüber. Ein Figaro-Jäckchen, ebenfalls garnirt, begleitete diesen Rock. Unter dem Jäckchen wurde ein Leibchen mit Schweizer Falten getragen, das vorn einen breiten gestickten Einsatzstreifen hatte. Die langen Ärmel dieses Leibchens endigten in einer Spitze, die wie die großen Spitzen-Manschetten der Herren sonst auf die Hand fielen.

Zur Vervollständigung eines solchen reizenden Morgenanzuges gehören zierliche Häubchen, die meist weit zurückfallen und an der Seite ein Paar Blumen haben.

Modenblatt N^o 13.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Herrenanzug: Modischer Hut, sehr hoch und mit schmalen Krempen; Jaquette von ziemlich starkem dunkelfarbigem Stoffe mit schmalen und niedrigem Kragen, ganz kleine Klappen, weiten nach unten zu enger werdenden Ärmeln mit Aufschlägen, einer Reihe Knöpfe und ziemlich weit unten an den Seiten befindlichen Taschen; Beinkleider von demselben Stoffe wie die Jaquette und ziemlich weit; Weste mit kleinem Shawlkragen; blaue kleine Cravatte; dänische Handschuhe.

2. Frauenanzug: Runder schwarzer Hut mit zwei schwarzen und drei kleinen weißen Federn und einem breiten Moirebande; Talma von braunem Tuche, der mit wattirter und gesteppter Seide gefüttert ist und oben durch eine seidene Schnur mit dicken Troddeln geschlossen

ist; Jäckchen von braunem Tuche, vorn etwas rundlich geschnitten, mit einem schwarzen Sammetstreifen und vorn mit braunen Knöpfen besetzt; weiße von oben bis unten zugeknüpfte Weste; sehr weite braune Beinkleider, an der Seite ebenfalls mit einem schwarzen Sammetstreifen und einer Reihe Knöpfe besetzt; braune Gamaschen; umgeschlagener Hemdkragen; rothe Cravatte; gelbe Glacéhandschuhe.

3. Mädchenanzug: Weißer runder Hut mit einem breiten blauen Bande und einer großen weißen Feder; bunt carrirtes Kleid und Mantel von eben solchem Stoffe, oben ganz eng und mit entsprechend bunten Chenillefransen garnirt, wie auch unten herum ein Besatz von solchen Fransen läuft; weiße Beinkleider; blaue Stiefelchen; gelbe Glacéhandschuhe.

4. Weißseidener gezogener Hut mit großem Kopf, über den vorn rothviolette Bänder gehen, wie über dem Schirme, zwischen dem und dem Kopfe eine Büschchenreihe liegt; Bart in zahlreichen ganz kleinen Volants; Auspuß mit einer rothvioletten Blume und einer großen liegenden weißen Feder; rothviolette Bindebänder; Kleid von Seide mit gezackten Sammetapplicationen unten auf dem Rocke, auf denen große Schleifen von Posament liegen; halblanges ganz geschlossenes Jäckchen von Seide (Lyoner Tuch), rund herum und vorn herunter mit Posament garnirt, so wie oben und unten an den langen Ärmeln; kleiner Kragen; Manschetten; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

5. Vorn über der Stirn ein Büschel (pouf) rother Blumen; Kleid von modifarbenem Atlas mit hohem knappem Schneppenleibchen, das vorn mit Knöpfen geschlossen ist; enge lange Ärmel mit Achselverzierungen (sogenannten Epauletten) und unten Aufschläge von Chenillefransen in der Kleidfarbe; ganz unten auf dem weiten und langen Rocke eine Doppelruche und darüber volantähnlich lange Chenillefransen in der Farbe des Kleides; kleiner gestickter Kragen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahlisch N^o 13.

Pauline Biardot-Garcia.

(Nach einer Photographie.)

Pauline Biardot-Garcia, die Tochter des berühmten Sängers und namentlich Gesanglehrers Garcia und die Schwester der einst so sehr gefeierten Malibran, die schon 1832 starb, wurde 1821 in Paris geboren und besuchte als Kind mit ihren Eltern London, New-York und Mexiko. Sie zeigte gleich ihrer Schwester großes und vielseitiges Talent, namentlich eine ganz besondere Begabung für Aneignung fremder Sprachen, so wie eine

auffallende Anlage für Zeichnen, sollte dem Wunsche ihres Vaters gemäß Claviervirtuosin werden und erlangte allerdings bedeutende kunstreiche Fertigkeit, zuletzt folgte sie aber doch der Laufbahn ihrer Schwester, da auch ihre Stimme sich mehr und mehr entwickelte. Im Jahre 1838 machte sie zuerst mit ihrem Schwager Veriot eine Reise durch Deutschland u. s. w. und erregte überall Enthusiasmus. Im nächsten Jahre betrat sie in London die Bühne mit den glänzendsten Erfolgen, die sich seit-

dem in Petersburg, Paris u. s. w. wiederholten. Sie verheirathete sich mit dem Schriftsteller Biardot, hat sich jetzt zwar von der Bühne zurückgezogen, tritt aber noch gelegentlich in Concerten auf, wie in dem vergangenen Winter auch in Leipzig. — Bekannt ist, daß ihre große Vorliebe für Mozart sie veranlaßte, vor einigen Jahren die von Mozarts Hand selbst geschriebene Partitur des „Don Juan“, welche gerade käuflich war, für 12,000 Frös. zu erwerben.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Im Verlage von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig erschien soeben:

Theorie und Casuistik des gemeinen Civilrechts.

Ein
Handbuch für Praktiker
verfaßt von
Rudolph Freiherrn von Holzschuber.

Dritte neu vermehrte und verbesserte Auflage nach dem Tode des
Verfassers besorgt

von
Dr. Johannes Emil Kunze,
a. o. Professor der Rechte in Leipzig.

Zweiter Band.
gr. 8. broch. 1133 S. Preis 5 Thlr.

Dieses in der juristischen Literatur rühmlichst bekannte und der gesammten deutschen Praxis zu einem fast unentbehrlichen Hülfsmittel gewordene Handbuch erscheint hier, nach des verdienten Verfassers Tode, von anderer Hand gesichtet und mit den Ergebnissen der neueren Literatur bereichert, in dritter Auflage. Diese rasche Wiederholung des Bedürfnisses einer neuen Auflage des umfangreichen Werkes enthebt uns der Nothwendigkeit, seinen Werth noch anzupreisen.

Der dritte und letzte Band wird bis zum Schluß des Jahres erscheinen und wird der Preis für alle drei Bände 14 Thlr. = 24 fl. 30 kr. rhein. betragen.

Blätter, kritische, für Forst- und Jagdwissenschaft, begründet von Dr. W. Pfeil, weiland königl. preuß. Geh. Oberforstrath u. Professor, fortgesetzt in Verbindung mit mehreren Forstmännern und Gelehrten von Dr. H. Nördlinger, Oberförster u. Professor an der königl. württemb. Akademie Hohenheim. 8. broch.

46. Band 2. Heft. 1 Thlr. 10 Ngr.

M(ac) Lean, James, little english library, or selection of the best modern writings adapted for childhood and youth. Followed by a series of questions to be answered by the pupil. 16. broch.

1. Vol. The ornaments discovered. A story. 2. edition. 1863. 10 Ngr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Hierzu eine literarische Beilage von Friedr. Aug. Cappel in Sonderhausen.

Feinste genähte pariser

Schloßcorsets,
à 2 1/2 Thlr., ohne Schloß à 2 1/2 Thlr.,
kurze Blousencorsets à 2 Thlr., elastische
2 1/2 Thlr., auch elastische für Kinder, Schloß-
corsets ohne Naht, beide Sorte, 1 Thlr.
17 1/2 Ngr., ohne Schloß 1 Thlr. 2 1/2 Ngr.
und 1 Thlr. 10 Ngr.

Beste wachsbare

Haarstöcke,
bunte Unterröcke, Mouérécke, Crinolins,
Haarstoffe, Moiréstoffe, Etablireisen en
gros & en detail, 4 1/2 — 5 Ellen breite enal.
Flanelle à Elle 1 Thlr. 24 Ngr. — 2 Thlr.
12 Ngr. zu Unterröcken mit einer Naht,
welche in der Wäsche fast gar nicht ein-
laufen. — Ferner recht hübsche weiße
3stättige

Herrenoberhemden,
à 1 1/2 Thlr., schmalfaltige 1 1/2 Thlr. —
2 Thlr., mit weißen oder bunten Piqué-
Einsätzen 2 1/2 — 2 1/2 Thlr., Chemise, Kra-
gen, Cravatten, Schlipse, Gesundheitsleib-
jaden in Seide, Wolle, Baumwolle, Unter-
beinkleider und Strümpfe empfiehlt in
reichster Auswahl

Carl Netto,
Leipzig, Grimm. Straße Nr. 24.

Bei Aug. Sorge in Oserode ist
erschienen und durch alle Buchhandlungen
zu beziehen:

Blumensprache, vollständige, oder sinn-
reiche Deutung der Blumen. Ein
Toilettengeschenk. Geheftet 7 1/2 Ngr.

Confirmanden-Geschenk.
Christliche Morgenweihe
in Gefängen von G. F. E. Crusius.
So schön geb. nur 15 Ngr.

Schilling's Pianist
oder
die Kunst des Klavierspiels u. c.
2. Aufl. 25 Bog. gr. 8. Preis 2 Thlr.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der stumme Zeuge.

Von

Amely Gölte.

(Fortsetzung.)

„Wir müssen also den Thäter suchen.“

„Und wenn Sie ihn nicht entdecken?“

„So zeugt das gegen Sie, und ich kann nicht dafür stehen, wie dann der Ausspruch der Schwurgerichte lauten wird.“

Er beobachtete sie dabei scharf. Er wollte wissen, ob sie den Thäter auch mit Gefahr für sich selbst zu retten entschlossen sei. Sie saß vor ihm mit engzusammengepreßten Lippen wie eine schöne Natur und schien mit sich selbst zu berathen.

„O mein Gott! Retten Sie mich!“ rief sie dann aus und glitt zu seinen Füßen nieder. „Lassen Sie mich entfliehen. Bedenken Sie, daß ich noch jung bin, daß mein Schuldbrief an das Glück noch unerbroschen daliegt, daß mir das Leben noch wenig gewährt hat, daß mir sein Reiz noch unbekannt geblieben ist. Und nun sollte meine Rechnung schon geschlossen sein? Wie eine gemeine Verbrecherin sollte ich sterben? Lassen Sie das nicht zu, Herbert! Sie haben als Knabe so oft eine schützende Hand über mich ausgebreitet, sein Sie auch jetzt mein Retter!“

Er sah sie mitleidig an.

„Stehen Sie auf!“ bat er sie und faßte ihre Hände, um sie emporzuheben. „Ich werde Alles für Sie thun, was in meinen Kräften ist: Aber um Besonnenheit, Fassung von Ihrer Seite bitte ich.“

Sie setzte sich. Seine herzlichen Worte lösten den Starrkrampf von ihrer Brust, sie schluchzte laut und deckte die Hände vor das Gesicht.

„Ich darf Ihr Vertrauen nicht fordern,“ fuhr er fort, „ich muß es sogar bestimmt zurückweisen. So wohl es Ihnen auch thun möchte, Ihren Gefühlen Luft zu machen; so müssen Sie jedes Wort der Art auf Ihren Lippen festhalten. Selbst die Wände haben ja Ohren. Selbst Ihre Thränen können zu Verräthern an Ihnen werden.“

„Ist es dahin mit mir gekommen, die ich so flecken-

los zu sein mich wähnte!“ rief sie schmerzlich aus. „Schein und Sein!“

Neues Schluchzen unterbrach ihre Rede.

Herbert Wildbruch ließ sie noch eine Weile sich ausweinen und sagte dann behutsam:

„Man wird Sie hier vielleicht nicht verweilen lassen. Bereiten Sie sich darauf vor.“

Sie fuhr auf.

„Sie meinen, ich solle in ein Gefängniß wandern?“ rief sie und sah ihn trostlos an.

„Nach der gegen Sie erhobenen Anklage dürfte es so sein.“

Indem pochte es an der Thür. Herbert Wildbruch sah nach und begegnete den Boten der Gerechtigkeit. Sie hatte ihre ganze Fassung jetzt wiedergewonnen. Bleich wie Marmor, kalt, stolz ergriff sie Herberts Arm und ließ sich die Treppe hinunter an den Wagen führen. Das Gericht verschloß ihr Zimmer und drückte sein Siegel auf die Thür. Herbert Wildbruch kehrte in seine Wohnung zurück.

Der Todte wurde in der Frühe des nächsten Morgens bestattet, der Arzt und einige Freunde begleiteten den Trauerzug. Adele vernahm das Lauten der Trauerfloeden und faltete die Hände; lange und inbrünstig betete sie, aber ohne daß ihr das Herz leicht wurde.

In einer großen Stadt verhallt so manche Klage, ohne daß sie ein Ohr erreicht, ein Herz zu milder Theilnahme bewegt; Geburt und Tod bezeichnet da jede Stunde, die Klänge der Freude und die der Trauer trennt oft nur eine Flur, mit vollen Händen wird verschwendet, wo in nächster Nähe wenige Thaler einen Verzweifelnden zu retten vermöchten, bald sinkt die Schale hier, bald dort und die ewige Gerechtigkeit sieht dem Allen zu und läßt es dennoch geschehen.

Der ideale Mensch, von dem Christus am See Gethsemane so schön träumte, daß sein Traum jetzt seit neunzehn Jahrhunderten der Traum aller Edeln ist, der konnte nur in jener schönen Einsamkeit entstehen und gedeihen, wo der Kampf mit dem Leben, die Angst vor der Zukunft, die Sorge für die materiellen Bedürfnisse

kaum existirten; im großen Strome des Daseins muß er untergehen und geht er unter.

Nur wenige Bekannte der Familie Niemann sprachen noch einige Zeit lang von seinem plötzlich erfolgten Tode; dann nahmen neue Ereignisse des Tages sie in Anspruch. Dafür beschäftigte sich das Gericht nur mit dieser Angelegenheit. Adele wurde zu verschiedenen Malen verhört, so wurden es ihre Leute und wer sonst Zeugniß ablegen konnte.

Herbert Wildbruch kam dann und wann zu ihr in das Gefängniß, sonst aber durfte sie Niemand sehen. Sie verlebte Stunden, so lange, so ernste, so trübe, als ob diese am Webstuhle der Zeit aus Fäden gesponnen worden, welche die Ewigkeit zu messen bestimmt. Traurig, den Kopf in die Hand gesüßt, saß sie da und sann der Vergangenheit nach. An eine Zukunft dachte sie schon nicht mehr, denn was blieb ihr noch zu hoffen?

Glück und Glas, wie schnell bricht das. Die schöne, von Vielen beneidete Frau fand jetzt Niemanden, der sein Lebensloos gegen das ihrige hätte eintauschen mögen.

„Ist sie schuldig? Und wie ist sie schuldig? Und warum machte sie sich schuldig?“ fragte sich Herbert Wildbruch und löste das Räthsel nicht. Doch forschte er unablässig, um das Wort zu finden, welches den Aufschluß enthalte. Das Gericht beilte sich nicht, den Nachlaß des reichen Mannes zu ordnen, es blieb ihm also völlig Zeit zu seinen Forschungen.

Ein Testament war nicht vorhanden. Der Banquier Niemann hatte nicht daran gedacht, sein Ableben in das Auge zu fassen; denn zum Sterben fühlte er sich viel zu jung und scheute es, wie gar viele Menschen, den Tod mit in die Rechnungen des Lebens aufzunehmen. Bei seiner Verheirathung hatte er sein Leben versichert, eine Verfügung, welche die Angehörigen seiner jungen Frau angerathen; weil Geldhandel ebenso oft zu Armuth wie zu Reichthum führt. Diese Lebenspolice fand sich nicht unter seinen Papieren, sondern war im Besitze des Dr. Wolff, welcher sie von ihm geschenkt erhalten haben wollte.

Herbert Wildbruch war darüber einigermaßen verwundert. Das nachgelassene Vermögen war allerdings bedeutend genug, um eine solche Gabe zu gestatten; allein der Banquier Niemann hatte zu keiner Zeit seines Lebens an überwallenden Empfindungen der Großmuth gelitten, wie kam ihm also jetzt eine solche Anwandlung und das im Punkte einer Sache, die vernünftiger Weise bewahrt sein wollte, da sie ja den Zweck eines Nothpennings für etwaige Schicksalsschläge in sich trug.

Diesem dachte Herbert nach, als er sich wenige Tage später in das Haus des Dr. Wolff begab und Vorlaß begehrte. Es war Abend und ein Zufall wollte,

daß der vielbeschäftigte Mann eben in seine Wohnung zurückgekehrt war. Er empfing den Advocaten kalt und mit einer gewissen fremden Zurückhaltung.

Herbert richtete verschiedene gleichgiltige Fragen an ihn und sagte schließlich wie nur beiläufig: „Apropos! Welche Art von Hemdenknöpfen trug der Banquier Niemann gewöhnlich?“

Dr. Wolff maß ihn mit einem fragenden, argwöhnischen Blick und erwiderte, sich zur Mäßigung zwingend:

„Die Knöpfe, welche er bei jenem Vorfalle trug, sind vorhanden. Sie sind einfach von Gold. Ich selbst nahm sie aus seinem Hemd und legte sie auf den Schreibtisch. Darf ich nun aber fragen, was Sie veranlaßt sich danach zu erkundigen?“

„Ein Advocat muß auch den kleinsten Umstand nicht außer Acht lassen,“ erwiderte Herbert ausweichend. „Ich dachte, es könne jene Person, deren Fingerspuren Sie am Halse Ihres Patienten erblickt, sie gestohlen haben.“

Der Arzt lächelte verächtlich.

„Ein Dieb hätte die sehr vorgezogen. Da er nicht diese und nicht die Börse genommen hat, so können wir annehmen, daß es kein solcher war.“

„Doch nicht so unbedingt. Da der Banquier Niemann Werthpapiere bei sich zu tragen pflegte, konnte es ihm an diesen liegen und wer weiß, ob er nicht solche entwendet hat.“

„Nicht solche? — Die Bücher weisen ja keinen Verlust auf? Und wer sagt Ihnen, daß er Werthpapiere bei sich getragen?“

„Der Umstand, daß er Ihnen die Lebenspolice eingehändigt hat, was nur geschehen sein kann, wenn er sie bei sich trug.“

„Ja so!“ sagte Dr. Wolff und senkte den Blick vor dem ernst auf ihm ruhenden Auge des Anderen.

Die Unterhaltung stockte. Herbert Wildbruch stand auf und empfahl sich.

An dem nämlichen Tage noch rückte er in die Zeitung, daß ein Hemdenknopf, eine mit Diamanten umgebene Koralle tragend, gefunden worden und gegen Insektionsgebühren und Trinkgeld bei dem Goldarbeiter Ehrlich abzuholen sei. Mit dem Goldarbeiter nahm er Rücksprache, daß dessen Lehrling demjenigen, der den Knopf zu holen komme, folgen und seine Wohnung und seinen Namen erforschen solle. Für seine Clientin lag in diesem Umstande die einzige Rettung, ihn zu benutzen mußte er eilen.

Er war indessen mehrere Male bei ihr im Gefängniß gewesen und hatte ihre Stimmung sehr wechselvoll gefunden. Das eine Mal war sie düster in sich gefehrt und einsilbig, das andere Mal aufgereggt und verzweiflungsvoll in den Gedanken versunken, die ihr aufgebürdete That mit ihrem jungen Leben büßen zu

sollen. Sie sagte nie, daß sie sie begangen, sie nannte sich aber auch nie schuldlos. Herbert Wildbruch schloß daraus, ihr Vergehen müsse in der Mitte liegen.

Sie war mehrere Male vernommen worden. Auch die Dienerschaft hatte man verhört, doch wurde durch diese nichts gegen sie erwiesen. Der einzige Zeuge gegen sie blieb der Arzt, welcher behauptete, zu öfteren Malen von seinem Patienten vernommen zu haben, daß seine Ehe keine glückliche sei und er einen jeden reichen Mann ein armes Mädchen zu heirathen warne, weil er an der Durchschauung ihrer Beweggründe vor der Hochzeit verhindert werde, und später, wenn das unauflösbare Band geknüpft sei, ihr Betragen ihm nur zu rasch die Augen öffnete.

Von anderer Seite her vernahm man nur ihr Lob; ihr Ruf war untadelhaft, ihr Hauswesen musterhaft geführt gewesen, sie hatte in der Gestaltung ihrer Lebensweise sich ganz den Anordnungen ihres Gatten gefügt. Von einer Mißthelligkeit unter ihnen oder einem offenen Bruche wußte Niemand. Es waren viele Leute in dem reichen, gastlichen Hause aus- und eingegangen; doch schien sie zu Wenigen in näherer Beziehung zu stehen. Nur ein Better, ein junger Componist, und eine Cousine ihres Mannes, ein junges Mädchen, das schön und begabt war, gehörten einem intimeren Umgange an und fanden sich zu allen Stunden ein, wie die Welt gemeint, um sich dort zu treffen. Also auch von dieser Seite her traf Adele Niemann auch nicht der leiseste Verdacht.

Herbert Wildbruch sammelte alle diese Thatfachen, um damit die Verteidigung seiner Clientin zu führen. Indessen waren dies alles nur negative, nicht positive Beweise ihrer Unschuld an dem ihr zur Last gelegten Vergehen.

Immer noch hoffte er auf eine von dem Besitzer des Hemdenknopfes ausgehende Forderung seines Eigenthumes. Mehrere Tage waren aber bereits nach Einrücken der Anzeige vergangen, ohne daß eine solche erfolgt; und schon begann auch diese Hoffnung schwächer zu werden, da endlich traf ihn eines Abends, als er im Begriffe stand, mit seiner Frau ein Theater zu besuchen, die Botschaft des Juweliers, daß er ihm in der bewußten Sache eine Mittheilung zu machen habe.

Für den Sachwalter war ein solches Beweisstück interessanter wie jede Komödie, bei der er nur Zeuge der Handlung sein konnte, während er in diesem Drama Mitspielender wurde! Er begleitete seine Gefährtin daher nur bis an die Thür des Schauspielhauses, versprach sie später dort abholen zu wollen und eilte der Schloßfreiheit zu.

Vor einer Stunde hatte man jenen Hemdenknopf bei dem Juwelier eingefordert. Ein schöner, elegant aussehender, junger Mann war in den Laden getreten

und hatte dem Inhaber desselben den Doppelgänger des kleinen Juwels entgegen gehalten, worauf Beide sich leicht verständigt. Er war nicht früher gekommen, weil er keine Zeitungen läse und er die Anzeige ohne die mündliche Mittheilung eines Bekannten, welcher einen solchen Hemdenknopf bei ihm gekannt, nie erfahren haben würde. Wie und wo er denselben verloren, davon war natürlich nicht die Rede.

Der Lehrling des Juweliers war darauf dem Herrn Schritt für Schritt nachgegangen und hatte ihn in der Dorotheenstraße in ein Haus biegen sehen, wo er im zweiten Stode zu wohnen schien.

„Sahen?“ fragte Herbert Wildbruch bedenklich. — „Wie aber, wenn er dort nur einen Besuch abgestattet? — Der junge Mensch hätte abwarten sollen, ob er von dort wieder fortgehen würde.“

Der Juwelier zuckte mit den Achseln. — Von dem jugendlichen Alter seines Lehrlings ließ sich kein so geschicktes Verfahren erwarten, ein Polizeioffiziant allein wäre dem Dienste gewachsen gewesen. Daß sie ihn Beide wiedererkennen würden, versicherten sie jedoch, und damit mußte der Sachwalt sich dann für jetzt begnügen.

Er sprang sofort in eine Droschke und fuhr nach dem genannten Hause. Leicht ermittelte er hier von dem Portier die Namen der Bewohner desselben und fand unter diesen einen Herrn Karl Binzer, welcher der gemachten Beschreibung entsprach. Er war, der Aussage nach, Componist und Klavierlehrer. Vielleicht derselbe junge Musiker, welcher zu den näheren Hausfreunden seiner Clientin gehört hatte?

Sein Auge strahlte als ob ein neues Licht vor seiner Seele tage. Seine Gattin war freilich nicht sehr musikalisch, dennoch sollte sie bei dem jungen Manne Unterricht nehmen. Gleich in der Frühe des folgenden Morgens mußte sie diesen in einem eigenhändigen Billet um die Gunst ansprechen. Er rieb sich vergnügt die Hände und eilte ihr nun in das Theater nach, wo er ihr in dem Zwischenakte zuflüsterte, daß sie von morgen an einen Theil ihrer Zeit der Musik zu widmen habe. Vergeblich war jeder Einwand von ihrer Seite; ihr Gatte blieb dabei, daß sie durch ihre Willfährigkeit in dieser Sache ihn glücklich machen werde und scherzte alle ihre Bedenken hinweg.

Er besuchte am folgenden Tage seine Clientin im Gefängnisse und kam auf alle ihm wichtigen Umstände noch einmal zurück, doch bot sich ihm damit kein neuer Aufschluß. Was er sie oft schon gefragt, ob sie darum gewußt, daß ihr Gatte seinem Arzte die Lebenspolice geschenkt, verneinte sie auch heute. Sie erinnerte sich wohl, daß Dr. Wolff bei Abfassung derselben ihm ein Zeugniß über den Stand seiner Gesundheit ausgestellt, seitdem aber war nie wieder unter ihnen die Rede da-

von gewesen, sie wußte nicht, wo der Verstorbene das Document aufbewahrt habe, noch hatte sie es je mit Augen gesehen.

„Warum legen Sie gerade darauf Gewicht?“ fragte sie ihn traurig. „Das Geld hat für mich jetzt wenig Werth und die Hälfte des Nachlasses meines armen Vatters macht mich ja überreich.“

„Es liegt für mich in diesem Wegschenken der Lebenspolice etwas, das meinen Verdacht erregt,“ versetzte der Anwalt überlegend. „Aufrechtig gesagt, ich glaube nicht, daß er sie weggeschenkt hat.“

„Und meinen Sie etwa, daß ich es geglaubt?“ fragte sie mit einem Lächeln, das ihrem kummerbleichen Antlitz jene Helle verlieh, wie wenn die Sonne durch Wolken scheint.

„Aber warum sagten Sie das nicht?“ fuhr Herbert Wildbruch erstaunt auf. „Sie wollen, daß ich Sie rette und kommen mir dabei mit keinem einzigen Umstande, der mir Ihre Vertheidigung erleichtern könnte, zu Hilfe.“

„Ich wünschte, daß Sie mich retten sollten, ja; aber ich wünsche es nicht mehr,“ erwiderte sie und blickte seufzend zu ihm auf. „Jemand muß doch der Schuldige sein, bin ich es nicht, so ist es ein Anderer, dem das Leben vielleicht mehr Freude wie mir gewährt. Erfüllen Sie Ihre Pflicht und — stellen wir das Uebrige Gott anheim.“

„Das Leben ist süß,“ erwiderte Herbert Wildbruch; „es wird die Stunde schlagen, wo, was Sie jetzt verächtelt, Neue in Ihnen erwecken kann: Selbstrettung ist ein Gesetz, dem wir Alle gehorchen. Sie dürfen mit Ihrem Leben, Ihrer Ehre kein Spiel treiben.“

Er begab sich von ihr geraden Weges zu der Nichte des Verstorbenen, der jungen, schönen Hausfreundin, welche mit dem Componisten ein Verhältniß haben sollte. Wäre dieser Umstand nicht gewesen, so hätte er eine Erklärung der Sache gefunden; allein, wenn diese Beiden sich liebten, was konnte Abelen daran liegen, des jungen Mannes zu schonen?

In dem Hause des Fabrikherrn Solger erregte es einigermaßen Aufsehen, daß ein fremder Herr die Tochter zu sprechen wünsche. Er bat um eine Unterredung mit ihr unter vier Augen. Erblichend führte sie ihn in ein Cabinet, wo er ungestört und ungehört sich mit ihr unterhalten konnte. Er betrachtete sie vorerst genau. Sie war zart und hoch gewachsen, hatte lichtblondes Haar und eine Gesichtsfarbe wie Lilien und Rosen. Der Ausdruck ihrer Mienen war schüchtern und sanft, ihr großes hellblaues Auge blickte schwärmerisch mehr aufwärts als um sich. Sie war in tiefe Trauer gekleidet, wodurch ihrem Wesen ein Ernst aufgedrückt ward, das ihm ursprünglich fremd sein mochte.

Als sie auf dem kleinen Sammetdivan Platz ge-

nommen und Herbert Wildbruch sich ihr gegenüber gesetzt hatte, begann er die Unterhaltung.

„Sie können denken, in welcher Angelegenheit ich zu Ihnen komme,“ sagte er und ließ sein Auge dabei auf ihren Zügen ruhen.

„Meine arme Tante!“ rief sie aus und faltete die Hände.

„Sie wie ich bezweifeln deren Unschuld nicht; allein diese zu beweisen ist eine darum nicht minder schwere Sache, und auch der kleinste Umstand, welcher zu ihrer Rechtfertigung dienen kann, ist von Gewicht. Ich bitte Sie daher mir mitzutheilen, was Ihnen über die häuslichen Verhältnisse der armen Frau bekannt.“

Lina sah ängstlich nach der Thür.

„Wenn ich nur dürfte?“ flüsterte sie. „Aber meine Eltern! Sie wünschen nicht, daß ich als Zeugin vor Gericht erscheine, und doch könnte meine Aussage dazu führen.“

„Und Sie wollten einen solchen Schritt zu thun anstehen, wenn Sie damit das Leben und die Ehre einer, ich muß es glauben, von Ihnen geliebten Verwandten retten könnten?“

„Sie irren. Ich kenne keinen Umstand, der dazu dienen könnte, sie von dem angeschuldigten Verbrechen freizusprechen. Ich habe nichts in die Waagschale zu legen als meine Ueberzeugung.“

„Aber auch diese ist nicht ohne Werth; denn sie wird sich auf den Charakter Ihrer Frau Tante und auf den Mangel jeglicher Veranlassung ihr Gewissen mit der angedeuteten Schuld zu belasten, gründen. Vielleicht aber hegen Sie irgend eine Vermuthung, wer dieser schwarzen That zu zeihen sei?“

Er hielt sein Auge bei dieser Frage auf ihrem Angesichte fest. Sie schlug es nieder und erblickte. Wieder schaute sie ängstlich nach der Thür.

„Ich weiß nichts,“ sagte sie dann. „Wie sollte ich auch?“

„Sie waren fast täglich im Hause Ihrer Frau Tante. Ist Ihnen kein Gegenstand der Veruneinigung beider Eheleute bekannt? — Waren Sie nicht in irgend einem Punkte verschiedener Ansicht?“

„Wenn auch; wie könnte eine solche Behauptung meiner armen Tante nützen?“

„Das fällt nicht sogleich in die Augen, möchte aber dennoch der Fall sein. Gesezt nun, ein Ihrer Frau Tante willkommener Gast hätte dem Vatten nicht anstanden und sie sich darüber mit ihm veruneinigt? Könnte es nun nicht sein, daß der so Zurückgewiesene Ihrem Herrn Onkel gram gewesen und auf Rache gesonnen habe?“

„Sie meinen das im Ernste?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„In vollem Ernste; denn ich bin fest überzeugt, daß die Sache sich so verhält.“

„Mein Gott! Das wäre ja fürchterlich!“

„Soll ich Ihnen den Mann nennen, welchen diese Behauptung trifft?“

Sie machte eine abwehrende Bewegung.

„Sie wollen seinen Namen nicht hören; wenn ich ihn Ihnen beschreibe, werden Sie ihn aber sogleich erkennen. Er pflegte Hemdenknöpfe mit einer von Diamanten umgebenen Koralle zu tragen, welche denen seiner Manschetten glichen. Von den letzteren entdeckte ich den einen in dem Vorhange an der Saalthür, wo Ihrem unglücklichen Oheim jener Schlaganfall, in Folge dessen er sein Ende fand, traf. Ich habe in der Zeitung eine Anzeige davon gemacht und der Eigentümer ist erschienen, das verlorene Juwel zu beanspruchen. Sie ersuchen daraus, daß ich dem Thäter auf der Spur bin und Ihre unglückliche Tante zu retten Hoffnung habe. Freut Sie das?“

Er sah sie fragend an.

Ein allgemeines Zittern hatte sich ihrer bemächtigt, ihre Wangen glühten.

„Mich?“ fragte sie mit halber Stimme. „Mein Gott, ja! — Aber — der Mann, von welchem Sie reden, wird Berlin verlassen haben.“

„Warum sollte er das? — Er hat keine Ahnung davon, daß ein Verdacht auf ihn fallen könnte.“

Das junge Mädchen bewegte sich bei seiner Antwort so unruhig auf ihrem Sitze hin und her, als ob sie ihrem Besuche zu entfliehen Verlangen trage. Ihr Auge suchte das Fenster.

„Sie will ihn warnen,“ dachte Herbert Wildbruch und blieb um so unbeweglicher auf seinem Platze. Er sah ein, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen. Er hätte Lina Solger erst dann aussuchen sollen, wenn Karl Vinzer ihm gewiß. Jetzt konnte sein Spiel ihm noch verloren gehen. Gelang es ihr, einen Boten an ihn abzusenden, so rettete Jener sich durch die Flucht und dann gab es kein Mittel, Adele Niemann von dem auf ihr ruhenden Verdachte zu befreien.

Eine Pause war entstanden. Herbert ergriff aufs Neue das Wort.

„Ich hoffte von Ihnen zu erfahren, warum Ihre Frau Tante den Verdacht auf sich ruhen läßt, während ihr der Thäter so gut bekannt sein wird, wie ich ihn jetzt kenne.“

„Haben Sie meiner Tante diese Frage schon vorgelegt?“

„Nein. Sie ist ganz unbekannt mit den Thatfachen, welche mich in den Besitz dieses Geheimnisses gesetzt haben.“

„Und aus welchem Grunde zogen Sie es vor, mich

mit einem Vertrauen, das Sie der Betheiligten vorenthielten, zu beehren?“

„Weil ich auch Sie betheiligt glaubte.“

„Wie so das?“

„Durch den Antheil, welchen Ihnen derjenige, welcher die That beging, einflößt.“

„Sie haben kein Recht zu solchen Bemerkungen, mein Herr!“ sagte Lina Solger und erhob sich. Herbert Wildbruch stand gleichfalls auf.

„Ich weiß, warum Sie meine Entfernung wünschen,“ sagte er entschlossen, „aber Sie dürfen keine Hoffnung hegen, daß ich Sie verlassen werde, bis ich mich der Person des Thäters bemächtigt habe.“

Mit diesen Worten vertrat er ihr den Weg, so daß sein Rücken die Thür deckte, und griff zugleich nach der Schelle, die er lebhaft zog. Der eintretenden Dienerin befahl er, einen Dienstmann herbeizurufen. Indessen dieser kam, riß er ein Blatt aus seinem Taschenbuche und schrieb einige Zeilen darauf. Die junge Dame sah seinem Thun mit ungewissen Blicken zu. Sie schien mit sich zu berathen.

„Sie machen mich in meinem eigenen Zimmer zu einer Gefangenen,“ sagte sie endlich. „Mit welchem Rechte thun Sie das? Ich werde Hilfe herbeirufen.“

„Ganz wie Sie wollen. — Auch dadurch werden Sie an Ihrem Vorhaben verhindert, und das nur ist es, was ich bezwecke.“

„Sie können meine Gedanken nicht errathen, es ist anmaßend es zu wollen.“

„Leugnen Sie, daß ich Ihre Mienen richtig gelesen! so rufen Sie Ihre Eltern herbei und lassen diese für Sie zeugen.“

„Sie wissen nicht, was Sie begehren,“ sagte sie jetzt mit weinender Stimme und hochfliegender Brust. „Wenn meine Tante hier wäre, so würde sie auf meine Seite treten, nicht auf die Ihrige. Sie greifen auf eine unverantwortliche Weise in mein Schicksal ein, Sie zerstören mein ganzes Lebensglück.“

„Und wenn ich es thäte, möchten Sie wirklich auf Kosten einer armen, im Gefängnisse schmachtenden Frau, glücklich sein?“

„Ich habe ihr nicht helfen können. Meine Eltern verboten mir sie zu besuchen. Sie ließen mich nicht aus den Augen, aus Furcht, daß ich heimlich zu ihr gehen möchte. Hätte ich es gekonnt, so würde ich von ihr den wahren Thatbestand erfahren und mit ihr die Mittel, wie sie ihrer Haft zu entziehen sei, berathen haben.“

„Es handelt sich hier nicht blos um ihre Haft, es handelt sich um Ruf, Ehre und Leben,“ rief der Advokat streng.

„Wie kann das letztere durch eine nicht erwiesene That gefährdet sein?“

„Die That ist erwiesen. Warum nennt sie den

Thäter nicht? — Entweder weil sie seine Mitschuldige ist, oder — weil sie ihn liebt.“

Lene Solger fuhr zusammen, als ob ein Scorpion sie gestochen. — „Ihn liebt?“ fragte sie erglühend, und ihre schön gebogenen dunkeln Brauen, welche dem Gesichte der Blondine einen so pikanten Ausdruck verliehen, zogen sich zusammen. „Ihn liebt! O mein Gott! Welch ein Licht senden Sie mit diesen Worten in meine Seele!“

„Ich weiß nicht, was sonst eine junge, schöne Frau bewegen könnte das Schweigen zu beobachten, welches, wie sie sehr wohl kennt, ihr Verderben bringend sein muß.“

„Ihn liebt!“ flüsterte Lina vor sich hin, als ob sie seine Erwiderung nicht gehört habe. „Und er nicht sie?“

In diesem Augenblicke kehrte sein Bote, von einem Polizei-Offizianten begleitet, zurück. — Herbert Wildbruch wies diesen seinen Platz einzunehmen an, und gebot ihm dafür einzustehen, daß die junge Dame, bis er wiederkehre, und sie dieses Arrestes entbinde, das Zimmer nicht verlasse.

Sie war auf einen Stuhl gesunken und hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt. Seines Fortgehens achtete sie nicht. Es schien, als habe der Gedanke, daß Adele Niemann aus Liebe die That auf sich nähme, ihr Blut erstarrt.

Herbert Wildbruch eilte auf das Gericht und forderte die Festnahme des Componisten Karl Vinzer. Eine Stunde darauf lief in seiner Wohnung die Nachricht ein, daß man ihn an der Table d'hôte, wo er täglich zu speisen pflegte, ereilt, und er sandte nun sogleich einen Boten ab, um Lina Solger aus ihrem Arrest zu befreien. Als er in das Zimmer seiner Frau hinüber kam, fand er diese am Clavier die Tonleitern spielend. Er lachte laut auf und sagte: „Laß nur gut sein, liebe Sophie! Es ist schon nicht mehr nöthig.“ Sie warf schmolend die Lippe auf. Da lachte er nun nur um so herzlicher. War es ihm selbst doch spaßhaft, daß sie so ernstlich an die Ausbildung eines Talentens gegangen, das sie nie besessen.

Der Tag nahte heran, wo seine Clientin vor dem öffentlichen Gerichtshofe erscheinen sollte. Er hatte ihr die Festnahme von Karl Vinzer verheimlicht. Wenn er ihr unerwartet entgegentrat, so hoffte er, würde sie verrathen, in welcher Beziehung sie zu ihm stehe. Ob jener im Einverständnisse mit ihr gehandelt, blieb dahin gestellt; jedenfalls verschwieg sie seine Gegenwart im Hause, und ihre Kenntniß seiner Schuld an dem Tode ihres Gatten. Ihre Ursachen dazu blieben zu ermitteln.

Herbert Wildbruch holte sie in einem verschlossenen Wagen aus dem Gefängnisse ab. Sie trug ihre Wittwentrauer, die schwarze Kreppschnepper tief in die Stirn

gezogen. Ihr Benehmen war ruhig und gefaßt. Sie sah sehr bleich aus, die gerötheten Augenlider sprachen von vergossenen Thränen. Als sie aufgerufen ward, erhob sie sich mit ruhiger Würde, und beantwortete kurz und gemessen die an sie gerichteten Fragen. Die Tribüne war mit Zuschauern gefüllt. Das Geheimniß, welches über dem Morde des Banquier Niemann obwaltete, hatte der Verhandlung diesen Andrang verschafft.

Der Inquirent hatte sie zu verschiedenen Malen im Gefängnisse besucht. Jetzt durchging er mit ihr die Ergebnisse seiner Untersuchung. Adele Niemann hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Der Richter schloß:

„Sie haben den Thäter zu kennen geleugnet; doch ist es unmöglich, daß Ihr Ohr keinen Ruf, kein Geräusch irgend einer Art vernommen haben sollte. Spricht auch nichts dafür, daß Sie selbst den Mord begangen, so zieht Sie Alles der Schuld einer Mitwisserschaft, welche dem wirklichen Verbrechen gleich kommt. Warum also wollen Sie durch dies beharrliche Schweigen allein das tragen, was, getheilt, nur halb so schwer auf Ihnen lasten kann?“

„Ich habe Ihnen Niemand zu nennen;“ erwiderte sie kurz. „Wie sehr Sie auch in mich dringen mögen, Sie werden von mir keine andere, als die gegebene Antwort erhalten.“

„Erlaubt Ihnen Ihr Gewissen in dieser Weise die Wahrheit zu umgehen?“

„Es macht mir keinen Vorwurf.“

„Sie beharren also dabei, daß Sie sich allein in Ihrem Zimmer befunden, als das Unglück geschah, daß Sie den Thäter nicht kennen, daß Sie im anstößenden Gemache kein Geräusch vernahmen, und daher auch nicht nachsahen, was geschehen sei?“

„Ich beharre dabei.“

„Sie schellten, um den Thee zu bestellen, ohne damit die Absicht zu verbinden, den Diener zum ersten Zeugen des Vorganges zu machen?“

„Es ist, wie Sie sagen.“

Doctor Wolff ward jetzt als Zeuge aufgerufen und erklärte: daß der Verstorbene in keinem guten Vernehmen mit seiner Gattin gestanden und so oft sie sich seinem Lager in den letzten Stunden seines Lebens genah, ein unwilliges Gesicht gemacht; daß er ihm in diesem Sinne auch ohne Zweifel die Lebenspolice geschenkt habe.

Adele wendete dagegen ein, daß sie nicht begreife, durch welches Mittel ihr verewigter Gatte dem Herrn Doctor sich verständlich gemacht, da er der Sprache nicht mächtig gewesen sei, noch die Hand zum Schreiben habe bewegen können. Es bleibe also noch zu erklären, in welcher Art die Schenkung stattgefunden. Was den Ausdruck der Mienen betreffe, so sei allerdings kein freundlicher Blick auf sie gefallen, was sie schmerzlich

betrübt habe. Der Verstorbene habe keinen versöhnlichen Charakter besessen, sei leicht in Zorn gerathen und schwer zu besänftigen gewesen. Nun habe sie allerdings an dem Tage, wo jenes Unglück stattgefunden, ein Verbot, das er gegen sie erlassen, übertreten. Da er nun von ihr strengen Gehorsam gefordert, und diesen stets bei ihr gefunden habe, so sei er allerdings durch dies einmalige Uebertreten schwerer gereizt worden als die Sache es verdient; doch würde sie es sich zum ewigen Vorwurfe machen, ihn mit diesem Groll von sich geschieden zu wissen, und darum auch habe ihr Leben fortan nicht den mindesten Werth für sie. Gleichviel also wie man sie richte, die strengste Strafe sei ihr nur eine verdiente Buße. Gefragt, worin ihr Ungehorsam gegen die Befehle ihres Vaters bestanden, weigerte sie sich, die Art des Vergehens näher zu bezeichnen.

(Schluß folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die bedauernswerthe Tendenz, die Damenkleidung der Herrentracht immer näher zu bringen, herrscht leider noch immer und scheint auch in der nun beginnenden neuen Saison versuchen zu wollen, die Herrschaft zu behaupten und wo möglich noch auszudehnen. Nur bedenken die schönen Damen nicht, daß sie sich durch Männertracht und herrenhaftes Benehmen von der schönen Weiblichkeit, die eben ihr höchster Reiz ist, mehr und mehr entfernen und daß sie damit das andere Geschlecht nicht etwa anziehen, sondern abstoßen. Freilich ist alles schon dagewesen, wie Ben Alkiba sagt; es gab bereits eine Zeit, in welcher die Damen den kurzen Herrenrod, die lange Weste mit großen Knöpfen, ein Stückerl, ein Hütlein mit Federn trugen und sogar die Schnupstabsdose führten. Wir hofften, jene Zeit wunderlicher Geschmacksverirrung werde nie wiederkehren. Leider scheint das nicht der Fall zu sein, denn die eleganten Damen wollen in der nächsten Saison der Herrentracht sogar den häßlichsten Theil entlehnen und — eine Art Frack tragen. Es liegen bereits Frack-Basquinen als Neuigkeit vor, die von gesticktem Muslin, mit Spitzen garnirt sind und drei Schößen haben. Dazu entsprechende gestickte Westen &c.

Was die Mode übrigens als Ueberwurf und Ueberzieher vorschreiben wird, steht jetzt noch nicht fest. Die meiste Aussicht hat der kurze anliegende Palletot in derselben Farbe wie das Kleid, oder von schwarzem Taffet mit Schmelzposament, Troddeln oder Fransen.

Die Hüte werden, wie wir schon andeuteten, sehr kleine und anliegende Schirme haben und hauptsächlich schwarz und weiß sein nach der noch immer vorherr-

schenden Mode. Der Ausputz dürfte hauptsächlich in Sammet und Federbüscheln bestehen. Das Belieben und der individuelle Geschmack werden in dem Ausputze unbeschränkt sein; eine Feder an der Seite oder in der Mitte mit dem oder jenem Ausputze, der noch nicht angewendet ist, wo möglich in recht seltsamer Weise, das gilt für das Beste.

Vorläufig sieht man meist Hüte von Krepp, doch zeigten sich bereits auch runde. Diese runden Hüte dürften ziemlich hoch und nicht mehr mit am Rande hin liegenden Federn, sondern mit stehenden Federbüscheln ausgeputzt sein. Auch neue Federn wird man tragen, namentlich scheinen für die runden Hüte die Federn von jungen Adlern, nebst den Pfauenfedern, und Reiherfedern beliebt zu werden.

Von den Strohhüten läßt sich noch nicht wohl sprechen. Doch haben wir zwei neue Hüte gesehen, die uns sehr wohl gefielen. Der eine war von schwarzem Pferdehaar mit Bart von schwarzem Taffet, rosa eingefast. Auf dem Schirme befand sich als Ausputz eine ebenfalls rosa eingefaste große Schleife von schwarzem Taffet, nebst schwarzen Federn mit rosa Enden. Schwarze Bindebänder. Unter dem Schirme schwarzer Taffet mit einer Moosrose. Dazu ein Maskenschleier von Spitzen mit Schmelzfranse. Der zweite war von mauve Taffet, mit weißem Krepp belegt, auch der Bart. Ein Blondenschon, deren Spitze auf die Stirn herabsiel, hüllte zwei Fliederzweige ein, doch so, daß sie an jeder Seite etwas hervorsahen. Bindebänder von weißem Krepp und auf denselben eine kleine Schleife von mauve Taffet.

Die Schmetterlingsstickerei ist sehr modisch, denn in Allem spielen die Schmetterlinge eine große Rolle jetzt. Spitzen-Schmetterlinge sieht man namentlich auf den Aufschlägen der Muslin-Basquinen und auf der Spitze der Kragen. Sie werden sogar auf den schönen Unterröcken wie auf den Kleidern von gesticktem Muslin getragen werden.

Was die Fußbekleidung betrifft, so steht die Mode der farbigen Strümpfe fest, der seidenen einfarbigen oder gestreiften, wie der farbigen feinen baumwollenen.

Von den Neuigkeiten haben wir eine runde Mantille von satinirtem grauem Tuche gesehen, die mit Ruchen von violetterm Taffet garnirt war.

Auch einen der in der letzten Nummer erwähnten halbaneliegenden Palletots haben wir gesehen, der offene Revers hatte und mit schwarzem Sammet eingefast war, während er selbst aus isabellfarbigem Cashmirtuche bestand. Die Knöpfe waren von Perlmutter.

Auch die Bänder werden im Ganzen neu sein. Das Schottisch ist, als bereits veraltet, beseitigt und an die Stelle treten ombirte Bänder mit einem matten oder moirirten Streifen. Die letztern namentlich wird man hauptsächlich zu Gürteln verwenden.

Die modischste Farbe ist für den Augenblick das Violet. Namentlich wird es gern von aristokratischen Damen getragen. Auch den Foulard — den eigentlich beliebtesten Stoff jetzt — trägt man vorzugsweise in Violet, wie die Hüte von grauem und violettem Krepp in hoher Gunst stehen.

Was die neuen Leibchen an den Kleidern betrifft, so sind sie knapp, hoch, mit einer Schneppe vorn und mit Frackhöfen hinten, wie wir oben erwähnten, daß der Frackschnitt verschiedentlich in der moderneren Damentoilette Verwendung finden soll.

Im nächsten Sommer wird man auch wieder Kleider mit Doppelrock tragen, der unten entweder einen Volant oder eine gezackte Tassetruche hat. Wir sahen bereits ein solches Sommerkleid. Es war in ganz schwach rosa Lilas und hatte zwei Röcke, die beide eine lange Schleppe bildeten. Unten am untersten Rocke befanden sich Reihen von kleinen Bauschchen, welche durch kleine Chenilleringe in etwas dunklerer Farbe getrennt wurden. Am zweiten Rocke, der bis an diese Bauschchen reichte, befand sich eine dicke Ruche von Tasset in zwei Farben, die rundliche Zacken bildete, zwischen denen Chenilleringe den leeren Raum ausfüllten. Das Schneppenleibchen hatte sehr hübsche Schweizer Tragbänder vorn und hinten, die aus einer leicht gezackten Tassetruche bestanden, unten schmaler waren als oben und auf den Achseln durch Chenilleringe gehalten zu werden schienen.

Modenblatt N^o 14.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von weißem Tulle, der mit blauem Sammet, blaßrosa Blumen und einer weißen Feder ausgeputzt ist; Kleid von blauer Seide mit einem volantähnlichen Faltenbesatz ganz unten auf dem Rocke; hohes rundes Leibchen und enge lange Ärmel, ebenfalls mit kleinem Faltenbesatz; anliegender Palletot von schwarzem Sammet, oben um den Hals, an den Achseln, unten auf den Ärmeln und an der Seite, wo sich ein Täschchen befinden könnte, mit Posament besetzt; ganz kleiner Krage; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Hut von Königsammet, mit einer Fançon belegt, die durch ein Pompon von schwarzem Sammet, mit einer silbernen Distel in der Mitte, und durch zwei Adlerflügel Federn gehalten wird; Kleid von Noire mit

hohem rundem Leibchen und einem schmalen Gürtel; enge lange Ärmel, die unten an der Hand und oben an der Achsel mit Posament garnirt sind, wie sich unten auf dem Rocke gleiches Posament befindet; kleiner Krage; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

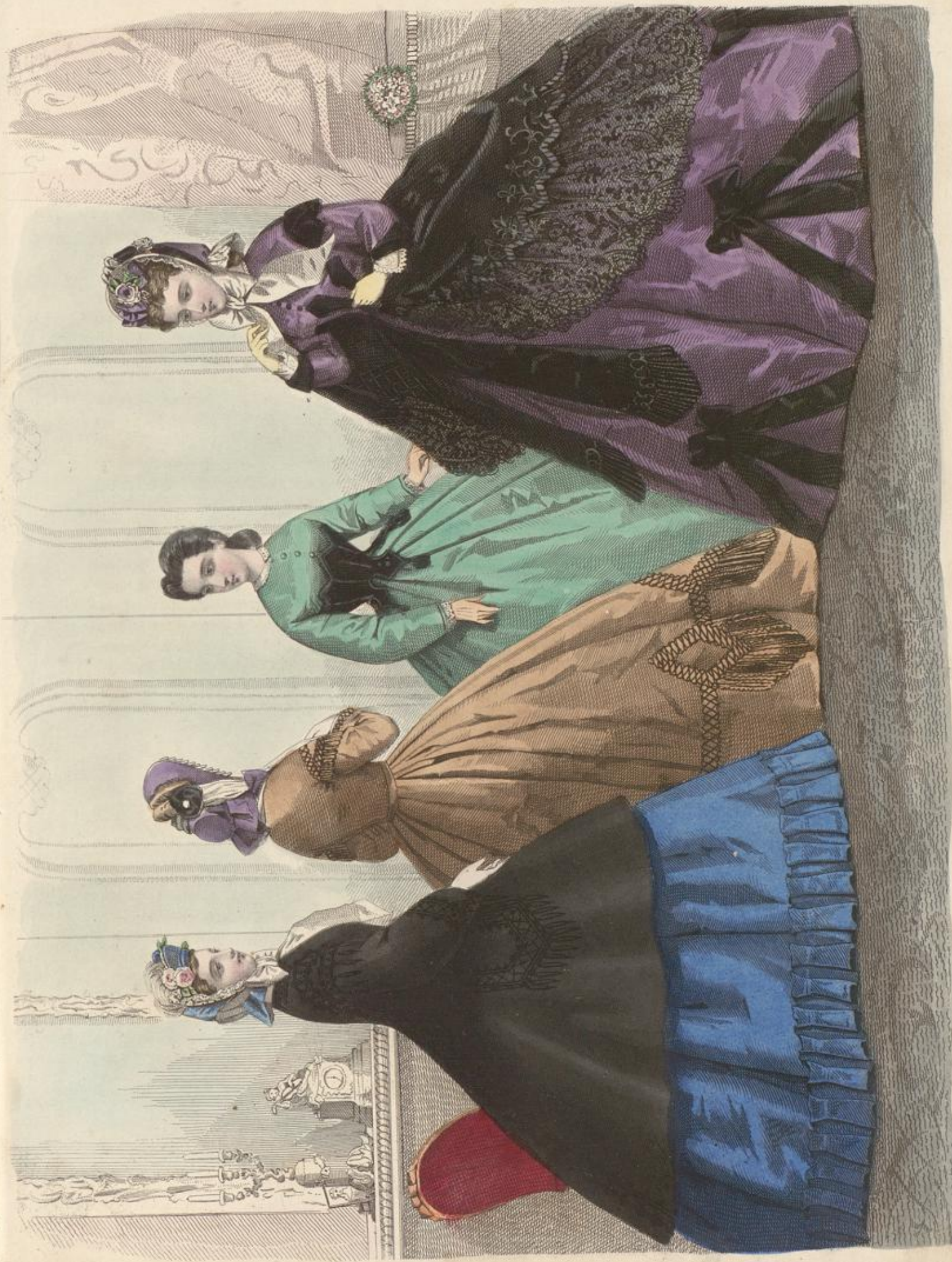
3. Einfacher Haarputz; Kleid von grüner Seide mit hohem knappem Leibchen, über dem sich ein Gürtelleibchen von schwarzem Sammet befindet, das unten in edige Zacken geschnitten ist, deren jede sich in einer seidnen Troddel endiget; enge lange Ärmel, ohne allen Ausputz, wie auch der Rock ohne solchen ist; ganz kleiner Krage; Spitzen-Manschetten; dänische Handschuhe; Schuhe.

4. Sehr kurzschirmiger seidener Hut mit Bart von weißen Spitzen, vorn am Schirm mit schwarzem Sammet und weißen Spitzen, unter dem Schirme, über der Stirn, mit Sammetfalten in der Farbe des Hutes und einer Blume ausgeputzt; Kleid von Seide mit hohem knappem Leibchen, das mit schwarzen Sammetknöpfen zugemacht ist und unten drei schwarze Sammetstreifen trägt; oben an den langen engen Ärmeln eine Achselverzierung von schwarzem Sammet und unten Aufschläge ebenfalls von Sammet; auf dem Rocke drei lange und breite schwarze Sammetstreifen, die von dem entsprechenden auf dem Leibchen aus- und bis in die Kniegegend heruntergehn, wo sie in Fransen endigen; unten auf dem Rocke endlich rund herum große schwarze Sammetfalten, von denen jeder drei Streifen ausgehen; kleiner Spitzenkrage und gestickte kleine Unterärmel; reicher schwarzer Sammetshawl, unten herum mit Posament und einer sehr breiten schwarzen Spitze; gelbe Glacéhandschuhe.

Stahlkisch N^o 14.

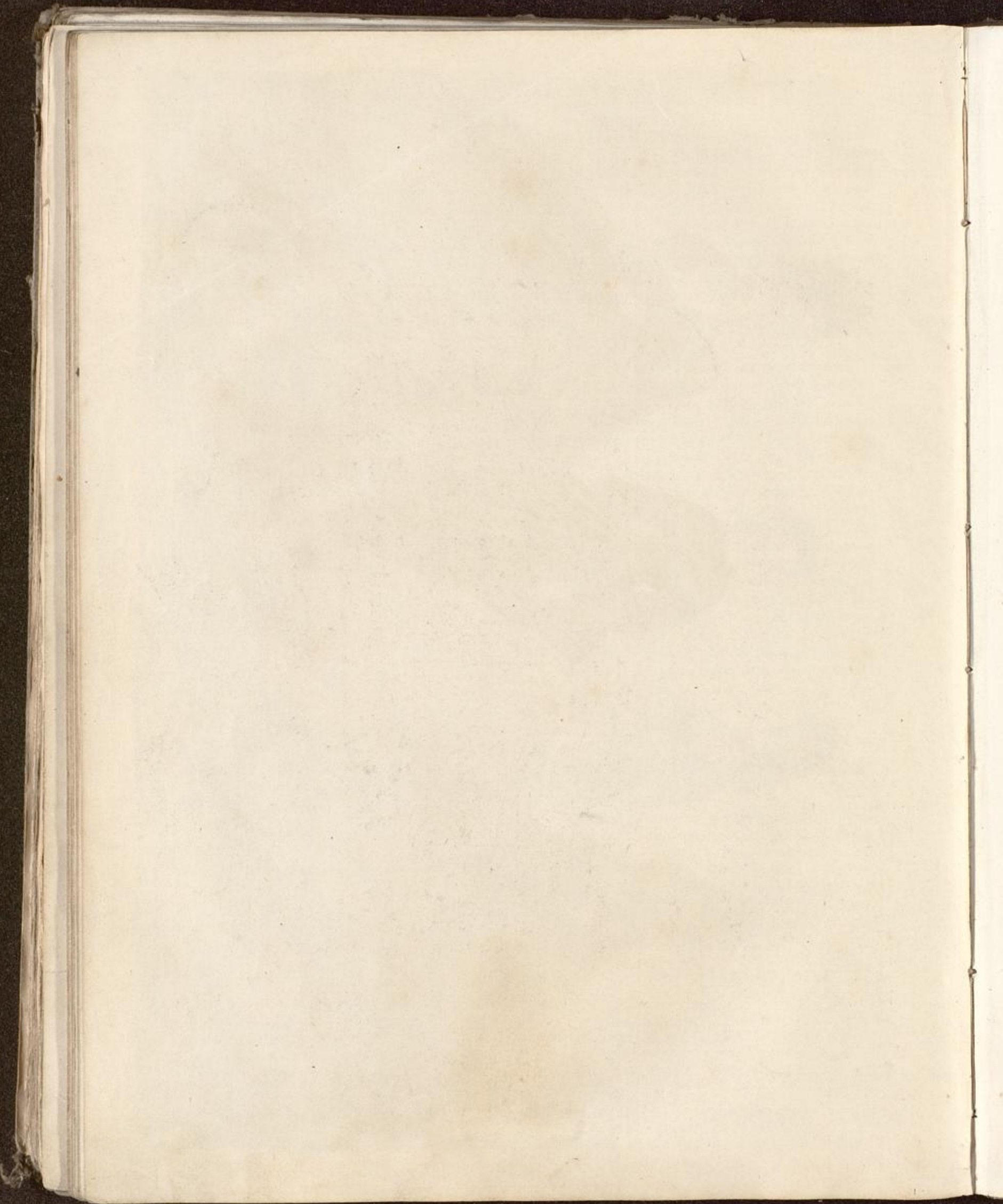
Das Residenzschloß Christiansborg in Kopenhagen.

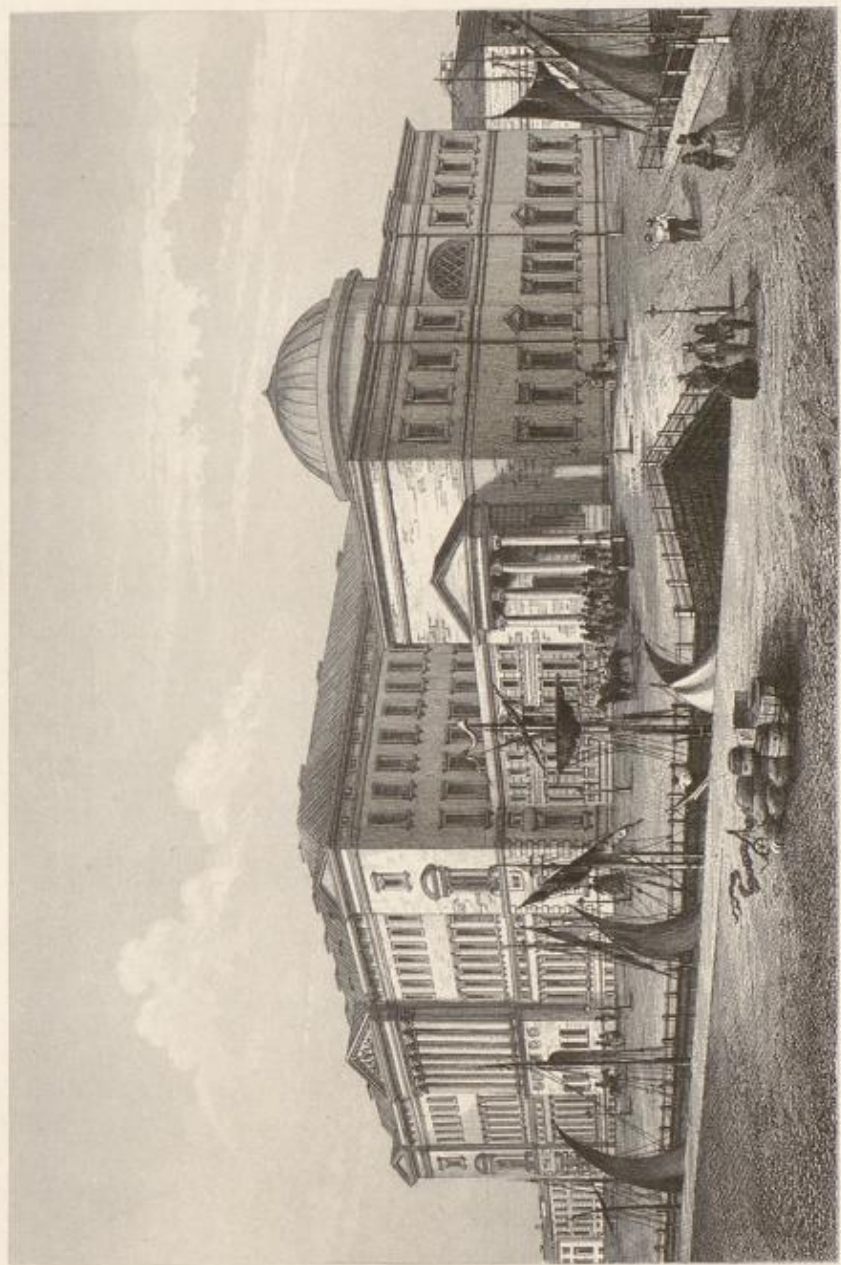
Unsere Leserinnen werden mit Interesse die Residenz des Dänenkönigs betrachten, aus dem uns die Fortsetzung des Krieges oder der Friede kommen kann und in welchem leider mehr als in Wien oder Berlin oder gar in Frankfurt die Entscheidung über das künftige Schicksal Schleswig-Holsteins liegt, die Entscheidung, ob die beiden deutschen Herzogthümer einen unabhängigen Staat des deutschen Bundes bilden oder ob der Dänenkönig auch ihr Herzog sein soll.



N. 14 1864

ALLGEMEINE MODENZEITUNG

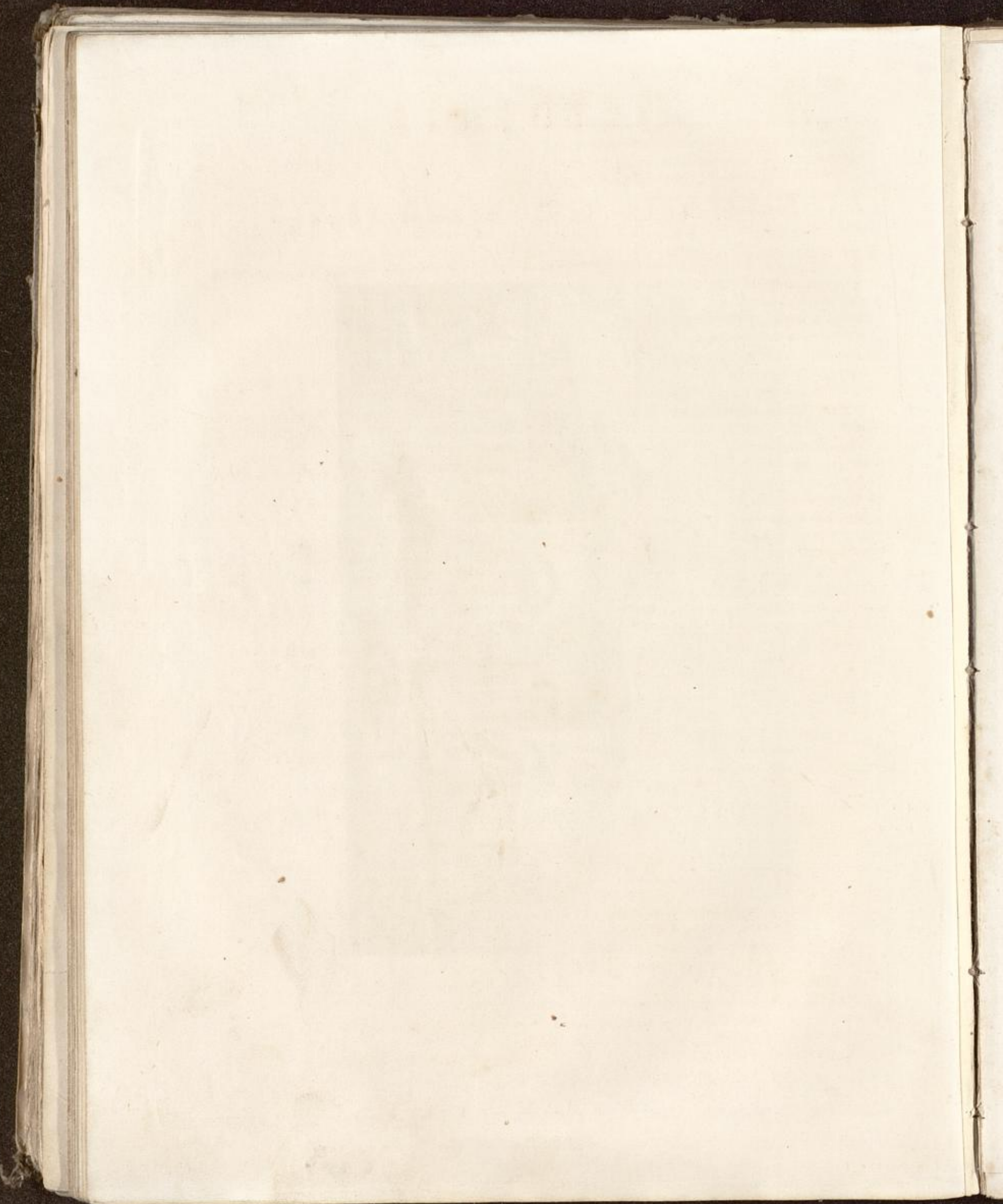




Druck in Kopenhagen bei Neumann

Köln bei Neumann, Neumann, Neumann

Residenzschloß Christianborg in Kopenhagen



zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der stumme Zeuge.

Von

Amely Gölte.

(Schluß.)

Man ließ nun den Componisten Karl Vinzer vorführen.

Sowie dieser Name genannt wurde, fuhr Adele Niemann zusammen, so daß ihre Erschütterung Aller Augen sichtbar ward. Der Genannte war indessenorgetreten. Er hielt das Auge niedergesent; als er es erhob, begegneten sich Beider Blicke; er wurde darauf bleich, sie aber für einen Moment mit Purpurgluth übergoßen. Der Inquirent redete ihn nun mit der Frage an:

„Kennen Sie diese Dame?“

„Ich kenne sie;“ erwiderte er, sich mit edelm Anstande gegen sie verbeugend.

„Sie sind mit ihr verwandt?“

„Meine Mutter war eine geborne Niemann.“

„Sie besuchten häufig das Haus Ihres Veters?“

„Ich besuchte es häufig.“

„Und standen in gutem Vernehmen mit beiden Gatten?“

„Sonst würde ich weniger oft dort angetroffen worden sein.“

„Das fragt sich. Sie konnten der Gattin willkommen sein und nicht dem Gatten.“

„Auf diese Vermuthung habe ich nichts zu erwidern.“

„Sie behaupten also, daß Sie mit Herrn Niemann auf gutem Fuße gestanden haben?“

„Warum sollte es nicht der Fall gewesen sein?“

„Waren Sie an dem Tage, wo den Banquier Niemann jenes Unglück traf, in seinem Hause?“

„Ich war da.“

„Können Sie die Zeit genau bestimmen?“

„Es war Nachmittags.“

„Während das Unglück geschah, wo befanden Sie sich?“

„Ich weiß es nicht genau.“

„Also nicht mehr in seinem Hause?“

„Wäre das der Fall gewesen, so würde Frau Niemann es Ihnen bereits gesagt haben.“

„Könnte sie den Umstand nicht haben verheimlichen wollen?“

„Wenn so, dann würde ich mich verpflichtet halten, ihr nicht zu widersprechen.“

„Auch dann nicht, wenn Sie damit einen auf ihr ruhenden schmäligigen Verdacht aus dem Wege räumen könnten?“

„Auch dann nicht, denn ihre engelreine Seele steht über jedem Verdachte.“

„Sie halten sie also einer Mitwissenschaft für unfähig?“

„Ich habe darüber kein Urtheil abzugeben.“

„Wenn uns nun aber bekannt geworden wäre, daß Sie am Abend des 7. December im Hause des Herrn Niemann sich befunden haben?“

„So muß ich fragen, welchen Beweis Sie dafür haben.“

„Sie trugen an jenem Tage Hemdenknöpfe von rothen, mit Diamanten umgebenen Korallen; von diesen fehlte Ihnen später der eine, und auf die Anzeige des Juweliers, daß bei ihm ein solcher abgegeben sei, kamen Sie zu ihm, denselben zu beanspruchen.“

„So ist es.“

„Wo haben Sie diesen Manschettenknopf verloren?“

„Ich weiß es nicht.“

„So will ich es Ihnen sagen. Der Advocat Herbert Wildbruch fand ihn, als er das Gemach, wo die That geschah, untersuchte, in den Falten des die Thür bedeckenden Vorhanges, neben welcher Herr Niemann leblos gefunden war.“

Karl Vinzer erbleichte auf diese Anklage hin zu Marmor. Auf diesen stummen Verräther war er nicht gefaßt gewesen. Er wechselte einen raschen Blick mit Adele Niemann. Sie hatte sich hoch aufgerichtet und ihre ganze Fassung gewonnen. Ihr Verschweigen hatte ihn nicht retten können; so wollte sie es mit ihrem Bekennen versuchen.

„Darf ich für den Angeschuldigten sprechen?“ fragte sie.

Man gestand ihr das Wort zu.

„So erfahren Sie denn, daß Herr Binzer an jenem Abende allerdings in meinem Hause war. Ich hatte ihn gebeten, während mein Gatte aus sei, zu mir zu kommen, weil ich ihn in einer Angelegenheit, über welche er sich mit diesem nicht verständigen konnte, zu sprechen wünschte. Als dieser nun gegen seine Gewohnheit früh zurückkehrte, bat ich Herrn Binzer, ein Zusammentreffen zu verhüten, und in der Dunkelheit von ihm ungesehen durch das große Zimmer den Ausgang zu gewinnen. Er befolgte diesen Rath, traf aber gerade vor der Thür dennoch mit ihm zusammen, Beide stießen auf einander und — das Unglück geschah. Ich war in mein Schlafgemach gegangen, und als ich in das Wohnzimmer zurückkehrend meinen Gatten nicht fand, schellte ich. Das Uebrige wissen Sie.“

„Können Sie uns mittheilen, wodurch der Zwiespalt mit Ihrem verstorbenen Gatten und Herrn Karl Binzer herbeigeführt war?“

„Er unterhielt mit einer jungen Dame hinter dem Rücken ihrer Eltern ein Verständniß, welches mein Gatte mißbilligte. Er hatte sich gerade am Tage zuvor streng darüber ausgelassen und mir verboten, die jungen Leute bei mir zu empfangen.“

„Sie billigten also dies Verhältniß?“

„Ich verhinderte es wenigstens nicht.“

„War die junge Dame am genannten Tage gleichfalls bei Ihnen?“

„Sie war nicht dort.“

„Aus welchem Grunde empfingen Sie den jungen Mann gegen den Willen Ihres Gatten?“

„Um ihn zu bitten, bei den Eltern der jungen Dame um sie anzuhalten und dadurch eine Ausöhnung mit meinem Gatten herbeizuführen.“

„Und verstand er sich dazu?“

„Er schlug mir es ab.“

„Und liebte das Mädchen gleichwohl? Wie reimte sich das?“

„Er fand in seiner Stellung den Grund nicht als Bewerber eines vermögenden Mädchens aufzutreten.“

„Warum wünschten Sie uns zu verheimlichen, daß er bei Ihnen gewesen sei?“

„Weil ich die Schuld trug, daß er gekommen und auch, daß er in dieser unglücklichen Weise auf meinen Gatten stieß, den die ihm dadurch verursachte Gemüthsbewegung tödtete; so wollte ich verhüten, daß er dafür einer öffentlichen Anklage ausgesetzt werde.“

„Sind Sie mit dieser Aussage einverstanden?“ fragte der Inquirent Karl Binzer.

„Sie ist vollkommen der Wahrheit entsprechend.“

„Sie leugnen also jede Absicht, daß Sie ein solches Begegnen mit dem Banquier Niemann haben herbeiführen wollen?“

„Warum sollte dies geschehen sein, da ich in keiner

Art Groll gegen ihn hegte? Daß er mir den Besuch seines Hauses verbot, war mir freilich unangenehm, doch konnte ich ihn deshalb nicht tabeln, weil ich durch mein Benehmen ihn zu diesem Schritte veranlaßt.“

„Wodan war an jenem Abend unter Ihnen und Frau Niemann die Rede?“

„Ich könnte diese Frage, als nicht zur Sache gehörend, unbeantwortet lassen; allein, wie wir jetzt stehen, scheint mir völlige Aufrichtigkeit am Platze. Frau Adele Niemann machte mir Vorwürfe, daß ich es zu diesen Mißhelligkeiten zwischen meinem Onkel und mir hatte kommen lassen und forderte, daß ich um die junge Dame anhalte.“

„Sie sagten soeben, daß Ihre Mittel Ihnen dies nicht erlaubt hätten.“

„Ich habe das gesagt; auch ist es der Wahrheit gemäß. Doch will ich bekennen, daß es nicht der einzige Grund gewesen, welcher mich von diesem Schritte zurückhielt.“

„Nannten Sie Frau Niemann diese anderen Gründe?“

„Ich nannte sie nicht geradezu; doch mochte sie sie ahnen, und darum nur desto beharrlicher auf ihrer Forderung bestehen.“

„Und gaben Sie endlich ihren Beweggründen nach?“

„Ich weiß nicht was geschehen wäre, denn ich war sehr aufgeregt, und als sie mir drohte, daß auch sie mich, wenn ich ihr nicht willfahre, ferner nicht mehr empfangen könne, zu jedem Opfer bereit, als die Schelle meines Onkels Rückkehr vermuthen ließ, und sie mich in den dunkeln Saal hinausjohob, von wo ich heimlich den Ausgang gewinnen sollte.“

„Wie kam es, daß der Dienerschaft Ihre Anwesenheit im Hause ein Geheimniß geblieben war?“

„Frau Niemann hatte mich um eine bestimmte Stunde zu sich beschieden und mir selbst geöffnet.“

„Sie empfing Sie gegen den Willen ihres Gatten?“

„Sie empfing mich gegen seinen Willen.“

„Wollen Sie uns die junge Dame nennen, welche die Zwistigkeit veranlaßte?“

„Ich fühle mich dazu nicht berechtigt.“

„Doch würde deren Zeugniß, daß ein Verständniß, wie Sie es geschildert, stattgefunden, für Frau Niemann günstig sein.“

„In dem Falle möge sie selbst dies Zeugniß beanspruchen, ich darf es nicht thun.“

Die Sitzung des Gerichtes schloß damit. Herbert Wildbruch begleitete seine Clientin in den Kerker zurück und wünschte ihr Glück zu dem Schlusse der Verhandlung. Sie maß ihn darauf mit einem unbefreiblichen Blicke.

„Sie haben gethan, was Ihnen die Pflicht gebot,“ sagte sie darauf; „aber froh stimmen kann mich der Erfolg nicht, denn mehr und mehr sehe ich ein, daß ich die eigentliche Mörderin meines Gatten bin. Wer hieß ihn kommen? Ich. Wer hieß ihn gehen? Ich. Daß er die Hand zu unfreiwilligem Morde erhob, war Zufall. Die Umstände gebieten über uns, wir sind dem Zufalle untermthan, blind führt uns das Schicksal dahin, wohin wir nicht gehen wollen. Ich habe ihn in sein Verderben gestürzt und darf jetzt nicht einmal dafür büßen.“

Da die Anklage jetzt auf einer anderen Person ruhte, so konnte Herbert Wilbroch darauf antragen, daß Adele Niemann gegen Erlegung einer Caution ihrer Haft entlassen werde, und schon am folgenden Tage geleitete er sie dem entsprechend in ihre Wohnung zurück.

Schmerzlich erschütterte sie der Anblick dieser Räume. Herbert Wilbroch bat sie, nicht allein darin zu bleiben, ihren traurigen Gedanken nicht allzu sehr nachzuhängen.

„Was kann mich zerstreuen?“ sagte sie mit wehmüthig verneinender Bewegung des schönen Hauptes. „Wo giebt es Trost für mich? — Kann mich auch kein Gesetz der Erde strafen, so stehe ich um so schuldiger vor Gott und meinem Gewissen da.“

Er beschloß Lina Solger aufzusuchen und sie zu ihr zu bringen, als diejenige, welche ihren Kummer am Lebhaftesten theilen würde; allein er fand sie nicht zu Hause. Es hieß, sie sei zu einer Freundin gefahren und werde die Nacht sogar bei dieser zubringen. Verstimmt kehrte er in seine Wohnung zurück. Der Gedanke an die einsam trauernde Adele verließ ihn nicht. Was konnte er für sie thun? Seine Frau absenden? — Vielleicht ließ sie diese nicht einmal vor.

Indessen er das Schicksal seiner Clientin zu erleichtern sann, war Karl Vinzer in der Einsamkeit seines Gefängnisses nicht minder mit dieser beschäftigt. Er liebte sie, kein Zweifel; er hatte, wie man zwischen den Zeilen liest, ihre Neigung für ihn errathen; allein nie wagte er, was er für sie empfand, mit Worten auszusprechen, nie das Geständniß ihrer Gegenliebe zu fordern. Sie hatte eine unübersteigliche Schranke unter ihnen aufzurichten gewußt, sie hatte ihn fühlen gelehrt, daß er das Wort, welches seine Liebe bekannte, an seine Lippe fesseln müsse, wenn sie selbst sich nicht von ihm abwenden sollte. Und nach all' dieser Ueberwindung, nach so peinlichem Kampfe ein so bejammernswerthes Resultat! Hier saß er, in engen Mauern, eines Mordes angeklagt. Hatte er denn wirklich an dem Tode seines Oheims Schuld? — Er wußte selbst nicht, wie er die Frage beantworten sollte. Hinter der Portiere versteckt hatte er erwartet, daß sein Oheim an ihm vorübergehe, ohne ihn zu bemerken; da fühlte er plötzlich dessen Hand auf seinem Gesichte. Er wollte sich losmachen und warf mit starker Hand ihn zur Erde, drückte

dabei fest seine Kinnsbäden zusammen, aus Furcht, daß er nach Hilfe rufe und dadurch seine Gegenwart entdeckt werde. Eine Minute hatte dazu hingereicht. In der zweiten befand er sich schon auf der Straße. Er wartete noch, sah das Licht aus Adelsens Zimmer verschwinden und setzte dann seinen Weg nach Hause fort. Erst am dritten Tage erfuhr er von seines Oheims Unfälle; aber ohne noch zu ahnen, welche Schuld an dem Vorfalle auf ihm laste.

Während er die nächste Vergangenheit in ihren einzelnen Momenten an sich vorübergehen ließ, wurde es still in den Straßen Berlins, die 400 Omnibusse stellten ihr Rasseln ein, die Droschken suchten ihr Nachtquartier. Müde der eigenen Gedanken mehr als des Schlafes bedürftig, schloß er das Auge und suchte im Schlummer Vergessen; allein die eigenen Seufzer störten ihn auf. Um ihn war Alles still: fast vernahm er den Athemzug in der nächsten Zelle. Da bewegte sich etwas an seiner Thür, leise wurde ein Schlüssel gedreht und Jemand trat herein. Er richtete sich empor.

„Wer ist hier?“ fragte er.

Ein „Pst!“ unterbrach ihn.

„Kleiden Sie sich an und folgen Sie mir!“ flüsterte eine Stimme. Ein Wagen wartet. Wir eilen nach der Eisenbahn, bevor der Morgen graut sind wir über der Grenze.“

Karl Vinzer erkannte die Stimme. Er war jung, gesund, das Leben lachte ihm. Kerkerluft weckt die Sehnsucht nach dem Sonnenlichte, nach Freiheit, nach Menschen. Er war bereit.

„Lina! Hochherziges Mädchen! Habe ich das um Dich verdient?“ flüsterte er.

„Still!“ hauchte sie. „Gehen wir!“

Sie zog ihn mit sich fort. Leise eilten sie dem Ausgange zu. An der Ecke der Straße fanden sie den Wagen, der mit ihnen nach dem Hamburger Bahnhof flog. Hier sauste schon die Locomotive, sie stiegen ein, während der Schaffner die Billets für sie löste. Die Pfeife ertönte zum letzten Male.

„Sie sind gerettet!“ sagte Lina und setzte sich fern von ihm an die andere Seite des Coupé, das Niemand mit ihnen theilte.

„Wie kann ich Ihnen lohnen!“ sagte er weich. „Sein Sie versichert, edles Mädchen, daß mein Dankgefühl Sie durch dies Leben begleiten wird.“

„Dann kommen Sie wohlfeilen Kaufes davon,“ sagte sie bitter und reichte ihm eine Brieftasche hin. „Sie finden darin die für die Ueberfahrt nach Amerika nöthige Summe. Besteigen Sie, sowie Sie in Hamburg ankommen, ein Schiff.“

„Und Sie?“ fragte er.

„Und ich?“ wiederholte sie mit unbeschreiblich schmerzlichem Tone. „Und ich? — Was kümmert Sie das?“

— Ich werde jedenfalls lange, bevor Sie dort landen, geborgen sein.“

„Und ich soll Sie nicht wiedersehen, soll Ihnen nie vergelten können, was Sie an mir gethan haben?“ fragte Karl Vinzer mit aufrichtiger Herzlichkeit. „Sie haben sich durch ihre That vielleicht dem öffentlichen Tadel ausgesetzt und wollen mir das Recht nicht zugestehen, Sie mit meinem Namen gegen jede Unbill schlägen zu dürfen?“

Sie seufzte schwer.

„Was Sie einst abhielt, mit Ihre Hand zu bieten, sollte Sie auch jetzt daran verhindern, sollte für alle Zukunft eine unübersteigliche Kluft unter uns aufstellen; wenigstens ist dies bei mir der Fall.“

„Sie ahnen also den Beweggrund?“

„Ich ahnte ihn lange, hoffte aber immer noch, daß ich mich nur täusche, nur einem tadelnswerthen Spiele meiner Eifersucht nachgäbe; jetzt aber weiß ich es bestimmt, daß Sie eine Andere lieben und von dieser geliebt werden. Sie wollte Sie durch ihr Schweigen retten, ich rette Sie durch eine That. Ich habe nicht hinter ihr zurückstehen wollen.“

„Zwei Minuten Aufenthalt!“ rief in dem Augenblicke der Schaffner und riß die Thüre des Coupés auf. Lina schlüpfte leise hinaus. Die zwei Minuten verflossen, die Pfeife ertönte und sie war immer noch nicht zurückgekehrt. Karl Vinzer rief dem Schaffner hinaus, daß sie fehle. Der Zug hielt eine Secunde an, dann ging es saufend fort.

Was war aus Lina geworden?

Erst nach Jahren, als Karl Vinzer in der Neuen Welt eine Stellung gewonnen, ward ihm die Kunde, daß sie unter den Schienen ihren Tod gefunden. Mit dem Frühroth hatte man ihren Leichnam dort entdeckt. Er weinte ihr eine stille Thräne nach, die nicht ohne eine Beimischung bitterer Reue war. Seine Liebe zu Adelen, war sie nicht vielleicht ein Wahn gewesen? weil verbotene Früchte süßer scheinen als gebotene?

Adele Niemann sah er nie wieder. Als der Tod von Lina Solger bekannt wurde, ahnte sie den traurigen Zusammenhang. — Das Hegen und Pflegen einer strafbaren Empfindung hatte so viel Leid und Kummer über sie und Andere gebracht, daß sie es durch ihr Leben sühnen zu müssen glaubte, und sich fortan der Sorge und Pflege der Kranken und Verwaisten widmete.

„Wer eine Pflicht auf sich nimmt, der übe sie ganz, wurde ihr Wahlspruch; und versuche mit seinem Gewissen kein Compromis. Es ist nicht unser Thun, es ist auch unser Denken, was uns strafbar machen kann.“

Als man ihr Testament eröffnete, fand man die Hälfte ihres Vermögens den Armen testirt, die andere Hälfte dem Freunde in der Neuen Welt vermacht: es war ihr letzter Gruß an ihn.

Der Auferstandene.

Ein Lebensbild aus Holstein

von

A. N.

Kiel ist nach Altona die bedeutendste Stadt des Herzogthums Holstein. Am westlichen Ufer eines herrlichen Meerbusens gelegen schaut sie auf die blauen Wellen der Ostsee hinab und sendet aus ihrem vortrefflichen Hafen kühne Segler an nahe und ferne Gestade. Schon im elften Jahrhundert als Stadt genannt wurde ihr Handel so wichtig, daß der stolze Hansabund sie in seine Mitte aufnahm. Im dreizehnten wurde sie die Residenz der Grafen von Holstein, die hier ein Schloß erbauten. Wiederholt durch Krieg und Feuer zerstört erstand es stets wieder wie ein Phönix aus der Asche und streckt noch heute seine Zinnen in die Lüfte als ein Symbol des wandellosen Sinnes der Holsten. Immer echt deutsch in jedem Wechsel der Zeiten war Kiel mit seiner Landesuniversität der Sitz der Intelligenz in den meerrumschlungenen Herzogthümern; bis auf unsere Tage ein leuchtendes Beispiel für die ganze Bevölkerung hielt es stets unverändert fest an Gesetz und Recht, so hart auch die Kämpfe waren, die es darum zu bestehen hatte. —

Der älteste Theil der Stadt liegt auf einer kleinen Halbinsel. In dem Erdgeschos eines der zu ihm gehörigen Häuser befanden sich in einem wohnlich und hübsch ausgestatteten Zimmer ein Herr und eine Dame, in anscheinend lebhafter Unterhaltung. Beide von jugendlichem Alter, deuteten die Mienen und Bewegungen des Ersteren an, daß er so recht aus dem Innern seines Herzens rede:

„Erhören Sie mich endlich, Luise! Lassen Sie Ihre Verheißungen jetzt zur Wahrheit werden!“

„Ich gab Ihnen nie bestimmte Versprechungen, Herr Gallund.“

„Das holde Lächeln Ihres reizenden Mundes, die höhere Glut Ihrer rosigen Wangen, das Leuchten Ihres dunkeln Auges, die Lebendigkeit Ihrer Rede — waren alle diese Zeichen des schmeichelhaften Interesses für meine arme Person nicht Verheißungen, die mich antreiben mußten, alle Hindernisse zu besiegen, bis mir endlich durch Ihre Liebe der heiß gewünschte Lohn aller Mühen werden mußte?“

Luise antwortete nur durch einen tiefen Seufzer.

„Ich will Sie nicht verstoßen und flüchtig wie damals, als ich liebeglühend wie heute zu Ihren Füßen lag und Ihr bebender Mund mir Erwidderung stammelte — als ich Sie mit einem Kusse in meine Arme schloß —“

„O schweigen Sie! — Alles was mein ist gebe

ich darum, wenn ich diesen Abend aus meinem Gedächtnisse — oder richtiger, aus meiner Vergangenheit tilgen könnte!“

Sie hatte mit innerem Grauen gesprochen und verhüllte sich.

Er aber trat ganz nahe und zog ihre eine Hand von dem blassen Antlitze, behielt sie in der seinigen und sprach mit sanfter Ueberredung:

„Lassen Sie die Todten ruhen: Geschehenes ist nicht zu ändern. Ein Thor, wer sich die Gegenwart durch einen Schatten verbittern läßt, der vor Jahr und Tag zwischen ihm und seinem Glücke stand. Begraben Sie ihn im Schoße der Vergessenheit. Uns bietet das Leben seine schönsten Kränze; ich will Sie schützen vor der Unbill. Lassen Sie diese kleine weiße Hand in der meinigen zum Bunde für das ganze Leben und belohnen Sie mich für alle meine Treue mit einem einzigen süßen Worte! — Hier ist die Locke, welche ich von den üppigen, kastanienbraunen Ringeln schnitt, die damals auf Ihren weißen Hals herabfielen; sie hat während langer Tage der Mühe und Entfagung auf meinem Herzen geruht —“

Er hatte ein Medaillon hervorgezogen, welches an einer goldenen Kette befestigt war, die über seiner Weste vom schönsten farbigen Seidenstoff hing. Luise warf kaum einen Blick darauf, entzog ihm ihre Hand mit einer raschen Bewegung und sagte hastig:

„Ihre feurigen Anpreisungen meines Aeußeren sind mir heute noch widerwärtiger als sonst. Sie wissen längst, was ich von diesen überschwänglichen Schmeicheleien halte. Die kurze Zeit ist längst vorüber, in welcher Sie mich durch diese und durch mehrere andere Künste zu berücken wußten. Ich weiß nicht,“ fuhr sie etwas gelassener fort, „warum Sie mir immer wieder von diesen Vorzügen erzählen, die Sie mir einst zuschrieben. Wenn ich zu vielen Werth darauf legte, so betraure ich ihren Verlust jetzt um so weniger. Ich begreife nicht, was Sie noch immer an mir lieben wollen.“

„Es wird mir gelingen, Ihren Wangen die Röthe, Ihrem Auge den Glanz wieder zu verleihen,“ entgegnete Gallund. „Mich fesselt jetzt ein Interesse an Sie, welches ich für kein anderes Weib empfinde — ich werde der Schöpfer, der Wiederbeleber Ihres leiblichen und geistigen Wohles sein. Darum gehören Sie mir für jetzt und alle Zeit; ich will Sie besitzen und nie wieder von mir lassen.“

Sie machte eine abwehrende Bewegung und sprach kurz:

„Sie wissen, daß ich nicht heirathen will.“

Die bisher freundlichen, wenn auch leidenschaftlich erregten Züge Thor Gallunds verdüsterten sich plötzlich. Er fuhr mit der weißen, beringten Hand durch das zier-

lich frisirte, gelbblonde Haar, faltete die schmale Stirn und preßte die ziemlich weit gespaltene Lippen fest zusammen. Dann sprach er halblaut, mit vor innerer Bewegung bebender Stimme:

„Luise, Du mußt mein werden — mit oder ohne Deinen Willen.“

Ihr Mund verzog sich zu einem verächtlichen Lächeln.

In seinen kleinen, hellbraunen Augen begann etwas von der Tücke des Panthers zu funkeln. Er beugte sich herunter und sprach dicht vor ihrem Ohr:

„Es kostet nur ein Wort — und Dein Bruder verliert für immer seine Habe und seine Freiheit!“

Ihr marmornes Antlitze wurde noch blässer, wenn es möglich war. Sie starrte ihn eine Weile unverwandt an und sagte endlich tonlos:

„Ich weiß nicht, welche Pfeile Sie im Verborgenen gegen uns gespißt haben. Daß Sie in Wahrheit nicht unser Freund wären, ist mir längst innerlich klar gewesen.“

„Wo die Pflicht gebietet, muß die Stimme der Freundschaft schweigen,“ sagte er mit einer Art von gemessener Würde, welche seltsam gegen sein bisheriges, leidenschaftliches Wesen abstach. Diese letzten Worte waren von einem jungen, hochgewachsenen Manne gehört worden, welcher durch die in dem Garten gehende, angelehnte Thür eingetreten war. Er hatte kurz vor der eben erzählten Unterredung das Zimmer verlassen; sein unbemerktes Wiederkommen überraschte daher nicht. Er nahm sogleich den Faden der Unterhaltung auf, indem seine hübschen, offenen Züge einen Anflug von Ernst zeigten:

„Welche herbe Pflicht haben Sie zu vollführen, Gallund? Sie thun so feierlich, als wenn es sich um Leben und Tod handelte.“

„Sie nennen die Sache bei ihrem wahren Namen, Baldorf,“ entgegnete Gallund auf die frühere Weise. Dann fuhr er wieder halb gegen das junge Mädchen gewendet fort:

„Sie haben von dem Duell gehört, welches vor vier Wochen zwischen dem Lieutenant Harregrell und dem Studenten Berg stattfand, trotz dessen, daß das Verbot der Duelle erst kürzlich erneuert wurde. Der Offizier wurde tödtlich verwundet; der Student entfloß über die Grenze. Alles ist sehr verschwiegen betrieben worden, so daß die Behörden die Sekundanten nicht entdeckt haben, obgleich sie die ganze Strenge des Gesetzes gegen alle bei dem Handel Betheiligten walten lassen wollen. Der Sekundant des entflohenen Mörders — und also sein Mitschuldiger — war der Doctor Baldorf.“

Luise blickte mit einer leisen Bewegung des Schreckens auf ihren Bruder. Dieser behielt seine Fassung unverändert und fragte ruhig:

„Haben Sie Beweise für diese Beschuldigung?“
 „Die bündigsten,“ erwiderte Gallund. „Ich war um die nämliche Zeit auf einer kleinen Vergnügungseise begriffen; da mir der Tag zu kurz geworden war, nahm ich die Nacht für die Heimkehr zu Hilfe, um am Morgen zur bestimmten Stunde auf meinem Comtoir sein zu können.“

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die modische Farbe scheint, bis jetzt wenigstens, das Grün zu sein.

Die runden Hüte, glaubt man, werden endlich durchdringen, d. h. allgemein, auch in der Stadt, getragen werden. Man legt um sie herum Kränze von Gras und Feldblumen.

Die Leibchen der neuen Kleider, die man sieht, sind sehr hoch, die Ärmel im Allgemeinen halb eng und oben, an der Achsel, wie unten sehr viel verziert.

Die ersten Saisonkleider sind auf dem Mode nicht reich ausgeputzt; die Volants, wenigstens die großen, scheinen ganz aufgegeben zu sein, um so mehr Auspuß haben die Confections aller Art. Die Länge der Kleider nimmt noch immer zu, aber man scheint nun so weit gekommen zu sein, daß noch mehr Zunahme gar nicht möglich ist.

Die Confections sind mäßig lang; über das Knie scheinen sie nicht reichen zu dürfen, so viel steht wohl jetzt fest. Die neueste Form ist, wie schon erwähnt, die Frackform, die indeß noch nicht den rechten Muth zu finden scheint, sich öffentlich zu zeigen. Vorn ist sie eine ganz hübsche knapp anliegende Casaque, an der gar nichts auszufehen sein dürfte, aber — drehe sich die Dame, die eine solche Frack-Casaque trägt, um! Wo bleibt die Grazie bei solchen Schwalbenschwanzspitzen? Wir sahen eine solche Casaque von schwarzer schwerer Seide, die fast ganz knapp anlag und unten auseinanderging eben wie ein Frack und zwar wie einer à la Ludwig XV. Als Auspuß Posament mit Schmelzperlen auf allen Nähten. Die Ärmel waren halbweit mit Aufschlägen und Achselverzierungen ebenfalls von Posament. Ein anderer Schnitt ist hinten lang und vorn ziemlich kurz. Diese Art ist von Taffet und entweder mit einer Kluche von Taffet oder mit Spitzen eingefaßt.

Auch ein neues Häkchen ist zum Vorschein gekommen, das vielleicht Beifall findet. Dieses Häkchen liegt an, ohne grade knapp zu sein, ist hinten edig, unter dem Arme geschlitt, vorn offen und am Halse ganz geschlossen. An die Taille reicht es nur durch einen Spitzenvolant. Wir sahen eins von reichgesticktem und mit Guipure garnirtem Cashmir, aber im Sommer gedenkt

man sie von Muslin auf Taffet mit einem gestickten Volant oder auch von Spitzen zu tragen.

Was die Hüte betrifft, so scheinen sie bestimmt klein, sehr klein getragen zu werden. An denen von Tülle begnügt man sich nicht mehr mit Schmetterlingen als Auspuß, man bringt sogar Muscheln an. O, wie vergißt man überall die Grazie! Eigentliche neue Formen haben wir noch nicht gesehen.

Eine andere Neuigkeit will sich hervordringen, die wir aber ebenfalls keineswegs für eine glückliche halten können. Zu den zierlichen Häkchen nämlich, die man kennt, will man Westen à la Ludwig XIII. tragen, jene Westen mit den sehr langen Schößen.

Neu sind ferner die sogenannten Ballon-Regenschirme. Sie haben zwölf Stäbe statt der bisherigen acht, so daß die Stäbe also näher an einander sich befinden und der Schirm runder, fester und auch grazioser wird.

Die runden Häkchen, die durch eine breite Spitze eingefaßt werden, sind die beliebtesten; oft umschließt den Kopf ein zwei Finger breites Taffetband, das hinten gebunden wird und in langen Enden herabhängt. Vorn oben ist die Garnirung voll und oftmals bildet sie eine Art Schneppe.

Auch zierliche Fanchons werden noch getragen, die mit einer Schneppe nach vorn fallen. Ein zwei Finger breites Taffet- oder Sammetband bildet den Schirm und die Bindebänder. Sie werden gern mit einer Spitze eingefaßt. Auch neapolitanische Kopfspuze bemerkt man, die einfach aus einem länglichen Viereck von Guipure bestehen. Dieses Viereck wird durch dünnen Draht gehalten, der mit schwarzem Sammet überzogen ist. Vorn unter der Spitze, welche die Einfassung bildet, befindet sich ein Büschel Blumen oder Bänder.

Die Unterärmel haben jetzt nichts Neues. Es sind noch immer gestärkte Bündchen oder Manschetten mit oder ohne Stiderei und, wenn sie elegant sein wollen, mit Spitzen garnirt.

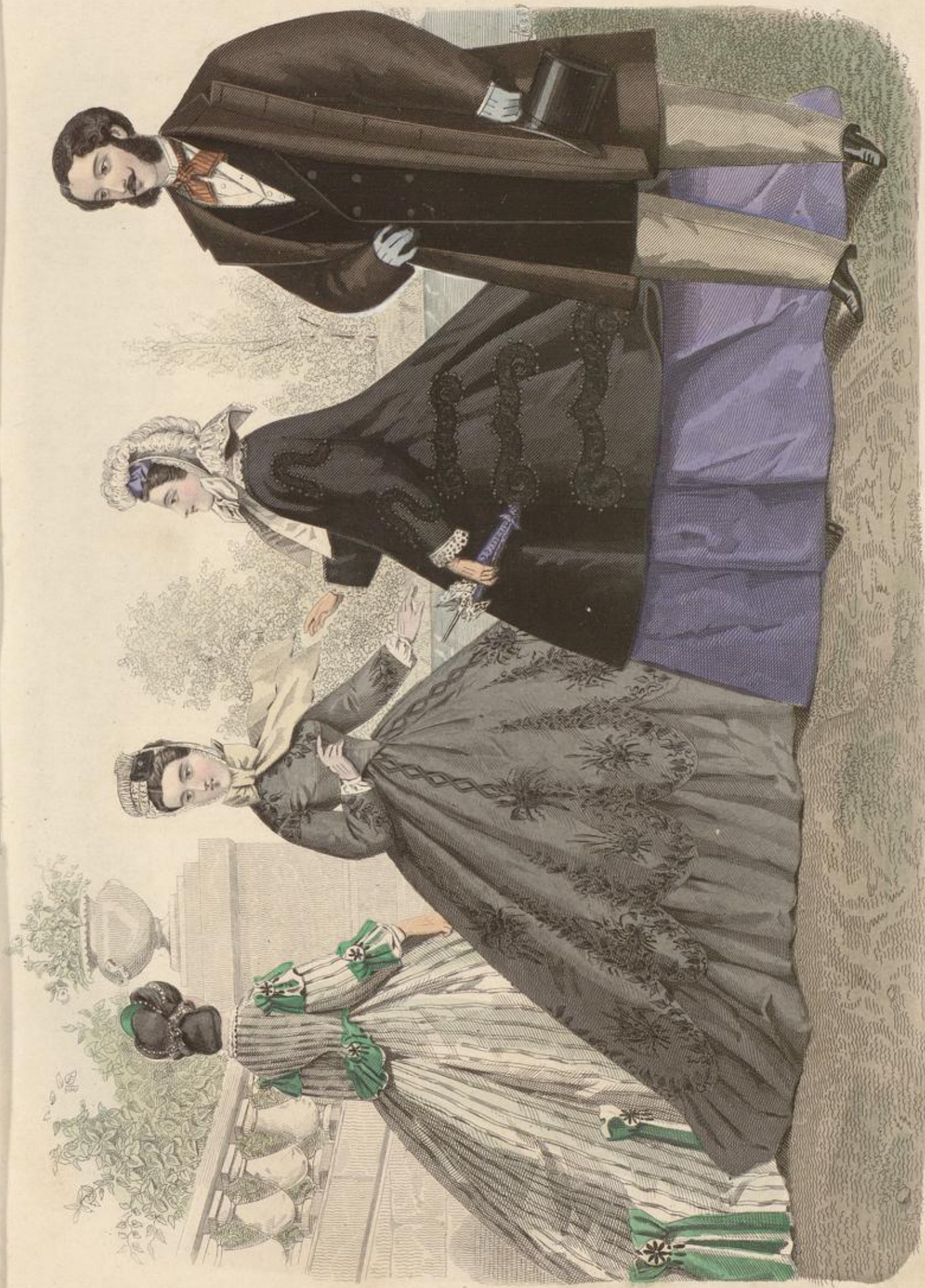
An allen Hüten — man darf sicherlich so sagen — trägt man den kleinen länglichen Schleier mit Guipurefranse. Selbst bei Besuchen wird er nicht emporgeschlagen, denn es ist durchaus modisch, bei Besuchen verschleiert zu bleiben.

In der jetzigen Zeit herrscht, wie jedes Jahr, ausschließlich der Cashmirshawl und die eleganteste Art ihn zu tragen ist — ihn als Burnus zu tragen.

Modenblatt N^o 15.

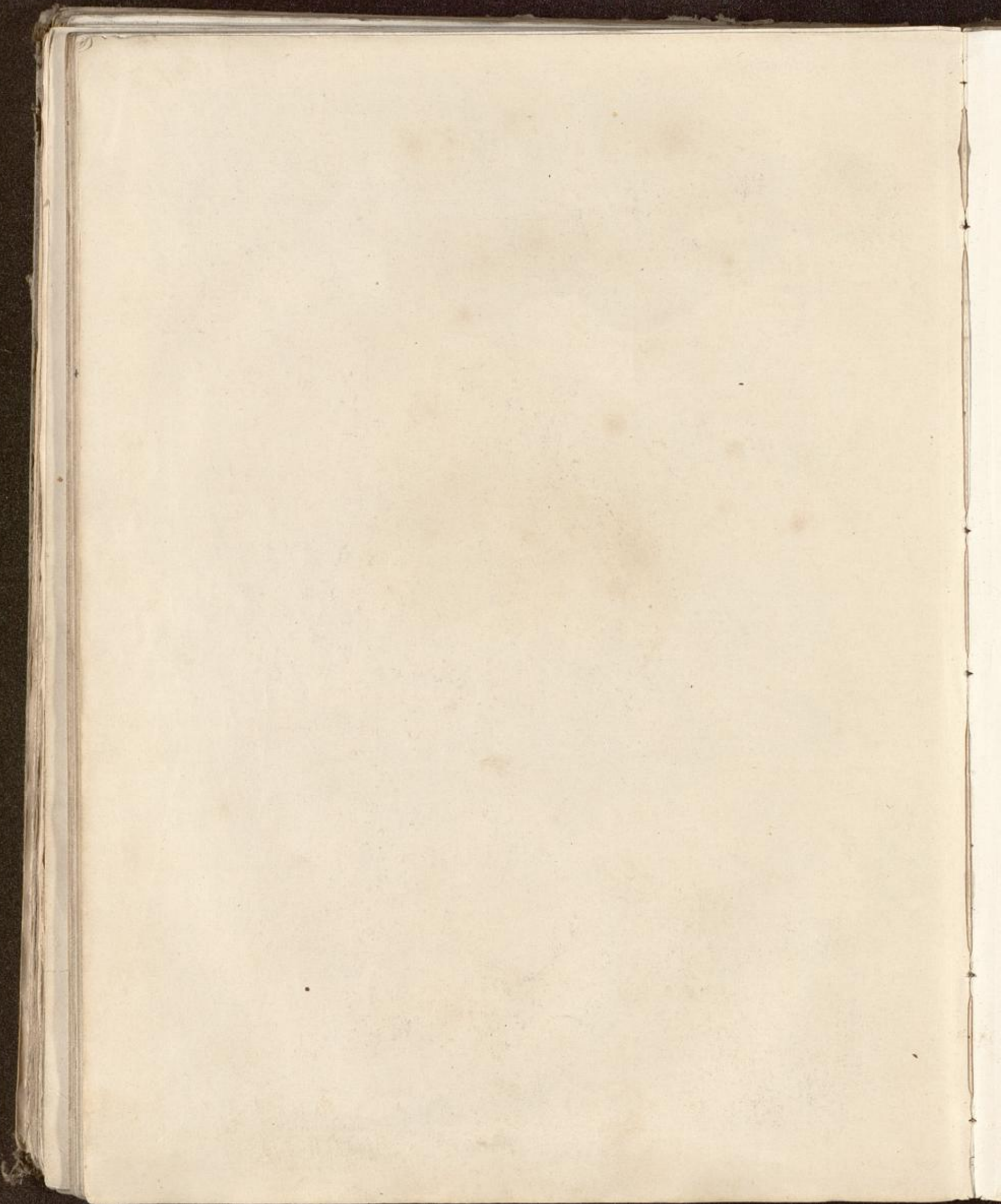
(Nach Originalzeichnungen.)

1. Kopfspuß mit Perlen und einem Sammetbandem; Kleid von gestreiftem leichtem Stoffe mit knappem



1861

ALLGEMEINE MODENZEITUNG



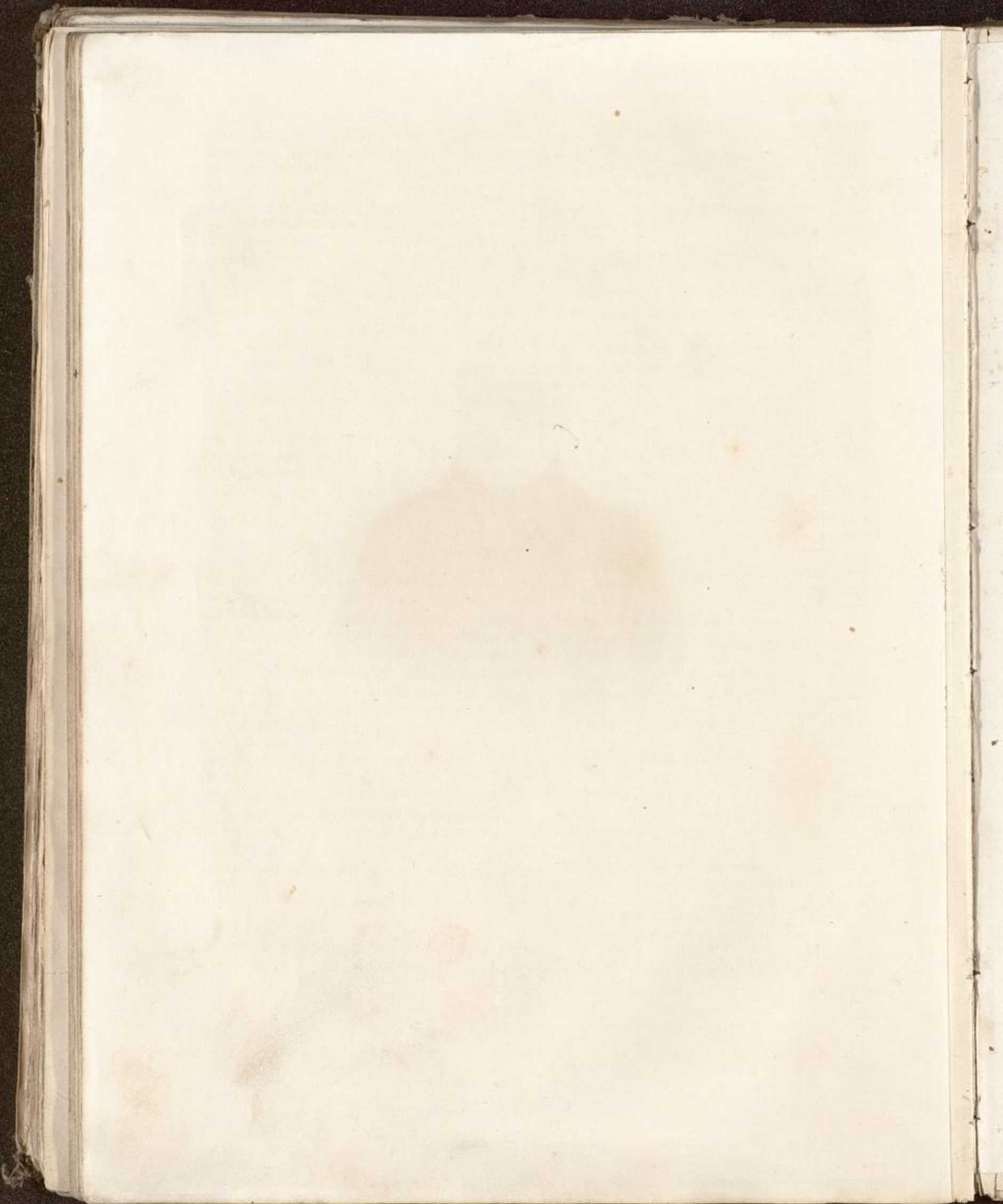


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Weyer in Leipzig

A. Thiers

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



hohem Leibchen, das große in Falten gelegte Schößchen von Taffet hat, die durch einen großen Knopf angeknüpft sind; entsprechender Ausputz oben an den Achseln und unten an den Ärmeln, der ebenfalls angeknüpft ist; auf dem Rock unten herum große Taffetschleifen, die wie der übrige Ausputz des Kleides durch große Knöpfe gehalten werden; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Krepphut mit einer Feder über, einer Adlerfeder, einer Sammettschleife und einem Schmetterling unter dem Schirme; gelbe Bindebänder; Kleid von grauem Taffet mit sehr hohem knappem Schnuppenleibchen, das eine Stickerei von schwarzer Seide vorn, an den Achseln oben und unten auf den engen langen Ärmeln hat; eine reiche ebensolche Stickerei rund um den Rock herum, der unten in runde Zaden geschnitten ist, unter welchen sich ein breiter Bolant befindet; kleiner Kragen; kleine geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Weißer Atlasgut, der Bart mit Blonde belegt, an jeder Seite eine sich neigende und vorn eine dritte weiße Feder, die auf die Stirn fällt; darunter eine Sammettschleife; weiße Bindebänder; Kleid von einfarbigem Taffet, ohne allen Ausputz und Balletot von schwarzer Seide, reich mit Posament und Schmelz besetzt; kleiner gestickter Kragen; gestickte Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen; Knicker, mit weißen Spitzen garnirt.

4. Herrenanzug: Ueberzieher mit kleinem niedrigen Kragen, aber breiten Revers, die sich den ganzen Rock herunter überschlagen; Rock mit kleinem Kragen und ebenfalls großen, sehr lang sich umschlagenden Revers; einfarbige Beinkleider; weiße Weste mit nicht sehr weit offenem Shawlragen und vielen Knöpfen; bunte Cravatte; dänische Handschuhe.

Stahlstich N^o 15.

Adolph Thiers.

(Nach einer Photographie.)

Adolph Thiers, der berühmte Staatsmann und Geschichtsschreiber, anerkannt der erste der lebenden Redner und der größte Schriftsteller Frankreichs — letzteres nach der Entscheidung der Academie, welche ihn durch Anerkennung des großen Preises über George Sand

stellte — hat sich aus eigener Kraft aus niederen Verhältnissen so hoch emporgeschwungen. Er wurde am 16. April 1797 in Marseille geboren, wo sein Vater Schlosser war. Nachdem er unentgeltlichen Unterricht in seiner Vaterstadt genossen und in Aix für die juristische Laufbahn sich vorbereitet, auch damals schon die Bekanntschaft mit Mignet, Cremieux u. s. w. gemacht und durch einige kleine literarische Arbeiten sich hervorgethan hatte, ging er nach Paris, um sich ganz der Literatur zu widmen. Er soll da in einem sehr ärmlichen Aufzuge erschienen sein, bezog mit seinem Freunde Mignet zusammen ein sehr ab- und hochgelegenes Dachstübchen und schrieb zunächst Artikel für den Constitutionnel, die bald Aufsehen machten. Auch erhielten beide Studiengenossen den Auftrag, eine populäre Geschichte der Revolution zu schreiben und in welcher classischen Weise jeder die Aufgabe gelöst hat, ist bekannt. Die liberale Partei gründete 1830 die Zeitung Le National und übertrug sie der Leitung von Thiers und Armand Carrel. Im Redactionslocal dieses Blattes unterzeichneten am 26. Juli 1830, nach dem Erscheinen der Juli-Ordonnanzen, die Redacteurs sämtlicher Oppositionsblätter eine Protestation, welche Thiers verfaßt hatte und dies war der Beginn der Juli-Revolution. Er war es, der später die Proclamation verfaßte, welche den Herzog von Orleans zum Regenten berief. Diese Revolution machte ihn zum Staatsmann, denn schon im August 1830 trat er als Generalsecretair in das neue Finanzministerium und bereits 1832 war er Minister des Innern. Zweimal hat er auch an der Spitze des Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gestanden und als er 1840 Deutschland bedrohte, entstand Baders bekanntes Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben etc.“ Nachdem er die Befestigung von Paris durchgesetzt hatte, trat er zurück und begann seine große „Geschichte des Consulates und des Kaiserreichs“, dessen erster Band 1845 und dessen letzter (20.) 1863 erschien. Nach der Februar-Revolution saß er in der Nationalversammlung. Am 2. Decbr. gehörte er zu den Verhafteten und mußte in die Verbannung wandern. Nach Verlauf eines Jahres wurde indeß das Verbannungsdecret gegen ihn aufgehoben, er kehrte nach Paris zurück und lebte ganz seinen Studien, bis er 1863 wiederum in die gesetzgebende Versammlung gewählt wurde und neue Proben seiner unverminderten Rednerkraft gab.

Von Person ist er klein, auch ein wenig verwachsen; seine Stimme ist dünn und nichts weniger als angenehm, aber seine geistvollen Reden reißen selbst seine Gegner mit fort.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Mit dem 1. April beginnt das 2. Quartal der bei Ernst Keil in Leipzig erscheinenden beliebten Wochenschrift:

150,000 Aufl. Die Gartenlaube. Aufl. 150,000.

Wöchentlich 2 Bogen in groß Quart mit vielen prachtvollen Illustrationen.

Vierteljährlich 15 Sgr., mithin der Bogen nur ca. 5 1/2 Pfennige.

Erzählungen von A. C. Heigel, Edm. Hofer, Louise Mühlbach, Levin Schüding, Temme, H. Schmid u. — Aus dem Bereiche der Erfindungen u. der Länder- und Völkertunde. — Jagd- und Reiseskizzen von Fr. Gerstäcker, Guido Hammer, B. Mühlhausen, Berlepsch u. — Naturwissenschaftliche Mittheilungen von Bod, A. Brehm, Carl Vogt, Berth. Sigismund, Otto Ule u. — Beiträge von Robert Benedix u. Franz Wallner. — Biographien mit vortrefflichen Portraits. — Zeit- und Culturbilder von Schulze-Delitzsch, Moriz Hartmann, Jul. Rodenberga, Moriz Wiggers, M. M. v. Weber, Johannes Scherr, Ludw. Storch, Schmid-Weißensfels, Max Ring, S. Beta, J. Benedey, W. Jungermann u. — Originalmittheilungen aus Amerika. — Schilderungen industrieller Sta- blissements. — Reichstunde für Jedermann. — Unter den Tagesereignissen der nächsten Zeit wird der

Schleswig-Holsteinischen Frage

in regelmäßigen an Ort und Stelle verfaßten Berichten und Bildern ganz besondere Beachtung geschenkt werden.

Ernst Keil in Leipzig.

L Die preussischen Post-Abonnenten werden unter den obwaltenden Verhältnissen gebeten, die Monatsausgabe zu beziehen und sich dazu gegen Einsendung des Quartalsbetrags von 15 Sgr. der Vermittelung der Leipziger Sortiments-handlungen Otto Klemm — Hinrichs'sche Buchhandl. — Rosberg'sche Buchhandl. — Rud. Glogler zu bedienen.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in Breslau erschien soeben:

DIE LORELEY.

Grosse romantische Oper in vier Acten.

Dichtung von Emanuel Geibel. Musik von Max Bruch.

(Mit Text.) Op. 16.

Vollständiger Clavier-Auszug vom Componisten. Geheftet . . . 8 Thlr.

Daraus: Zwölf einzelne Nummern à 5 Sgr. bis 1 Thlr.

Zur Unterhaltungsliteratur.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

K ä t h e n.

Ein Roman

von

H. L. Robert Gieseke.

Octav. 4 Bände. Elegant brosch. Preis 4 Thlr.

Breslau.

Verlagshandlung **Eduard Trewendt.**

Das Wichtigste für Damen.

Ein unfehlbares, ganz unschuldiges sog. Sommerprossen-Schönheits-Wasser gegen Sommerprossen, Hitzblättern, Finnen wird dem schönen Geschlechte zur gef. Benutzung aufs Angelegentlichste empfohlen. Orig.-Fl. 1/2 Thlr. Franco-Verstellungen sub B. 10. poste rest. Magdeburg.

Privat-Entbindungs-Anstalt

auf dem Lande im Sächsischen in der Familie eines Arztes. Näheres sub S. S. S. Nr. 1000 poste restante franco Leipzig.

Jeder Haushaltung ist zu empfehlen:

Die Kartoffelküche.

Enthaltend 275 Kartoffel-Kochrecepte. Von Caroline Kümicher. Pr. nur 6 Sgr. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig erschien: **Ramshorn, Dr. Carl, Kleine Weltgeschichte für Bürgerschulen.** 3. verm. u. verb. Auflage. gr. 8. broch. Preis 15 Ngr. geb. 17 Ngr.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der Auferstandene.

Ein Lebensbild aus Holstein

von

M. N.

(Fortsetzung.)

Es mochte sechs Uhr geschlagen haben, als ich vor dem Wald-Krüge anhielt. Während man meine Pferde fütterte, schlug ich den Weg durch das Gehölz zu Fuße ein. Kaum hatte ich hundert Schritte zurückgelegt, als ich ein nicht sehr entferntes Degengeklirr vernahm. Ich folgte diesem Geräusche und langte bald an einem Platz im Innern des Wäldchens an, der ziemlich weit von der gewöhnlichen Heerstraße entfernt war. Das dichte Gehölz verbarg mich, so daß ich von Niemanden bemerkt wurde. Ein Mann lag blutend am Boden, ein anderer kniete neben ihm und sagte zu zwei Nahstehenden:

„Es ist nichts mehr zu thun; ich habe ihn so gut wie möglich verbunden, aber ich fürchte, daß bald jede weitere Sorgfalt überflüssig sein wird. Der unglückliche Stoß hat ihn schwer getroffen; sein Herz wird nicht lange mehr schlagen und wir müssen ihn seinem Schicksal überlassen. Du mußt zunächst an Deine Rettung denken, Berg. Ich fahre schnell mit Dir in die Stadt zurück und bringe Dich auf die Eisenbahn, welche noch vor acht Uhr nach Altona abgeht. In einigen Stunden kannst Du in Hamburg sein und von dort leicht nach England kommen. Ich werde Dir weitere Nachricht geben, sobald ich Deinen Aufenthaltsort in der Fremde weiß.“

Hierauf folgten noch einige kurze Verabredungen, welche das Fortschaffen des Gefallenen betrafen. Der erste Reiter zog sodann den Todtschläger mit sich fort, der kaum im Besitz seiner gewöhnlichen fünf Sinne zu sein schien. Ich folgte ihnen immer ungesehen einige Schritte; Beide warfen sich in einen nicht fern haltenden Wagen, der rasch davon fuhr. Als ich nach einigen Minuten nochmals auf die blutgetränkte Stätte zurückblickte, war Niemand mehr dort zu finden; ich aber wußte, daß der Mörder der Student Berg, sein Sekundant, der Beförderer seiner Flucht, der Doctor Baldorf gewesen war. Der Lieutenant Harregrell war der tödt-

lich Verwundete; nur sein Sekundant — der Vierte der Betheiligten — war mir ein Fremder, den ich auch heute noch nicht zu nennen weiß. Ich saß bald genug wieder in meinem Wagen, mit dem Bewußtsein, durch ein trauriges Ungefahr der Zeuge eines blutigen Frevels geworden zu sein.

Eine inhaltschwere Pause trat ein. Endlich fragte Baldorf:

„Wenn Sie Ihrer Sache so gewiß sind, warum warteten Sie bis heute mit Ihren Anschuldigungen? Sie hätten der Behörde gleich die nöthigen Fingerzeige geben können und müssen, wenn Sie einmal entschlossen waren, den Angeber zu machen.“

„Ich konnte mich nicht dazu entschließen, sondern schwieg, weil ich jedes Unglück von Luise's Bruder abwenden wollte. Um ihr einen Kummer zu ersparen, würde ich dies Geheimniß für immer bewahren. Wenn ich aber reden will, so wird es mir leicht werden, für mein einstweiliges Schweigen hinreichende Gründe anzugeben. Wählen Sie also, Luise: Sie sind innerhalb vier Wochen meine Gattin und mein Mund wird durch diese nahe Verbindung mit Ihnen für immer über diese verhängnißvolle Sache geschlossen sein — oder ich lege meine Aussage ab — und Ernst Baldorf wird zur Strafe seiner Mitschuld zeitlebens zur Festungsgefängenschaft verurtheilt werden. Ich lasse Ihnen drei Tage Zeit zum Bedenken — und werde mir bis dahin Ihre bestimmte Antwort holen, Luise.“

Er verbeugte sich kurz zum Abschied. Als seine Schritte verhallt waren, fragte sie angstvoll:

„Ist denn dies Alles wahr, Ernst? — Ich traue ihm so wenig, daß ich seine ganze Erzählung nicht eher für Ernst nehme, bis Du sie mir bestätigst.“

„Er hat diesmal nur zu wahr gesprochen,“ erwiderte ihr Bruder mit traurigem Lächeln.

„Wie kamst Du dazu?“ fragte sie weiter.

„Harregrell war ein dänischer Offizier, wie Du weißt, der sich durch sein freches und anmaßendes Betragen längst verhaßt gemacht hatte. Ich war mit einigen Freunden nach Dorfgarten gefahren; wir setzten uns in der Wirthschaft an einen Tisch; mehrere andere Herren hatten den dicht neben uns stehenden in Beschlag genommen. Harregrell fing an, über die erbärmliche Feigheit der deutschen Truppen im letzten Kriege zu

spotten, welche von den Dänen so oft in die Flucht getrieben seien, und nannte alle Deutschen elende Windbeutel. Nachdem dies eine Weile fortgegangen war, erwiederte Berg, der dem Maulhelden am nächsten saß — endlich: „Wenn man in Kopenhagen von deutschen Windbeuteln rede, so kenne man bei uns noch besser die dänischen Gönzköpfe.“ — Nachdem noch einige derartige Höflichkeiten gewechselt waren, verließen wir das Lokal. Berg hatte am folgenden Morgen eine Herausforderung von dem Dänen und ich mochte seine Bitte, ihm zu sekundiren, nicht abschlagen. Als Mediciner glaubte ich außerdem bei einer stattfindenden Verwundung sogleich nützlich sein zu können. Schon waren mehrere Stöße gewechselt, als Bergs Degen plötzlich in die Brust des Offiziers slog und diesem gegen den Willen des Angreifers eine tödtliche Wunde beibrachte. Dem Letzteren blieb nur schnelle Flucht noch übrig. Wir beiden Sekundanten dagegen kehrten in unsere gewöhnlichen Verhältnisse zurück, da wir hoffen durften, daß man unsere Betheiligung an dem unglücklichen Vorfalle nicht entdecken würde. Daß ein verborgener Lauscher zugegen gewesen sein könnte, ist mir freilich bis heute nicht eingefallen.“

Luiſe ſeufzte ſchwer. Ernt nahm ihre Hand, ſah ihr beſorgt in das vor der Zeit verblühte Antlit; und ſprach dann mit brüderlicher Herzlichkeit:

„Der Lieutenant ſtarb nicht gleich, wie ich vorausſetzte, ſondern verfiel in einen Zuſtand geiſtiger Störung, aus dem er bis jetzt noch nicht erwachte. Sein Tod kann jedoch ſtündlich erfolgen und ich durfte annehmen, daß ich mit ihm von jedem Ankläger befreit ſein würde. Aber laß Dich nicht erſchrecken, Luiſe. Wenn ich in die Unterſuchung gezogen werde, ſo iſt allerdings das Uebelſte, daß man mich drängen wird, Bergs gegenwärtigen Aufenthaltsort zu nennen. Hierzu darf ich mich nicht verſtehen und muß hinnehmen, was man über mich verſügen will. Vorerſt muß ich alle Briefe, die Berg mir hat zukommen laſſen, bei Seite ſchaffen. Dies kann leicht und ſchnell geſchehen. Im äußerſten Nothfalle ſteht auch mir die Flucht in's Ausland offen. Du folgst mir bald; wir müſſen uns dort eine Exiſtenz gründen und können auch in der Fremde genüßſam und zufrieden leben. Nimm daher auf mich keine Rückſicht und thue was Dir recht ſcheint.“

„Es wäre ſchrecklich, wenn Du um meinetwillen in die Verbannung gehen müßteſt,“ verſetzte ſie. „Ich ſcheine beſtimmt zu ſein, denjenigen, die mir am nächſten ſtehen, Unglück zu bringen. Und doch iſt mir dieſer Däne Galtund ſo widerwärtig, daß ich lieber in den Tod gehen will als zu ihm.“

„So kümmerge Dich nicht um ihn und laß mich allein mit ihm fertig werden. Nur immer friſchen Muth; mit ihm nehmen wir der Gefahr die Hälfte ihrer Schreck-

niffe. Laß uns den trübten Erinnerungen nicht mehr als unumgänglich nöthig iſt nachhängen. Es wird auch Dir beſſer werden, wenn Du in ganz neue Umgebungen verſetzt würdeſt; Du ſiehſt, daß auch dieſe Seite der Dinge ihr Gutes hat.“

„Er verließ ſie mit einem freundlichen Gruſſe und wanderte weiter in der Kühle des Abends. Sein ärztlicher Beruf hatte ihm im Laufe des Tages manche nicht erfreuliche Eindrücke gebracht. Das Weh und die Klagen der Leidenden hatten ſein Herz bewegt, doch ertrug er auch dieſe Schattenseite ſeines Standes mit jener gutmüthigen, freudigen Leichtherzigkeit, die ihm als köſtliche Gabe von der Natur verliehen war. Den bedenklichen Seiten, welche ſeine eigenen Verhältniſſe ihm beſonders in der letzten Zeit boten, hatte er heute ſo wenig wie ſonſt eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet. Er war ſo ſehr bemüht, Anderen zu helfen und zu nützen, daß er ſeine eigenen Interellen gewöhnlich in den Hintergrund ſtellte. Jetzt war er unausweichlich an ſie erinnert worden. Seine Schweſter war feſt darin verflochten; er hatte ſie noch mehr des Troſtes bedürftig gefunden als manche der Leidenden, an deren Bette er geſeſſen hatte. Sie aufzurichten war ſein nächſtes Bemühen geweſen. Jetzt wandte er ſich zu jener holden Freundin, welche jedem Bedrängten winkt, der ihren Freuden einen offenen Sinn entgegenbringt. Er eilte in die Natur, in die reizenden Umgebungen der Stadt und ſchlug den Weg nach dem Dülſternbrook ein, nach jenem ſhattigen Gehölze, deſſen ſtolze Buchen weit die Landschaft bedecken. Nach einer Weile hatte er die Badeanſtalt erreicht und weit und offen lag die Oſtſee vor ihm, deren herrlicher Buſen den Hafen Kiels bildet. In dieſem befand ſich eine Anzahl ſtolzer Schiffe, von der Fahrt nach näheren oder ferneren Geſtaden ausruhend. Andere hatten ihren Kiel gehoben und ſchifften mit ſchwellenden Segeln, mit luſtig flatternden Wimpeln fort, bis nur ein in der abendlichen Sonne erglänzender, heller Punkt von ihnen ſichtbar blieb. Stolze Dampfſer trieben majestätisch dahin, eine dunkle Rauchſäule hinter ſich herziehend und den raſchen Verkehr der geſchäftigen, wandernden Menſchheit mit den übrigen Häfen der Oſtſee vermittelnd. Und näher dem Strande wiegten ſich kleinere Fahrzeuge, in denen ſich Fiſcher befanden, welche Sprötten fingen, jene Fiſchchen, welche als vielbeliebte Speiſe ihren Weg weit hinein in das Innere von Deutſchland nehmen.“

Baldorf ſetzte ſich nieder und blickte gedankenvoll auf das Waſſer. Ein unbeſchreibliches Sehnen in die Ferne befiel ihn. Wäre nur ſchon Alles überſtanden, könnte er lieber heute als morgen fortgehen mit den ſchwellenden Segeln, mit den gigantischen Dampfſwolken, auf den Schwingen der Vögel, mit den ziehenden Wolken! Niedrig und klein wie der Staub, der an ſeinen

Füßen klebte, kam ihm die Sorge vor um das arme Ich, die so oft die Schwingen seines Geistes, den Flug seiner Gedanken gelähmt hatte! — Die ganze, schöne Gotteswelt stand ihm offen. Wenn nur erst ein rascher Entschluß gefaßt war, so lagen alle peinigenden Sorgen hinter ihm, alle düsteren Betrachtungen, die sich an die Lage des Vaterlandes knüpften.

Nach und nach war der Wind so leise geworden, daß er zu schlummern schien. Die Wellen zogen so still in ihrem sich ewig erneuernden Kreislauf vorüber, als scheuten sie sich, die Ruhe des mehr und mehr herabsinkenden Abends durch das geringste Geräusch zu unterbrechen. Die Fernsicht wurde unendlich klar; keine Wolke, kein schattenhaftes Dunstgebild trübte den Azur des Himmels. Hin und wieder flogen einige Vögel über das Wasser; dann glitt noch ein weiß leuchtendes Segel sanft vorüber, welches als ein einzelner Nachzügler seiner eiligeren Vorgänger seinen Weg in die lockende, geheimnißvolle Ferne der Wasserwelt geräuschlos und emsig fortsetzte. Eine gleichförmige Färbung lagerte fast über dem ganzen, unendlichen Dome; ihre durchsichtige Klarheit wurde nur durch einen sanft angehauchten, rothen Streifen unterbrochen, der sich nach und nach zu glühenden Bergformen verdichtete, während das untergehende Tagesgestirn seinen Purpurschimmer über den blauen Wasserspiegel hauchte. Die Natur bot einen ihrer schönsten und friedevollsten Abende. Geradeüber, an der anderen Seite des Wassers, sah man den Sandkrug, einen Vergnügungsort der Städter. Auch diese Gebäude und die Bäume und Wiesen hinter ihnen lagen so still, als habe das muntere Leben des Tages sich vorzeitig erschöpft. Endlich legten sich die Schleier der Dämmerung dichter über die ganze Gegend. Der junge Mann knöpfte fröstelnd seinen Rock zu und trat seinen Heimweg an.

Mit der beginnenden Dunkelheit wurde das Wetter etwas rauher und also auch der Schritt Baldorfs rascher. Kaum hatte er die Stadt erreicht, als ihm der Diener eines Bekannten mit der dringenden Bitte entgegenkam, ihn sogleich zu seinem Herrn zu begleiten, der plötzlich vom Schlage getroffen sei. Baldorf säumte keinen Augenblick, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Sobald die Pflichten seines Berufes ihn riefen, setzte er jede Rücksicht auf seine Privatangelegenheiten bei Seite. Auch diesmal weilte er mehrere Stunden am Bette des Leidenden, bis es ihm gelang, diesen nicht nur ins Leben zurückzurufen, sondern auch seiner geängsteten Familie die gegründete Hoffnung auf seine Wiederherstellung zu hinterlassen. Der Kranke wohnte in der Brunswyk; der Weg zu Baldorfs Wohnung war von dort aus noch ziemlich weit, ihre Hinterseite jedoch in etwas kürzerer Zeit zu erreichen. An dieser Hinterseite befand sich ein Garten, welcher auf einen Begräbnißplatz hinausging.

Ernst Baldorf stand bald an einer kleinen, nach Außen führenden Nebensforte dieses Platzes, zu welcher er den Schlüssel bei sich trug. Dieser nämliche Schlüssel öffnete wiederum die Thür, welche an der anderen Seite in den Garten führte, sowie auch die Hofthür, durch welche er in sein Haus gelangte. Der Mond stand mit halbem Lichte am Himmel und gab Helle genug, um die Gegenstände ringsum erkennen zu können. Ernst Baldorf befand sich unter Gräbern. Die weißen Leichensteine, welche die Hülle so manches müden Erdenpilgers deckten, die schwarzen Kreuze, welche sich über so manchem Herzen erhoben, das einst so heiß und unruhig schlug, riefen ihm das memento mori — das soeben in anderer Gestalt vor seine Seele getreten war — mit verdoppelter Deutlichkeit zurück. Die hohen Lebensbäume ringsum predigten eine schönere Hoffnung; das Gesäusel des Nachtwindes in ihnen wie in den dunkeln Cypressen kam Baldorf vor wie eine Sprache, die unter der grünen Decke der Gräber hervor sich an den Lebenden richte, der ihre Bedeutung zu begreifen vermöchte. Er blieb an einem der kleinen Hügel stehen, welcher etwas abwärts mit einem einfachen, grauen Würfel bedeckt war. Die schwarze Inschrift bot den Namen „Herrmann Allner“, dann das Datum und die Jahreszahl. Leppige Epheuranen breiteten sich darüber aus; einige Kränze von Immortellen und weißen Rosen lagen darauf. Ernst kannte nur zu wohl die liebende Hand, welche immer wieder aufs Neue den ernststen Gottesdienst der Neue beging, indem sie diese Opfer der Erinnerung auf diesen farblosen Leichenstein niederlegte. Die Zweige der Trauerweide, welche sich auch hier erhob, hingen nach drei Seiten so tief hernieder, daß sie eine Art von Laube bildeten. In ihr stand eine kleine, hölzerne Bank, ein abermaliges Zeichen, daß dieser abgeschiedene Punkt das Ziel der oftmaligen Wanderung eines Wesens sei, welches seine ernststen Gedanken täglich mit demjenigen beschäftigte, der hier den Frieden gefunden hatte, den ihm die Welt nicht gab. Auch Ernst gedachte des Einst und Jetzt — des Heimgegangenen, dessen Tod auch in sein heiteres, farbenfrisches Leben eine so tiefe Lücke gerissen hatte.

„Der Tod ruft die Jungen und die Alten!“ tönte es plötzlich neben ihm. Er schrak zusammen wie vor einem überirdischen Rufe. Rasch aber ermannte er sich wieder und kehrte sich um. Eine lange, dürre Gestalt stand neben ihm, baarhändig wie Freund Hain, mit einem blinkenden Werkzeug in der knochigen Rechten, das Baldorf wie eine Hippe erschien; mit einem gläsernen Gefäß in der hageren Linken, in dem er ein Stundenglas zu erkennen wähnte. Er that einen Schritt weiter und gewahrte ganz in der Nähe eine große, offene Höhlung.

„Guten Abend, Herr Doctor!“ fuhr das unheim-

liche Wesen fort. „Sie haben wieder einen sauern Weg gehabt. Wir Beide dürfen nicht wie andere Menschen auf eine gesegnete Nachtruhe rechnen. Leichen und Tod sind für uns Beide eine gewohnte Sache und unser Tagewerk geht auch noch nach Mitternacht fort.“

„Guten Abend, Dörfer!“ entgegnete Ernst, der rasch das Grausen von sich schüttelte, indem er seines Irrthums inne wurde. „Ich will nicht fürchten, daß Jemand von Euch krank geworden ist und noch meiner Hilfe bedarf!“

„Diesmal nicht, Herr Doctor, es sieht Alles wohl bei uns.“

„So will ich wünschen, daß es noch lange so bleiben möge,“ sprach dieser, seinen Weg fortsetzend.

Baldorf hatte sich nicht ohne Beschämung überzeugt, daß das anscheinende Knochengeriippe der ihm wohlbekannte Todtengräber in seinem grauen Arbeitskleide sei, der noch spät ein Grab gegraben, wozu ihm am vorhergehenden Tage die Zeit zu kurz geworden. Das Stundenglas war eine Laterne, die er bei dem hellerwerdenden Mondschein ausgeblasen hatte, die Sense eine in diesem blinkende Schaufel, die er zum Graben benutzte. Baldorf mußte sich mit dem Gedanken trösten, daß die aufgeregte Phantasie auch dem Beherztesten einen Streich spielen kann.

Er fand seine sämmtlichen Hausgenossen schon im tiefen Schlafe, doch vermochte er es nicht, sogleich die Ruhe zu suchen. Er legte seinen Oberrock ab und setzte sich in einen Armstuhl, der an der einen Seite seines Studierzimmers stand. Das Mondlicht machte das Anzünden eines anderweitigen Lichtes überflüssig. Es erhellte ganz deutlich ein männliches Brustbild, welches unsern des Fensters an der Wand hing. Dies stellte den Mann dar, den er soeben noch betrauert hatte. Sein Blick hastete auf den ernsten, milden und doch so bedeutenden Zügen. Es war, als wenn Ernsts Gedanken sich heute nicht von diesem Hingeschiedenen trennen sollten, als wenn sie immer wieder zu ihm zurückkehren müßten. Er verschränkte die Arme im tiefen Sinnen; die düstere Stimmung, der er sich so gewaltsam entrisen hatte, beschlich ihn aufs Neue. Die Nacht ist bekanntlich keines Menschen Freund. Alles schien ihm farblos, die ihn umdrängenden Schwierigkeiten wuchsen riesengroß vor ihm auf. Seine Kraft, die ganze Elasticität seines Wesens würde an ihnen zerschellen; er würde nicht im Stande sein, seine bedrängte Schwester zu schirmen und zu stützen.

„Wenn Du noch unter uns wandeltest,“ seufzte er zu dem Bilde gewendet, „so hätten wir einen Freund, der uns mit Treue und Einsicht zur Seite stehen würde wie kein Anderer. Ich verlor in Dir meinen Bruder, der mir nie ersetzt werden wird.“

Endlich wendete er den Kopf etwas weiter hin. Ein

hoher Schrank, in welchem allerlei in Spiritus präparirte Körper, sowie verschiedene anatomische Werkzeuge aufgestellt waren, verdeckte mit seiner Seite die ihm schräg gegenüberliegende Ucke. Er glaubte etwas in ihr zu gewahren. Es trat hervor — nahte sich geräuschlos — und blieb dann vor ihm stehen. Jetzt fiel der Strahl des Mondes voll darauf — auf eine menschliche Gestalt — auf ein blaßes Angesicht. —

Ernst hatte soeben noch über das Spiel seines aufgeregten Blutes gelächelt, hatte sich der wirren Träume erinnert, von denen seine Fieberkranken heimgesucht wurden. Als nüchterner, praktischer Arzt pflegte er sich an die Wirklichkeit zu halten; Gespenster gab es nur für ihn in dem überspannten Gehirne des Aberglaubens, den körperliche Störungen beeinflussten. Stets hatte er erklärt, an das Walten der abgeschiedenen Geister auf Erden erst glauben zu wollen, wenn ihm selbst ein solcher bezeuge — und jetzt — in dieser Stunde der tief schweigenden, der schaurigen Mitternacht — mußte er ihn gewahren — dies konnte keine Täuschung der Sinne sein, die sich nur zu bald in die gewöhnlichste Prosa des Alltagslebens auflöste, wie vorhin auf dem Kirchhofe. Sein Haar sträubte sich, seine Zähne schlugen zusammen, kalter Schweiß lagerte auf seiner Stirn. Er vermochte den großen Blick nicht abzuwenden; seine Glieder waren wie gelähmt und versagten ihm den Dienst. Eifrig kroch es zu seinem Herzen und das Wort blieb in seinem Munde gefesselt.

Einige Minuten dauerte dieser qualvolle Zustand. Dann erst gelang es ihm, die Worte hervorzubringen:

„Wer bist Du?“

„Hast Du mich vergessen, Ernst?“ war die halblaute Antwort.

„Was willst Du?“ stammelte dieser wieder.

„Dich wiedersehen.“

„Woher kommst Du?“

„Weither über Land und Meer.“

„Was soll ich für Dich thun?“

„Mir als Freund und Bruder Deine Hand reichen.“

Die Gestalt hatte so tonlos geredet, daß es dem jungen Manne vorkam, als wenn diese Laute nicht einem Bewohner dieser Welt angehören könnten. Jetzt war sie ihm ganz nahe gekommen und streckte den Arm gegen ihn aus. Ernst war noch immer bewegungslos. Dieses bartlose Haupt mit dem reichen, dunkeln Haar, mit dem leicht gesuchten Antlitze, mit den milden, blauen Augen, mit der denkenden, etwas gebräunten Stirn, mit der tiefen Narbe in der rechten Schläfe, dieser kräftige, mehr als mittelgroße Mann war ihm einst nur zu wohl bekannt — hing im Bilde vor ihm an der Wand —

ruhte unter dem grünen Hügel, den er soeben verlassen. Ein schauerlicher Doppelgänger stand vor ihm.

Endlich gelang es ihm, sich zu erheben und mit einer gewaltsamen Anstrengung zu rufen:

„Herrmann Allner! Es ist nicht möglich; Du kannst es nicht sein!“

„Und dennoch bin ich es wirklich.“

„Aber Du kannst nicht mehr auf der Erde wandeln; vom Jenseit lehrt Keiner wieder zu uns Sterblichen zurück.“

„Ich komme nicht von dort, sondern nur aus einem irdischen Lande; diese Welt habe ich nie verlassen.“

„Rede nicht in diesen schrecklichen Räthseln! Ich stand noch eben an Deinem Grabe und habe Dich so tief betrauert, wie nur ein Bruder es thun kann.“

„So zeige mir Deine Liebe jetzt auf andere Weise. Nimm mich auf und verbirg mich. Gib mir eine Freistätte, bis ich meinen Feinden wieder ungefährdet entgegengetreten kann.“

Die Stimme war etwas vernehmlicher geworden, wenn sie auch sehr gedämpft blieb. Baldorf legte endlich seine Hand in die ihm noch immer Dargebotene und fühlte, daß sie lebenswarm war. Schweigend führte er den Fremden an das Fenster und betrachtete ihn lange. Dieser zog nun eine Briestafche hervor, nahm einige Briefe und eine Photographie heraus und sprach mit wehmüthigem Lächeln:

„Diese Gegenstände werden Deine letzten Zweifel beendigen; wenn Du sie erkennst, so wirst Du mir meinen Platz unter den Lebenden zugestehen müssen.“

Ernst nahm die Papiere, entfaltete sie und sagte dann:

„Es sind die Briefe, die Luise Dir in den Tagen Eures ersten Glückes schrieb — und diejenigen, die ich kurz vor Deinem Hinscheiden von Schweden aus an Dich richtete. Diese Photographie mit Luizens Bügen habe ich selbst gefertigt; mein Name steht darüber.“

„Du gabst sie mir am ersten Tage des Umschlags und fügtest hinzu: Du müßtest Deine Versuche in der Photographie aufgeben, da Deine sich mehrende Praxis Dir nicht länger die dazu erforderliche Zeit ließe. Wir standen an dem Theetisch in Luizens Wohnzimmer. Dieser war mit einer braunen Decke versehen; ich hatte Dich im Schach matt gesetzt; es war Dir nach langem Kampfe nur der König mit drei Bauern noch geblieben. Luise trat dann, unsere Einsamkeit unterbrechend, herein; ich küßte ihre Hand, sagte ihr, daß Deine Photographie im Vergleich mit ihrer wirklichen Erscheinung nur ein reizloses Nachwerk sei, worauf sie eine Crayon-Zeichnung aus der auf ihrem Nähtisch liegenden Mappe nahm. Zu dieser hatte ich in den letzten Tagen geessen und sie erklärte mir lachend, daß sie sich durch

diese stets an ihre Pflichten gegen mich erinnern wolle, wenn sie sie in meiner Abwesenheit vergäße.“

Baldorf entgegnete nach einigem Schweigen:

„Du mußt es sein, ob auch die ganze vergangene Wirklichkeit dagegen spricht. Du stehst lebend vor mir; auch kann mich kein Naturspiel einer sprechenden Aehnlichkeit täuschen, denn alle diese Einzelheiten kann Niemand kennen als Du, Keiner gleich Dir diese Papiere aufweisen. Ich muß meinen gesunden Sinnen trauen. So erkläre mir denn das Unbegreifliche, wenn es möglich ist.“

Beide setzten sich weiterhin in das Innere des Gemaches. Der Fremde hob wieder an:

„Du weißt, daß ich vor einigen Jahren für einen wohlhabenden Banquier galt. Die Zahlungen waren im letzten Umschlag*) weniger gut für mich eingegangen als ich erwartet hatte; dann fallirte ein Handelshaus in Petersburg, Spiro und Comp., wobei ich abermals bedeutend einbüßte. Alle diese Verluste ruinirten mich jedoch keineswegs, sondern ich dachte mit frischem Muth, daß ich bei angestrenzter Thätigkeit und mit verdoppelter Umsicht sie bald wieder einzubringen im Stande sein würde. Viel tiefer bekümmerte mich eine andere Entdeckung, die sich nach und nach zur traurigsten Gewisheit steigerte. Du weißt, daß Luizens Liebe mein höchstes Glück war und daß der herannahende Tag unserer Vermählung von mir mit der innigsten Freude ersehnt wurde.“

(Fortsetzung folgt.)

W o h i n ?

(Nach Byron.)

Wenn dieser arme Thon erstarrt,
Wohin entschwebst du, ew'ger Geist,
Der, wird der finst're Staub verscharrt,
Hoch über'm Grab, ein Phönix, kreist?
Bebst du, ein Hauch, in's All hinaus
Von Sternenglanz zu Sternenglanz?
Füllst du den Weltraum plötzlich aus,
Allgegenwärtig, Auge ganz?

Unsterblich, zeit- und wandellos,
Allsehend, Allen unsichtbar,
Schau'st du, was Erd- und Himmelschooß
Gebiert und ehedem gebar.

*) Der Kieler Umschlag ist eine Art Messe, die im Januar abgeschlossen wird; man schließt auf ihr die wichtigsten Geschäfte sowohl nach dem Auslande hin ab, als auch für die Bewohner der Herzogthümer Schleswig und Holstein.

Der Küderinnrung fernste Spur,
Der goldne Traum, den du beweinst, —
Ein Strahlenblick der Seele nur,
Und Alles zeigt sich dir wie Einst.

Zurück in's Chaos wirst du geh'n
Noch vor der Schöpfung früh'stem Nah'n;
Der fernsten Himmel Dämmern seh'n,
Im Steigen folgen ihrer Bahn.
Was Zeit erhebt und bringt zu Fall
Erschaut dein Blick in Fernen weit;
Sonne erlich! Zerbröck'le All!
Du thronst in eig'ner Ewigkeit

Hoch über Liebe, Haß und Grau'n,
Von Leidenschaft erlöst und rein;
Dein Tag wird ein Jahrhundert schau'n,
Ein Blick von dir wie Tage sein.
Durch's All, wie Blitz vom Wolkenstooß,
Schwingt sich der unbeschwingte Geist,
Ein Wesen, zeit- und namenlos,
Das längst vergaß was Sterben heißt.

Georg Perk.

Modenbericht.

(M.) Eines der Kleidungsstücke, dem wir schon jetzt einen großen Erfolg vorausagen können, ist der Frack à la française (mit Stehkragen). Man trägt ihn in halbdunkeln Farben wie Amelie-Blau, Hof- und Olivengrün, Braun und Bronze. Der Kragen ist sehr niedrig und läuft in die Revers über, die sich sehr weit umschlagen; die Ärmel sind am Ellbogen weit und verengern sich nach unten zu, wo sie ohne Aufschläge endigen.

Nach diesem Frack folgt die Jaquette in der Twineform, die gerade zugeknöpft wird.

Die Jaquetten sind überhaupt jetzt die beliebteste Form. Röcke sieht man sehr selten.

Die Beinkleider haben nicht mehr die außergewöhnliche Weite wie im vorigen Jahre, weit sind sie aber trotzdem immer noch. Die Beinkleiderstoffe haben meist Querstreifen in hellen Farben.

Die Westen mit kleinem Shawlkragen bilden noch immer die Mehrheit und sind ziemlich weit hinauf zugeknöpft. Die Stoffe bestehen meist in Wolle und Seide und die Phantasiemuster sind einigermaßen in hellen Farben.

Sehr häufig trägt man Weste, Beinkleider und Jaquette in einer Farbe und von einem Stoffe.

(F.) In den Confections, namentlich im Schnitte derselben, bemerkt man wenig Veränderungen. Man wird, wie es scheint, viele Kragen und kleine halbanliegende Basquinen von demselben Stoffe wie das Kleid tragen. Zu Fußanzügen hat die sehr modisch geliebene Basquine einige leichte Schnittveränderungen erfahren, z. B. bringt man nach oben durch Posament oder eine Bolero-Franse das Aussehen eines Figaro-Bäckchens hervor.

Für das Frühjahr werden alle Nuancen in Grau sehr modisch sein.

Wir sahen, als Anzug auf das Land, ein Kleid von sonnengelbrothem Leninos, das unten auf dem Rocke vier Querstreifen von Taffet in derselben Farbe mit einer Einfassung von ponceau Taffet hatte. Das Leibchen bildete ein offenes Bäckchen mit kleinen Posillon-Schößchen hinten und war wie der Rock besetzt. Darunter eine Chemisette mit Schweizer Falten. Die Ärmel halb anliegend. Dazu sieht nichts besser aus als eine Basquine von dem Kleidstoffe mit gleichem Ausputze. Auf der Reise wird man den Anzug vervollständigen durch eine Mütze von italienischem Stroh mit Schild und Besatz von ponceau Sammet. Ueber dem Schirme eine Reihe schwarzer Perlen, die herabhängen; an der Seite eine kleine liegende Feder und endlich vorn ein niedlicher runder Schleier, der eben nur das Oval des Gesichts verhüllt.

Die Kragen, die man im Sommer tragen wird, werden glatt und von Leinwand sein, entweder mit fallenden Ecken, wie gewöhnlich, oder lang und rundlich.

Auf die weißen Unterleibchen, die man unter den Bäckchen trägt, setzt man vorn in der Mitte viele Spitzen als Jabot. Die Unterärmel werden unten ebenfalls durch solche Spitzen vervollständigt. Auch die Taschentücher folgen dieser Mode; in den vier Ecken haben sie Applicationen von sehr kleinen Spitzenschleifen.

Auch mit der Fußbekleidung für den Sommer beschäftigt man sich eifrig. Wir sahen Stiefelchen von Ziegenleder in Grau und Malifaserbraun, vorn auf dem Fuße weiß geschnürt und durch Elastics festgehalten. Die kleinen Stiefelchen von Buchten werden für das Land und auf Reisen beliebt sein. Die Fußstiefelchen müssen mehr als je der Farbe des Kleides entsprechen.

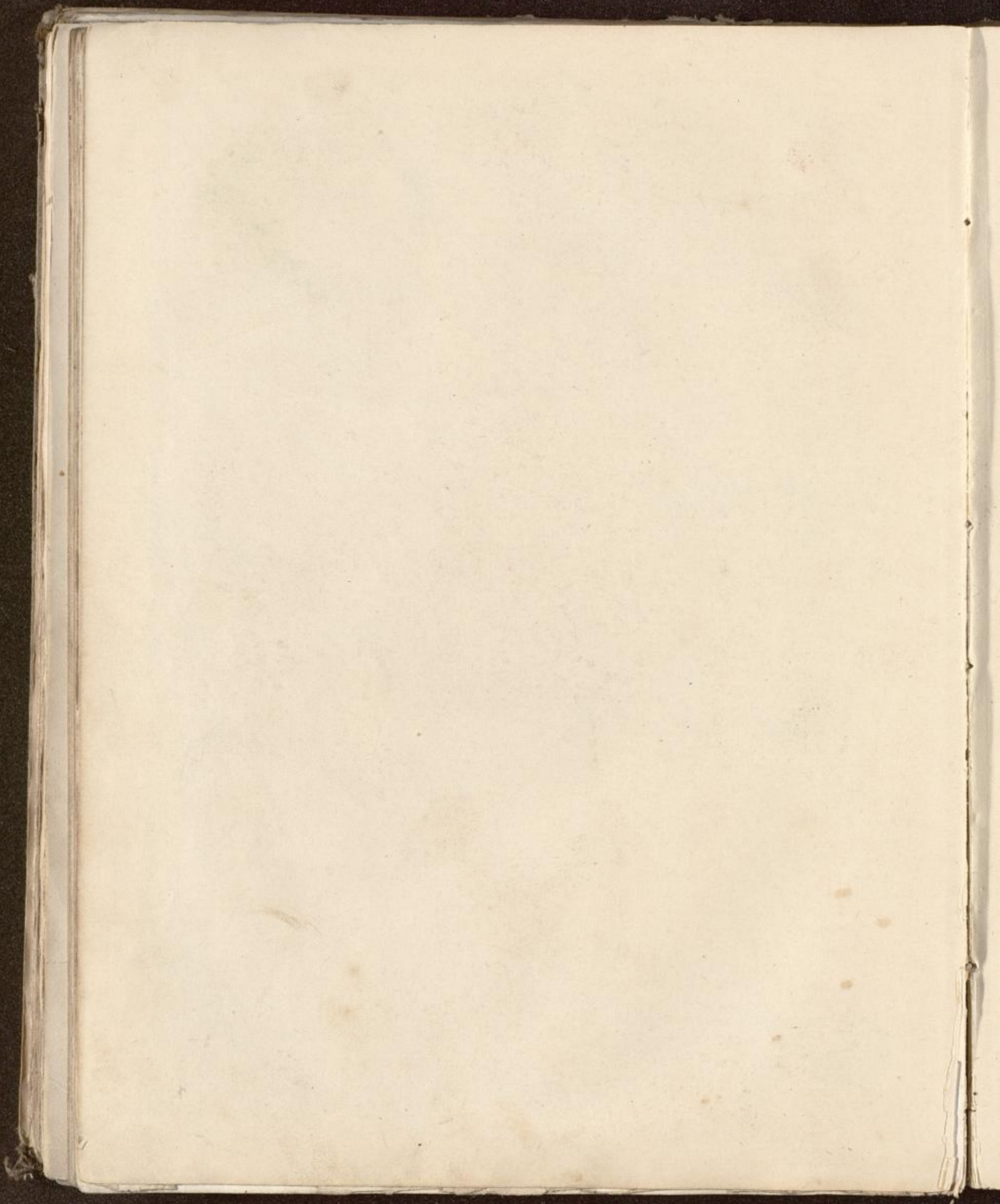
Wir sahen viele neue Palletot-Casaques, halbanliegend und von schwarzer Seide, sehr reich mit Posament und Schmelzperlen ausgeputzt. Dieser Ausputz befindet sich vorzugsweise auf den Achseln, am Ärmelrande und an den Seiten.

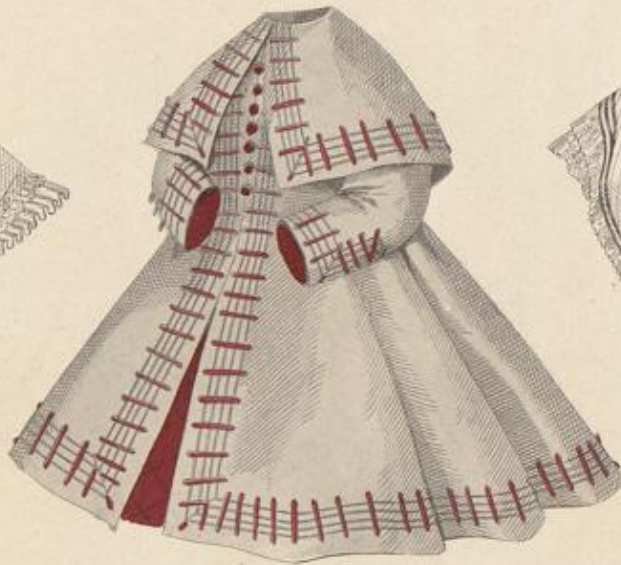
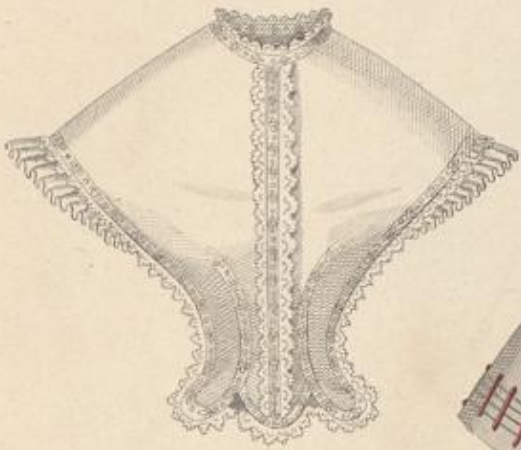
Eine ganze Reihe kleiner Bäckchen erregte unsere Aufmerksamkeit; sie sind meist sehr kurz, vorn in Spitzen und hinten in Schößchen auslaufend. Troddelfransen und Schmelzperlen scheinen nothwendig zu denselben zu gehören. Gewöhnlich sind sie noch von Sammet und



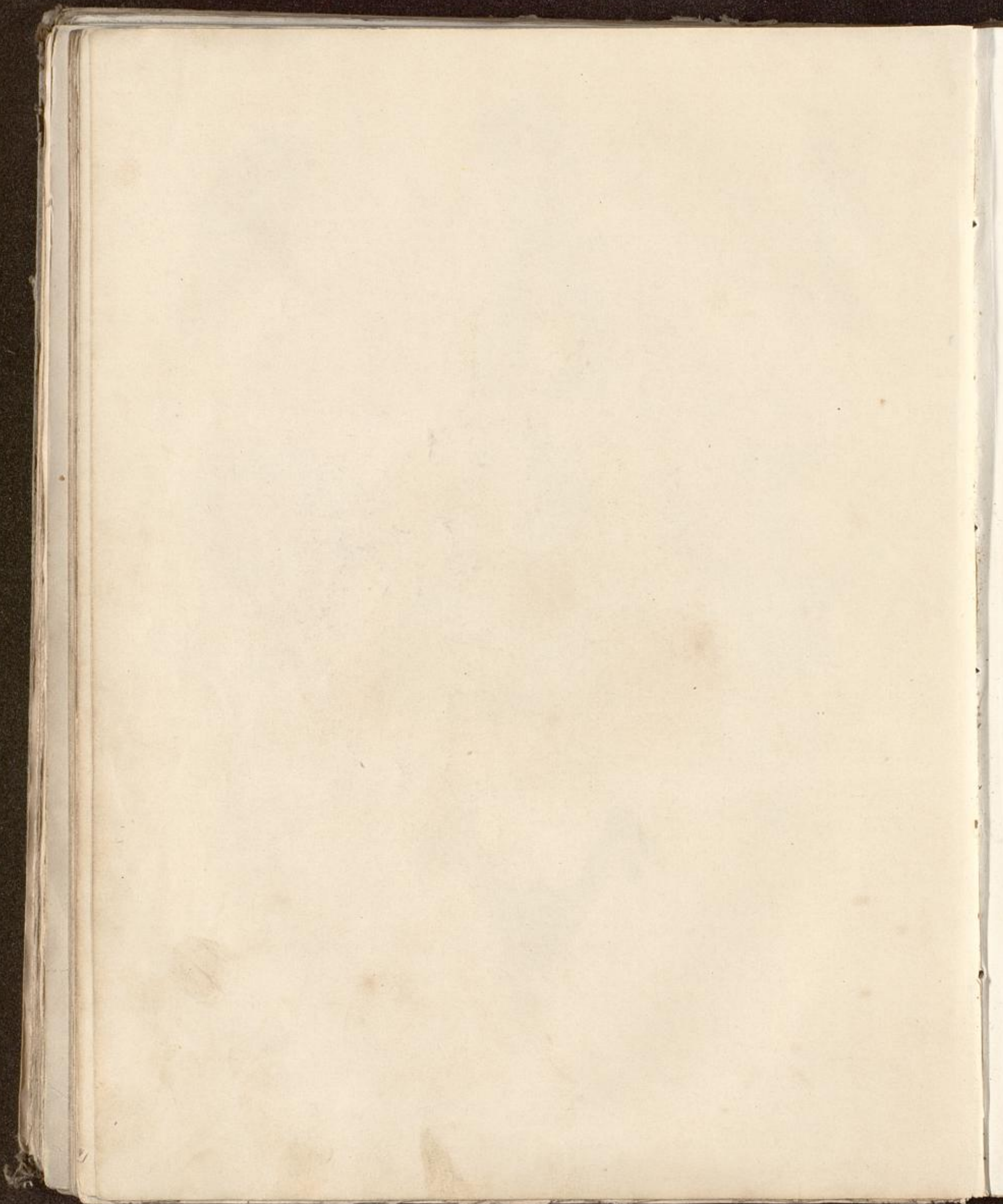
ALLGEMEINE MODENZEITUNG

1864





ALLGEMEINE MODENZEITUNG



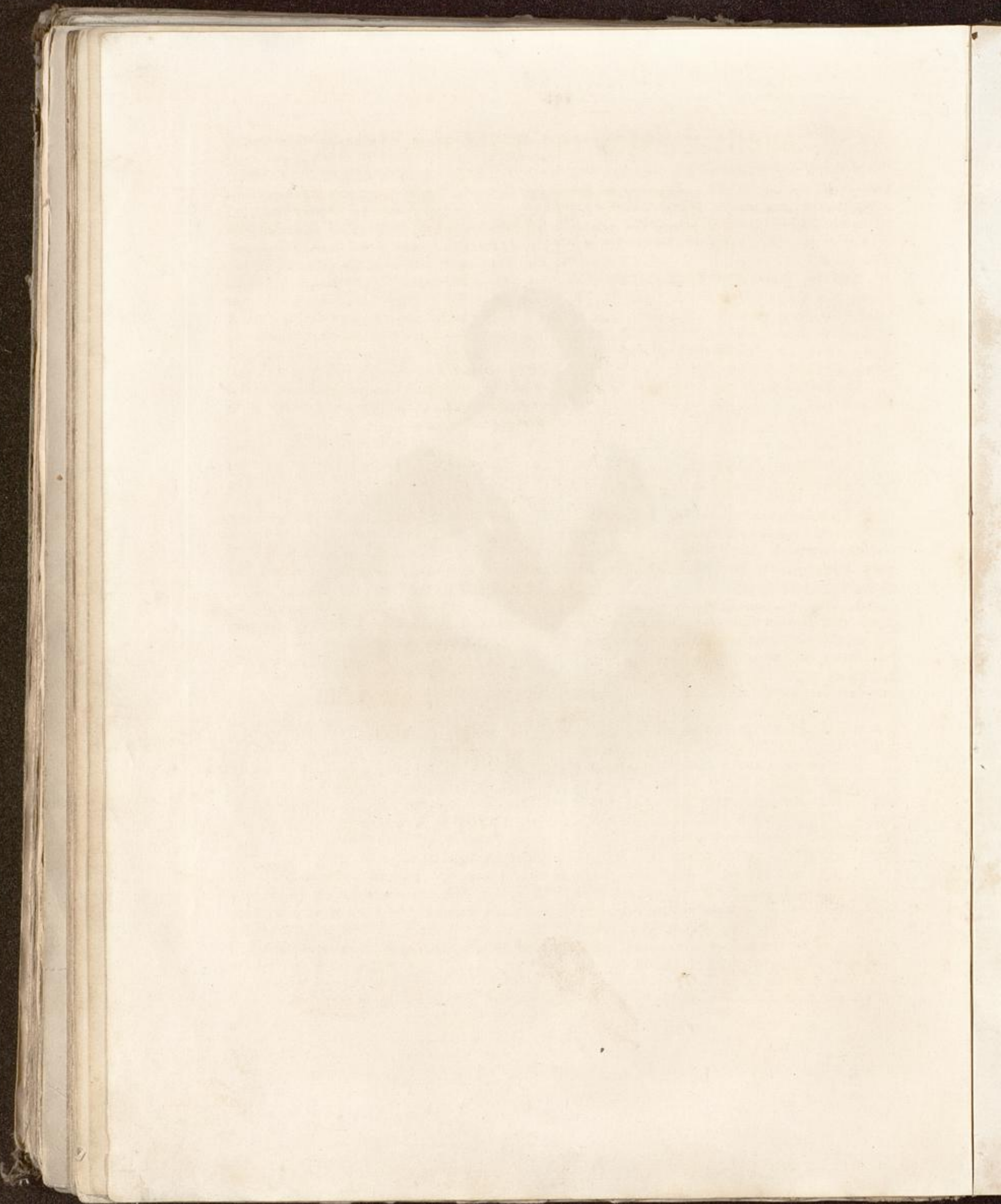


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Krieger in Leipzig

Maria
Königin von Baiern

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



Cashmir; später wird man sie von leichten Sommerstoffen tragen.

Von den neuen Stoffen erwähnen wir sehr schöne Poils de Chèvre und Mohairs, weißgrundig mit sehr kleinen Mustern; dann englische Alpaccas, einfarbig oder mit breiten Mouchen; Taffete in hellen Farben, quadrillirt durch farbige Fäden; Grenadine-Varèges und englische Piqués.

Auch die neuesten Frack-Paljetots, Incroyables genannt, fangen an sich zahlreicher zu zeigen. Es sind eigentlich Basquinen mit langen Schößen; sie liegen an der Taille an, haben Revers auf der Brust und Herren-Armel. Man trägt sie von Taffet und garnirt sie mit Spitzen und Schmelfransen.

Die Foulardkleider scheinen unstreitig jetzt die Mehrheit zu bilden.

Modenblatt N^o 16.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Frühjahrs-Herrenanzug: Runder kleiner Hut, mit einem bunten Bande um den Kopf; kurze Jaquette, Weste und Beinkleider von einem und demselben Stoffe; bunte kleine Cravatte; dänische Handschuhe; Sommer-Überzieher.

2. Einfacher Haarputz mit einer großen rothen Blume vorn über der Stirn; Kleid von grüner Seide mit ausgeschnittenem Schnepfenleibchen, das oben herum einen Besatz von schwarzen Spitzen und grüner Posamentirarbeit hat, die auf den ganz kurzen Ärmeln kleine und in der Mitte des Leibchens große Schleifen mit Troddeln bildet; auf dem Rock unten ebenfalls solcher Posamentschnurenbesatz mit Schleifen und langen Troddeln; dänische Handschuhe; reiche Armabänder; Schuhe.

3. Häubchen mit blauem Bande; Kleid von grauem Foulard mit Figaroleibchen, das blaue Klappen hat und sich über einer blauen Weste öffnet; halbweite und halblange Ärmel mit geschlossenen weißen Unterärmeln; Chemifette mit Stehkragen und schmales blaues Cravatentuch; gelbe Glacehandschuhe; Schuhe.

4. Runder Strohhut mit einer großen weißen Feder und einem kleinen Federbusch, der durch eine Agrafe von Perlmutter und Pfauenfedern gehalten wird; Kleidchen von Popeline mit edig ausgeschnittenem Leibchen und breiten Tragbändern, die ganz bunt gestickt und mit einer Ruche eingefasst sind, wie das ganze Leibchen unten herum; der Rock mit großen Revers vorn und hinten, die mit einer Ruche eingefasst und mit bunten Soutasch-

börtchen benäht sind wie die Mitte des Rockes zwischen den Revers.

5. Hut von gespanntem weißem Krepp, mit schwarzen und weißen Spitzen belegt und mit einer kleinen weißen Feder geschmückt; unter dem Schirme eine Schale von violetterm Sammet nebst kleinen ebensolchen Fanchon; Bart von violetter Seide; weiße Bindebänder; Kleid von violetterm Taffet mit hohem knappem Leibchen, das vorn in drei rundlichen Zaden endiget, welche mit schwarzen Spitzen eingefasst sind; Gürtel mit großer Schleife, von welcher zwei sehr lange und breite Enden herabfallen, die an der Seite mit kleinen, unten mit breiten Spitzen garnirt sind; ganz unten ein Bolant in Falten; halbenge und halblange Ärmel, oben mit Epauletten, die mit schwarzen Spitzen garnirt sind, wie die Ärmel unten; Spitzenkragen; Spitzenunterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Ertrablatt.

Oben in der Mitte ein moderner Hut und rechts und links ein Häubchen.

In zweiter Reihe in der Mitte ein Paljetot für ein kleines Mädchen, und rechts und links davon eine Chemifette.

In dritter Reihe ein Schweizer-Gürtelleibchen von schwarzem Sammet mit Tragbändern; links und rechts davon ein Kragen und Unterärmel.

Stahlstich N^o 16.

Marie,

Königin von Bayern.

(Nach einer Photographie.)

Friederike Franzisca Auguste Marie Hedwig, königl. Prinzessin von Preußen, geb. am 15. October 1825, Tochter des Oheims des Königs, Prinzen Wilhelm von Preußen, vermählte sich am 12. October 1842 mit dem damaligen Kronprinzen Maximilian II. von Bayern, der 1848, nach der freiwilligen Entsagung seines Vaters Ludwig I., den Thron bestieg und bekanntlich, allgemein betrauert, vor Kurzem schnell aus dem Leben schied. Die königliche Ehe war eine musterhafte und aus ihr gingen zwei Söhne hervor, der Erbprinz Ludwig, geb. am 25. Aug. 1845, jetzt König Ludwig II., und Prinz Otto, geb. am 27. April 1848.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

LEIPZIG.

Unter allen existirenden kosmetischen Mitteln gegen das

Ausfallen der Haare

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon fast gewordenen Scheiteln nimmt

Johann Andreas Haushild's

vegetabilischer Haarbalsam

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht ausliegende Dank- u. Anerkennungsschreiben, meist von Personen aus den höheren Ständen, bestätigen die Wirksamkeit desselben und fast sämtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich

gewordenen Toiletteartikel sehr regelmäßig von mir.

Die Wirkung des Balsams ist

überrassend!

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich auf selbst schon länger fast gewordenen Stellen in ungläublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Obigen zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Haushild's Balsam in Originalflaschen à 1 Thlr. 1/2 fl. 20 Sgr., 1/4 fl. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

Julius Kratze Nachfolger.
Leipzig, Dresdner Str. Nr. 2.

NEBEN DER POST.

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE N^o 2.

LEIPZIG.

Von der Medicinal-Polizei-Behörde genehmigt!

Crème antilentilleuse

seule invention de St. Laurent de la Salle, membre de la société imperiale des sciences à Paris.

Diese Crème ist, wenn nicht überhaupt das einzig wirkame, so doch sicher das einzig unschädliche cosmetische Mittel zur Entfernung der

Sommerprossen.

Sie bewirkt eine vollständige Umwandlung der Haut; wäre diese noch so sehr von der Sonne gebräunt, durch die stärksten und dichtesten Sommerprossen oder gelben Flecken verunziert, — nach Anwendung der Crème bildet sich eine ganz neue Oberhaut, die von allen Flecken frei, von glänzender Weiße, Durchsichtigkeit und Hartheit ist, überhaupt einen Teint von unübertrefflicher Schönheit verleiht. Ein zweites Schönheitsmittel von gleicher Wirkung bei so vollständiger Unschädlichkeit wie diese Crème existirt nicht, da indeß unter ähnlichen Namen sehr viele Präparate angepriesen werden, vor deren Schädlichkeit bereits mehrfach öffentlich gemauert wurde, so ist darauf zu achten, daß nur dann für die Echtheit und Unschädlichkeit dieser Crème garantirt werden kann, wenn solche von der unterzeichneten Handlung, der einzigen in Deutschland dafür bestehenden Vertauungsstelle, bezogen wird.

Preis 5 Sgr. — 1 Thlr. 10 Sgr. — 2 fl. 20 Sgr. süddeutsch oder sbeer. Banknoten.

Jul. Kratze Nachfolger in Leipzig,
Dresdner Str. Nr. 2, neben der Post.

NEBEN DER POST.

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE N^o 2.

Im Verlage von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig erschien:

Dr. Caspari's
Homöopathischer
Haus- und Reisearzt.
Ein unentbehrliches Hilfsbuch für Jedermann, insbesondere für alle Hausväter, welche auf dem Lande, entfernt von ärztlicher Hülfe, wohnen, um sich dadurch ohne dieselbe in schnell entstandenen Krankheitsfällen für den ersten Augenblick selbst helfen zu können.

Herausgegeben
von Dr. F. Hartmann.
Zehnte Auflage, durchgesehen und verbessert von Dr. Alex. Hartmann.
gr. 8. broch. Preis 24 Ngr.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. G. Cruner's

vollständige

Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierrpflanzenzucht, sowie die sämtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von

C. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,

correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues u. zu Berlin, sowie der pomolog. Gesellschaft zu Altenburg, Ehrenmitgl. der prakt. Gartenbaugesellsch. f. Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft u.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Cruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturnrissenschaftliche Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

Defoe, Daniel, Abenteuer des Robinson Crusoe. Illustriert mit 206 Holzschnitten nach Grandville. Neu übersetzt von L. v. Alvensleben. Zweite Auflage. gr. 8. 1850. In Leinwand geb. 2 Thlr.

Flöhe-Vertilgung.

Selbst ganze Zimmer schnell von diesen höchst lästigen Insecten zu reinigen, empfiehlt Einsender seine Erfindung (lebenslanglich ausreichend) jeder Haushaltung gegen franco Einsendung von nur 1 Thlr. alleinig an die Expedition der Königl. Leipziger Zeitung unter der Chiffre A. B. F. 56.

Die Ausführung ist ebenso belustigend, als das Resultat überraschend, so daß bei genügender Anzahl in 1/2 Stunde mehrere Hundert gefangen und getödtet werden können. Für die Richtigkeit dieser Angabe bürgt Einsender mit der Summe von 1000 Thaler.

Empfohlen sei ferner:

Wanzenod,

als das Beste, was Wissenschaft und Kunst zum Ausrotten der Wanzen mit Brut und aller Holzwürmer darzustellen vermag. Das Quantum für 20 Betten oder deren Raum für 1 Thlr. unter obiger Chiffre.

Verpackung frei, nebst Druckfaden.

In allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken ist zu haben:

Friedrich von der Trenk.

Historischer Roman a. d. Zeit Friedr. d. Gr. von A. v. L. (Alvensleben). 3 Bde. Ladenpreis 3 Thlr. für nur 24 Ngr.

Sign. Simon in Hamburg.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der Auferstandene.

Ein Lebensbild aus Holstein

von

M. N.

(Fortsetzung.)

„Du liebtest sie wahrhaft und treu,“ schaltete Baldorf ein. „Du botest der wenig Begüterten dabei reiche Mittel und ein angenehmes Leben, welches Deine Fürsorge auf jede Weise verschönert haben würde. Deine zukünftige Gattin hatte mit Dir, dem klugen und wahrhaft gebildeten Ehrenmanne, ein vor Vielen begünstigtes Loos zu erwarten.“

„Dennoch glaubte ich wahrzunehmen,“ fuhr der stille Gast fort, „daß mein ernstes, gehaltenes Wesen ihr nicht ganz zusage. Ich konnte ihrer aufsprudelnden Munterkeit nur mit einer stillen Heiterkeit begegnen. Das gesellschaftliche Leben hatte nur den Werth einer Unterhaltung nach den ernstern Berufsgeschäften für mich, und durfte diese niemals beeinträchtigen. Mein Sinn stand überhaupt mehr nach einer stillen, innerlich behaglichen Häuslichkeit, als nach dem stets sich jagenden Getreibe leerer, unaufhörlich wiederkehrender Zerstreuung. Luise suchte mehr den äußeren Lebensgenuß; sie war um fünfzehn Jahre jünger als ich und es war natürlich, daß ihr das Vergnügen einen größeren Reiz bot als mir.“

„Du entschuldigst ihre Vorliebe für Aeußerlichkeiten stets auf die mildeste Weise,“ bemerkte Ernst wieder, als der Redner auf einige Augenblicke schwieg. „Wir haben oft alle diese Umstände besprochen. Du gabst wenig auf Tand und Flitter, auf äußeren Glanz und lärmende Freuden.“

„Zu wenig, um ein so jugendliches, lebenslustiges Gemüth befriedigen zu können,“ fügte der Andere hinzu. „Mein Buchhalter Thor Gallund verstand diese Kunst um so besser. Seine schmeichlerischen Worte, seine geleckten Manieren, sein unverkennbar bei jeder Bewegung ausgesprochener Wunsch zu gefallen, die ausgesuchte Eleganz seiner Erscheinung waren weit mehr dazu angethan, ein unerfahrenes Herz zu bethören, als mein zuweilen indifferentes und verschlossenes Wesen. Er war der täg-

liche Hausfreund bei Luise und ihrer Tante geworden; ich sah, wie er sie mehr und mehr umgarnte gleich der Spinne, die das arglose Opfer bestrickt. Ich war zu stolz, um sie zu warnen und dachte dann wieder, daß ich jede eifersüchtige Regung verbannen müsse, daß sie nun die so willkommene Zerstreuung in dem Umgange Gallunds fände, daß ihre wahre Liebe mir allein gehöre. Ich that Unrecht; an mir, dem Aelteren, Erfahreneren wäre es gewesen, der Strauchelnden die rettende Hand zu bieten, da es noch Zeit war. So war wieder fast ein halbes Jahr vergangen als Du eine Reise nach Norwegen antratest, um die Mitternachtssonne und das vom Nordpol heruntretende Eis zu schauen.“

Baldorf nickte einstimmend und sagte:

„Ich hatte mich auf zwei Monate von Allem losgemacht, was mich hier fesselte. Die reizenden oder großartigen Erscheinungen der Natur haben mich stets für allen Jammer schadlos gehalten, den mir die nahe und fernere Umgebung nur zu oft bot. Ich wollte über Schweden zurückkehren und Stockholm und Gothenburg so gut wie Upsala und Oesle besuchen.“

Aller sprach weiter:

„Ich hatte eines Tages einem von England herübergekommenen Handelsfreunde noch nach dem Schließen des Comptoirs einige Stunden Gesellschaft leisten müssen und konnte Luise daher erst ziemlich spät auffuchen. Ich wollte ihr mittheilen, daß ich einen Brief von Dir erhalten habe, nach welchem Du in einigen Tagen heimkehren würdest. Wir schrieben den 1. August. Draußen auf der Hausflur hörte ich von dem Mädchen, daß Luises Tante nicht daheim sei, sie selbst sich jedoch im Pavillon im Garten befände. Das Lusthaus liegt bekanntlich an einem Ende desselben, mit der einen Seite gegen die Gartenthür gewendet, während die andere auf die Landstraße hinausgeht. Man hatte daher mein Näherkommen nicht vom Innern des Pavillons aus bemerkt; ich ging an dessen einer Seite vorüber. Ein Fenster stand offen und ich sah mit meinen eigenen Augen, was ich niemals einem Dritten geglaubt haben würde: Mein Freund und Genosse Thor Gallund lag zu den Füßen meiner Braut; sein Mund stieß von heißen Liebesworten über; sie erwiderte ihm tief erröthend, daß sie schon durch ihr Wort gebunden sei und ihm nicht angehören dürfe, da sie ihn zu spät gefunden habe.“

Nun schloß er sie an seine Brust und bedeckte sie mit seinen Küssen. Ich stand lautlos und fühlte mein Herz wie mit scharfen Messern zerfleischt. Dann ging ich still fort und nahm in dieser schrecklichen Stunde für immer von den Freuden des Lebens Abschied. Es war bestimmt, daß Gallund in wenigen Tagen nach Kopenhagen reisen sollte, um dort einige Geschäfte für unsere Firma abzumachen. Ich äußerte nichts von meiner herben Entdeckung, sondern gab ihm ruhig, wenn auch mit einiger Zurückhaltung, seine Verhaltensmaßregeln, ehe ich ihn entließ. Auch Luise vermied ich unter einem wahrscheinlichen Vorwande; die bitteren Vorwürfe, die ich auf der Zunge hatte, wollte ich nicht über sie ausgießen. Sogar die Beschämung über ihre Treulosigkeit wollte ich ihr ersparen. Ich hatte ihr Herz verloren; alle Erörterungen über diese unumstößliche Wahrheit kamen mir überflüssig vor und würden nur mein inneres Weh schärfen. Noch weniger vermochte ich, das holde, trügerische Schmeicheln dieses einst so geliebten Mundes zu hören, wenn sie in dem Glauben bliebe, daß keine Störung zwischen uns getreten sei. Noch mit allen diesen peinvollen Aufregungen kämpfend bemerkte ich, daß mir dreißigtausend Thaler in Wertpapieren fehlten. Mehrere Umstände bestärkten mich in dem Verdacht, daß Gallund sie mir entwendet habe. Da benachrichtigte man mich von Kopenhagen aus, daß Gallund dort fünfzigtausend Thaler auf mich gezogen und sich damit entfernt habe.

„In völliger Verzweiflung kehrte ich in dies Quartier zurück, welches Du und ich zusammen bewohnten. Ich hatte mich spät Abends in diesem Zimmer auf einen Stuhl geworfen; die Last des Unglücks kam mir so unerträglich vor, daß ich zu dem letzten Mittel des Lebens mühen greifen wollte. Ich nahm eine Deiner Pistolen von der Wand und lud sie, um mein Gehirn zu zerschmettern. Plötzlich fiel mir eine andere Lösung der schrecklichen, mich umgebenden Verwickelungen ein. Ich packte einige Kleidungsstücke zusammen, ging in dem nächtlichen Dunkel zum Hafen und legte diese Kleider auf einer in dieser späten Stunde einsamen Stelle nieder. Dann kehrte ich eben so heimlich zurück und schrieb einen Brief, den ich an Dich adressirte. Ich sagte Dir, daß ich durch großartige Verluste zum Bankerotteur geworden sei; ich würde das Leben von mir, da ich nicht länger im Stande sei, es zu ertragen. Dann beauftragte ich Dich mit der Regulirung meines Nachlasses; Du müchtest ihn unter meine Gläubiger vertheilen und Friede über meinem Andenken walten lassen.“

„Man händigte ihn mir gleich nach meiner Heimkehr ein,“ bemerkte Baldorf; „man hatte nach Deinem Verschwinden in unserer Wohnung nachgesucht, dies Papier auf dem Tische gefunden und es geöffnet. Die am Ufer aufgefundenen Kleidungsstücke wurden als die Dei-

nigen anerkannt, wie man mir mittheilte. Deine Leiche war in einiger Entfernung von der Stadt aufgefischt und dann ganz in der Stille verscharrt worden. Der Todtengräber Dörfer führte mich zu dem unscheinbaren Hügel, der sich über ihr erhob. Ich konnte nunmehr meine heißen Thränen mit denjenigen Luifens vermischen.“

„Ich durste Euch diesen Schmerz nicht ersparen. Wenn ich auch Luifens Liebe verloren hatte, so wußte ich doch, daß sie mich wahrhaft betrauern würde. Die äußeren Zeichen dieser Trauer sollten meinen Tod für alle meine Angehörigen zur unumstößlichen Gewißheit machen. Ich ließ keinen Gruß an sie zurück, richtete kein einziges Wort an sie, denn keine Rücksicht auf mich sollte sie in ihrem ferneren Handeln beeinträchtigen. Ich wollte ihr ihre Freiheit ganz und ungetheilt zurückgeben. Liebe sie Gallund wirklich, so konnte ihre Wahl sich jetzt ungehindert ohne den Stachel des Vorwurfes für diesen entscheiden.“

Allner schwieg wieder. Baldorf versetzte:

„Und konnte dies auf keine andere Weise geschehen? — Durch ein freundlich ernstes Wort würdest Du ihr unendlichen Kummer erspart haben. Verzeihe, daß ich noch immer Dein Verfahren so seltsam finde, daß nur Deine bestimmte Versicherung es mir glaubwürdig macht.“

„Es mußte so sein,“ entgegnete Allner. „Ich bin stets wegen meiner deutschen Gesinnung in gewissen Kreisen sehr schlecht berufen gewesen. Hätte ich in Kopenhagen gegen den vortrefflichen Patrioten Thor Gallund eine Anklage erhoben, so konnte ich gewiß sein, daß ich mit dieser abgewiesen werden würde. Auch wenn das Recht noch so unzweifelhaft auf meiner Seite gewesen wäre, so würde man die ganze Sache so verwirrt und herumgezerrt haben, daß ich doch zuletzt der Verlierende geblieben wäre.“

„Das ist nur zu richtig,“ bemerkte Ernst.

„Ich mußte ihn vor Allem ganz sicher in der Annahme meines Todes machen, damit er die sonst nothwendigen Vorsichtsmaßregeln bei Seite setze und es mir gelänge, ihn auf andere Weise zu fassen. Ganz besonders lag mir daran, daß er sich wieder hier niederließe, damit ich ihn später bei der hiesigen deutschen Behörde belangen könnte. Nachdem ich in jener Nacht den schlimmsten Theil meiner Aufgabe vollbracht hatte, legte ich schnell einen anderen Anzug an, steckte das noch vorräthige Geld zu mir und verfügte mich auf das in einigen Stunden nach der Residenz abgehende Dampfboot. Hier ließ ich mir sogleich eine Privatkajüte geben, die ich erst wieder verließ, als wir an der Kopenhagener Zollbude anlangten. Ein holsteinischer Freund nahm mich bei sich auf und unterstützte mich von meiner Verborgenheit aus auf jede Weise bei den zu unternehmenden Nachforschungen. Diese setzte ich später auf gleich

verschwiegene Weise in London fort, um endlich meinen Feind hier zu geeigneter Stunde fassen zu können. Daß ich ihn hier treffen werde, weiß ich bereits.“

„Er langte ungefähr ein Vierteljahr nach Deinem vermeintlichen Tode wieder hier an,“ entgegnete Baldorf. „Er suchte uns sogleich auf, gedachte Deiner mit einer tiefen, fast innigen Theilnahme, fügte jedoch hinzu, daß Deine Angelegenheiten sich in einer so unbeschreiblichen Unordnung befunden hätten, daß Du einem Bankerotte nicht hättest entgehen können. Die Forderungen, welche er auswärts hätte einziehen sollen, wären verjährt gewesen, und also hätte auch von daher Hilfe nicht kommen können. Da er eingesehen, daß er hier nichts nützen könne, so sei er zur Besorgung seiner eigenen Angelegenheiten in der Residenz geblieben. Dort habe er erfahren, daß ihm in London ein Onkel gestorben sei, der ihm eine bedeutende Erbschaft hinterlasse, die er dort realisiert habe, um hier ein selbstständiges Geschäft begründen zu können. Nachdem dieses geschehen, hat er seinen bleibenden Aufenthalt hier genommen.“

„Ist er mit Luise verheirathet?“

Ernst antwortete ihm nur mit einer Miene zweifelnden Erstaunens.

„Wenn dies ist,“ fuhr Allner fort, „so will ich ihm so viele Schonung angedeihen lassen, wie mir möglich ist. Vielleicht kann ich ihn auf dem Wege der Güte zum Eingestehen seines Unrechtes bringen. Luise so wenig Unannehmlichkeiten wie möglich zu bereiten wird immer mein dringender Wunsch sein, auch wenn ich sie nicht ganz davor bewahren kann.“

„Diese Rücksicht darf Dich nicht bestimmen,“ erwiderte Ernst lebhaft. „Du befindest Dich in einem vollständigen Irrthum. Luise liebt nur Dich, haßt diesen Fremden und will lieber Alles verlassen, als seine dringenden Bewerbungen erhören.“

Allner schüttelte mit einem ungläublichen Lächeln das Haupt und sprach dann:

„Wir wollen diese Sache später weiter erörtern. Es scheint mir, daß Du gegenwärtig allein diese Wohnung inne hast, die wir früher mit einander theilten?“

„So ist es,“ antwortete Ernst.

„Wenn ich auf Dich rechnen darf,“ fügte sein Gesellschafter hinzu, „so räume mir einstweilen das kleine Hinterzimmer ein, welches an Dein Schlafzimmer stößt, damit ich mich dort eine Weile in gänzlicher Verborgenheit aufhalten kann.“

„Es soll Dir gern zu Diensten stehen; Du wirst mich zu jeder Hilfsleistung bereit finden. Dies Haus hat seitdem seine sämtlichen Bewohner außer mir gewechselt; Keiner von seinen gegenwärtigen Insassen hat Dich persönlich gekannt. Ich werde unter sie ausbringen lassen, daß ich einen Geisteskranken mit mir ge-

bracht, der mir zu besonderer Aufsicht und Pflege übergeben sei und welcher der tiefsten Einsamkeit bedürfe.“

„Dies Vorgehen kann mir sehr nützlich sein,“ sprach Allner. „Höre weiter, damit ich Dir meinen entworfenen Plan weiter auseinandersetze.“

„Noch eine Frage, Herrmann. Wie gelang es Dir, ganz unbemerkt dies Zimmer zu erreichen?“

„Ich besaß früher so gut wie Du, Ernst, einen Hausschlüssel, der die von hinten und vorn zu unserer Wohnung führenden Pforten und Thüren öffnete. Mit diesem schloß ich bei meinem damaligen nächtlichen Gehen und Kommen ab, verwahrte ihn bis heute und schloß wieder auf, als sei ich gestern erst fortgegangen. Von London ging ich per Dampf nach Hamburg, von Altona auf gleiche Weise hierher. Um meine Verborgenheit einstweilen zu behaupten, machte ich mein Aeußeres mit leichter Mühe ziemlich unkenntlich.“

Allner deutete auf einige Gegenstände auf einem nahestehenden Seitentische, die Baldorf bis dahin nicht bemerkt hatte. Dieser erkannte nun eine große, hellfarbige Perrücke, einen gleichfalls mächtigen, weißblonden Schnurrbart und eine Stahlbrille mit runden, grünen Gläsern. Allner setzte hinzu:

„Meine Verkleidung war so vollständig, daß mich auch hier am Ort kein Mensch erkannte, obwohl ich auf dem Bahnhofe mehrere ältere Bekannte gewahrte. Um keine Vorsicht zu versäumen verharrete ich in dem Gebäude in der tiefsten Zurückgezogenheit, bis ich endlich nach eingetretener Dunkelheit über den Begräbnisplatz, durch den Garten und die Hinterthür hierher gelangte und ruhig Deine Heimkehr erwartete. Es war der nämliche Weg, auf dem ich vor länger als zwei Jahren dies Haus verließ.“

„Ich kenne ihn nur zu wohl,“ versetzte Baldorf lächelnd.

Luise Baldorf hatte nach dem vor etwa zehn Jahren erfolgten Tode ihrer Eltern eine Zuflucht bei einer Schwester ihrer Mutter, der verwittweten Etatsrätthin*) Keinald, gefunden. Die kinderlose Tante nahm das noch nicht der Kindheit entwachsene Mädchen freundlich bei sich auf, während Ernst, der angehende Student, ein anderweitiges Quartier für sich bezog. Das für die Waisen zurückgebliebene bescheidene Vermögen reichte hin, um Ernst seine Studien beendigen zu lassen und ihm noch für die ersten, schweren Jahre der medicinischen Praxis einige Unterstützung darzubieten. Luises Antheil gewährte dieser nach vollendeter Erziehung eine Art von Unabhängigkeit. Sie konnte der Tante ein Kost-

*) Etatsrätthin ist der in Holstein, Schleswig und Dänemark gebräuchliche Titel für Staatsrätthin.

geld geben und durfte dafür zwei hübsche Zimmer in deren geräumigem, vortreflich ausgestattetem Hause allein bewohnen. Nur einen Theil des Tages pflegten die beiden Damen miteinander zu verbringen.

Die Etatsrätthin — welche sich von Luise und Ernst am Liebsten „Tante Lina“ nennen hörte — war eine lebenslustige, gut conservirte Fünzigjährige. Das auf etwas unbequeme Weise zunehmende Embonpoint ihrer stattlichen Gestalt suchte sie durch die erlaubten Mittel der Toilette in passenden Schranken zurückzuhalten. Auch eine tägliche Leibesbewegung in frischer Luft versäumte sie nicht; durch diese hoffte sie außerdem die schwindende Blüthe ihres wenn auch unregelmäßigen, so doch früher im niederländischen Styl nicht häßlichen Gesichtes länger festzuhalten, den Glanz der blauen Augen zu behaupten, von dem ihr früher gesagt war, daß er strahlend und herzbethörend sei. Noch vor einem Duzend Jährchen etwa war das Lieblingslied der Tante Lina gewesen: „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen“ — gegenwärtig sang sie allerdings nicht mehr, hegte aber immer noch die Meinung, daß man dieses wechselvolle Erdendasein soviel wie möglich von der frohlichen Seite nehmen müsse. Ein bewegtes, geselliges Leben gehörte für sie zu den unerläßlichen Bedingungen dieser angenehmen Existenz; das häusliche Stilleben dagegen verursachte ihr meistens Langeweile, da dann die theilweise Leere ihres Geistes unausgefüllt blieb. Dabei wußte sie jedoch ihrem Hauswesen auf geeignete praktische Weise vorzustehen und besaß eine gewisse Gutmüthigkeit, die Jedem das Beste gönnte, wenn ihre eigenen Interessen dadurch nicht bedeutend beeinträchtigt wurden.

Es war natürlich, daß diese, wenn auch im Ganzen harmlose, so doch oft ziemlich unwichtigen Neußerlichkeiten zugewendete Richtung auf das kindliche Gemüth der zur reizenden Blume heranblühenden Luise nicht ohne Einfluß bleiben konnte, wenngleich der bessere Kern ihres Wesens keineswegs ganz dadurch erstickt wurde. Bei ihren natürlichen guten Anlagen erlangte sie eine vortreffliche Ausbildung, die sich besonders auch auf ein nicht unbedeutendes Talent für die Malerei erstreckte. Die Vergnügungen, zu welchen sie die lebenslustige Tante begleitete, behagten auch ihr in hohem Grade. Sie war ein nachgesuchtes Mitglied bei Concertaufführungen und nahm auf Vällen die Huldigung ihrer zahlreichen Verehrer an; die sich drängenden Ereignisse auf Schlittenpartien oder bei sommerlichen, in zahlreicher Gesellschaft unternommenen Landtouren enthielten für das junge, muntere Fräulein Baldorf alle jene besondere Wichtigkeit, die nur ein in weltlichen Freuden befangenes Gemüth darin finden kann. Sie genoß ihre Jugend, weil sie jung war — und ließ keinen Mißton über irgendwelche Ungewißheit der Zukunft den heiteren Accord der

Gegenwart verstimmen; keine engherzige Berechnung der dereinstigen Gestaltung ihrer Verhältnisse warf ihren trüben Schein auf die lachende Rosenflur ihres Daseins; die ernstesten Gestalten der Sorge und des ängstlichen Zweifels blieben ihr fern.

Tante Lina fehlte es jedoch bei aller Leichtlebigkeit nicht an dieser Art von Lebensklugheit, von welcher Luise so wenig wußte. Der reiche Banquier Herrmann Allner war für sie ein willkommener Bewerber um die Hand ihrer Nichte; sie wußte die gewiegten „Nehmer“ sehr gut von den flüchtigeren Courmachern zu unterscheiden und erinnerte sich, daß auch sie „ganz glücklich“ mit ihrem „seligen Etatsrath“ gewesen, der ihr als ein geachteter Staatsbeamter mit seiner Hand eine „Stellung in der Gesellschaft“ und die Mittel zu einem auch nach seinem Tode noch fortzuführenden „angenehmen Leben“ geboten hatte. Luise gab ihren eindringlichen Vorstellungen bald Gehör, da Allners innige, ihr nur zu deutlich kundgegebene Liebe sie rührte und erfreute; sie gab ihm das verhängnißvolle Ja in der gewissen Ueberzeugung ihres arglosen Gemüthes, daß sie streben wolle, sich seiner zärtlichen Liebe würdig zu beweisen, indem sie mit harmloser Munterkeit den Ernst von seiner oft nicht ganz wolkenfreien Stirn scheuchte und in den trüberer Tagen etwaiger leichter Krankheit oder sonstiger Unannehmlichkeit ihm liebevoll zur Seite stehe. Es verstand sich dabei, daß alle diese Schatten nur schnell vorüberziehende Wolken sein durften, nach deren baldigem Schwinden der häusliche Horizont des jungen Paares um so heller strahlen würde.

Thor Gallund war eine jener zahlreichen „Stützen der dänischen Monarchie“, welche von den Inseln herüberkamen, um auf dem begünstigten Boden der soliden Herzogthümer die behagliche Lebensstellung zu erringen, welche ihm seine eigentliche Heimath versagte. Bald genug entzündete Luise's herrlich aufgeblühte Schönheit eine so heiße Leidenschaft in ihm, daß sie ihn kaum mehr das Bedenken der Vorsicht beachten ließ. Er war der Aufgeweckteste aller Schmetterlinge, welche Luise umgaukelten und trat nur zurück, wenn Allner, der erklärte Bräutigam, den ihm gebührenden Vorrang in ihrer Nähe behauptete. Gallund war stets voll Gelächter; sein Mund sprudelte über von scherzhaften Wortspielen; eine pikante Anekdote jagte die andere; ehe noch eine Lustbarkeit beendet war, legte er schon den Entwurf zu einer anderen vor. Wohlberechnete Schmeicheleien ertönten dabei vor Luise's unerfahrenem Ohr. Gallund war ihr unermüdeter, dienstbeflissener Tänzer, während Allner sie zwar auf den Ball führte, dann jedoch nur dem Tanze zusah. Wenn seine Blicke mit stiller Bewunderung an ihrer reizenden Erscheinung hafteten, während sie an Gallunds Hand durch den Saal schwebte, so nickte sie ihrem Verlobten freundlich zu, erwiederte aber verstoh-

len den heißen Druck der Hand ihres Tänzers, und ihre Wangen erglüheten höher, wenn sein verzehrender Blick in dem ihrigen ruhte und die wilde Gluth seines Herzens kündete. Sie ergriff den Arm ihres Verlobten, wenn man sich zum Mahl niedersetzen wollte, allein sie wußte, daß Gallund mit der Tante folgen und alsdann den Platz an ihrer andern Seite einnehmen würde und daß sie sich inmitten aller der rauschenden Freude, trotz aller liebevollen Fürsorge Allners einsam und traurig vorkommen müsse, wenn sie ihn nicht neben sich erblicke. Der Tag wurde ihr unerträglich lang, bis Gallunds Besuchstunde kam, während sie sich durchaus nicht beunruhigte, wenn Allner gegen seine Gewohnheit einige Tage ausblieb. Sie räumte ihrer künstlich aufgeregten Phantasie eine solche Herrschaft über ihr besseres Selbst ein, daß dieses zu Grunde zu gehen drohte.

Tante Lina wurde durch Gallunds lächelnde Zu-vorkommenheit fast eben so angenehm berührt wie ihre Nichte. Sie dachte, daß sie die wenn auch freundliche, so doch etwas gemessene Zurückhaltung Allners ausfülle. Das Gewährenlassen eines Courmachers sei eine unschuldige Sache; man könne seinen Verlobten und Gatten dabei eben so lieb haben, besonders wenn er keine Art der Unzufriedenheit mit der vorgehenden Gestaltung der Verhältnisse zeige. Die Brautleute seien ihrer wirklichen gegenseitigen Zuneigung gewiß und es sei daher dem jungen Mädchen durchaus nicht zu verdenken, wenn sie sich nebenbei mit einem liebenswürdigen Hausfreunde harmlos amüßte. Als solcher war ihr Gallund außerordentlich willkommen, da er ihr im Innern ihrer Wohnung nicht nur einen Theil der Honneurs besorgte, sondern auch ihren stets aufmerksamen Cavalier außerhalb derselben abgab. Sie pflegte zu sagen, daß diese beiden Männer sich gewissermaßen ergänzten und daß man über die Gegenwart des Einen so vergnügt, wie über die des Anderen erfreut sein müsse.

Gallunds Pläne zu der Gewinnung des jungen Mädchens, welches seine Leidenschaft so gewaltig entzündet hatte, waren Anfangs keineswegs lauterer Natur. Er war in Bezug auf die Frauen so wenig gewissenhaft wie in vielen andern Dingen. Der üppige Genussmenschen betrachtete auch die Frauen nur als Werkzeuge des Nutzens oder des Vergnügens für den männlichen Egoismus. Die Bedenken der Ehre oder der Moral beunruhigten ihn nicht; der Erfolg, die Befriedigung seines inneren Verlangens war ihm Alles; die Wahl der Mittel dazu wurde nur durch die Bedingungen der ihm daraus erwachsenden Vortheile entschieden. Er gedachte sie noch vor ihrer Trauung mit Allner mit Sturm zu nehmen und sie diesem abspenstig zu machen; ein anderes Mal schien es ihm ganz angenehm, auch nach ihrer Verheirathung noch ihre Liebe genießen zu können. Der Gedanke jedoch, daß er sie alsdann mit

ihrem Gatten theilen müsse, erfüllte ihn mit einer rasenden Eifersucht. Er bemerkte zudem bald, daß Luizens innere Reinheit nie ein strafbares Verhältniß mit ihm eingehen oder unterhalten würde, daß alle seine teuflischen Künste an dieser scheitern müßten, ihre Zuneigung gegen ihn wohl gar in Abscheu verwandeln könnte. Er beschloß also, andere, nicht minder dunkle Wege einzuschlagen, die seinen Nebenbuhler unschädlich machen und Allners pekuniäres Verderben herbeiführen sollten. Dieser würde alsdann zweifelsohne fortgehen und an einem andern Orte ein neues Geschäft beginnen, da er auch in Rußland Verbindungen hatte. Daß Luise sich alsdann von ihm wenden würde, betrachtete er als gewiß, denn was konnte ihr der Bankerotteur ferner noch bieten? — Er wollte später zurückkommen, die Verlassene in seine rettenden Arme schließen, sie mit sich fortführen und in der Liebe seiner mühsam errungenen Lebensgefährtin die heißersehnte Belohnung seines schlauerdachten Vubensstückes finden. Die Kunde von dem vermeintlichen Tode Allners veränderte seine Absichten etwas. Er konnte sich nun wieder in Kiel niederlassen und die von diesem aufgegebenen Geschäfte wieder aufnehmen.

Ernst hatte seinen Studien und später seinem ärztlichen Berufe so eifrig obgelegen, daß er seine Gedanken wenig mit den Herzensangelegenheiten seiner Schwester beschäftigte. Er besuchte sie und die Tante oft, fand die Damen fast immer gesprächig und fröhlichen Muthes, und es schien ihm ganz natürlich, daß Luise unter der guten Obhut der verwandten Freundin ihre Jugend genösse. Ihre beabsichtigte Verbindung mit Allner wurde ganz von ihm gebilligt. Er hatte in diesem längst einen wahren Freund gefunden, den er als Bruder noch lieber gewinnen würde. Für Gallund fühlte er allerdings durchaus nicht die nämliche Sympathie, wenn er gleich zugeben mußte, daß er sich bei den Damen sehr angenehm zu machen wisse. Da er sich jedoch auch gegen ihn gefällig und zuvorkommend bewies, auch Allner sich nicht über ihn beschwerte, so dachte er, daß er diesem vermuthlich sehr nützlich sei und man ihn also gewähren lassen müsse.

Das Unglück und der Tod Allners fielen wie ein zerschmetternder Donnerschlag in die jungen Lebenshoffnungen Luizens, in die gaukelnden, farbenschimmernden Träume ihrer erregten Einbildungskraft. Sie ging einige Tage wie betäubt umher; dann forschte sie nach den genaueren Einzelheiten der schrecklichen Katastrophe, fragte wie er seine letzten Tage hingebracht und erfuhr von ihrem Hausmädchen, daß Allner an jenem Augustabend noch spät nach ihr gefragt habe, dann durch den Garten auf den Pavillon zugegangen sei. An dessen Seitenwand sei er eine Weile unter dem geöffneten Fenster stillgestanden und habe sich dann entfernt, ohne einen weiteren Bescheid zu hinterlassen.

Laut schlug Luifens Herz. Ihr erwachtes Gewissen erhob eine grausenvolle Anklage gegen sie selbst: Er war der Zeuge jener unglückseligen Liebescene mit Gallund gewesen, hatte den tiefen Gram seines edeln, getäuschten Herzens schweigend mit sich fortgetragen und den Tod freiwillig gesucht, da er sich von ihrer Untreue überzeugt halten mußte. Sie war die hauptsächlichste Veranlassung seines Unterganges; ohne diese letzte peinvolle Entdeckung würde er sich aufgerafft und mit der alten Thatkraft den herankommenden Verfall seiner geschäftlichen Verhältnisse aufgehalten und diese wieder in ihr richtiges Gleis gebracht haben. Bei ihr hatte er Trost und Ermuthigung gesucht — und für alle seine Liebe und Treue die bitterste Täuschung, den schwärzesten Uudank erfahren.

Ein gänzlicher Umschwung der Empfindungsweise war plötzlich bei Luifen eingetreten; für Gallund, den schmeichelnden Verlocker, den Mitschuldigen, den gewissenlosen Urheber ihrer Verwirrung, war jedes zärtliche Gefühl in ihr erstorben; der Hingeschiedene stand in dem Lichte der Verklärung vor ihr und sie begriff das bessere Glück nun erst, da sie es für immer — durch ihre Schuld — verloren hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Victor Hugo über Deutschland.

In seinem nächstens erscheinenden Werke über Shakespeare sagt Victor Hugo, nachdem er die größten Männer aller Zeiten gemustert hat: „Sie geben den Nationen und Jahrhunderten das menschliche Gesicht. Sie sind in der Kunst die Incarnationen Griechenlands, Arabiens, Judäas, des heidnischen Roms, des christlichen Italiens, Spaniens, Frankreichs und Englands. Deutschland, gleich Asien die Mutter von Geschlechtern, Völkerstammten und Nationen, wird in der Kunst durch einen Mann vertreten, der, wenn auch in einer verschiedenen Kategorie, allen denen gleich ist, die wir oben charakterisiert haben. Der Mann ist Beethoven. Beethoven ist der deutsche Geist.“

Deutschland ist das Indien des Abendlandes. Alles hat Raum darin und Alles ist darin enthalten und vorhanden. Karl den Großen theilt es mit Frankreich, Shakespeare mit England. Es hat einen Olymp, die Walhalla. Es wollte eine eigene Schrift haben, Alfidas schuf sie und die gothische (deutsche) Schrift steht nun ebenbürtig neben der arabischen. Der Anfangsbuchstabe eines Missals ist so phantastisch wie die Unterschrift eines Kaisers. Deutschland erfand, wie China, den Buchdruck. Nach dem Tempel von Tanfana, den Germanicus zerstörte, erbaute es den Kölner Dom. Deutschland ist die Großmutter unserer französischen Geschichte und die Urmutter unserer Legenden. Von allen Seiten her, vom

Rhein und von der Donau, von der Rauhen Alp, von Lothringen, durch alle alten Volksfänger und durch die Minnesänger kommen ihm das Märchen und die Sage zu, diese Traumformen, und gehen in seinen Geist über. Gleichzeitig rinnen und strömen die Sprachen von ihm, im Norden die dänische und schwedische, im Westen die holländische und vlämische; die deutsche Sprache schreitet über den Canal und wird die englische. Nach den Geistesthaten hat der deutsche Genius andere Grenzen als das deutsche Land. Manches Volk, das der deutschen Kraft widersteht, unterwirft sich dem deutschen Geiste. Was er nicht unterwirft, nimmt er in sich auf.

Die deutsche Natur, die verschieden von der europäischen ist, mit ihr aber übereinstimmt, verflüchtigt sich gleichsam und schwebt über den Nationen. Der deutsche Geist ist wie eine unermessliche Geistwolke, durch welche Sterne glänzen. Der höchste Ausdruck Deutschlands aber kann vielleicht nur durch die Musik gegeben werden. Die Musik, eben wegen ihres Mangels an Bestimmtheit, in diesem Falle ein Vorzug, reicht so weit als der deutsche Geist reicht.

Wenn der deutsche Geist so viel Dichtigkeit als Ausdehnung hätte, d. h. so viel Willen als Fähigkeit, könnte er in einem gegebenen Augenblicke das Menschengeschlecht erheben und retten. Jedenfalls ist er, so wie er ist, groß und erhaben.

In der Poesie hat er sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Der große, der eigentliche und definitive Dichter Deutschlands wird nothwendig ein Dichter der Humanität, des Enthusiasmus und der Freiheit sein. Die Musik ist — man gestatte dies Wort — der Duft der Kunst. Sie verhält sich zur Poesie, wie das Träumen zu dem Denken, wie der Ocean der Wellen zu dem Ocean der Wogen.

Die Musik ist das Wort Deutschlands. Das deutsche Volk, so gedrückt als Volk, so frei als Denker, singt mit leidenschaftlicher Liebe. Singen ist ein gewisses Sichfreimachen. Was man nicht aussprechen und doch auch nicht verschweigen kann, drückt die Musik aus. So ist denn auch ganz Deutschland Musik bis es Freiheit sein wird. Der Choral Luthers ist gewissermaßen eine Marsseillaise. Ueberall giebt es Gesangsvereine, Liedertafeln und Gesangstränzchen. Die Liedermusik — Schuberts Erlkönig ist das Größte darunter — ist ein Theil des deutschen Lebens. Der Gesang ist für Deutschland ein Athmen. Da nun die Note die Sylbe eine Art Universalprache ist, so setzt sich Deutschland mit der Welt und dem Menschengeschlechte durch die Harmonie in Verbindung und das ist ein bewundernswürdiger Anfang der Einheit und Einigung. Aus dem Meere steigen die Wellen, welche im Regen die Erde befruchten; aus Deutschland kommt die Musik, welche die Herzen bewegt.

So kann man sagen: die größten Dichter Deutsch-

lands sind seine Componisten, jene Wunderfamilie, an deren Spitze Beethoven steht.

Der große Belasger ist Homer, der große Hellene Aeschylos, der große Hebräer Jesaias, der große Römer Juvenal, der große Italiener Dante, der große Engländer Shakespeare und der große Deutsche Beethoven.

Modenbericht.

(K.) Das neue Kleidungsstück, das wir schon einmal erwähnt haben und sehr zu gefallen scheint, ist Marie-Leczinska-Fracks getauft worden. Vorn sieht es aus wie der Uniformfrack der französischen Garde; die Umschläge an der Seite, die Taschen und der Theil, welcher die Brust schließt wie eine große Weste, sind mit Brandenbourgs in Schnuren und Knöpfen oder mit Posament nebst Guipure-Volant am Rande garnirt. Es ist ein ungemein hübsches neues Modell. Es ist schwer zu beschreiben und zu machen und wir verweisen deshalb auf die Abbildung, die wir nächstens bringen werden.

Später, wenn es wärmer geworden, wird man einige hübsche decolletirte Langshawls sehen, namentlich von demselben Stoffe wie das Kleid, wenn dies einfarbig ist.

Die Mode der Lamaspißen (Spißen von feinsten schwarzer Wolle) steigt täglich mehr und mehr, was sich auch ganz wohl durch die Dauerhaftigkeit und den billigen Preis erklärt. Die verschiedenen Modelle, welche in Lama- und Kat-Spißen (Spißen von feiner weißer Wolle) bestehen, sind folgende: Pompadour-Kadmantel mit Falten und Kapuze, Fuhrmannstragen mit Kapuze und gewöhnlicher Kadmantel mit oder ohne Pelzerinenstragen, dann der Burnus, der viereckige Shawl u. s. w. Alle sehen gut aus.

Es giebt ferner sehr hübsche Bolero-Bäckchen, vorn rundlich, von Lama-Spißen und guten Spißen auf durchscheinender einfarbiger Unterlage. Sie vervollständigen in sehr niedlicher Weise einen Sommeranzug.

Die Mode der Leibchen mit Tragbändern, in Schweizerischer Art, ist fast zu allgemein geworden, besonders für die Sommeranzüge und deshalb werden die hohen Leibchen in Bäckchenform sehr beliebt sein. Einige sind ohne, andere mit edigen kurzen Schößchen, während noch andere große hinten hinabfallende Schößchen wie die Herrenfracks haben.

Die Mannichfaltigkeit ist demnach so groß, daß jede Dame das wählen kann, was sie am besten kleidet. Die Leibchen, die vorn zugeknöpft werden, können hinten lange Schößchen oder einen Gürtel oder auch vorn und hinten eine kleine Schneppe haben. Die letztere Art paßt besonders für starke Frauen.

Eben so verschieden wie das Leibchen sind die Ärmel, alle aber oben und unten eng, so daß weiße Unterärmel in besonderer Form nöthig werden.

Die Röcke sind hinten länger als jemals; sie bilden eine halbe Schleppe; ihre Weite ist selbstverständlich außerordentlich, namentlich nach unten.

Die reichsten Seidenstoffe haben fast alle auf weißem Grunde große ombrierte Streifen, große Chinuren, und Bouquets in verschiedenen Farben. Andere minder elegante, und doch auch sehr hübsche, haben kleinere schirmte Muster, Streifen, Damenbrettmuster &c. Die Mode der einfarbigen Pour de Soie und Taffete erhält sich vollständig, namentlich da das Fehlen der Muster das Tragen eines Marie-Leczinska-Fracks oder etwas dergleichen Halbanliegenden gestattet.

Die beliebtesten Farben sind: Blond, Immergrün, Kaisergrün, Grau, Hechtgrau, Filzgrau. Auch kehrt die Vorliebe für die in zwei Farben glastirten Stoffe zurück, wie Grau und Rosa, Maisfarbig und Grau, Rosa und Blau, Pensée und Maisfarbig &c.

Von den hübschesten Phantasiestoffen erwähnen wir Orèges-Leinen mit Rouchen, Streifen und Carreau, Linos mit vielen kleinen Streifen und Tupfen, Poils de Chevres, Mohairs, Alpaca, Grenadinen in Wolle und Seide &c.

Um auf den Damenfrack noch einmal zurückzukommen, da er das Neueste und Eigenthümlichste ist, so wissen unsere Leserinnen, daß das Streben die Damenkleidung herrenhaft zu machen schon seit einigen Jahren besteht und wir erwähnen nur, daß eine junge hübsche Schauspielerin kürzlich in Paris auf der Bühne und zwar in dem neuen Stücke von Dumas dem Jüngern, „der Frauenfreund“, in dem Marie-Leczinska-Fracks erschien, nachdem ihn die tonangebenden und modemachenden Damen einzeln getragen hatten.

Ist es ein Leibchen? Ist es ein Ueberzieher? Ein Leibchen, ein Bäckchen, wie Sie wollen. Man erinnere sich z. B. der Tracht in der Zeit des Directoriums; man kennt jedenfalls die lange Jacke von rothem oder blauem Tuche, die vorn halb offen war und hinten einen langen Schwalbenschwanz hatte. Zwischen diesem und dem neuen Frack besteht eigentlich kein großer Unterschied. Das Bäckchen, wir wollen es so nennen, geht hoch hinauf; im Winter dagegen trug es eine vornehme junge Dame ausgeschnitten von carmoisin Sammet über einem Kleide von weißem Tulle. Jetzt ist es hoch, ohne Ausnahme. Bis die wirklich warmen Tage kommen, wird es von Tuch, von ungerissenem Sammet oder von dem Kleidstoffe sein. Bei dem letzteren bleiben wir stehen, um ein Modell eines Frühjahrsanzuges zu beschreiben:

Das Kleid ist von Havanna-Taffet, vorn von solchem Taffet mit kleinen weißen Diagonal-Streifen; diese Art Schürze ist mit havanna und weißem Taffet

eingefaßt und durch große Perlmutterknöpfe gleichsam befestiget. Diese Perlmutterknöpfe sind auch eine Hauptmode! Unten hat das Kleid einen Bolant von einfarbigem havanna Taffet in Falten. Vorn ist es offen über einer Weste von weißgestreiftem havanna Taffet, wie die Schößchen, durch einen großen Perlmutterknopf gehalten, läuft ausgeschweift nach hinten und endiget da in zwei langen Schößen in Schwalbenschwanzform. Auf diesen Schößen, an der Taille, auf dem Rücken ebenfalls große Perlmutterknöpfe. Die Ärmel sind eng, sehr eng von den Ellbogen an, haben eine Spitzenruche und Leinen-Bündchen, die mit Edelsteinen festgehalten werden. Die Weste hat große Knöpfe wie das Kleid.

Zu solchen Fracks gehören nun eigentlich Stiefeln; in den Seebädern hat man sie schon seit zwei Jahren getragen; jetzt gehören sie zu dem weiblichen Anzuge: schwarze lackirte Stiefeln, gelbe Stiefeln, braune Stiefeln u. s. w., und selbstverständlich bunte Strümpfe und ein bunter Unterrock.

Modenblatt N^o 17.
(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von weißem Krepp mit Spitzen und weißen Bindebändern; Kleid von Seide mit hohem glattem Leibchen und engen Ärmeln, mit schwarzem Sammet ausgeputzt, der sich auch in Streifen, mit Besatz von kleinen Spitzen, auf dem Rocke vorn herunter und unten herum befindet; anliegender schwarzer Balletot mit engen Ärmeln, an denen sich, wie an den Seiten des Balletots, reicher Posamentbesatz befindet; kleiner Spitzenträger; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Haarputz von schwarzen Spitzen, schwarzem Sammet und rothen Blumen; Kleid von grüner Seide mit zwei Röcken, von denen der obere unten in große Zacken geschnitten ist, um die eine reiche Stickerei läuft und die mit schwarzen Spitzen garnirt sind, während der untere von weißer Seide ist mit vielen kleinen gefältesten und mit grüner Seide eingefasteten Bolants, zwischen denen auch grüne gestickte Einsatzstreifen liegen; Bäckchen von grüner Seide sehr reich mit Posament benäht und rundherum mit schwarzen Spitzen eingefast; darunter eine Weste von Taffet mit grünen Knöpfen; kleiner Kragen mit Besatz von ganz schmalen schwarzen Spitzen; dänische Handschuhe; Schuhe.

3. Kurzschirmiger Krepphut mit Spitzen und Blu-

men reich ausgeputzt; gelbe Bindebänder; Kleid von rother Seide mit hohem sehr knappem Schneppenleibchen und halblangen und halbweiten Ärmeln, die unten, wie oben an der Achsel Ausputz von schwarzen Spitzen haben; auch unten auf dem Rocke herum Besatz von schwarzen Spitzen; kleiner Spitzenträger; offene Spitzen-Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Häubchen von schwarzen Spitzen, mit Ausputz von schwarzem Sammet und schwarzen Bändern, die lang hinten hinabfallen; Kleid von blauem einfarbigem Foulard mit hohem rundem Leibchen, um das ein schmaler Gürtel mit goldnem Schloß liegt; ziemlich enge halblange Ärmel, an der Achsel mit Gekräusel und schwarzen Spitzen und unten eben so ausgeputzt; schwarze Spitzenschleife vorn; unten auf dem Rocke ein Besatz mit dickem Gekräusel und schwarzen Spitzen; kleiner Spitzenträger; geschlossene weiße Unterärmel; gelbe Glacehandschuhe; Schuhe.

Stahlstich N^o 17.

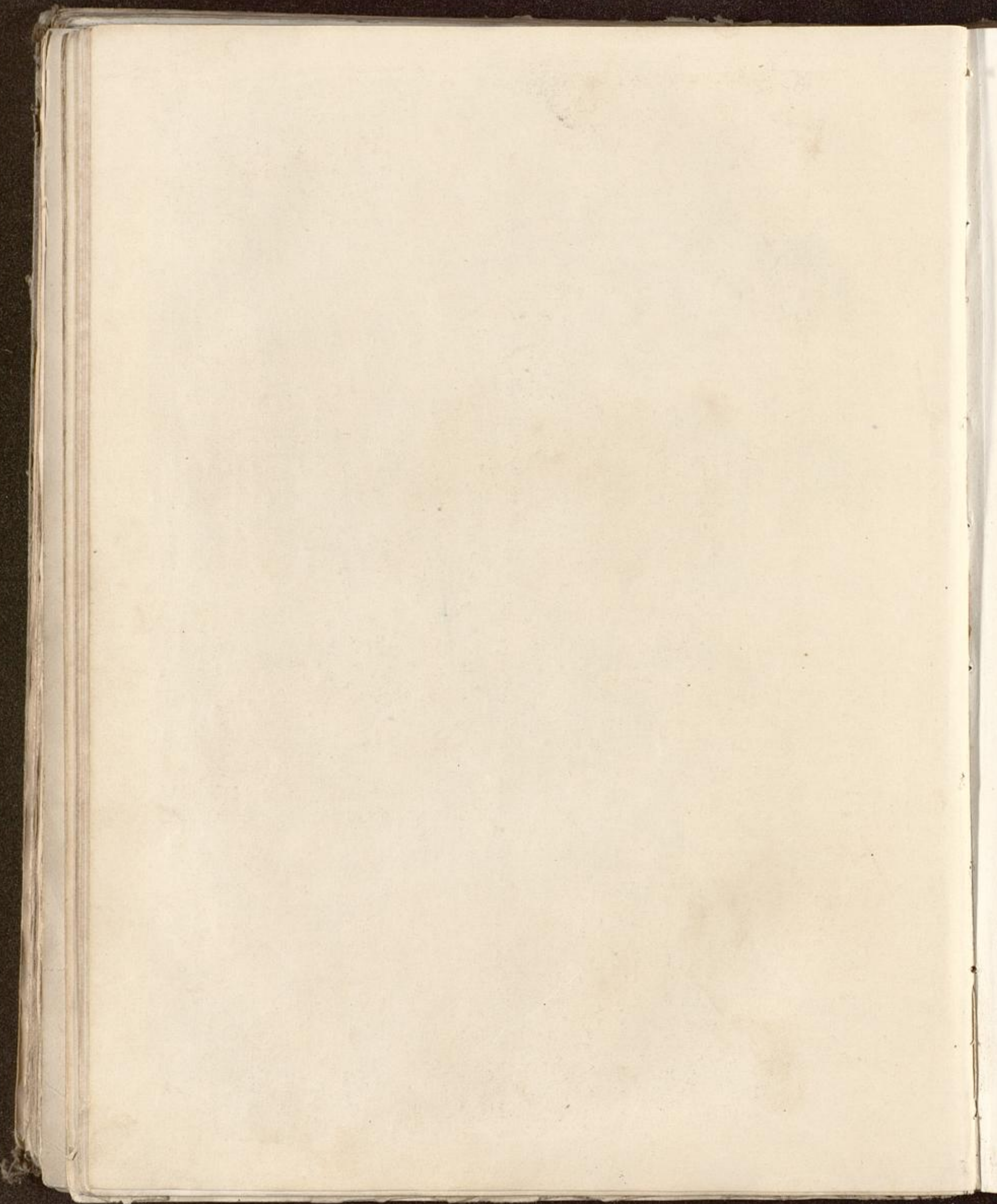
Pierre Antoine Berryer.

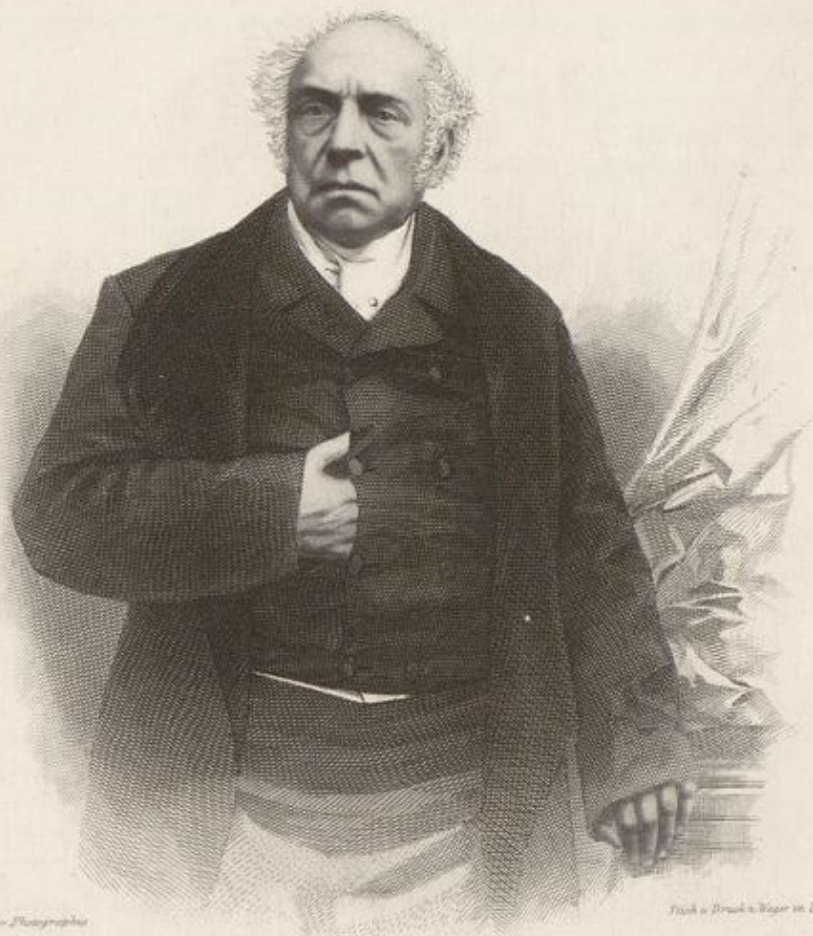
(Nach einer Photographie.)

Berryer, einer der berühmtesten Advokaten und Redner Frankreichs, von Jugend auf bis heute Royalist und Legitimist, ist der Sohn des berühmten Advokaten Berryer, der mit Dupin Rey vor der Pairskammer vertheidigte, und wurde 1790 in Paris geboren. Er spielte schon kurz vor der Julirevolution und dann unter der Regierung Ludwig Philipps eine hervorragende politische Rolle, wurde wegen Theilnahme an den Unternehmungen der Herzogin von Berry in der Vendée verhaftet, aber freigesprochen, obgleich der Staatsanwalt die Todesstrafe gegen ihn beantragt hatte. Seine glänzendste Zeit als Redner und Parteiführer fällt in die Zeit von 1840—1848. Auch nach dem Staatsstreich blieb er, obwohl zurückgezogen, im Stillen der Leiter der legitimistischen Partei. Im J. 1855 ernannte ihn die Academie zu ihrem Mitgliede und der Kaiser erließ ihm, aus Achtung vor seiner Ueberzeugungstreue, das persönliche Erscheinen in den Tuilleries; zwei Jahre darauf hatte er das Unglück, seinen Sohn in einem schimpflichen Prozesse auf der Anklagebank zu sehen. Wie Thiers ist er 1863 von neuem in die Oeffentlichkeit getreten, indem er die Wahl in den gesetzgebenden Körper annahm und er hat da auch bereits bewiesen, daß die Gewalt seiner Rede noch ungeschwächt ist.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG





Stich nach Photographie

Stich u. Druck v. Weger in Leipzig

Meyer

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der Auferstandene.

Ein Lebensbild aus Holstein

von

A. N.

(Fortsetzung.)

Das Verhältniß zu ihrer Tante sagte ihr dabei immer weniger zu. Sie wußte auf deren Tändeleien nicht mehr einzugehen und der gestern von ihrem Bruder in ihr geweckte Gedanke, sie vielleicht ganz zu verlassen, indem sie sich eine andere Heimath suchte, wurde ihr desto vertrauter, je mehr sie ihn bei sich erwog. Sie hatte von Anfang an ihrer Trauer um den Verstorbenen nur wenige Worte geliehen und besonders die Tante nicht von dem Vorgange im Pavillon unterrichtet, welcher den hauptsächlichsten Vorwurf ihres Gewissens abgab. Die Etatsrätthin hatte sich zuerst über die Allner betreffenden, trüben Ereignisse gewaltig entsetzt, bald darauf jedoch gefunden, daß man auch diese tragischen Begebenheiten von der besten Seite nehmen, das heißt, über sie hinweggehen und sich dann so gut einrichten müsse, wie man es vermöge.

Luiſe betrachtete dagegen ihre Tante wie ihre Mitschuldige, deren warnende Stimme sie hätte von dem Abgrunde zurückhalten müssen, an dessen Rande sie so gedankenlos hingetaumelt war; anstatt dessen hatte sie sie mehr und mehr dahin getrieben. So sehr der Tante Gallunds Aufmerksamkeiten behagten, so hatte sie doch nie die böswillige Absicht gehabt, Allner wirklich zu kränken. Obgleich sie des Erstern Annäherungen an Luiſe angelegentlich begünstigt hatte, so schien sie sich auch jetzt noch nicht des geringsten Fehlers bewußt zu sein — oder that wenigstens so, da dies ihr besser paßte. Bei dieser wenigen Uebereinstimmung der beiden Damen oder vielmehr bei dem gänzlichen Auseinandergehen ihrer Gemüthsstimmungen war es begreiflich, daß sie sich mehr und mehr vermieden hatten und zuletzt nur mehr einige Stunden am Tage gemeinsam verbrachten. Jetzt saßen Beide in dem elegant ausgestatteten Wohnzimmer der Etatsrätthin; diese hatte sich in den mit dunkelrothem Sammet überzogenen Divan zurückgelegt und blätterte

in einem Album, welches sie in der weißen, beringten Hand hielt. Luiſe saß einige Schritte von ihr am Fenster und blickte auf eine Zeitung. Endlich unterbrach die Tante das Schweigen mit der Frage:

„Wirſt Du heute mit in die Soiree in der Badeanstalt gehen, Luiſe?“

„Nein,“ war die lakonische Antwort.

„Aber Gallund will uns dahinführen.“

„Ihr werdet mich sehr leicht entbehren.“

Eine kurze Pause trat ein. Dann hob die Etatsrätthin in fast unwilligem Tone wieder an:

„Aber Du thust Unrecht, Kind, daß Du Dich noch immer gleich einer Nonne einkerkerst. Du hast die Schrednisse der Vergangenheit nun genug beseufzt und thätest viel besser, Dich auf erlaubte Weise zu zerstreuen. Dann würden Deine Gedanken eine andere Richtung nehmen und Gesundheit und Lebensmuth wieder bei Dir einkehren.“

Luiſe antwortete nicht.

„Ich sage Dir,“ fuhr die rebſelige Dame fort, „der Uebel größtes ist die Schuld, sich und Andere zu langweilen.“

Das junge Mädchen hatte diese Bemerkung zu oft gehört, als daß sie den Reiz der Neuheit für sie hätte bewahren können.

„Und dann muß ich Dir sagen, Kind, daß ich Deine so hartnädig zur Schau getragene Abneigung gegen Gallund nicht begreife. Du hast ihn früher recht gern gehabt.“

„Erinnere mich nicht daran, Tante.“

„Er ist Dir so lange treu geblieben und wirbt so eifrig um Dich, wie es nur möglich ist. Aber Du weißt alle seine Aufmerksamkeiten schroff zurück. Er ist jetzt fast eine so gute Partie wie früher Allner. Ich habe ihn wirklich in den letzten Jahren aufrichtig lieb gewonnen und finde, daß Du Deinem eigenen Glücke durch die ihm bewiesene Unfreundlichkeit sehr im Wege stehst.“

Das junge Mädchen erhob sich, um aus dem Zimmer zu gehen. Der Redesfluß der Tante hatte eine Wendung genommen, die ihr das fernere Zusammensein mit dieser so unangenehm machte, daß sie ihm zu entfliehen wünschte. Diese hielt es jedoch für gut ihre Ermahnungen fortzusetzen:

„Er suchte uns gleich nach seiner Rückkehr wie seine

besten Freunde wieder auf und ist seitdem nach wie vor unser täglicher Hausfreund geblieben. Ich sage Dir, Kind, Du solltest diese Treue besser schätzen, denn sie findet sich immer seltner in der Welt. Warum willst Du überhaupt noch immer über die Vergangenheit grübeln? Nimm Dich zusammen und suche die Welt, damit sie auch Dich nicht ganz vergiftet."

"Ich passe nicht mehr für sie; Du wirst ohne mich Deinen Platz in ihr besser behaupten können," sagte Luise, deren resignirte Ruhe durch alles Zureden der Tante auch nicht im Mindesten erschüttert worden war. In diesem Augenblicke trat Ernst herein. Er schien heiterer als Luise ihn gestern gesehen hatte und richtete einige scherzhafte Begrüßungsreden an die Tante. Diese antwortete ihm mit gleicher Lebhaftigkeit und ließ dann die nämliche Aufforderung an ihn ergehen, wie vorhin an seine Schwester.

"Ich kann nicht von der Partie sein, Tantchen," erwiderte er, "denn ich bin ein geplagter Mann, der nur für seine Nebenmenschen leben darf. Ich komme, um Luise zu einem Spaziergange abzuholen, da die Bewegung in der freien Luft heilsam für sie sein wird."

"Ich werde in fünf Minuten zum Gehen bereit sein," erwiderte diese.

"Nur eine halbe Stunde kann ich in Deiner Gesellschaft bleiben," fuhr er fort, "denn ich muß alsdann einige sehr ungeduldige Patienten besuchen. Ich will Dir im Voraus sagen, daß Du den Rückweg hierher allein einschlagen mußt, da ich Dich unterwegs verlassen werde."

"Ich bin mit Allem zufrieden," fügte das junge Mädchen hinzu, indem sie das Zimmer verließ.

Ernst hatte das krause Gesicht der Etatsrätthin bemerkt und fügte hinzu:

"Dich darf ich zu diesen einsamen Wanderungen nicht einladen, Tante Lina; sie würden ein Opfer für Dich sein."

"Ein ganz unnöthiges," versetzte sie, "da Luise ja Deine Begleitung hat."

"Meine Absicht ist schon länger gewesen, Luises Schwermuth allmählig zu zerstreuen, wenn es möglich ist. Ich will versuchen, sie durch vernünftiges Zureden bei unserm tête-à-tête nach und nach auf fröhlichere Gedanken zu bringen."

"Sehr wohlgethan von Dir," warf die Dame mit plötzlich erheitertem Gesicht ein. "Ich muß also nur lieber allein mit Gallund in die Badeanstalt fahren; er wird freilich ein verdrießliches Gesicht machen, wenn Luise uns schon wieder nicht begleiten will."

"Eine so kluge Frau wie Du wird ihn schon zu besänftigen wissen; laß mich den Sündenbock sein; sage

ihm, daß ich sie entführt hätte. Vielleicht wird er sich dann zuerst beruhigen."

Er scherzte noch etwas länger; die Tante lachte schnell versöhnt und entließ ihn und die wiedergekehrte Luise endlich mit einigen freundlichen Abschiedsreden.

"Laß uns zu dem Begräbnißplatze hinter Deinem Garten gehen," sagte das junge Mädchen, als sie vor dem Hause waren. "Ich bin seit einigen Tagen nicht an Herrmanns Grabe gewesen; es zieht mich heute ganz besonders dahin."

"Ich werde Dich dorthin bringen, doch müssen wir einen Umweg machen," antwortete ihr Bruder. —

Als sie endlich hier anlangten, waren ihre Schritte rascher, ihre Bewegungen lebhafter geworden. Ohne sich irgendwo aufzuhalten erreichten sie die Wohnung des Doctors. Dieser schob seine Schwester hinein und entfernte sich mit einem kurzen fröhlichen Grusse.

Sie war in seinem Arbeitszimmer — und stand noch einmal vor einer verhängnißschweren Entscheidung. Ihr Fuß wurzelte am Boden, ihr Athem stockte.

"Er weiß nicht, daß ich komme," flüsterte sie, "Gott steh mir bei, daß er meinen Worten Glauben schenke!"

Sie streckte die heftig zitternde Hand aus und öffnete die in das Hinterzimmer führende Thür. Der von ihr Gesuchte saß im Hintergrunde auf dem Sopha, mit dem Durchlesen einiger Briefe beschäftigt. Sie slog auf ihn zu, lag zu seinen Füßen und umklammerte seine Kniee. Ihre Bewegungen waren so rasch gewesen, daß er sie kaum gewahrt hatte. Auch jetzt noch blieb er wie gefesselt sitzen.

"Herrmann!" hauchte sie, "verzeihe mir!"

"Stehe auf, Luise!" sprach dieser noch immer unter dem Eindrucke der ersten Ueberraschung.

"Nicht eher als bis ich aus Deinem Munde höre, daß Du mir vergiebst. Hier zu Deinen Füßen soll der Platz sein, auf dem ich wie vor Gott bekenne, was ich an Dir verbrochen habe."

Er mußte sie gewähren lassen, denn seine beruhigenden Worte fanden nicht den Zugang zu ihrem Ohr. Sie begann ihm die ganze Geschichte ihrer kurzen Verirrung zu erzählen, die ihm ach! nur zu wohl bekannt war. Sie sprach von ihrem Leichtsinne, von ihrer Vergnügungssucht, von der Zuneigung, die sie so thöricht für Gallund empfunden, von dem Abende, wo sie sich durch sein heißes Drängen einige stammelnde Worte der Erwiderung hatte entreißen lassen, von denen die innerste Tiefe ihres Herzens nichts wußte. Sie entschuldigte nichts, beschönigte nichts; alle die verschwiegene, aber desto härteren Anklagen, welche sie in den letzten Jahren nur zu unablässig gegen sich selbst gerichtet hatte, entströmten ihrem Munde. Immer wieder aber kam sie darauf zurück, daß jene kurze Verirrung nie ihr Gefühl für Herrmann erstickt, daß sie nur ihn wirklich geliebt

und daß die Wahrheit dieser alles Andere überwältigenden Empfindung ihr erst ganz klar geworden sei, als sie sich von dem Gegenstande derselben für immer getrennt geglaubt habe.

„Wenn jemals ein Fehler bereut wurde, Herrmann,“ fuhr sie fort, „so ist es der meinige gewesen; wenn jemals eine tiefe und hoffnungslose Trauer ihn süßner konnte, so war es die meinige. Wenn jemals die Freude ein zertretenes Herz neu beleben konnte, so habe ich es in dieser Stunde erfahren, da Ernst mir die Anfangs unglaubliche Kunde mittheilte, die mich mit himmlischem Entzücken erfüllte — daß ich Dich lebend wiedersehen würde!“ —

Ihre dringenden Worte wurden durch den verschleierten, thränenvollen Blick ihres dunkelblauen Auges unterstützt, welches mit einer so heißen Flehensbitte an Herrmanns Bügen hing, als erwarte sie ein Urtheil über Tod und Leben von ihm. Er vermochte der hinreißenden Beredsamkeit ihres Wesens nicht lange zu widerstehen. Bald hob er sie vom Boden auf, zog sie unter Worten der Liebe auf seinen Schoß und schlang seine Arme um sie. Luise umfaßte seinen Hals und ihre Lippen fanden sich zum erneuten Bunde für eine schönere Zukunft.

Ihre gegenseitigen Mittheilungen scheuchten bald alle ungewissen Schatten fort, welche noch über ihren Verhältnissen lagern konnten. Ernst hatte schon mit brüderlichem Eifer Luise's Sache vor ihrem wiedergekehrten Freunde geführt, der ihm nur zu gern zuhörte, wenn er sich auch noch nicht ganz überzeugen ließ. Der genaue Sachverhalt war ihm also bekannt; die innigen Beschwürungen Luise's zerstreuten seine letzten Zweifel und als er die noch immer zärtlich Geliebte an sein Herz legen, sie mit dem alten Namen der glühenden Zuneigung nennen konnte, war sein Glück nicht weniger vollständig als das ihrige.

Ernst hatte seine Aufgabe leichter gefunden als er erwartete, denn ihre Freude über das zu hoffende Wiedersehen Allners war so groß gewesen, daß sie die Nachtheile der heftigen Gemüthsbewegung, die ihr diese fabelhafte Kunde verursachen mußte, wieder aufhob und endlich ihren Gliedern neue Spannkraft verlieh. Im Fluge vergingen ihnen die Stunden, bis endlich Ernst mit lächelndem Gesichte wieder vor ihnen stand, um an ihrem Glücke theilzunehmen.

Nach dem ersten Austausch der Gefühle nahm er etwas ernster das Wort:

„Der Weg liegt noch nicht so eben vor uns, wie wir wünschen möchten. Wir haben noch manche Schwierigkeit zu überwinden, ehe wir an das gehoffte Ziel gelangen können.“

„Wir wollen Luise unsern Feldzugsplan mittheilen,“

sprach Allner heiter; „sie wird uns sagen, ob sie ihn billigt.“

„Sie muß uns bei seiner Ausführung helfen,“ fügte Ernst hinzu. „Ich habe ihr eine Hauptrolle dabei zugebracht.“

„Das Erste wird wohl ein gänzlich Verheimlichen unseres Wiedergefundnen sein müssen,“ entgegnete sie nachdenklich. „Eine rücksichtslose Offenheit würde hier wohl nicht am Platze sein.“

„Durchaus nicht,“ sagte Baldorf. „Mit dieser würden wir unser Spiel schnell gegen unsern bösen Feind verlieren. Du sollst ihn uns im Gegentheil ganz sicher machen, damit er vorerst unsern Plänen nicht hindernd in den Weg tritt. Wenn einmal Krieg geführt wird, so müssen wir List gegen List setzen.“

„Ich hoffe, meinem Geschlechte Ehre zu machen,“ sprach Luise, welche wieder Muth zum Scherzen gefunden hatte.

Als Tante Lina am folgenden Tage ihre Nichte wieder sah, drängte sich ihr bald die Bemerkung auf, daß Ernst's Zureden diesmal von einem ganz besonderen Erfolge gekrönt worden wären. Luise schien ein verwandeltes Wesen zu sein. Ihr Schritt war leicht, ihre Bewegungen elastisch; ihr Auge leuchtete und es schimmerte sogar eine schwache Röthe auf ihren Wangen. Wenn sie auch im Ganzen schweigsam blieb, so hatte sie doch den trüben, theilnahmlosen Ton seit so langer Zeit ganz abgelegt, der ihre Worte charakterisirte. Die Etatsrätthin sagte sich dann, daß ihr Nefse wirklich weit in seiner ärztlichen Kunst vorgeschritten sein müsse, da er so schnell ein so günstiges Resultat erzielt habe. Indessen erlebe man es nicht selten bei Leuten, die zur Melancholie geneigt seien, daß irgend ein nicht sehr wichtiger Vorfall sie ganz unerwartet derselben entreiße und ihre bisherige düstere Stimmung fast in das vollständige Gegentheil verkehre. Diese Betrachtungen schlossen zuletzt auf die bei der lebenslustigen Dame gewöhnliche Weise: Sie wolle sich der bessern Gestaltung der Dinge freuen, ohne sich ihre Theilnahme an dieser glücklichen Veränderung durch ein langes Grübeln über das Wie des Zustandekommens derselben zu verbittern. Man müsse die anscheinend auf dem besten Wege der Genesung Begriffene gewähren lassen; hoffentlich würde sie ihr eigenes Bestes immer mehr einsehen und sich auch Gallund's Wünschen geneigter bezeigen, deren Erfüllung ja ihnen Allen eine so viel angenehmere Zukunft verheiße. Man müsse nur den beiden, seit einiger Zeit getrennten Liebesleuten Gelegenheit zu einer baldigen, ungestörten Zusammenkunft geben, bei welcher sich die zwischen ihnen bestehenden Mißverständnisse leicht und glücklich beseitigen ließen.

Die beiden Damen saßen am vorgerückten Nachmittage wieder in dem Gartenpavillon, welchen Luise lange soviel wie möglich vermieden hatte. Heute hatte sie sich unaufgefordert dort niedergelassen und häkelte an einer seidenen Börse. Diese Art kunstvoller Arbeiten war ebenso lange ganz von ihr vernachlässigt worden; nun förderte sie sie emsig und schaute dabei nicht selten auf die belebte Landstraße, die sich hinter dem Garten herumzog und auf welche die offenstehende Thür die Aussicht frei ließ.

Die Etatsrätthin hatte sich ihr gegenüber niedergelassen.

„Amüfirtest Du Dich gestern Abend gut, Tante Lina?“

„Vortreflich,“ erwiderte diese. „Die Soiree war sehr belebt.“

„Du kamst nicht sehr spät nach Hause. Ich hörte den Wagen noch vor dem Einschlafen.“

„Man tanzte munter und daher wurde es nach und nach etwas heiß im Saale. Als wir mehrere Stunden zugehört hatten, fand ich es besser, die Gesellschaft zu verlassen.“

„Ich denke, daß Gallund Dich nach Hause begleitete?“

„Natürlich. Er tanzte nicht, sondern blieb während des ganzen Abends an meiner Seite. Er sagte mir, daß der Tanz ihm kein Vergnügen gewähre, da Du nicht zugegen seiest. So hatte ich also ziemlich lange die Freude seiner Unterhaltung.“

„Da siehst Du wie gut es war, daß ich nicht mit in die Soiree fuhr,“ entgegnete Luise fast muthwillig. „Diesem meinem Eigensinne hast Du es zu danken, daß Du seine Gesellschaft nicht mit mir theilen mußtest.“

Die Etatsrätthin lächelte und fügte hinzu:

„Er ist und bleibt der zuvorkommenste und lebenswürdigste Cavalier, den man sich wünschen kann. Die angenehmen Leute weiß ich unter allen Nationen zu schätzen; mögen sie Dänen oder Deutsche sein, so lange ich etwas zu sagen habe soll ihnen mein Haus immer geöffnet sein.“

„Ich habe mich von jeher gewundert,“ nahm Luise nach kurzer Pause wieder das Wort, „wie es ihm möglich war, uns stets so viele Zeit zu widmen. Andere Herren werden oft genug länger durch ihre Geschäfte zurückgehalten, als uns lieb sein kann. Er läßt sich nicht durch sie binden.“

„Er ist immer da, wenn er sich uns nützlich und angenehm machen kann, liebes Kind, denn er weiß sich einzurichten. Ich bin überzeugt, daß er seine Angelegenheiten dabei nicht im Geringsten vernachlässigt.“

„Ich glaube auch, daß er ein umsichtiger Geschäftsmann ist,“ versetzte das junge Mädchen gelassen.

„Und ich sage Dir, Kind, er wird noch einmal

einen vortreflichen Ehemann abgeben. Das Glück winkt Dir noch immer, wenn Du nur zugreifen willst.“

„Ich will mir die Sache noch einmal überlegen.“

„Thue das, Kind, und gieb mir einen noch besseren Bescheid, wenn ich wiederkomme.“

„Du willst ausgehen, Tante Lina?“

„Ich muß, liebes Mädchen. Ich bin der Hofrätthin Morgenroth schon so lange einen Besuch schuldig, daß ich ihn durchaus nicht mehr aufschieben darf, wenn sie mir nicht böse werden soll. Ich habe mich gestern auf heute Abend zum Thee bei ihr gemeldet.“

„So bringe ihr meine besten Grüße.“

„Gewiß; ich werde zu guter Zeit nach Hause kommen.“

Die Etatsrätthin entfernte sich, indem ihr Antlitz vor innerer Befriedigung leuchtete. Ehe sie noch den Garten durchschritten hatte, trat ihr Gallund entgegen, der einen seiner häufigen Abendbesuche bei den Damen zu machen beabsichtigte. Er begleitete sie in das Haus und kehrte nach kurzer Zeit wieder aus diesem zurück, indem er auf den Pavillon zuschritt. Luizens Voraussetzung, daß er von der Tante in aller Eile einige verstoßene, jedoch sehr verständliche Winke über den veränderten Stand der Dinge erhalten habe, daß er diesen möglichst schnell für seine Wünsche benutzen möge, wurde nur zu bald bestätigt.

Er näherte sich ihr mit leichten Schritten und zog ihre Hand mit einem zärtlichen Blicke an seine Lippen. Dann schob er einen der naheliegenden Rohrstühle neben den ihrigen, so daß sein Arm sie hätte umfassen können. Luise ließ ihm seit langer Zeit zum ersten Male ihre Hand wieder etwas länger, als es unumgänglich nothwendig war.

„Sie waren so grausam, uns gestern nicht zu begleiten, Luise?“ fragte er.

„Ich befand mich so schlecht, daß meine Gesellschaft Sie nur belästigt haben würde,“ antwortete sie.

„Muß ich fürchten, daß das ungestüme Drängen meiner heißen Liebe Sie am vorgestrigen Abende erschreckte? Habe ich im Sturme meiner Gefühle zu hart zu Ihnen gesprochen?“

„Sie haben den armen Ernst am Schlimmsten bedroht; ich fürchte, daß Sie ihn recht böse machten. Der gestrige Tag verging mir trübe; auch ich habe recht ernsthaft mit Ihnen geschmolzt. Erst in dieser Nacht ist mir anders zu Muth geworden. Ich schlief so gut, wie ich es seit Jahren nicht mehr gewohnt gewesen bin. Nach dem Erwachen fühlte ich mich merkwürdig erleichtert. Es war mir, als sei eine Last von meiner Brust gefallen, als könne ich zum ersten Male wieder frei athmen. Alle Dinge sind mir seitdem in einem andern Lichte erschienen und ich mußte mir stets ihr Wort zurückrufen, daß

nun der Trauer genug gethan sei und daß wir der Zukunft mit heiterem Sinne entgegengehen müßten.“

„Luiſe, Theure, Geliebte, darf ich Ihre Worte nach meinen Wüncſchen deuten?“ rief er, indem er ſie an ſich ziehen wollte. Sie wehrte ihn ſanft ab. Das leiſe Erröthen dieſer zarten Wangen, die ſeelenvolle Sprache dieſer dunkeln Augen, das verſchämte Lächeln dieſes lieblichen Mundes riefen in Thor Gallund Erinnerungen wach, die mit bethörendem Zauber zu ſeinem Herzen ſprachen. Alle jene glühende, nur durch die lange Zurückweiſung um ſo ſtärker genährte Leidenschaft ſtammte in verdoppelter Stärke in ihm auf und drängte jede Frage des prüfenden Verſtandes zurück.

„Laſſen Sie mir Zeit, Gallund,“ ſprach ſie ſanft. „Die Veränderung meines Innern iſt zu jäh geweſen; ich muß mich erſt in die neue Bahn gewöhnen. Wenn wir einige Wochen weiter ſind, ſo werde ich Ihnen eine beſtimmte Antwort geben können.“

„Und darf ich endlich auf die ſo lange erſehnte Gewährung hoffen? Wollen Sie dann mein, wirklich ganz mein werden?“

„Vorerſt werde ich ſehen, ob Sie mich dann noch Ihrer Hand würdig halten,“ antwortete ſie mit einem Anflug früherer Schalkhaftigkeit. „Ihre Liebe muß ſo gut geprüft werden wie die meinige.“

„Sie wird ſich in jeder Probe bewähren,“ verſetzte er feurig.

„Ich wiederhole Ihnen,“ fuhr ſie fort, „daß Ernst mir ſehr aufgereggt gegen Sie zu ſein ſcheint. Es gelang meinen Vorſtellungen geſtern Abend nicht, ihn zu beſchwichtigen. Es kann ſein, daß er Ihnen eine kleine Verdrießlichkeit zu bereiten beabſichtigt, die er Nothwehr nennt. Seien Sie auf Ihrer Hut vor ihm.“

„Ich werde ſie leicht beſeitigen,“ ſprach Thor Gallund mit übermüthigem Lächeln. „Er hat die Studentenſtreiche noch nicht ganz vergeſſen und fällt ſo hin und wieder in ſie zurück. Einen ſolchen wird er auch gegen mich im Sinne haben.“

„Wenn es geſchähe, ſo dürfen Sie ihm nichts Ernſthafes zuwider thun. Ihre Drohung, ſeine Theilnahme an jenem unglücklichen Duell dem akademiſchen Gerichte anzuzeigen, dürfen Sie auch dann nicht ausführen.“

„Ich ſchweige, wenn Sie es wüncſchen.“

„Ich mache dieſe Verſchwiegenheit zur erſten Bedingung meiner Gunſt. Wenn Sie ein Wort davon kundgeben, ſo wende ich mich für immer von Ihnen. Mit dem Verderber meines Bruders werde ich nie in eine nähere Verbindung treten. Mein Herz würde nur Haß und Groll gegen ihn nähren können.“

„Verzeihen Sie meiner zärtlichen Leidenschaft, die ſich zu einer heftigen Drohung hinreißen ließ. Ihr langer Widerſtand, Ihre unerſchütterliche Gleichgiltigkeit hatten mich zur Verzweiflung getrieben, ſo daß ich kaum

wußte was ich that und ſprach. Vergeſſen Sie meine Unfreundlichkeit; ſie iſt nicht aus meinem Herzen gekommen.“

„Sie werden Sie am Beſten wieder gut machen, wenn Sie jede fernere Erinnerung an ſie vermeiden. Ernst pflegt ſonſt meine Vorſtellungen nicht unbeachtet zu laſſen; ich hoffe, daß ich ihn nach und nach andern Sinnes machen und ihn davon abbringen kann, ferner feindſelig gegen Sie aufzutreten. Dieſes müſſen Sie jedoch mir allein überlaſſen. Sollte er Sie auf irgend eine Weiſe behelligen, ſo müſſen Sie ihn einſtweilen gewähren laſſen, biß ſein erſter Zorn verſtaucht iſt.“

„Ich werde mich nur vertheidigen und möglichſt wenig thätig gegen ihn auftreten. Sie werden ſehen, daß ich Ihnen auch gefällig ſein kann, wenn einige Selbſtüberwindung dazu gehört.“

„Ich werde die Wahrheit Ihrer Liebe daran erkennen,“ ſagte ſie mit anſcheinender Wärme.

„Sie ſollen mit mir zufrieden ſein, Luiſe,“ rief er aufgereggt. „Die Ausſicht auf eine ſchönere Zukunft wird mir über jede kleine Wolke in der Gegenwart leicht hinweghelfen.“

Die Ankuft einer lange nicht geſehenen Freundin gab dem Geſpräche eine andere Wendung. Luiſe war zufriedener mit dieſem Zwischenfalle als Gallund.

Einige Wochen ſpäter war eine merkwürdige Rechtsſache bei dem Stadtgericht anhängig gemacht worden. Der Doctor Baldorf hatte eine Klage gegen den däniſchen Banquier Gallund eingereicht, deſſen Inhaltes: Dieſer habe ſeinen früher hier anſäſſigen Freund Herrmann Allner achtzigtauſend Thaler Courant vorenthalten; ſie wären nicht in die Baldorf damals übergebene Waſſe abgeliefert worden und es beantrage dieſer jetzt deren Wiedererſtattung durch den Beklagten. —

„Sie hatten nur zu ſehr Recht mit Ihrer Warnung, Luiſe,“ ſprach Thor Gallund, als er eines Tages mit der ihm geſtellten Klagschrift zu dieſer trat, „ich muß mich ein Wenig vor Ihrem Bruder fürchten. Ich hätte nicht gedacht, daß ſeine Rache ſo ernſthaft ſein würde; er wüncſcht mir wirkliche Unannehmlichkeiten zu bereiten.“

„Ich habe Ernst lange nicht geſehen,“ verſetzte ſie, „und kann daher ſein letztes Thun und Laſſen nicht beurtheilen.“

„Was hat er gegen Sie unternommen?“ fragte die Etatsrätthin neugierig, welche ihren gewohnten Platz auf dem Divan inne hatte.

Er überreichte ihr die Klagschrift und ſetzte ihr in wenigen Worten den Stand der Dinge auseinander.

Die Tante verkehrte die Augen und wußte des Staunens kein Ende.

„Ernst betrügt sich jetzt ganz unverantwortlich!“ rief sie erhitzt. „Seit Wochen hat er kaum einen Fuß hierher gesetzt und brütet dabei solche häßliche Dinge im Verborgenen aus. Wenn er nur jemals irgend einem Menschen vorher etwas von seinen grilligen Absichten mittheilte, so wäre er doch möglicher Weise noch auf bessere Wege zu bringen gewesen.“

„Ich glaube nicht, daß Sie ihn in seinen dunkeln Plänen unterstützt haben würden,“ setzte Gallund lächelnd hinzu.

„Gewiß nicht! Er mag ein geschickter Arzt sein, doch handelt er in anderer Hinsicht oft sehr verkehrt. Im Skandalmachen sucht er seine Freunde. Gegen seinen eigenen zukünftigen Schwager dergleichen anrüchige Klagen anzuzetteln! Es ist gegen alle Vernunft und gute Sitte.“

„Ich kann ihm nicht einmal das Vergnügen lassen, mich sehr in die Enge zu treiben,“ versetzte er noch freundlicher. „Es wird mir so leicht, die Grundlosigkeit seiner Beschuldigungen darzuthun, daß er unfehlbar mit seiner Klage sogleich abgewiesen und zur Tragung sämtlicher Kosten verurtheilt werden wird.“

„Das hat er für seinen Uebermuth verdient!“ verpflichtete die Etatsrätin noch immer sehr hitzig bei.

Luije saß desto ruhiger an der andern Seite des Gemaches und stützte den Kopf in die Hand. Er trat näher zu ihr heran und sagte:

„Beunruhigen Sie sich nicht, theures Mädchen. Ich werde nach wie vor meines Versprechens eingedenk sein. Seine einzige Strafe außer dem pekuniären Verlust soll die Beschämung sein, die er über die Verkehrtheit seines unbefugten Auftretens gegen mich, sowie über die Großmuth empfinden muß, die ich ihm angedeihen lassen werde.“

„Wir wollen sehen, ob er sie erkennen wird,“ erwiderte sie gelassen, indem sie sich erhob.

„Wohin gehen Sie?“ fragte er.

„In den Garten, um meine Blumen zu begießen.“

„Ich helfe Ihnen dabei,“ rief er, ihr folgend. —

(Schluß folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die Mode hat sich aufgerafft und die Gleichgiltigkeit abgeschüttelt, in welche sie einige Jahre lang versunken war; das Neue ist an der Tagesordnung und alles in enthusiastischer thätiger Mührigkeit.

Dem sehr hohen Hute ist der kleine gefolgt; wir sind von einem Extreme fast in das andere gefallen. Der erstere sah häßlich aus und kleidete fast kein Gesicht gut; der neue sieht aus wie eine Nachtmütze und kleidet selbst die hübschesten Gesichter nicht besser. Aber in diese seltsame Form wird man sich fügen müssen, denn sie herrscht sicherlich den nächsten Sommer über.

Der Schirm ist so klein, daß man ihn gar nicht sieht. Da man das Haar sehr hoch trägt, sieht der Hut eben aus wie ein Häubchen. Die Ohren bleiben ganz frei und unbedeckt. Es ist modisch, dazu ungeheuer große goldene Ohrringe, die lang herabhängen, zu tragen.

Ferner ist es modisch, den Maskenschleier über das Gesicht zu legen und überall so verschleiert zu erscheinen, selbst im Zimmer. Der Schleier reicht bis auf die Nase. Wohl Denen, die eine griechische haben! Wehe Denen mit sehr dicker oder sehr langer; dies Vorgebirge sieht wunderbar aus, wenn es über den Schleier hervorschaut.

Es ist auch Mode, wieder dicke Flechten vorn zu tragen, aber man kann fast überall wetten, daß sie falsch sind. Es dürfte sehr schwer oder vielmehr unmöglich sein, sehr langes dichtes Haar hinten und doch auch dicke Flechten vorn zu haben. So findet man denn bei den Coiffeurs fertige dicke hübsche Flechten zu kaufen.

Es ist ferner Mode, lange Schößen an dem Leibchen zu tragen, Frackschößen, wie schon gesagt; aber wenn eine kleine dicke Frau sich so anpußt, ist es mit der Anmuth und der Eleganz vorbei. Diese Leibchenform steht nur langen und schlanken Gestalten gut. Manche Damen, und sehr elegante, tragen noch immer das Leibchen mit breitem Gürtel.

Schildern wir ein paar Anzüge sehr eleganter Damen:

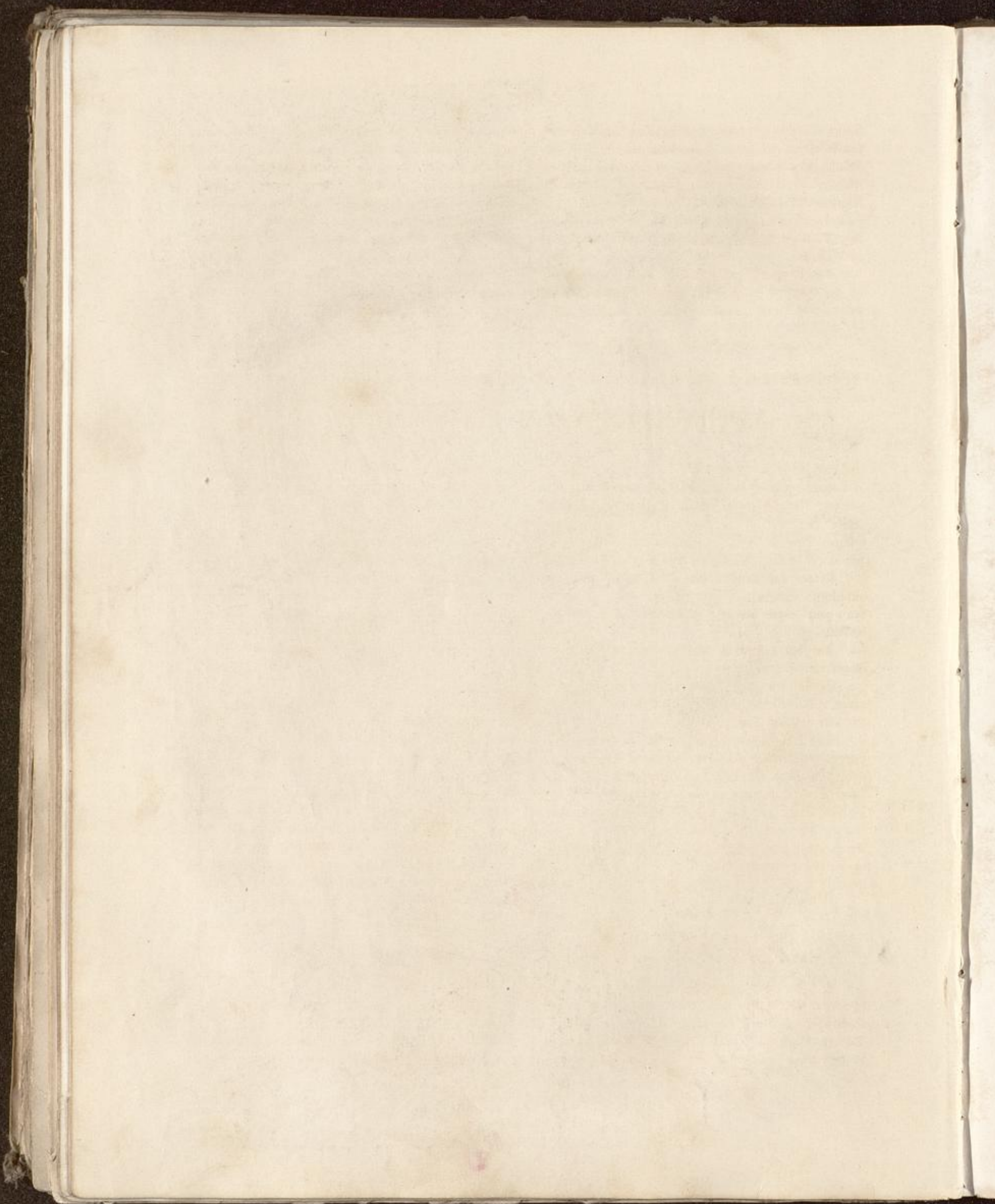
Saphirblaues Kleid von mattem Taffet, unten an der langen Schleppe mit blauem Atlas geruchet, Rock und Leibchen aus einem Stück, hinten eine sehr große Schleife mit langen Enden von schwarzem Moire; die Ärmel sehr eng, ganz lang, mit Unterärmeln von Spitzen; dazu ein Burnus von schwarzen Spitzen; der Hut in der neuen ganz kleinen Form, Bibi genannt, gleich denen, die man vor fünf und zwanzig Jahren trug, von Doppelkrepp, d. h. der Schirm, alles Uebrige von schwarzen Spitzen, darauf eine große weiße Blume und darunter ein Colibri.

Kleid von prachtvollem schwarzen Taffet, unten ein Bolant in Pensée, auf dem eine schwarze Spitze liegt und darüber hin ein dickes Gekräusel von schwarzen Spitzen und pensée Taffet; das Leibchen mit Frackschößen, vorn halb ausgeschnitten über einer pensée Weste mit großen Perlmutterknöpfen; auch zwei solche Knöpfe unten an der Taille hinten; Hut von schwarzem Roßhaar, mit Schmelz gestickt, der Schirm von violetter



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

NOV 1864



Taffet mit einer vorn lang überhängenden Schmelzfranse; pensée Federn und pensée Bindebänder mit einer Spitzenschleife; seidene pensée Strümpfe, an den beiden Zwickeln weiß gestickt, und Schuhe von violettem Maroquin mit Rosetten und hohen Absätzen.

Endlich ein einfacher Anzug zum Ausgehen:

Wollenes Kleid in Havannafarbe mit kleinen weißen Streifen; unten nur ein kleiner Volant, der Rock vorn mit ungeheuer großen Perlmutterknöpfen geschlossen, die sehr modisch sind, wie schon gesagt. Auch die Westen haben solche Knöpfe. Dazu ein kleiner Balletot, an dem oft die Nähte offen sind.

Sonst gefällt der knappe und unten gezackte Balletot sehr.

Die rothen Seidenstoffe, Moire und Taffet, gelten für sehr modisch.

Ganz neu sind die Boux de Soie mit farbigen Fäden, die sich unterbrechen und Malteser-Kreuze bilden.

Auch das Einfarbige ist sehr beliebt. Wir unsererseits kennen nichts Hübscheres.

Man sieht Sonnenschirme ganz von Marabouts. Es ist dies ein großer Luxus, sieht aber etwas schwer und nicht so hübsch aus wie die mit Spitzen belegten Sonnenschirme. Jedenfalls kann eine Dame mit einem solchen Maraboutschirme nicht zu Fuß gehen.

Kragen und Ärmel macht man von Leinwand mit aufgelegten Spitzen; es sieht sehr gut aus. Unten an den ganz engen Ärmeln trägt man ein breites Atlasband.

Auf den ausgeschnittenen Kleidern trägt man noch immer viel Fichus.

Häufig sieht man Häubchen, die man catalonische nennt. Mit Blumen und Perlen trägt man sie Abends, mit Bändern am Tage.

Eine sehr hübsche Mode sind die Kleider von weißem Piqué, die nur mit mehreren Reihen schwarzer Geflechte ausgeputzt werden. Das kleine Jäckchen ist ebenso. Ueber die Schultern wirft man einen Radmantel von gleichem Stoffe und man hat nun einen Anzug für das Land. Ein ebensolcher ist von ungebleichtem Batist. Beide haben den Vortheil, daß sie sich waschen lassen, ohne irgendwie zu leiden.

Modenblatt N^o 18.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von weißem Krepp mit einer liegenden schwarzen Feder und einer oben geknüpften schwarzen Spitzenbarbe; Bart von rothem Taffet; unter dem Schirme Blume auf einer Kreppschleife; weiße Bindebänder; Kleid von Taffet, ohne Ausputz; Balletot von

schwarzer Seide, hoch hinaufgehend, oben etwas offen, sonst anliegend, mit reichem Posament in großen Medaillons garnirt, die sich kleiner an den halbweiten Ärmeln wiederholen, die an den Achseln schwarze Spitzen-Epauletten haben; kleiner gestickter Kragen; geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Hut von modgrünem Krepp mit Bart von weißen Spitzen, über denen eine schmale schwarze Spitze liegt, vorn eine breite weiße Blonde und sehr voller Ausputz von Blumen und Gräsern auf und unter dem Schirme; grüne Bindebänder; Kleid von Taffet mit knappem hohem Gürtelleibchen und langen engen Ärmeln; unten auf dem Rocke ein kleiner Volant und darüber eine Reihe von schwarzen Sammetstückchen; große Shawl-Mantille von schwarzen Spitzen; ganz schmaler Leinwandkragen; eben solche Manschetten; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Hut von weißem Krepp mit kleinen Schleifen von weißer Chenille, die Wassertropfen von Krystall in sich tragen; großer absteigender Bart; unter dem Schirme eine dicke Schleife von blauem Taffet, die durch einen Kometenstern von Perlmutter mit Federstrahlen gehalten wird; weiße lange Taffetbindebänder; Kleid von einfarbigem blauem Taffet mit hohem knappem Leibchen und schmalem Gürtel mit goldenem Schlosse; enge ziemlich lange Ärmel mit schwarzem Sammetbandbesatz in Kreuzform oben an der Achsel und unten; auf dem weiten sehr langen Rocke ganz unten eine kleine Ruche und darüber schwarze Sammetbänder in Kreuzform; kleiner Spitzenkragen; offene weiße Spitzenunterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Hut von weißem Krepp, vorn oben eine Fanchon von weißen Spitzen und sehr voller Ausputz von Bändern, Spitzen, Blumen, ebenso unter dem Schirme; Bart, mit Einfassung von schwarzen Spitzen; weiße Bindebänder; Kleid von modisch grauem Taffet mit hohem knappem Leibchen, das hinten große Schößchen und oben in der Mitte derselben ein Medaillon von schwarzen Spitzen hat; halblange Ärmel mit Achselausputz durch einen kleinen faltigen Volant mit einem Medaillon von schwarzen Spitzen; unten auf dem sehr langen weiten Rocke ein Faltenvolant und darüber eine Reihe von Medaillons in schwarzen Spitzen; Spitzenkragen; Spitzenunterärmel; Glacehandschuhe; Stiefelchen.

Stahlisch N^o 18.

Sonderburg mit der Insel Usen.

Die Insel Usen ist ein grünes Paradies in der blauen Ostsee, hügelig, bewaldet und an schönen Sonnen-

mertagen kann man kaum eine reizendere Stelle in unserm Norden finden als diese stille Insel mit ihren reichen Dörfern, ihren Buchenwäldern und ihren Buchten, kaum einen andern Punkt, wo das goldene Sonnenlicht so lieblich durch das Grün des üppigen Laubes in frischen Schatten fällt und wo so prächtig der blaue Himmel in dem blauen Meere sich spiegelt. Und welches Leid und welche Noth hat jetzt der Krieg in dieses Paradies gebracht! Die Kanonen donnern von dem Festlande herüber, über die Schanzen von Düppel hinweg und die Raketen und andere verderbliche Geschosse werfen den Brand in die sonst so blühende Stadt am Inselstrande, nach Sonderburg. Die Stille, die sonst nur

das Klauschen der Bogen unterbrach, ist verdrängt durch den Lärm des Kriegs, durch den Jammer der Verarmten und Verwundeten. — Die Schanzen von Düppel, das Sebastopol Dänemarks, sind gefallen unter deutscher Macht und Ausdauer; auch die Insel Alsen wird der dänischen Herrschaft entzogen werden, denn Deutschland muß diese Insel nehmen, die zu Schleswig gehört und der Schlüssel zu ihm ist. Was aber dann werden wird, wissen die Diplomaten — nicht. Sie sitzen in London zur Conferenz und berathen, wem das deutsche Land gehören, ob dieses deutsche Land, das Deutsche neu eroberten, endlich deutsch bleiben oder nicht vielmehr wiederum an Dänemark zurückgegeben werden soll.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erhaltung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. G. Gruner's
vollständige

Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierpflanzenzucht, sowie die sämtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von

C. F. Förster,
Kunstgärtner und Botaniker,
correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues ic. zu Berlin, sowie der pomolog. Gesellschaft zu Altenburg, Ehrenmitgl. der prakt. Gartenbaugesellsch. i. Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft ic.
gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturalistische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

New Mercantile Correspondence

embracing in a systematic Manner, all the principal transactions, viz. Banking business, purchasing and selling of Goods, commission business, insurances, avarages, and a great variety of other Matters connected with Commerce. To which is added an appendix containing an English German and German English Mercantile Terminology, and a collection of forms indispensable to the man of business. By Dr. F. E. Feller, Director of the public Commercial Academy of Gotha. 2d. revised. Edition. gr. 8. br. Preis 1 Thlr.

Flöhe-Vertilgung.

Selbst ganze Zimmer schnell von diesen höchst lästigen Insecten zu reinigen, empfiehlt Erfindender seine Erfindung (lebenslänglich ausreichend) jeder Haushaltung gegen franco Einsendung von nur 1 Thlr. allein an die Expedition der Königl. Leipziger Zeitung unter der Chiffre A. B. F. 56.

Die Ausführung ist ebenso belustigend, als das Resultat überraschend, so daß bei genügender Anzahl in 1/2 Stunde mehrere Hundert gefangen und getödtet werden können. Für die Wichtigkeit dieser Angabe bürgt Erfindender mit der Summe von 1000 Thaler.

Empfohlen sei ferner:

Wanzenod,

als das Beste, was Wissenschaft und Kunst zum Ausrotten der Wanzen mit Brut und aller Holzwürmer darzustellen vermag. Das Quantum für 20 Betten oder deren Raum für 1 Thlr. unter obiger Chiffre.

Verpackung frei, nebst Druckfaden.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen:

Dr. Caspari's

Homöopathisches

Dispensatorium

für Aerzte und Apotheker.

8. Auflage.

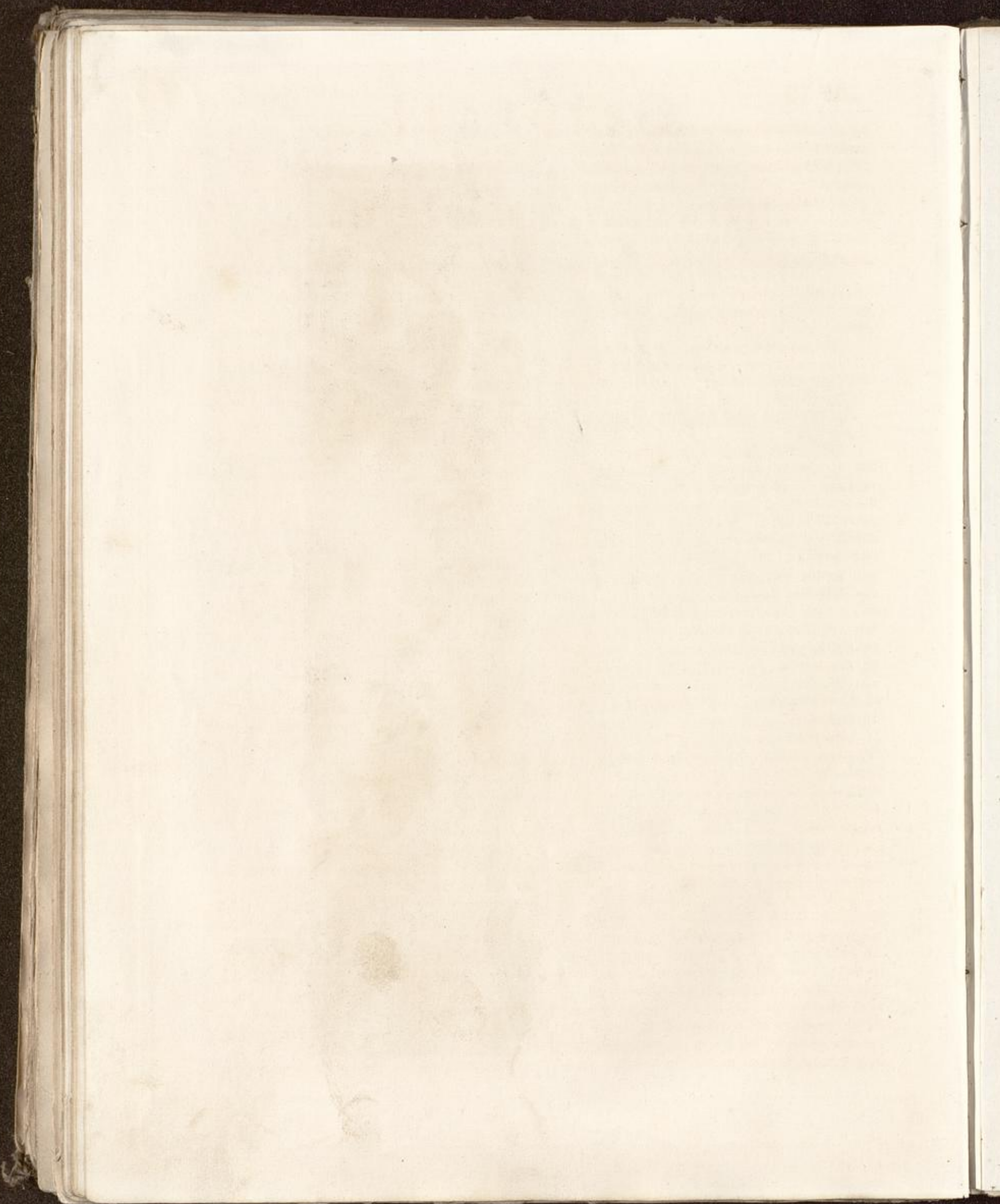
Neu bearbeitet von Ch. Marggraf, Apotheker. 8. broch. Preis 15 Ngr.



Druck v. Wagner in Leipzig

Verlag v. Baumgarten's Buchh.

Sonderburg mit der Insel Alsens



zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der Auserstandene.

Ein Lebensbild aus Holstein

von

M. N.

(Schluß.)

Bald darauf wurde den beiden Hauptbetheiligten eine Vorladung eingehändigt, nach welcher sie zu dem angefügten Termine auf dem Gerichte erscheinen sollten. Als sie daselbst eintrafen fanden sie die Richter um ihren grünen Tisch sitzend. Die Parteien wollten ohne den mündlichen Rechtsbeistand der Advokaten heute ihre Sache selbst verfechten. In dem Vortrage des Doctors Baldorf bemerkte man eine bescheidene Festigkeit, die von aller hochhaften Gehässigkeit gegen seinen Widersacher entfernt war. Der Banquier Gallund zeigte eine gewisse nachlässige Unaufmerksamkeit, durch welche er sich auszusprechen bemühte, daß er die ganze Verhandlung wie eine wahre Bagatellsache betrachte, die für ihn auch nicht die mindeste Wichtigkeit in sich schließe. Nachdem die ersten Formalitäten und Erörterungen beendet waren, erklärte Gallund:

„Ich wurde von meinem früheren Prinzipal nach Kopenhagen geschickt, um daselbst einige für diesen ausstehende Forderungen einzukassiren. Diese Aufträge vermochte ich jedoch nicht auszuführen, da die Forderungen bereits verjährt waren und ihre Auszahlung also verweigert wurde.“

„Hatten Sie eine Ahnung von der traurigen Katastrophe, welche über Herrn Allner hereinbrechen sollte?“ fragte der Präsident des Gerichtes.

„Keineswegs. Ich wußte allerdings, daß unsere Firma schon früher einige Verluste erlitten hatte; auch war eine solche Unordnung im Geschäftsgange eingerissen, daß sie schwer zu beseitigen sein mußte. Indessen hoffte ich bis zu meiner Abreise noch immer, daß es unserm Chef gelingen würde, sich aus allen diesen Schwierigkeiten herauszuwinden, besonders, wenn ich es dahin brächte, anderswo große Summen flüssig zu machen. Ich erschrak erst wirklich, als ich mich von der Erfolglosigkeit dieser Bemühungen überzeugen mußte. Den-

noch konnte es mir nicht entfernt einfallen, daß er so ganz den Muth verlieren würde.“

„Es bestand also stets ein gutes Vernehmen zwischen Ihnen und Ihrem Chef?“

„Das Beste. Nie ist ein unfreundliches Wort zwischen uns gewechselt worden. Dies ging auch aus dem Briefe hervor, den dieser kurz vor seinem Tode an den Doctor Baldorf schrieb. Er spricht in ihm von den Verlusten, die seinen Bankrott veranlaßten und die ihn nun auch zum Selbstmord treiben würden. Baldorf zeigte mir selbst früher diesen Brief. Von irgend einer Anklage gegen mich ist nicht die Rede darin; seine Gedanken beschäftigten sich in dieser letzten, schrecklichen Stunde so wenig mit mir, daß er nicht einmal meinen Namen in diesem seinem Vermächtnisse nannte.“ —

Die Zeugen für alle Vorfälle, welche die gewaltsame Todesart Allners betrafen, waren zur geeigneten Zeit abgehört und die ganze Sache mit den nöthigen, rechtlichen Formalitäten beendet worden. Es lag also kein Grund vor, diese zu wiederholen. Der Inquirirende fuhr nach kurzer Pause fort:

„Wann erhielten Sie die Nachricht von dem Tode Ihres früheren Prinzipals?“

„Wenige Tage nachher. Heinrich Preller, ein Mitglied unsers Comptoirs, welcher zunächst als Commis unter mir stand, schrieb mir sogleich. Er fügte hinzu, daß Baldorf, der bisherige Hausgenosse Allners, die ihm von diesem übertragene Regulirung seines Nachlasses übernommen habe. Meine Betheiligung dabei war also überflüssig und meine sofortige Rückkehr unnöthig.“

„Wohin begaben Sie sich zunächst?“

„Nach London. Ich suchte daselbst eine andere Anstellung. Ehe ich diese erlangen konnte starb ein daselbst ansässiger Onkel von mir, der mir ein bedeutendes Erbtheil hinterließ. Durch dieses wurde ich in den Stand gesetzt, mich selbst zu etabliren. Ich kehrte demzufolge hierher zurück und nahm die von Allner so jäh verlassenen Geschäfte auf meine eigene Hand wieder auf. Gottes Segen hat meine redlichen Bemühungen gekrönt, denn alle Unternehmungen meiner jungen Firma schlugen so gut aus, daß ich mein Capital habe verdreifachen können.“

Das Kreuzfeuer der Fragen und Antworten des

Verhörs ging noch einige Stunden fort, ohne daß ein anderweitiges Resultat erreicht wurde. Gallund war seiner Sache sehr sicher; er wußte jedes seiner Worte schlaun zu setzen, sein ganzes Auftreten behielt jene von Anfang an gezeigte sorglose Gleichgültigkeit bei, durch welche hin und wieder eine Art von selbstbewußter Ueberlegenheit gegen Baldorf schimmerte. Dann wieder entschlüpfte ihm ein höflich bedauerndes Wort über die Thorheit, welche dieser durch seine Anklage gegen ihn begangen hatte, so daß man annehmen mußte, daß er trotz der erlittenen Beleidigung in seinem Innern die wohlwollendsten Absichten gegen seinen Widersacher hege. Der Verlauf der Verhandlung nahte sich seinem Ende und ihr Ergebniß konnte nur mehr die gänzliche Freisprechung des Beklagten sein, als Baldorf die Erlaubniß forderte, noch einen Zeugen beibringen zu dürfen. Diese wurde ihm gewährt und es trat ein langer Mann herein, der in einen Mantel gehüllt war, dessen hoch heraufgezogener Kragen den unteren Theil seines Gesichtes verhüllte. Er hielt seine weiten Schritte dicht neben dem seitwärts befindlichen Fenster an, schlug den Mantel zurück, riß das falsche Haar vom Haupte — und stand als der todtgegläubte Herrmann Allner im vollen Lichte des Tages da.

Ein jähes Entsetzen ergriff die ganze Versammlung; es sprach aus den bleichen Mienen, aus den zitternden Gliedern der anwesenden Herren. Gallund war zur Bildsäule erstarrt; er blickte mit weitgeöffneten Augen auf die Gestalt, welche seinem bösen Gewissen wie ein Phantom der Hölle erschien. Er taumelte zurück und erfaßte eine Stuhllehne, um nicht zu Boden zu sinken.

„Thor Gallund, ich bin gekommen, um alle Deine Verbrechen an den Tag zu bringen. Nette Deine Seele, ehe es zu spät sein wird!“

Der sonore Klang dieser Stimme war Gallund nur zu wohl bekannt. Er tönte noch immer in seinem Ohre, so sehr er sich auch im Geräusche seines frivolen, genußsüchtigen Lebens bestrebt hatte, ihn zu vergessen. Er rang nach Athem; seine Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten.“

„Besorge Alles wohl, damit Deine Reise glücklich und die Stunde der Rechenschaft für Dich und mich eine erwünschte sei!“

Es waren die Worte, mit welchen Allner sich zuletzt von ihm getrennt hatte. Er mußte es sein, denn nur er konnte sie ihm wiederholen. Gallunds Geistesgegenwart war gänzlich dahin. Er sank auf den Stuhl, seine Kniee bebten.“

„Ich fordere dreißigtausend Thaler von Dir, welche Du in Berlin-Stettiner Eisenbahnobligationen aus meinem Comptoir mit Dir nach Kopenhagen nahmst; dergleichen fünfzigtausend Thaler, welche Du Dir dort für

meine Rechnung auszahlen liehest. Bekenne, daß Du diese beiden Summen in London umsetztest und sie hierher brachtest, um sie nach Deinem Vortheile zu verwenden; gestehe die Wahrheit!“

„Es ist so,“ ächzte Thor Gallund, indem er das Gesicht verhüllte.

„Erkläre, daß Alles, was Du besitzt, mir gehört und daß es mir als mein rechtmäßiges Eigenthum zum Ersatz des Gestohlenen zufallen muß.“

„Alles ist Dein, Herrmann Allner! Ich schulde Dir achtzigtausend Thaler,“ stammelte Gallund kaum hörbar.

„Bekenne, daß Deine Erzählung von Deiner in London gethanenen Erbschaft eine schöne Lüge war gleich so mancher andern, daß das mir geraubte Geld Dein eigenes Vermögen war.“

„Es war mein einziges Besitzthum,“ lallte er vernichtet.

„Ich verlange, daß diese vor dem Gerichte abgelegten Aeußerungen des Beklagten zu Protokoll genommen werden,“ fuhr Allner zu dem Actuar gewendet fort, welcher neben dem Vorsitzenden seinen Platz am Tische hatte. „Zugleich lege ich hierdurch Beschlag auf seine sämmtliche Habe, da sie mir Ersatz für die mir geraubten Gelder gewähren muß.“

Der Actuar versuchte einige Worte auf das Papier zu werfen, doch waren sie weniger deutlich und fest geschrieben als man es von ihm gewohnt war. Allner gab nun in klarer, fließender Rede dem Gerichte eine Darstellung des Sachverhalts, welche ungefähr derjenigen gleich war, die er in der ersten Nacht nach seiner Wiederkehr dem Doctor Baldorf ablegte. Dieser hatte ihn seitdem in so völliger Verborgenheit zu halten vermocht, daß seine Anwesenheit gänzlich verschwiegen geblieben war. Den Weg nach dem Gerichte hatte er heute in einem verschlossenen Wagen zurückgelegt. Wie bestimmt die Annahme seines Todes gewesen ging daraus hervor, daß ihn auch bei seinem Gange über die äußeren Räume des Gerichtshauses, sowie in dem Zimmer der Zeugen keiner seiner früheren Bekannten bemerkt hatte. Luise dagegen hatte es möglich gemacht, hin und wieder seine Gesellschaft zu genießen, indem sie ihren Bruder in seiner Behausung aufzusuchen schien. Da man die einsamen Spaziergänge von ihr gewohnt war, so waren ihre öfteren Abwesenheiten aus dem Hause ihrer Tante den Bewohnern desselben nicht weiter aufgefallen.

„Ich hatte,“ fuhr Allner in seiner Erzählung fort, „die Nummern der Eisenbahnactien aufgeschrieben, die mein Commis mit fortgenommen hatte. Ich wandte mich sogleich an einen in Kopenhagen wohnenden, befreundeten Landsmann und erfuhr durch dessen Vermittelung gleichfalls die Nummern und sonstigen Abzeichen

der dänischen Staatspapiere, die Gallund dort für mich eincassirt hatte. Er half mir außerdem auf die Spur des Flüchtlings, da er viele Verbindungen in London besaß. Ich fand ihn an diesem Orte wieder und machte auch die Banquiers ausfindig, bei denen er seine geraubten Papiere gegen Wechsel auf Hamburg umgesetzt hatte. Durch die Empfehlung meines Freundes gelang es mir, alle diese Geschäftsmänner zu bewegen, mir eine Bescheinigung über die Einzahlung und Umsetzung dieser Summen auszustellen, die ich gerichtlich attestiren ließ. Diese Beweise meiner Behauptungen lege ich dem Gerichte zur Einsicht dar.“

Er übergab dem ihm zunächst sitzenden Mitgliede des Collegiums einige Papiere. Sie machten die Runde am Tische, wobei Zeichen der Beistimmung sie begleiteten. Allner sprach nun von seiner Heimkehr und von der Nothwendigkeit seiner völligen Verborgtheit hier am Orte, damit er das Gewicht seiner Anklage erst durch sein persönliches Erscheinen verstärken könne, wenn der Zeitpunkt dazu gekommen sei. Nur durch dies so ganz unerwartete Hervortreten, nur durch diese Art von vollständiger Ueberrumpelung habe er hoffen können, einen so durchtriebenen, hartgefotenen Sünder, wie dieser Gallund es sei, zu dem unumwundenen Geständnisse seiner verübten Schandthaten zu bringen. Sein Vortrag war so überzeugend, seine ganze Darstellungsart so lichtvoll, daß in der Seele der Richter nach und nach auch der geringste Zweifel an der Wahrheit derselben schwand und daß dieses anscheinend so unerklärliche Ereigniß sich bald zu einer ganz natürlichen, einfachen Begebenheit aufklärte. Demnach nahm der Präsident noch einmal mit tiefem Ernste das Wort:

„Die letzten Geständnisse des Angeklagten sind ihm durch ein plötzliches Entsetzen entrissen worden.“ Er ist allerdings durch diese überführt worden, doch liegt es Ihnen zuvor ob, zu beweisen, daß Sie wirklich Derjenige sind, für den Sie sich ausgeben, daß Ihre Erzählung von Ihrem vorgespiegelten Tode wahr ist. Es kann täuschende Ähnlichkeiten geben, die das Urtheil der Richter zu verwirren vermöchten, wenn es sich nicht unzweifelhaft feststellen läßt.“

„Ich habe auch diesen Fall vorgeesehen,“ entgegnete Allner mit ernstem Lächeln. „Wenn Ihnen die unzweifelhaft ausgesprochene Anerkennung dieses meines Gegners, die Erklärung des Doctor Baldorf und nöthigenfalls auch diejenige seiner Schwester Luise — meiner früheren und gegenwärtigen Braut —“

Bei diesem Worte zuckte Gallund zusammen als träfe ihn ein Dolchstoß. Dann fuhr er in die Höhe und hielt das Haupt unverwandt nach Allner hin gerichtet.

„Wenn Ihnen alle diese Zeugnisse der Personen, die mir damals am Nächsten standen, noch immer nicht

genügen, so werde ich Ihnen noch Jemanden bringen, dessen Aussage Ihre letzten Zweifel heben wird.“

Er winkte und es trat der Todtengräber Dörfer ein, diesmal nicht mit Laterne und Schaufel, auch nicht mit Stundenglas und Hippe, sondern in dem dunkelblauen Sonntagskleide eines schlichten Bürgers. Er sagte aus, daß er Herrn Allner in der Nacht seines damaligen Verschwindens auf dem Begräbnißplatze getroffen habe, wo er nach gewohnter Weise noch spät beschäftigt gewesen. Dieser habe ihn in sein geheimnißvolles Vorhaben eingeweiht und er sei ihm unter dem Versprechen vollständiger Verschwiegenheit behilflich gewesen es auszuführen. Er habe ihn bis zum Dampfschiff begleitet, einiges Gepäck für ihn dabei getragen und ihm im Bureau das Billet für die Reise gelöst. Er sei erst von ihm geschieden, als er sich in der Privatcafé befunden, die er während der Ueberfahrt allein benutzen wollte. Daß die später aufgefundene Leiche diejenige des Herrn Allner gewesen habe er nie geglaubt; da aber die Herren Leichenbeschauer es behauptet, so habe er sich nicht zum Widerspruche veranlaßt gefunden. Nach seinem Dafürhalten sei es der Körper eines armen Fischers gewesen, der schon fast eine Woche früher aus dem Boote gefallen, ertrunken und lange im Wasser umhergeschwemmt sei.

Eine kurze Pause trat ein, während die Richter nachdenklich vor sich niedersahen. Gallund war aufgestanden. Er hatte seine Fassung wieder erlangt, wenn auch noch immer seine Lippe zitterte und die Todtenfarbe nicht von seinen Wangen wich. Nun lehrte er sich zu Baldorf und sagte mit hohler Stimme:

„Ich habe das Spiel verloren oder wenigstens einen Theil desselben. Sie und die Ihrigen sind noch schlauer gewesen als ich, was ich kaum für möglich gehalten haben würde. Auch hätte ich nicht gedacht, daß Luise so viel von der schlangenartigen Natur ihres Geschlechtes in sich beherbergen würde, um mich durch schöne Verstellung hinzuhalten und unschädlich zu machen, bis Sie die so kunstvoll präparirte Bombe plazen lassen konnten. Ihnen bis heute Ihre persönliche Freiheit und mit dieser das Vermögen zum umsichtigen Handeln gegen mich zu erhalten war eine Hauptsache für Sie Alle. Luise mußte mich deshalb mit allerlei feinen Künsten, die sie von früheren Tagen her noch nicht ganz verlernt hat, am Narrenseil führen und mich bewegen, gegen Sie den Großmüthigen zu spielen, während Sie meiner heimlich lachten.“

„Wir haben den uns sonst gewohnten, geraden Weg diesmal verlassen müssen,“ entgegnete Baldorf gelassen. „Auf diesem wären wir stets gegen Sie im Nachtheil geblieben. Wir mußten zu den von Ihnen so oft gebrauchten Waffen der List und Verstellung greifen, um

Sie zu entlarven und Allner zu seinem Rechte zu verhelfen.“

Das krampfhaftes Spiel der Muskeln in Gallunds verzerrtem Angesichte war fast schauerlich anzusehen. Er nahm abermals das Wort:

„Luiſe hat richtig gerechnet. Sagen Sie ihr, daß ich nichts mehr von ihr will und bei alledem erfreut bin, sie endlich ganz durchschaut zu haben.“

Ernst versetzte auf die frühere Weise:

„Sie wird Ihnen für dies Wort dankbarer sein als für jeden Beweis der aufdringlichen Liebe, mit welcher Sie sie so lange verfolgten. Uebrigens hat sie sich nur durch meine wiederholten, nachdrücklichen Vorstellungen zu jener scheinbaren Freundlichkeit gegen Sie bewegen lassen; ihrem offenen, wahrheitsliebenden Charakter war diese Rolle höchst widerwärtig; nur der Gedanke, Allner könne einzig durch diese von ihr ihm geleistete Hilfe zum glücklichen Erfolge in seiner schwierigen Angelegenheit gelangen, vermochte sie, sich Ihnen weniger abgeneigt als bisher zu zeigen und ihre Worte theilweise etwas doppelstinnig zu setzen.“

„Es bleibt noch etwas zu bemerken,“ fuhr der Däne wieder mit einer Art von wildem Hohne fort, indem er seine Stimme erhob. „Ich benutze die letzten Minuten der mir noch zustehenden Freiheit, um den Doctor Ernst Baldorf als den Mitschuldigen des vor ungefähr zwei Monaten von dem Studenten Berg an dem Lieutenant Harregress verübten Mordes zu denunciiren. Er schunderte den Ersteren in dem Duell, in welchem der Letztere zum Tode verwundet wurde!“

„Auch diese Mühe ist unnöthig,“ entgegnete Baldorf mit immer gleicher Fassung, indem er sich gleichfalls theilweise zu den Mitgliedern des Gerichtes wandte. „Ich habe Sie schon von dem Stande auch dieser Angelegenheit in Kenntniß gesetzt, meine Herren. An dem Tage, als Sie Ihre schmählischen Drohungen gegen mich und meine Schwester aussprachen, hing noch das Leben Harregress an einem seidenen Faden. Der Blutverlust hatte ihn körperlich und geistig so sehr geschwächt, daß ich wie jeder Andere stündlich die Nachricht seines Todes erwartete. Trotz dessen hat er seit etwa drei Wochen angefangen sich zu erholen und nach und nach die völlige Klarheit seines geistigen Vermögens wieder erlangt. Er ließ mich vorgestern an sein Lager rufen und theilte mir mit, daß in den herben, düsteren Stunden der langen Krankheit, an der Schwelle des Todes, eine bessere Erkenntniß über ihn gekommen sei. Er werde alle Schuld des stattgefundenen Duells auf sich nehmen, da er sich in Folge seiner frechen, höchst beleidigenden Aufreizungen als den eigentlichen Urheber desselben betrachte. In diesem Sinne wolle er dem akademischen Senate die ganze Sache anzeigen, damit kein Unschuldiger etwa unter der fortgesetzten Verheimlichung leide; dabei bat er mich, auch meine Aussage übereinstimmend mit der seinigen abzulegen. Dies ist gestern geschehen; auf Handgelöbniß bin ich jedoch bis weiter vom Arrest befreit, so daß meinem sonstigen Handeln und Wirken nichts Besonderes im Wege steht. Die vier Wochen Festungsstrafe, die mir vielleicht noch zuertheilt werden, gedenke ich alsdann ohne Murren und Aerger zu ertragen.“

Gallund nagte schweigend an seinen Lippen; er hatte seinen letzten Trumpf vergebens ausgespielt und wußte nichts mehr zu erwiedern. Zunächst wurde seine Verhaftung und die Beschlagnahme seines sämmtlichen Vermögens von dem Gerichte verfügt. —

Der Schluß unserer Erzählung ist bald hinzugefügt. Die merkwürdige Angelegenheit zwischen Allner und Gallund wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit erledigt, indem die Forderungen des Ersteren für rechtlich begründet erklärt und ihm das ganze Vermögen des Letzteren zugesprochen wurde. Ueber diesen wurde außerdem lebenslängliche Zuchthausstrafe verhängt. Ehe aber diese von dem Verurtheilten angetreten wurde, war es ihm gelungen, seine Flucht aus dem Gefängnisse zu bewerkstelligen. Das Wie blieb unermittelt, doch gaben später eingelaufene Anzeigen kund, daß er in dem seiner Nation so befreundeten England eine Zuflucht gefunden habe. Frühere Bekannte wollten ihn dort als Kutscher eines Cabs angetroffen haben, in welcher bescheidenen Stellung er sich das Brot verdienen mußte, welches er auf dem gesegneten Boden Holsteins nicht hatte gewinnen können. —

Niemand war erstaunter über alles Vorgefallene als Tante Lina, Niemand aber auch eher bereit, sich ganz damit zufrieden zu erklären. Sie vergaß Gallund so bald, wie sie sich früher schnell wegen Allner getröstet hatte und traf mit der fröhlichsten Geschäftigkeit die Anstalten zu der baldigen Vermählung des Letzteren mit ihrer Nichte. Auch Ernst wurde ungesäumt wieder von ihr zu Gnaden aufgenommen. Diesem theilte sie ganz im Vertrauen mit, daß man zufrieden sein müsse, wenn überhaupt eine Hochzeit gehalten würde. Luiſe werde im Ehestande keine Zeit zum Grübeln haben, sondern müsse heiter und muthig mit Allner dem Leben entgegen treten, der sie ja unbedingt auf Händen durch dasselbe tragen würde. —

Modenbericht.

(F.) Wir stehen nun mitten im Frühlinge und in den neuen Moden, aber man sagt, wir hätten von den

letztern bei weitem noch nicht Alles gesehen und es ständen uns ganz überraschende Dinge noch bevor.

So viel steht bereits fest, daß die Kleider keine großen Volants haben werden, sondern, wie bisher, einen ganz kleinen unten, aber den rechnet man gar nicht. Die Leibchen sind sehr verschiedenartig. Man sieht viele ohne Taille; die Röcke haben ganz die Form eines Trichters, der nach unten immer weiter wird.

Die ganz kleinen Bibi-Hütchen sieht man bereits überall, obgleich sie Niemanden recht gefallen wollen.

Eine der modischsten Farben ist das Violett und man wird es auch im Sommer vorzugsweise tragen nebst Grün, Schwarz, Weiß und Havanna.

Wie es scheint, wird man die Balletots mit übergeschlagenen Schößen, die von hinten wie Fracks aussehen, nicht gar lange tragen; auch glauben wir, daß man die ganz kleinen Hüte bald wiederum verbannen wird.

Vor Kurzem fiel die Toilette einer Dame allgemein auf. Das Kleid war von schwarzem Taffet mit Sammetstreifen, die mit Korallen gestickt waren; ebenso war der Hut von Tülle und Korallen; der Sonnenschirm ganz ebenso.

Die neuen leichten Stoffe, die wir schon gesehen haben, Muslin und Organdi, sind außerordentlich schön und sie haben die mannichfaltigsten Muster. Man hat zuerst die schottischen Musline, dann einen andern in abgepaßten Kleidern, oben weiß mit kleinen Blumenbouquets oder andern Mustern, unten dagegen mit einem einfarbigen breiten Streifen, welcher den Volant ersetzt.

Der Pompadourtaffet mit breiten Streifen scheint auch wieder modisch zu werden, wie der glasierte Taffet.

Von den neuen Leibchen sind besonders zwei Arten gesucht: das Kaiserreichleibchen mit Schnallengürtel, der sich aber fast unter den Armen befindet, also eine sehr kurze Taille bezeichnet, dann das Leibchen mit Frackschößen à la Ludwig XV. (S. das Modenblatt Fig. 1.)

Das erstgenannte Leibchen hat gar keinen Ausputz, ganz enge Ärmel, die bis an die Handgelenke reichen und da eine kleine Spitze, welche auf die Hand fällt.

Das Frackleibchen dagegen erfordert einen großen Ausputzluxus. Bisweilen sind die Nähte daran unter einer Perlenborte ganz verdeckt, ein anderes Mal die Schößen über und über gestickt, nicht mit Soutasch, die man dabei verschmähzt.

Die beiden Schnitte sind etwas excentrisch und sie sehen nur gut aus, wenn die Dame, die sie trägt, einer sehr schönen Taille sich erfreut; bei andern werden sie lächerlich, fast unmöglich.

Man verbindet sogar die seltsamen Formen, man trägt z. B. unter dem Frackleibchen eine Weste à la Ludwig XIII.

Bis jetzt ist Alles noch von Taffet, aber man wird das Alles auch von Muslin mit Spitzenausputz tragen.

In Bezug auf die Hüte haben wir eine Neuigkeit anzumelden, eine ungeheuerliche, die aber hoffentlich keine Dame von gutem Geschmade tragen wird — Hüte ohne Bart. Man denke sich einen Schirm von Stroh und eine Art Fanchon, die den Kopf bildet, aber gerade herabfällt. Diese Fanchon ist eine Art Netz von durchbrochenem Stroh und endigt in einer Schleife, die hinten sehr tief auf den Rücken hinabfällt. Wie häßlich das aussieht, wird jede Leserin sich vorstellen.

Eine andere Neuigkeit, die allerdings nicht häßlich aussieht, aber schwerlich auf großen Beifall zu rechnen haben dürfte, ist die Jockey-Mütze. Diese Mode erklärt sich freilich, da die Damen nun einmal ganz wie die Herren sich kleiden wollen und ja sogar, wie wir bereits meldeten, die Stiefeln, die Fracks und die Röcke angenommen haben. Sie können nun auch die Mützen annehmen. Wir haben bereits mehrere von italienischem Stroh gesehen mit kleinem Schirm, der mit rothem Sammet eingefast war. Um den Kopf zog sich eine Schmelzfranse und an der Seite befand sich ein Büschel weißer und rother Federn, wie hinten eine rothe Schleife. Eine andere solche Mütze war von schwarzem Stroh, mit schottischem Sammet garnirt und mit Pfauenfedern an der Seite.

Die kleinen Hüte, von denen wir schon sprachen, haben sehr breite Bänder und sonst fast gar keinen Ausputz, außer einer Schleife vorn, die durch eine Perlmutter- oder Schmelzagrafe gehalten wird. An dem Schirmrande eine Schmelzfranse. Man liebt mehr denn je Alles was glänzt.

Die Kapmäntel mit Kapuze von Spitzen tragen fast alle älteren Damen.

Modenblatt N^o 19.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von Reisstroh mit Bart von grünem Taffet, vorn am Schirm mit grünem Band und drei Adlerfedern ausgeputzt; grüne Bindebänder; Kleid von grünem Taffet mit hohem knappem Leibchen und halblangen Ärmeln; auf dem Rocke gar kein Ausputz; Balletot Garde Française von grüner Seide im Schnitt wie der Uniformfrack der französischen Garde unter Ludwig XV., die breiten Schößen mit Umschlag, alle Ränder mit Perlenbortebesatz, an der Taille Schleifen von Borte, ebenso vorn an den Aufschlägen der ziemlich weiten Ärmel; ganz kleiner Leinwandkragen; ebensolche Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Hut von weißem Krepp mit einem gefältesten rosa Band um den Kopf; Bart von zwei übereinander liegenden breiten weißen Spitzenstreifen; ähnliche weiße Spitzen vorn als Auspuß zugleich mit einer einzigen Rose; Kleid von großcarriertem Stoffe ohne allen Auspuß; Ueberzieher (Muscadin) von schwarzer Seide mit sehr langer Taille, die durch zwei große Knöpfe mit Troddeln bezeichnet wird; Achselverzierungen von Fransen, die auch vorn auf der Brust herunter, an der Taille nach hinten und da an beiden Seiten herunter an den Saum gehen; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

3. Neuer ganz kleinschirmiger Hut von weißem Krepp mit Auspuß von weißem Band und Spitzen; unter dem Schirme an der Seite eine kleine weiße Feder; weiße Bindebänder; Kleid von modefarbenem Taffet mit hohem knappem Leibchen, das eine zweigespitzte Schneppe und enge Ärmel hat; an den letztern oben an den Achseln und unten an den Aufschlägen schwarzer Posamentbesatz; auf dem Rocke unten ebenfalls Besatz von feinem Posament; ganz kleiner Spitzenkragen; kleine offene Spitzenunterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Hut von violettem Krepp mit Kopf von gelbem Krepp; vorn auf und unter dem Schirme voller Auspuß von Blumen; gelbe Bindebänder; Kleid von violettem Taffet mit hohem knappem Leibchen, das vorn Auspuß von schwarzen offenen Fransen hat, die um die Achseln und hinten um die großen Schößen gehen; enge halbblange Ärmel, unten ebenfalls mit Fransen garnirt; auf dem langen und weiten Rocke ebenfalls ein Besatz von schwarzen offenen Fransen und über denselben zahlreiche Reihen von Perlenborten; kleiner Kragen; Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

Ertrablatt.

Herrenmoden.

1. Hoher Hut mit ziemlich schmalen Krempe; hellgrauer weiter Ueberzieher ohne Taille, mit sehr schmalen und niedrigem Kragen und ziemlich weiten und langen Ärmeln; bunte halbhohe Weste; kleine Cravatte; weite großcarrierte Beinkleider.

2. Hoher Hut mit schmaler Krempe; Jaquette in neuem Schnitt, ohne Taillenbezeichnung mit niedrigem schmalen Kragen, der nach vorn breiter wird und in die sehr breiten Revers übergeht; weite Ärmel mit Aufschlägen; kleine Cravatte; dunkle Weste mit kleinem Shawlkragen; hellgraue gestreifte Beinkleider.

3. Runder Hut in neuester Form mit sehr schmalen Krempe; Rock, Weste und Beinkleider von einem und demselben Stoffe; kleine Cravatte.

4. Ebenfalls kurzer Rock, weite Beinkleider und Weste aus einem und demselben Stoffe; kleine Cravatte.

5. Hoher Hut mit schmaler Krempe; grüngrauer Ueberzieher mit niedrigem schmalen Kragen, der in die breiten Revers übergeht, welche sich bis hinunter an den Saum fast gerade umschlagen; weite Ärmel ohne Aufschläge; schwarzer Rock mit niedrigem Kragen, breiten und langen Revers und zwei Reihen Knöpfe; Weste von feinem Piqué mit breitem Shawlkragen; kleine Cravatte; carrierte hellfarbige Beinkleider.

6. Hoher Hut mit schmaler Krempe; sehr kurzer Rock mit ganz niedrigem schmalen Kragen, sehr langer Taille und ganz kurzen Schößen, oben sehr weite Ärmel, die sich nach der Hand zu verengern; hellfarbige Weste mit Shawlkragen; kleine Cravatte; hellfarbige gestreifte Beinkleider.

Stahllich Nr. 19.

George Hefekiel.

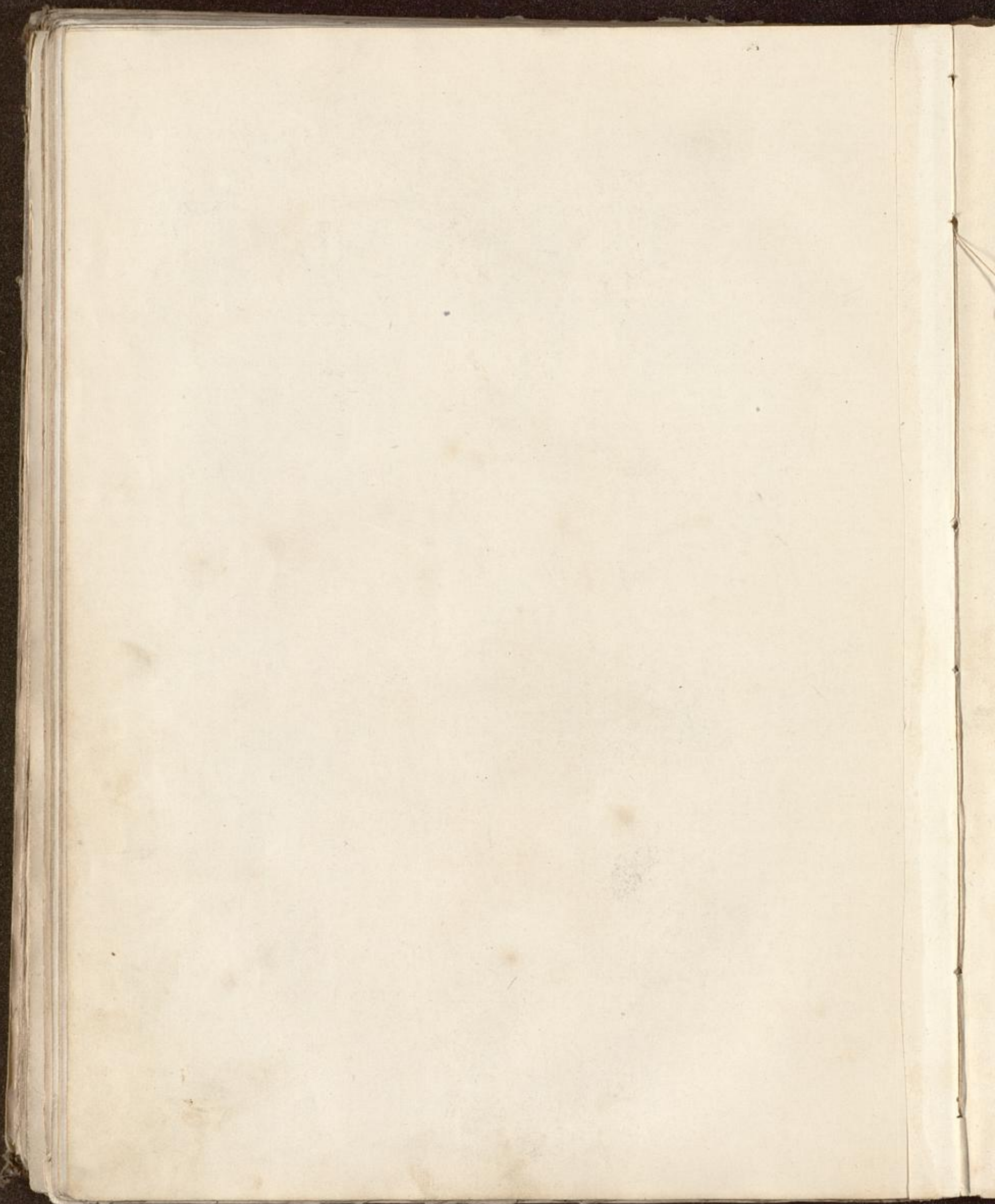
(Nach einer Photographie.)

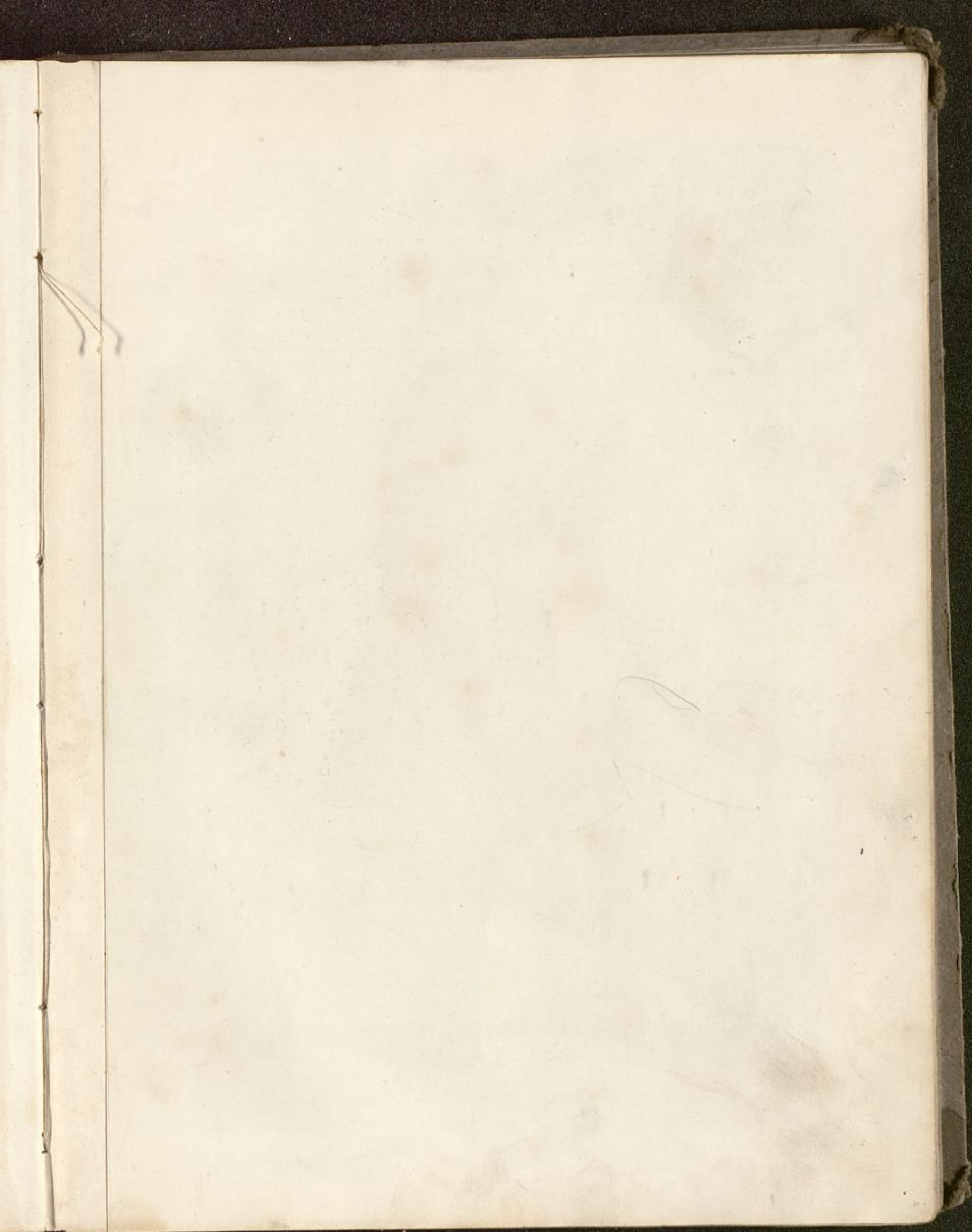
Am 12. August 1819 geboren, ist Johann George Ludwig Hefekiel gewissermaßen schon durch die Abstammung für die schriftstellerische Laufbahn prädestinirt. Sein Vater, Dr. Friedrich Hefekiel, der nachmals, im Jahre 1840, als Consistorialrath und Generalsuperintendent zu Altenburg starb, war bei der Geburt des Sohnes Diaconus zu St. Moritz in Halle a. d. S., sowie Pastor der Halloren. Daß dem Knaben die Familienverhältnisse glücklich gewesen, daß die Eindrücke, die er in dem elterlichen Hause während der frühesten Jugend empfangen, sich der Erinnerung tief eingepägt, dafür dürfte jene anmuthige Hallorengeschichte „Im Thale“ sprechen, welche der Dichter später schrieb und die sich in seiner Novellensammlung „Zwischen Hof und Garten“ findet. Gerade diese Erzählung gilt mit Recht für eine der besten Arbeiten Hefekiels. Seine Mutter Emma war die Tochter des Land- und Stadtgerichtsdirectors Johann Ludwig Schwarz in Halle, der durch seine Gedichte und andere literarische Arbeiten, die bei Bieweg in Braunschweig erschienen, eine mindestens lokale Bedeutung erlangt hatte. H. A. gab J. L. Schwarz die Gedichte der bekannten Elise von der Necke und ihrer Begleiterin Sophie Becker heraus, welche letztere seine erste Frau gewesen war. Als ein geborener Halberstädter war übrigens dieser Großvater in dem Kreise von Gleim, Franz von Kleist, Götting,



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

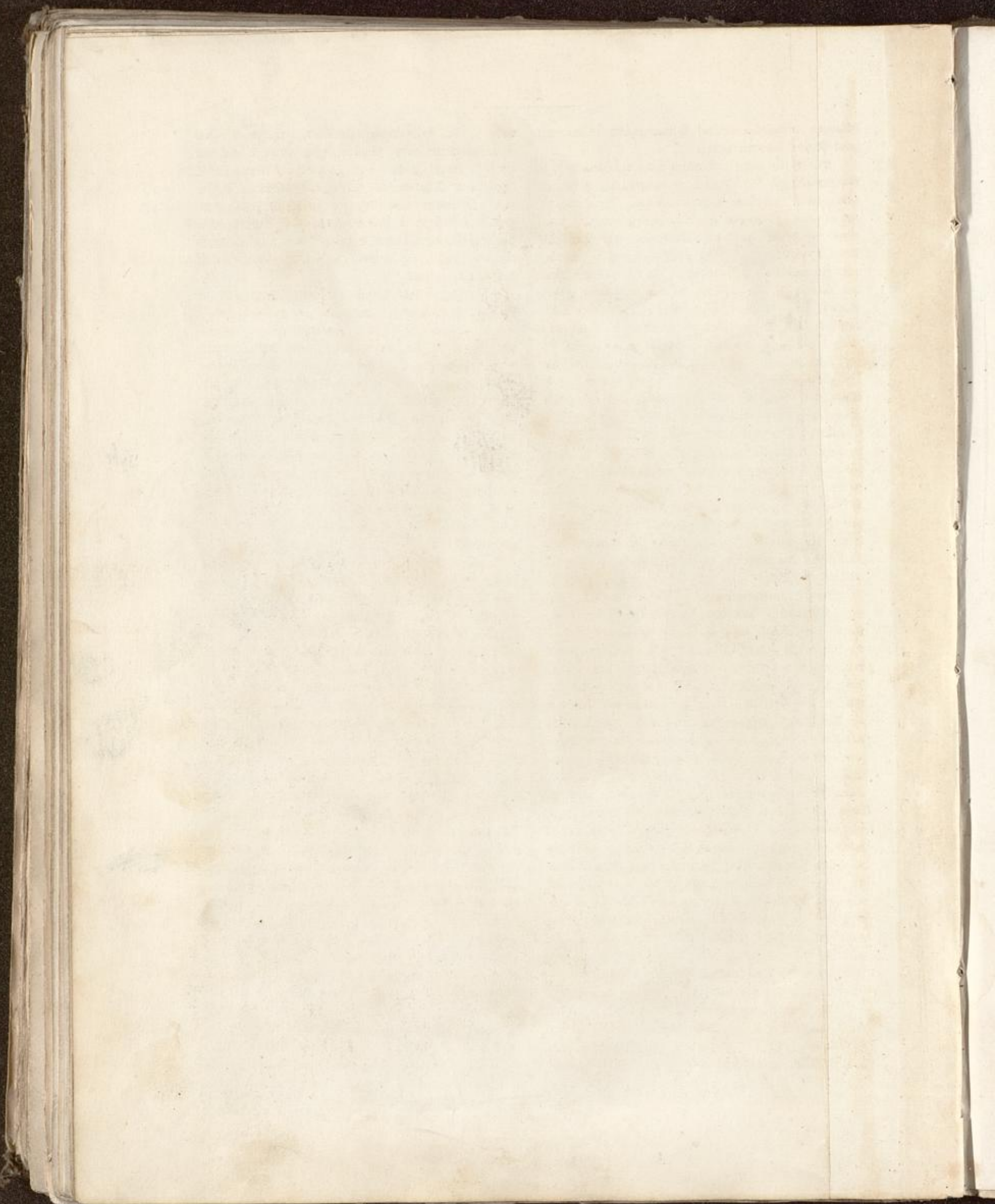
19. 1864







ALLGEMEINE MODENZEITUNG



Lichtwehr aufgewachsen; die Richtung und Stimmung jenes Kreises war die seinige.

Der Vater unseres Dichters hatte die Feldzüge der Befreiungskriege als Freiwilliger mitgemacht, hatte sich ausgezeichnet und war decorirt worden. Ein durchaus patriotischer und loyaler Sinn herrschte, von ihm ausgehend, in seinem Hause; der Großvater, jener erwähnte Gerichtsdirector, der sich den Enkel zum Liebling erkoren und ihn fast stets um sich hatte, theilte, obschon Poet und Lebemann, die Richtung des Schwiegersohnes entschieden, er war als eifriger Patriot bekannt. Sehr natürlich, daß George Richtung und Halt für das Leben durch die Richtung der Familie erhielt, zu der er gehörte.

Mit dem zehnten Jahre kam der Knabe auf das königliche Pädagogium in Halle. Der Kanzler H. A. Niemeyer war eben gestorben; Jacobs, ein milder, freundlicher Gelehrter, nahm sich des lebhaftesten, vielversprechenden Zögling's besonders an. 1831 vertauschten die Eltern diese Anstalt mit dem Kloster Kospleben in Thüringen, der edlen Stiftung der Familie von Wigleben, und hier wurde George bis zu seinem Abgange zur Universität mit den Söhnen des thüringischen Adels erzogen. Seine poetischen Anlagen zeigten sich bereits auf der Schule. Statt der deutschen Aufsätze schrieb er Gedichte und Novellen. Die Lehrer waren verständig; sie leisteten der Neigung Vorschub.

Das Abiturientenexamen mußte er zweimal, das eine in Kospleben, das andere in Altenburg, wohin sein Vater übergesiedelt war, bestehen. Der Student bezog die Universität Jena und dann Halle, um Theologie zu studiren. Ein flotter Corpsbursch, beliebt und wohlgeleitet bei den Commilitonen, übten der Staub und die Stidluft der Hörsäle geringe Anziehungskraft auf ihn; die Fachstudien wurden vernachlässigt, überhaupt die Studien. Nur bei dem alten feinen Lateiner Eichstädt hörte er in Jena ziemlich unregelmäßig einige Vorlesungen, außerdem bei dem Improvisator Wolf über Goethe und Shakespeare. In Halle trieb er es wenig besser. Heinrich Leo war die einzige Persönlichkeit unter dem akademischen Lehrpersonal, die ihm imponirte; er besuchte dessen Vorträge und vertiefte sich mit Fleiß in historische Quellenstudien. Der Theologie ward alsbald für immer der Abschied gegeben. Der vertraute Verkehr mit Friedrich de Lamotte Fouqué, welcher damals in Halle lebte und der einen ganz entschiedenen Einfluß nicht nur auf Hesekiels literarische, sondern auch auf seine politische Bildung gewann, trug das Seinige zu dem Entschlusse bei. Schriftstellerische Arbeiten sollten fortan zur Lebensaufgabe erhoben werden.

Die literarischen Debuts Hesekiels stehen, wie bemerkt, unter dem geistigen Einflusse von Fouqué, obschon sie in der Form nur wenig mit den Leistungen jenes von so Vielen ohne Grund unterschätzten Dichters gemein

haben. Ein bemerkenswerther Erfolg wurde mit den Schriften dieser ersten Periode („Der Saga Saal“, ein episches Gedicht, Halle 1839, „Novellen“, Leipzig 1840, „Licht und Schatten aus einem Dichterleben“, Berlin 1841, „Gedichte eines Royalisten“, Berlin 1841) nicht erzielt; es sind die Erstlingsversuche eines Autors, welcher im Einzelnen Talent verräth, dem man es indeß deutlich anmerkt, daß er noch mit einem unfertigen Bildungsprozesse ringt.

In dem Studium der Philosophie suchte Hesekiel für seine schriftstellerische Thätigkeit den geistigen Inhalt und die geistige Vertiefung, welche ihm damals mangelten. Er warf sich auf Hegel, konnte sich jedoch mit dessen System nicht befreunden. Mehr Geschmac gewann er den englischen und französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts ab, deren Schriften er mit wachsender Theilnahme zu lesen begann. Die Einwirkung der Lectüre war keine ungünstige, zunächst aber hatte sie den Erfolg, Hesekiel irre in seinen religiösen Empfindungen zu machen. Zwei poetische Arbeiten aus der Epoche „Winternachtstraum“, ein Gedicht, Berlin 1842, und „Der Kampf der Kirche“, ein episches Gedicht, Berlin 1843, sind in dieser Hinsicht charakteristisch und bezeichnend.

Die gewöhnliche Tageskritik ignorirt nur zu häufig die nahe und innige Wechselbeziehung, wie dieselbe zwischen einem Autor und seiner Gegenwart besteht. Hesekiel warf in den vierziger Jahren eine Menge Schriften auf den Büchermarkt; die Schriften tragen die Signatur jener Jahre. Hatte ihn bereits die Bekanntschaft mit der sogenannten Aufklärungsliteratur unklar in seinen religiösen Ansichten gemacht, verfehlte ferner die öffentliche Discussion kirchlicher Fragen, welche damals alle anderen Interessen zu verschlingen und die moderne Civilisation in eine theologische Barbarei zurückzuwerfen drohte, nicht einen Rückschlag in der gleichen Richtung, so zogen auch die social-politischen Arbeiten, welche damals aus Frankreich nach Deutschland kamen, unsern Schriftsteller mächtig an, obwohl er eigentlich von der Bedeutung derselben noch keinen Begriff hatte. Ein ziemlich wüstes Chaos entstand in ihm; er richtete die Geschosse seiner Angriffe wider Orthodorie und Pietismus, wider die industrielle Speculation und die Präpotenz des Kapitals. Die hier einschlagenden Romane „Berlin und Rom“, Altenburg 1846, „Die Tochter des Frömmers“, Altenburg 1846, „Faust und Don Juan“, Altenburg 1847 fanden Beifall und Absatz, denn sie entsprachen der Neigung und dem Bedürfnis der Tagesströmung. Ein kritisch-ästhetischer Werth kommt den genannten Productionen in keiner Weise zu. Sie bekunden ein nicht alltägliches Erzählergeschick, aber die lose und locker zusammengefügtten Bilder entbehren, obschon sie in Bezug auf bestehendes Colorit untadelig erscheinen,

der Concentration, der künstlerischen Einheit. Es trägt sich in diesen Romanen die übliche Unterhaltung für das Leihbibliothekenpublikum vor — Das ist Alles.

Eigenthümlich ist es, und doch will es für das richtige Verständniß von Hefekiel wohl beachtet sein, daß dieser Autor in der nämlichen Zeit, in welcher er sich mit jenen Romanen dem augenblicklichen Majoritätsgeschmack accommodirte, doch wieder andere Arbeiten förderte, durch welche er sich mit eben demselben Majoritätsgeschmack in die unumwundenste Opposition setzte. Dahin gehören die „Preußenlieder“, Magdeburg 1846, die Biographie des letzten Dauphins von Frankreich „Ludwig Anton von Bourbon“, Altenburg 1846, welche in das Französische übersetzt wurde, ferner „Geschichten, wie man sie sich im Vivouac erzählt“, Altenburg 1847, welche Sammlung dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gewidmet war und von demselben sehr beifällig aufgenommen wurde, vor Allem aber die „Neue Henriade“, Zeitz 1846, eine schwunghafte Verherrlichung des legitimen Königthums von Frankreich, welches Gedicht die damalige preußische Censur Louis Philipps wegen in arge Verlegenheit setzte, und auch Reclamationen des französischen Gesandten in Dresden hervorrief. Chateaubriand nahm die Dedication des Gedichtes an, und dankte nach seinem Erscheinen im Namen der legitimistischen Partei Frankreichs dem Verfasser in einem Briefe, der reich an Anerkennung war.

Man sieht, Hefekiel hatte in den vierziger Jahren, wie es bei einem jungen, einem werdenden Schriftsteller ebenso erklärlich als natürlich ist, noch keine feste, keine ausgeprägte Richtung. Von Hause aus eine aristokratische Natur, neigte er um so mehr zu einer conservativen Welt- und Lebensanschauung, als die Erziehung in der Familie sowohl als in Kostleben ihn auf diese Richtung hinwies; dazu kam die Einwirkung von Fouqué und Leo, welche die erhaltenen Eindrücke verstärkte. Auf der andern Seite blieben das Studium der Aufklärungsliteratur und der herrschende Zeitgeist, welcher an die Erörterung von kirchlichen und social-politischen Fragen im ausschließlich liberalistischen Sinne herantrat, nicht ohne Einfluß auf den Dichter. Der Verkehr mit Immanuel Geibel, welcher im Jahre 1847 wochenlang zu Altenburg bei Hefekiel wohnte, war nicht geeignet, den Zwiespalt zum Abschluß zu bringen und unserm Autor die Festigkeit der Richtung zu geben, zu welcher ihm die äußeren Ereignisse des nächsten Jahres verhelfen sollten. Das Jahr 1848 mit seinen revolutionären Erscheinungen macht für den geistigen Entwicklungsprozeß Hefekiels in entscheidender Weise Epoche; von da ab wußte der Dich-

ter, was er wollte, was er sollte. Er hatte die unmittelbar vorausgegangenen Jahre abwechselnd in Berlin, Leipzig und Altenburg verbracht, sich in letzterer Stadt mit Elisabeth Förster, der Tochter des sächsischen Hauptmanns L. G. Förster, der Cervantes und Volta übersetzt hat, verheirathet, und war außer mit seinen poetischen Entwürfen hauptsächlich mit Arbeiten für Pierer's Universallexikon beschäftigt gewesen. Im April 1848 siedelte er nach Zeitz über, um dort ein conservatives Blatt, den „patriotischen Hausfreund“, zu begründen. Schon im Herbst desselben Jahres hatte das Unternehmen die pecuniären Mittel des Herausgebers erschöpft; er ging nach Berlin und trat hier im Februar 1849 als Nachfolger von Hermes in die Redaction der „Neuen Preussischen Zeitung“. Die Betheiligung an der politischen Tagespresse ließ ihm indeß hinreichend Muße auch für andere literarische Beschäftigungen; u. A. erschienen von ihm 1848 und 1849 mehrere Sammlungen specifisch preussischer Soldatengeschichten und Soldatenlieder, unter denen das „Patronentaschenbuch“ das Bedeutendste sein dürfte.

Der bleibende Aufenthalt in Berlin hatte Hefekiel mit Ludwig Tieck bekannt gemacht, ein Umgang, der unverkennbar für Jenen insofern von Nutzen gewesen ist, als seine Schreibweise dadurch gewann. Eine charakteristische Frucht des Verkehrs mit Tieck ist die Schrift „Aus dem Leben des Todes“, sieben Abenteuer, Halle 1852.

Im Jahre 1855 gehörte Hefekiel zu den Mitstiftern der social-politischen Wochenschrift „Berliner Revue“, in welchem Journal er seitdem seine Romane zuerst zum Abdruck zu bringen pflegt. Es unterscheiden sich diese Romane von seinen früheren sehr wesentlich, und zwar zu ihrem Vortheil. Hefekiel darf sich rühmen, mit diesen Arbeiten zuerst in Deutschland den conservativen Feuilletonroman aufgebracht zu haben. Die Revolution und ihre Folgen, sowie die Reaction dagegen schilderte er in drei Romanen „Von Turgot bis Babeuf“, „Graf d'Anéthan d'Entragues“, „Drei Jahre“, von denen die beiden letztern bereits in dritter Ausgabe vorliegen. Dann nutzte er frühere Studien über Stände- und Städtewesen in den folgenden vier Werken „Die Stadtjunfer“, „Die Zunftgenossen“, „Der Patricier und sein Haus“, „Lux et umbra“, welche sämmtlich eine wiederholte Auflage erlebt haben. Speciell vaterländische Zustände nahm er endlich in den Romanen zum Vorwurf: „Vor Zena“, „Von Zena bis Königsberg“, „Bis nach Hohenzienitz“.

(Schluß folgt.)



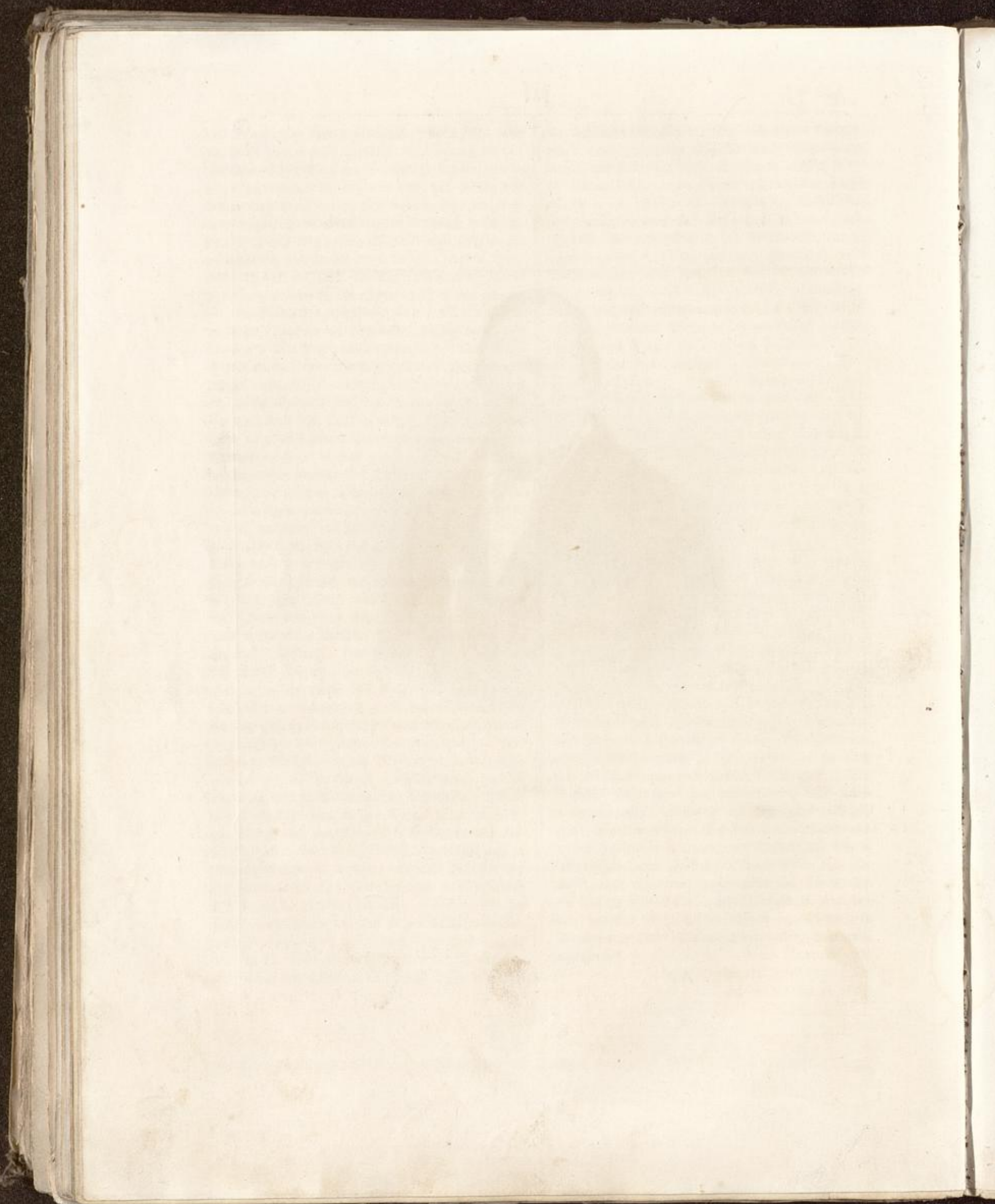
Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Weger in Leipzig

George Hasenick

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.

Handwritten initials or signature, possibly "G.H." or similar, in the lower right quadrant.



zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Ein Abend bei Mademoiselle Rachel.

In den „Oeuvres posthumes“ des genialen Alfred de Musset findet sich unter manch' glänzender Rhapsodie des Verstorbenen folgender Brief über die Rachel, dessen Schilderung uns in die erste Jugend der großen Bühnenkönigin versetzt und in vieler Beziehung recht deutlich zeigt, daß an dem Lorbeerkranz, womit das fertige Genie gekrönt wird, jedes Blatt mit einer Thräne, im Schweiß des Angesichts, erworben ist.

In dem bewegten Leben, das A. de Musset, ebenso Rachel, führten, standen Beide während langer Zeit in freundschaftlicher Beziehung zu einander, bis die berühmte Schauspielerin ihm den Schmerz anthat und seine „Frodegonde“ nicht spielte, nachdem sie es ihm versprochen und die Rolle studirt hatte. Das war ein tödtlicher Stich für Musset, der seine liebste Hoffnung darauf gesetzt hatte, den Franzosen, denen er seine feurigen Bacchanalien gesungen, auch eine Tragödie ernstern Schwunges zu hinterlassen.

Er hat diese „Servante du roi“ bis auf einzelne Fragmente vernichtet, zu grausam getäuscht in seinen Hoffnungen, die in Folge jenes Abends bei Rachel seine Seele erfüllten und ihn lange begeistert hatten, wie er es an seine Freundin, Madame *** schreibt:

Paris, den 29. Mai 1839.

Erstlich, tausend Dank, meine liebe Pathe, für den Brief der lebenswürdigen Paolita*). Dieser Brief ist sehr merkwürdig und sehr allerliebste. Was müßte ich erst von Ihnen sagen, die es nie verabsäumt, Freude zu spenden?

Eine Wohlthat ist nie verloren. Für Ihren Brief von Desdemona werde ich Ihnen ein Souper bei Mademoiselle Rachel serviren. Es wird Sie amüßren, im Fall wir noch derselben Meinung sind und Sie meine Bewunderung über das erhabene Mädchen theilen. Meine kleine Scene ist ausschließlich für Sie; erstlich weil das edle Kind**) jede Indiscretion haßt, und weil man, seit ich sie ab und zu besuche, so viel dummes Zeug darüber

*) Pauline Garzia.

**) Musset nennt Rachel in einem seiner Gedichte „la noble enfant“.

schwätzt, daß ich meines Theils nicht einmal mehr sage, ich hätte sie im Theatre Français gesehen.

Man spielte heute Abend Tancrède, und ich begab mich während des Zwischenactes zu ihr, mein Compliment über ihr reizendes Costüm abzustatten. Im fünften Act hatte sie ihren Brief mit rührenderem Accent denn je gelesen; sie gestand selbst, daß sie dabei geweint hätte und so bewegt gewesen wäre, daß die Furcht, herauszukommen, sie hätte zittern machen. Um 10 Uhr, beim Herausgehen aus dem Theater, fügt es der Zufall, daß ich ihr unter den Galerien des Palais-Royal begegne; sie hatte Felix Bonnaire den Arm gegeben; ihr folgte eine jugendliche Escadron, worunter Mademoiselle Rabut, Mademoiselle Dubois aus dem Conservatoire u. u. Ich grüße sie und sie erwiedert mir: „Ich nehme Sie mit nach Haus zum Abendessen.“

So kommen wir vor ihrer Wohnung an. (Rachel wohnte damals Passage Béro-Dodat.) Bonnaire macht sich aus dem Staube, verdrossen und ärgerlich über unsere Begegnung. Wir treten in das Zimmer ein; wir setzen uns, „chacun“ neben seiner „chacune“ und ich lasse mich neben der lieben Fanfan nieder. Ehe wir noch zu einem Gespräch kamen, bemerkt Rachel, daß sie ihre Armbänder und Ringe im Theater vergessen hat; sie schickt das Mädchen nach den vermischten Kleinodien. — Aber wer soll nun das Souper bereiten? keine Köchin mehr da! was soll daraus werden? Rachel erhebt sich, geht, sich umzukleiden und verspricht nach der Küche zu sehen. Eine Viertelstunde später erscheint sie im Schlafrock und Nachthäubchen, ein Foulard kokett um den Kopf gewunden, hübsch wie ein Engel, in der Hand eine Schüssel mit drei Beefsteakes. Sie selbst hat sie zubereitet! — Sie stellt ihre Schüssel mitten auf den Tisch und sagt uns: „regalirt Euch“; darauf geht sie von Neuem in die Küche und holt die Suppenterrine voll dampfender Bouillon, die sie in der einen Hand trägt, während sie in der andern eine Casserole mit Spinat balancirt. — „Das ist unser Abendessen!“ — Aber weder Teller noch Löffel, denn das Dienstmädchen hat die Schlüssel mitgenommen. Rachel öffnet das Büffet, entdeckt einen Salatnapf voll Salat, findet auch noch einen kleinen Teller, nimmt eine Holzgabel und fängt allein zu essen an.

— „Aber“, sagt die Mamma, „wer von den An-

dem Hunger hat, nehme Zinnteller, die müssen ja in der Küche sein“.

Rachel holt die Zinnteller herbei und vertheilt sie unter die Gäste. Hier beginnt folgender Dialog, an dessen Styl Sie erkennen werden, daß ich nichts geändert habe, nicht das Geringste:

Die Mutter: Ma chère, die Beefsteaks waren zu lange auf dem Feuer.

Rachel: Es ist wahr, sie sind hart wie Stein. Zur Zeit, als ich die Wirthschaft führte, war ich eine bessere Köchin als jetzt. Ein Talent weniger! — Was wollt ihr, einerseits verlor ich, andererseits gewann ich dafür. — Du ist nichts, Sarah?

Sarah: Nein, ich esse nicht von zinnernen Tellern.

Rachel: Oh! Seit ich von meinen Ersparnissen ein Duzend silberne Teller kaufte, kannst Du also kein Zinn mehr anrühren? Wenn ich reicher werde, wirst Du bald einen Bedienten hinter deinem Stuhle haben wollen und einen andern davor. (Auf ihre Gabel deutend.) Ich werde niemals diese alten Bestecke aus unserm Hause verjagen. Sie dienten uns während zu langer Zeit. Nicht wahr, Mama?

Die Mutter (mit vollem Munde): Ist sie kindisch!

Rachel (sich an mich wendend): Stellen Sie sich vor, als ich am Theater Molière spielte, besaß ich nur zwei Paar Strümpfe, und jeden Morgen —

Hier fängt Sarah auf deutsch an zu radebrechen, um ihre Schwester am Weitersprechen zu verhindern.

Rachel: Kein Deutsch jetzt! — Es ist keine Schande. — Ich hatte also nur zwei Paar Strümpfe, und, um des Abends zu spielen, war ich genöthigt, ein Paar jeden Morgen zu waschen. Dieses befand sich nun in meiner Stube, auf einem Bindfaden reitend, während ich das andere Paar trug.

Ich: Und Sie führten die Wirthschaft?

Rachel: Alle Morgen um 6 Uhr stand ich auf, und um 8 Uhr waren alle Betten gemacht. Dann ging ich auf den Markt und holte das Mittagessen ein.

Ich: Und benutzten Sie dies Geschäftchen zu Ihrem Vortheil?

Rachel: Nein. Ich war eine sehr ehrliche Köchin; nicht wahr, Mama?

Die Mutter (gemächlich weiteressend): O was das anbetrifft, das ist wahr.

Rachel: Nur einmal, während eines Monats, war ich eine Diebin. Hatte ich für vier Sous eingekauft, rechnete ich fünf an; und wenn ich zehn Sous gezahlt hatte, rechnete ich zwölf. Ende dieses Monats war ich Besizerin der Summe von drei Franken.

Ich (streng): Und was machten Sie mit diesen drei Franken, Mademoiselle?

Die Mutter (bemerkend, daß Rachel schweigt): Mein Herr, sie hat sich Molières Werke dafür gekauft.

Ich: Wirklich?

Rachel: Ja, meiner Treu. Ich besaß schon einen Corneille und einen Racine; ich mußte doch einen Molière haben! Ich kaufte ihn mit meinen drei Franken und habe darauf mein Verbrechen eingestanden. — Warum geht Mademoiselle Rabut schon? Gute Nacht, Mademoiselle.

Der größte Theil der Langweiligen, die sich langweilten, machen es wie die Rabut und gehen. Das Dienstmädchen kommt und bringt die vergessenen Armspangen und Ringe. Man legt die Kleinodien auf den Tisch; die beiden Armbänder sind wundervoll, auf 4000 bis 5000 Francs zu schätzen. Eine Krone von echtem Gold ist dabei, die von unbeschreiblichem Werth sein muß. Und das Alles liegt unter den Löffeln von Zinn, zwischen dem Salat und Spinat. Während dessen geht mir der Gedanke an Rachel's Wirthschaftsführen, an das Bettenmachen und die Plagen eines solchen Lebens durch den Sinn, so daß ich ihre Hände ansehe, in der Angst, dieselben häßlich oder verdorben zu finden. Diese aber sind zart, weiß, voll und doch schmal dabei. Es sind wahre Prinzessinnenhände!

Sarah, die nichts genießt, fährt fort auf deutsch zu murren und zu schelten. — Dabei muß man wissen, daß sie am Vormittage einen Ausflug — ich weiß nicht welchen — unternommen und sich dabei ein wenig zu weit aus dem Bereich mütterlichen Schutzes entfernt hatte, so daß sie ihre Verzeihung und ihren Platz bei Tische nur auf wiederholtes Bitten ihrer Schwester erlangt hatte.

Rachel (zu Sarah): Du langweilst mich! Ich will meine Jugend erzählen, ich! Wohl besinne ich mich, daß ich eines Tages Punsch in einem dieser Zinnlöffel machen wollte, und daß mir der Löffel unter der Hand an der Flamme zerschmolzen ist. Apropos, Sophie! Gieb mir das Kirschwasser! Wir wollen uns Punsch brauen! — So, nun bin ich fertig mit Essen.

(Die Köchin bringt eine Flasche.)

Die Mutter: Sophie hat sich geirrt. Das ist eine Flasche Absynth.

Ich: Geben Sie mir ein wenig davon!

Rachel: O wie froh bin ich, daß Sie etwas bei uns genießen!

Die Mutter: Man hält den Absynth für sehr gesund.

Ich: Durchaus nicht. Er ist ungesund und abscheulich.

Sarah: Wenn Sie das finden, warum fordern Sie davon?

Ich: Um sagen zu können, daß ich hier etwas genossen habe.

Rachel: Ich will davon trinken.
 Sie gießt Absynth in ein Glas Wasser und trinkt. Man bringt ihr eine silberne Punsch-Bowle, wo hinein sie Kirchwasser und Zucker thut; hierauf zündet sie ihren Punsch an und läßt ihn brennen.

Rachel: Ich liebe diese blaue Flamme.

Ich: Sie ist viel effectvoller, wenn man im Dunkeln ist.

Rachel: Sophie, nimm die Lichter weg!

Die Mutter: Nein, nein, Gott bewahre! Welche Idee! Das fehlte noch!

Rachel: Es ist nicht auszuhalten! . . . Verzeih mir, liebe Mama; du bist gut, du bist seelengut und liebenswürdig (sie umarmt die Mutter), aber ich wünsche, daß Sophie die Lichter fortnimmt.

Einer von den Herren nimmt die beiden Leuchter und stellt sie unter den Tisch. — Effect des Halbdunkels. — Die Mama, bald blau, bald grün durch den magischen Reflex des brennenden Punsch's, fixirt mich unverwandt mit den Augen und beobachtet jede meiner Bewegungen. — Bald nehmen die Leuchter ihren alten Platz auf dem Tische ein.

Ein Schmeichler: Mademoiselle Rabut war heut Abend nicht schön.

Ich: Sie sind schwer zu befriedigen; ich finde sie hübsch genug.

Ein andrer Schmeichler: Sie hat keine Intelligenz.

Rachel: Warum sagt Ihr das? sie ist nicht so dumm, wie viele Andre, und, was noch mehr ist, sie besitzt ein gutes Gemüth. Laßt sie in Ruhe. Ich mag nicht, daß man so über meine Kameraden spricht.

Der Punsch ist fertig. Rachel füllt die Gläser und versorgt damit die ganze Gesellschaft; hierauf gießt sie den Rest des Getränks in einen tiefen Teller und löffelt ihn mit einem Eßlöffel aus; dann ergreift sie meinen Spazierstock, zieht den Dolch aus dem dünnen Bambus und benützt ihn als Zahnstocher.

Hiermit enden die Kindereien und das oberflächliche Geschwäg. Ein Wort wird genügen, den Charakter dieses Zigeunerbildes zu ändern und das Gespräch auf Poesie und Kunst zu leiten.

Ich (zu Rachel): Wie Sie den Brief diesen Abend gelesen haben! Sie waren tief bewegt!

Rachel: Ja; es schien mir, als wolle Etwas in meinem Innern zerreißen. . . Es ist einerlei, ich liebe dieses Stück nicht sonderlich (Tancred.) Es ist zu künstlich!

Ich: Sie ziehen Corneille vor und Racine?

Rachel: Ich liebe sehr Corneille, und dennoch ist er nicht selten trivial, mitunter auch zu überladen. — Alles dieses ist noch die echte Wahrheit nicht.

Ich: Oh! fein sachte, Mademoiselle!

Rachel: Zum Beispiel, wenn Sabine in den „Horaziern“ sagt:

„Man wechselt den Geliebten, nicht den Gatten;“ eh bien! das gefällt mir nicht. Es ist roh.

Ich: Dennoch müssen Sie gestehn, daß es wahr ist.

Rachel: Ja; aber ist es Corneille's würdig? — Sprechen Sie mir von Racine! Den, o, den bete ich an. Alles, was er sagt, ist so schön, so wahr, so erhaben!

Ich: Bei Racine fällt mir ein, erinnern Sie sich, vor einiger Zeit einen anonymen Brief erhalten zu haben, der Ihnen einen Rath über die letzte Scene des Mithridate zu geben wagte?

Rachel: Gewiß; ich folgte dem Rathe sofort, und seitdem applaudirt man immer bei dieser Stelle. Kennen Sie die Person, die mir geschrieben hat?

Ich: Sehr gut. Es ist diejenige Frau, die in ganz Paris den größten Verstand und den kleinsten Fuß besitzt. — Welche Rolle studiren Sie jetzt?

Rachel: Maria Stuart steht in Aussicht für diesen Sommer, und dann Polyeucte, und . . . vielleicht . . .

Ich: Nun?

Rachel (schlägt mit der Faust auf den Tisch und ruft): Wohlan! ich will Phädra spielen. Man sagt mir, ich wäre zu jung, zu mager dazu, und dergleichen Bornirtheiten mehr. Ich, ich behaupte: Phädra ist die schönste Rolle, die Racine geschaffen hat, und ich erhalte meine Behauptung aufrecht: ich will sie spielen.

Sarah: Ma chère, du hast vielleicht Unrecht.

Rachel: So laß mich doch! — Findet man, daß ich zu jung bin und daß die Rolle nicht passend wäre, parbleu! so habe ich doch wahrhaftig als Roxane noch ganz andere Sachen zu sagen gehabt! Und was geht mich das an? — Findet man mich zu mager, so wiederhole ich, daß es eine Dummheit ist. Ein Weib, das einer lasterhaften Liebe verfallen ist, aber die lieber stirbt, als sich ihr hinzugeben, ein Weib, das sich verzehrt im Feuer der Leidenschaft, in brennenden Thränen, solch eine Unselige kann unmöglich eine Büste wie Madame Paradol haben. Das wäre ja widersinnig! — In acht Tagen las ich die Rolle zehnmal! Noch weiß ich nicht, wie ich sie spielen werde, aber ich sage Euch, ich fühle sie! — Die Zeitungen haben gut Schreien; sie werden es mir nicht verleiden. Sie wissen wirklich nicht, was sie erfinden sollen, um mich zu entmuthigen, statt mir zu helfen, mich zu unterstützen! Es schadet nichts, ich spiele, und wenn es sein muß, vor vier Personen. (Sich zu mir wendend.) Ja, gewisse Artikel habe ich gelesen, die voller Offenheit und gewissenhaft geschrieben waren; ich wüßte nichts Besseres, Nützlicheres; aber es giebt so viel Leute, die sich ihrer Feder bedienen, um zu lügen, zu zerstören! Diese Sorte ist schlimmer als Hän-

ber und Mörder. Sie tödten den Geist mit Stednadelstichen! O ich glaube, ich könnte sie vergiften!

Die Mutter! Liebes Kind, Du strengst Dich an mit dem vielen Sprechen, mußt ja so müde sein! Diesen Morgen warst Du um sechs Uhr auf den Beinen! Ich weiß nicht, was Du vorhattest. Du hast den ganzen Tag über geplappert, und obenein hast Du gespielt; Du wirfst Dich krank machen.

Rachel (lebhaft): Nein! laß mich! ich sage Dir, nein! dadurch lebe ich. (Zu mir.) Wollen Sie, daß ich das Buch hole? Wir können das Stück zusammen durchnehmen.

Ich: Ob ich es will! . . . Sie können mir nichts Angenehmeres vorschlagen.

Sarah: Aber, Liebe, es ist halb 12 Uhr.

Rachel: Wer hindert Dich, zu Bett zu gehn?

Sarah verläßt uns, sich zur Ruhe zu begeben. Rachel steht auf und geht hinaus; nach einer Secunde erscheint sie wieder, einen Band von Racine in der Hand; ihre Mienen, ihre Haltung haben etwas Feierliches, Religiöses, was sich nicht beschreiben läßt, ungefähr wie ein junger Sacristan, der die Altarstufen hinaufsteigt, heilige Gefäße im Arme tragend. Sie setzt sich zu mir und puzt das Licht. Die Mama lächelte und schloß die müden Augen.

Rachel (das Buch mit unaussprechlicher Andacht öffnend und sich darüber neigend): Wie liebe ich diesen Geist! Ich könnte, einmal die Nase in diesen Blättern, zwei Tage lang darin lesen, ohne zu essen und zu trinken.

Rachel und ich beginnen Phädra zu lesen; das Buch liegt zwischen uns Beiden auf dem Tische. Einer nach dem Andern geht fort. Rachel grüßt Jeden, der sich entfernt, mit leichtem Kopfnicken und fährt im Lesen fort. Zuerst recitirt sie in monotoner Weise, als spräche sie eine Litanei. Nach und nach belebt sie sich. Ueber jede Seite tauschen wir unsere Meinungen aus, unsere Bemerkungen und Ideen. Sie kommt endlich bis zum Geständniß. Sie streckt den rechten Arm dabei über den Tisch; die Stirn mit der linken Hand gestützt, überläßt sie sich vollständig ihrer Eingebung. Trotzdem spricht sie nur mit halber Stimme. Plötzlich blißen ihre Augen; das Genie Racine's leuchtet auf ihrem Gesicht; — sie erblaßt und erröthet. — Nie sah ich etwas Grandioseres, Schöneres; nie hat sie auf der Bühne einen solchen Eindruck auf mich hervorgebracht.

Die Erschöpfung, ein wenig Heiserkeit, die vorgedrückte Stunde, eine fast fieberische Hitze auf ihren zarten Wangen, die sich halb in einem Nachthäubchen verbargen, ein eigenthümlich bezaubernder Reiz in ihrem ganzen Wesen, ihre sprühenden Augen, die mich um Rath fragen, ein kindliches Lächeln dann und wann um den tragischen Mund der jugendlichen Melpomene — dazu

dieser Tisch in höchster Unordnung, diese Kerze mit der hin und her schwankenden Flamme, diese eingeschlafene Mutter; aus alle diesem stellt sich ein Bild, Rembrandts würdig, zusammen, ein Roman-Kapitel aus Wilhelm Meister, und die Erinnerung daran wird sich nie und nimmer in meinem Gedächtniß verwischen.

So ging Mitternacht und noch eine halbe Stunde vorüber. Der Vater kommt aus der Oper, wo er Mademoiselle Nathan in der „Jüdin“ debütiren gesehen. Kaum hat er sich gesetzt, so richtet er einige der brutalsten Redensarten an seine Tochter, um ihr zu befehlen, mit dem Lesen aufzuhören.

Rachel macht das Buch zu, indem sie erwidert: „Es ist doch empörend! Ich werde mir ein Feuerzeug kaufen und allein in meinem Bette lesen.“ — Ich sah sie an, große Thränen standen in ihren Augen.

Es war empörend, in der That, ein solch auserlesenes Geschöpf so behandeln zu sehen! Ich stand auf und schied mit Bewunderung, Respect und Nahrung von ihr.

So eben bei mir angekommen, eile ich, Ihnen mit der Gewissenhaftigkeit eines Stenographen jedes Detail dieses eigenthümlichen Abends zu schildern, in der Hoffnung, daß Sie diese Zeilen bewahren und daß man sie eines Tages wiederfinden wird.

G. v. F.

Eine seltsame Ehe.

Erzählung

von

Wilhelmine Hildebrandt.

In einer kalten Winternacht, so kalt, wie sie in Rußland nur immer sein kann, schritten, zu Ende des Jahres 1724, zwei Männer über eine weite Schneefläche hin. Die Sterne glitzerten am Himmel; aber ihr Licht erfreute nicht; denn es machte die Erstarrung der Natur nur noch sichtbarer, und ließ den Athem der Wandernden sehen, der über den langen Bart des einen hinwegend, alsbald in Eis verwandelt, daran fest hing. Auf der großen Ebene vernahm man kein Geräusch, als den knirschenden Ton, den die Tritte der Männer auf dem gefrorenen Schnee verursachten. Als diese eine Weile gegangen waren, hob der Bärtige an:

„Kennst Du den Ort genau, wo wir die Fuchsschlinge gelegt haben, Feodor?“

„Gewiß kenne ich ihn,“ erwiderte der Andre, ein junger stattlicher Mann.

„Dann werden wir auch einen tüchtigen Fang machen.“

„Ich fürchte es.“
 „Du fürchtest es? Hast Du schon vergessen, wie gut der Braantwein schmeckte, den wir für den Balg der neulich gefangenen Bestie eintauschten?“ Er schnalzte mit der Zunge. „Gönnst Du Deinem alten Vater das Labsal nicht? Es that ihm so wohl!“

„Im Gegentheil, ich freute mich dieser Stärkung für Dich; aber es widerstrebt mir, in Nacht und Heimlichkeit den Thieren Fallen zu stellen, statt sie, mit dem Gewehre in der Hand, zu erlegen.“

„Ein Gewehr! Was fällt dem Jungen ein? Hat je ein Leibeigner ein Gewehr zu etwas Anderm in der Hand gehabt, als um es seinem Herrn nachzutragen? Auch ist das Fell besser, wenn es nicht von einer Kugel durchlöchert ist.“

„Aber der Knees hat das Legen der Fallen verboten.“

„Verboten?“ lachte der Alte. „Was hätte der nicht verboten? Wollten wir gehorchen, wir wären schlimmer daran als die Hunde. Wir sind freilich nicht viel besser; aber es giebt doch eine Freude für uns, eine einzige, ich meine die, unsere Herren zu betrügen, und drückt nicht selbst der Pope ein Auge dabei zu?“

„Aber die unmen schliche Strafe, die bei der Entdeckung des kleinsten Vergehens folgt.“

„Sind wir nicht daran gewöhnt? Haben nicht unsere Väter und Großväter, bis zu Adam hinauf, sie schon ertragen? Das hat Gott selbst so eingerichtet, den Großen die Gewalt, den Kleinen die Geschicklichkeit zu Betrug und Diebstahl gegeben. Sind wir noch nicht bald zur Stelle?“

„Es werden bessere Zeiten kommen,“ sprach der junge Mann, ohne die Rede des alten zu beachten. „Die Sonne, die der Zaar über seinem Lande hat aufgehen lassen, wird auch bis zu uns dringen. Wir werden Menschen sein!“

„Gott verdamme den Zaar mit seinen Neuerungen! Hast Du den Popen nicht gehört, wie er uns auseinandersetzt, daß Zaar Peter uns mit unsern alten Kleidern, mit unsern alten heiligen Gebräuchen auch die Religion unserer Väter nehmen will? Und Du hoffst auf ihn?“

„Die Popen fluchen dem Zaar, weil er sie mit Gewalt ihrem trägen Leben und ihrer Unwissenheit entziehen will. Er ist früher in einem fernem, schönen Lande gewesen, es heißt Frankreich, und hat dort gesehen, wie die Priester auf dem Lande ihre Gärten bebauen, wie sie Vienenzucht und viele nützliche Dinge treiben; dazu haben unsere Popen keine Lust, und wollen lieber in Schmutz und Armuth leben, und darum hegen sie ihre Weichtinder gegen den Herrscher auf; aber es wird dennoch anders werden!“

„Woher weißt Du das Alles?“

„Neumann hat es mir gesagt.“

„Der verwünschte Deutsche, der seine Gerste und seinen Hafer nach der neuen Art baut, der sich klüger dünkt, wie der Knees selbst! Und mit einem solchen verdammten Keger hält mein einziger Sohn Gemeinschaft! Nun, bei der heiligen Olga, der Schutzpatronin Deiner Mutter, die arme Frau würde sich im Grabe umbdrehen, wenn sie das sähe. Nie laß mich wieder ein Wort von diesem fremden Keger hören!“

Während dieser zornigen Rede war der Alte rasch fortgeschritten; sein Sohn folgte ihm, in trübes Nachsinnen verloren, bis er plötzlich still stand, hinter einen großen dürren Strauch am Wege blickte, und mit einem lauten „Vater hier“ den Alten an seine Seite rief. Ein prächtiger Fuchs lag mit zugeschnürter Kehle in der Schlinge. Als die Männer sich überzeugt hatten, daß kein Leben mehr in ihm war, banden sie die Füße des Thieres je zwei an einander, steckten einen festen Stab hindurch, den sie zu diesem Zwecke mitgebracht hatten, und indem sie denselben auf ihre Schultern nahmen, traten sie mit ihrer Beute den Rückweg an.

Sie gingen langsamer als sie gekommen waren; der Alte froh über den Fang, der Junge mit ganz andern Gedanken beschäftigt. Beide sahen sich indeß von Zeit zu Zeit um, wenn sie in der Ferne ein Geräusch vernahmen; denn noch galt es ja, das todt Thier ungeschoren in ihre Hütte zu bringen. Schon waren sie ihrem Ziele nahe, als aus einem Hohlwege ein lautes Gebell erscholl. Bestürzt standen sie still, und als sie einen großen Hund auf sich lospringen sahen, ließen sie ihre Last fallen und flohen. Doch der Hund war schneller; in zwei Sätzen hatte er sie erreicht, und den Alten an der Brust packend, zwang er ihn zum Stillstehen. Vergebens eilte Feodor dem Vater zu Hilfe; er vermochte nichts gegen das kräftige Thier, und in wenigen Minuten sahen sich die Armen von bewaffneten Männern umringt, welche sie mit Stößen und Hieben zu der Wohnung des Knees Kuralin brachten. Hier wurde, trotz der späten Stunde, Alles wach; der Haushofmeister trat zu den Jägern.

„Wen bringt Ihr da?“ fragte er.

„Den alten Iwan und seinen Sohn. Sie haben einen Fuchs gestohlen; der Knees hat eine hohe Belohnung auf die Entdeckung eines Diebstahls gesetzt. Rufe ihn heraus.“

„Der Knees verschläft einen Raufsch; ich darf ihn nicht wecken; sperrt indeß die Uebelthäter in den leeren Hundestall dort, verwahrt den Fuchs und kommt morgen wieder.“

Der Weisung wurde Folge geleistet und nach kurzer Zeit herrschte Todtenstille auf dem Hofe und im

Hause. Mit einer grimmigsten Freude vernahm der Knees am andern Morgen den Bericht seiner Jäger. Er hatte lange keine Veranlassung zu einer Execution gehabt, und fühlte eine große Befriedigung bei der Aussicht, das ewige Einerlei von Jagen und Trinken durch eine Aufregung unterbrochen zu sehen. Er trat auf den Hof, wo sich alsbald das ganze zahlreiche Haus- und Hofgesinde um ihn scharte.

Die Thür des Stalles wurde geöffnet und von den Jägern ungestüm herausgerissen, standen Iwan und sein Sohn alsbald mitten in der Versammlung. Wären die Anwesenden nicht gar zu stumpf an Geist gewesen, sie würden auf Feodors Gesichte wohl die Wuth gelesen haben, die in seinem Innern tobte; obgleich er so kalt und starr dastand wie die schneebedeckten Pfeiler am Thore des Herrenhauses. Anders war es mit Iwan, in dessen Gesichte die Angst jede Muskel bewegte. Am ganzen Körper zitternd, warf er sich vor dem Knees zur Erde und die gefalteten Hände empor hebend, rief er mit kläglichem Stimm:

„Gnade, Herr! Mir armen Sünder.“

„Gnade, Du Hundesohn? Ja, wenn Du einen Menschen getödtet hättest, ließe ich mich vielleicht erweichen, aber einen Fuchs, und obenein einen schönen! Nichts von Gnade! Werft ihn nieder, und gebt ihm fünfzig Hiebe mit dem Kantschuh!“

Diese Worte rissen Feodor aus der Starrheit; mit dem Ausrufe: „Erbarmen, Knees, für meinen alten schwachen Vater, laß mich allein die Strafe tragen!“ kniete er vor dem Gebieter und hob mit dem Ausdruck der Verzweiflung das Gesicht zu ihm auf.

„Mache Dir keine unnütze Sorge,“ sprach dieser höhnißch. „Auch Du wirst Deiner Strafe nicht entgehen. Vollzieht meinen Befehl!“ rief er den harrenden Dienern zu. Feodor wollte zu seinem Vater eilen; in demselben Augenblicke wurde er mit harten Stricken gebunden, und mußte regungslos zusehen, wie diesem der dicke Schafpelz vom Leibe gerissen wurde, wie man den Unglücklichen auf ein Bund Stroh warf und wie zwei Männer, so gleichgiltig, als ob sie eine gewohnte Arbeit verrichteten, wechselweise das lederne Züchtigungsinstrument auf seinen Rücken fallen ließen.

Bei dem ersten Hiebe stieß Iwan ein furchtbares Geschrei aus; dann rief er bei jedem neuen Schläge irgend einen Heiligen des Kalenders laut an, bis er, keines artikulirten Lautes mehr fähig, ein Stöhnen vernehmen ließ, das in schweres Röcheln überging, welches lange, bevor der letzte Hieb ertheilt wurde, gänzlich verstummte. Als die Execution vollendet war, lag ein blutiger Leichnam am Boden. Feodor schrie laut auf vor Entsetzen und Schmerz. Das war aber auch der letzte Ausbruch des Gefühls, den er sich in dieser Umgebung gestattete.

Von dem frühen Tumult im Hofe geweckt, war Natalie, die achtzehnjährige Tochter des Knees, ans Fenster getreten, und als sie das unmenschliche Schauspiel gesehen, nur nothdürftig bekleidet, in den Hof geeilt, um ihren Vater mit Bitten und Thränen zu bestürmen, es zu enden.

„Du bist eine Närrin,“ sagte er und schob sie unwillig zur Seite. Jetzt, da sie sah, daß der alte Iwan todt war, und daß seinem Sohne ein gleiches Schicksal drohete, wagte sie noch einmal, sich dem Zorne ihres Vaters auszusetzen. Sie durchbrach den Kreis der Umstehenden, beugte ihre Knie vor dem harten Manne und rief mit flehender Stimme:

„Bei allen Heiligen unserer Kirche, Herr, laß es genug sein! Habe Mitleid!“

Statt aller Antwort griff der Knees nach dem Kantschuh, den er stets am Gürtel trug, und gab der Tochter einen, nach seiner Meinung leichten Schlag auf die Schultern, der die zarte Gestalt erbeben ließ. Das Gesicht in den Händen bergend, kehrte sie ins Haus zurück.

Ohne einen Klage laut erlitt Feodor die ihm auferlegte Strafe. Wuth und Schmerz im Innern machten ihn fast gefühllos gegen die äußere Pein. Rache! Rache! war sein einziges Gebet während der grausamen Geißelung, die den Schnee mit seinem Blute färbte, und die Hoffnung, daß sie ginst kommen werde mit allen ihren Schrecken, machte ihn stark genug, seinen Quälern nicht zu zeigen, wie gräßlich die Schmerzen waren, die ihn zerrissen.

Als der Knees sich sattfam an dem Strafacte ge weidet hatte, ging er pfeifend in das Haus zurück. Auch seine Diener verließen den Hof und Feodor blieb unbeachtet mit seiner Qual zurück.

Das Mitleid hat auf dem ganzen Erdboden geweihte Zufluchtstätten, aus denen es immer zu rechter Zeit helfend hervorgeht. Zwei arme Leibeigne des Knees kühlten Feodors Wunden, indem sie dieselben mit Schnee rieben; dann trugen sie die Leiche Iwans in seine Hütte, und am andern Tage bereitete Feodors deutscher Freund mit seinen Dienern ein Grab in der dicht gefrorenen Erde, in welches der Todte, unter frommen Gebeten für das Heil seiner Seele, niedergelegt wurde.

Fast um dieselbe Zeit des Jahres schlief in einem Zimmer des kaiserlichen Palastes zu Peterhof ein Mann den Schlaf des Gerechten; denn er hatte nach einem schweren Tagewerke erst spät das Lager gesucht. Es war der Fürst Repnin, der Präsident des Kriegscollégiums.

(Fortsetzung folgt.)

George Hefekiel.

(Schluß.)

Einen reinen und ungetheilten Kunstgenuß gewähren allerdings die genannten Romane insofern nicht, als sie dem bedenklichen Genre der Tendenzpoesie angehören. Der Verfasser bedient sich ganz bewußt der Form des Romans als einer Waffe für conservative Zwecke. Abstrahirt man aber von der nur relativen Berechtigung des tendenziösen Standpunktes, so kann eine gerechte Kritik nicht umhin, dem Dichter die Anerkennung eines werthvollen und gediegenen Leistens zuzusprechen. Ernste und gründliche Studien aus der Geschichte und der Kulturgeschichte liegen diesen Romanen zu Grunde; die geschichtliche Art und Weise, wie Hefekiel die historischen und die romantischen zu einem wohlgerundeten Ganzen in einander zu verschmelzen weiß, erinnert an Walter Scott. Auch tritt die Tendenz bei ihm nicht prätentios oder doctrinär auf; er fixirt die Conflictte der Gegensätze in klaren Umrissen und mit Schärfe, aber wenn er nach der einen Seite hin seine Sympathien wendet, geschieht es, ohne die entgegenstehenden Ansichten herauszufordern oder zu verletzen. Er schmeichelt, wenn man will, seine Tendenz dem Leser unmerklich auf, unmerklich und unwillkürlich. In der Kunst der Darstellung hat er einen hohen Grad der Vollendung erreicht.

In den aristokratischen Kreisen Preußens ist Hefekiel gegenwärtig der gelesenste Schriftsteller; die märkischen und pommerschen Junker, die für neues Jagdgeräth und neues Sattelzeug stets Geld, nie für Bücher und Buchhändler haben, kaufen die theuren und eleganten Ausgaben seiner Romane. König Friedrich Wilhelm IV., der während seiner Regierung dem Dichter seit dem Erscheinen der „Geschichten, wie man sie sich im Vivouac erzählt“, mannigfache Beweise seiner Huld zuwandte, zählte die angeführten Romane aus der preussischen Geschichte mit zu seiner Lieblingslektüre. „Vor Jena“ war das letzte nicht geistliche Buch, aus welchem der verstorbene Monarch sich in seiner Krankheit vorlesen ließ.

M o d e n b e r i c h t.

(F.) Die Mode begünstigt mehr denn jemals phantastische Farbenzusammenstellungen und Muster. Die Wuth für das Schottische läßt ein wenig nach, aber nur um einer andern Platz zu machen.

Man trägt viel weiße Seide mit großen bunten Mustern, die in Federbüschen, Federn jeder Farbe und Größe, in Vogelnestern und riesigen Bäumen bestehen. Man kann einen ganzen amerikanischen Urwald auf einem solchen Kleide sehen, was zwar nicht hübsch, aber sehr excentrisch ist und das gefällt eben.

Die Kleidertailen verkürzen sich von Tage zu Tage mehr und bald werden die Damen, wie ihre Großmütter, den Gürtel unter den Armen haben. Alle, die zierlich gewachsen und nicht groß sind, folgen eifrig dieser Mode, die andern protestiren dagegen, machen sie aber nichts desto weniger auch mit.

In großer Gunst stehen die Postillon-Leibchen, die vorn westenartig endigen entweder mit einer Schneppe oder halboffen. Das Letztere sieht jugendlicher und anmuthiger aus und wird deshalb auch vorgezogen.

Auch trägt man viele Kleider mit Westen, welche letztere dann die Hauptsache des Leibchens sind und über die man ein kleines vorn rund geschnittenes Jäckchen zieht, das kaum bis an den Gürtel reicht. Die begünstigste Fußbekleidung sind die Husarenstiefeln, die man entweder in Schwarz oder farbig trägt, namentlich in Braun.

Die Frackmode greift mehr und mehr um sich. Nachdem die Damen bekanntlich lange über diese häßliche Mode bei den Herren geschmäht und gespöttelt haben, nehmen sie dieselbe selbst an. Die Herrn müssen zur Entschädigung die Crinoline sich aneignen.

Unter den Sommerstoffen steht unbedingt der Foulard oben an, aber auch er zeigt meist phantastische Muster, Federn, Bäume &c., doch auch Blümchen und Streifen.

Die Confections, die man jetzt am häufigsten sieht, sind von demselben Stoffe wie das Kleid und meist kleingemustert in Taffet, Foulard, Mohair oder Alpaca und zwar in der Form des kurzen oder langen Balletots so wie in der des osterwähnten Fracks.

Für den heißen Sommer bereitet man Radmäntel und Burnus von Hal vor, einer Art Spitze, wie wir kürzlich erwähnt haben. Für die kühlen Abende hat man Kragenmäntel von blauem, purpurrothem oder weißem Tarlatan, mit Borten und Troddeln besetzt.

Die Hüte sind unbestritten zu ihrer einfachsten Construction gekommen. Wenn man eine Dame, die ein solches Hütchen trägt, von vorn sieht, erblickt man in der That nichts als eine Blume vorn im Haar. Es ist wieder Uebertreibung, aber sie verletzt das Auge doch nicht so sehr wie die vorn maßlos hoch hinaufragenden Hüte, welche man bisher trug.

Die breiten Gürtel erlangen immer allgemeinere Gunst, aber es läßt sich nicht läugnen, daß auch sie bereits zur Uebertreibung gelangt sind. Manche sind einfarbig, manche groß gewürfelt oder mit großen Blumenguirlanden. Sie werden an der Seite geknüpft und sind mit Spitzenvolants &c. versehen; kurz, sie sehen ziemlich schwer aus.

Die Frackmode hat auch bereits das Weißzeug ergriffen: man hat Fracks von Rankin, von Piqué, von Muslin oder Batist, die erstern mit matten Stidereien, Borten &c., die letztern mit Einsatzstreifen oder Spitzen.

Sie werden über dazu passenden Rücken oder über Rücken von hellfarbiger Seide getragen.

Die Unterärmel verschwinden allmählig ganz und gar, denn die Kleiderärmel werden fortwährend enger.

Die bunten Unterröcke werden den ganzen Sommer über getragen werden, namentlich des Morgens und selbst zu hellfarbigen Kleidern. Sie sind von englischer weißer Wolle und haben unten einen farbigen Volant.

Die Sommerfächer von ungebleichter Leinwand oder von Taffet in derselben Farbe haben fast alle Stäbchen von Sandel- oder Citronenholz.

Die Mode, die überall Muscheln, Schmetterlinge, Käfer und Vögel anbringt, verallgemeinert sich immer mehr. Die Kopfschmucke der Damen gleichen in der That einem Aquarium und bestehen aus rothen Korallen, Wassertropfen und Seegewächsen. Sie werden sehr weit nach hinten getragen.

Nun noch einige Saison-Toiletten:

Kleid von pensée Taffet, unten auf dem Rocke mit einer Kuche und über dieser drei Reihen einander entgegenlaufender Palmen von Spitzen; Leibchen mit sehr kurzer Taille und Gürtel mit Goldschnalle; enge Ärmel mit Palmenbesatz; kleiner Kragenmantel oder vielmehr große Pelervine von pensée Taffet ebenfalls mit Spitzpalmen und zwei sehr breiten Spitzvolants; Hut von weißem Krepp, mit Thautropfen gestickt und mit einem Busch weißer Federn mit pensée Anhauch.

Kleid von weißem Alpaca, rund herum auf dem Rocke und ziemlich hoch auf demselben hinauf mit kleinen Zaden von kirschrothem Taffet, die mit schwarzen Spitzen eingefasst sind; Frack von Alpaca, kirschroth gefüttert und mit schwarzen Spitzen und Perlmutterknöpfen besetzt; Hut von weißem Pferdehaar mit Kopf von kirschrothem Taffet, auf dem Strohagrementen liegen und an der Seite ein Büschel Kirschen mit schwarzen Spitzen.

Die neueste und gerühmteste Erfindung heißt der Zauberrock (jupon magique). Er ist ganz geformt wie andere ähnlicher Art und hat einen sehr großen Umfang; sein Vorzug besteht darin, daß er nach Belieben und sofort so weit verkleinert werden kann, daß er durchaus nicht belästigt, ja daß man ihn nicht sieht. Wie dies geschieht, ist bis jetzt Geheimniß des Erfinders Delirac in Paris.

Modenblatt № 20.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Einfacher Haarpuz; Kleid von dunkelgrünem Taffet, hohem knappen Leibchen, das sehr lange Frack-

schößen hat, welche nur bis zu zwei Dritttheilen getrennt sind, mit Kuchen eingefasst und mit schwarzem Taffet belegt sind, auf dem schwarze Spitzen liegen; an der Taille hinten eine Rosette von schwarzen Spitzen; die Ärmel fast eng und lang, an der Achsel oben und an den Aufschlägen unten mit schwarzem Taffet und Spitzen garnirt; auf dem sehr langen und sehr weiten Rocke ganz unten ein kleiner Faltenvolant, darüber aber ein breiter Besatz von schwarzem Taffet mit Garnirung von schwarzen Spitzen, die auch über dem Besatz hinlaufen; ganz kleiner gestickter Kragen; geschlossene Unterärmel; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

2. Hut von weißem Krepp mit Auspuß von Krepp, Federn und Band; lange weiße Bindebänder; Kleid von violetter Taffet mit sehr hohem und sehr knappem Leibchen und einem sehr breiten Gürtel von schwarzen Spitzen; lange fast enge Ärmel mit Besatz von schwarzen Spitzen an den Achseln und den Aufschlägen; unten auf dem Rocke eine breite Garnirung mit schwarzen Spitzen; ganz kleiner Kragen; offene gestickte Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Hoher eigenthümlicher Haarpuz; Kleid von rosa Tarlatan mit edig ausgeschnittenem rundem Leibchen, um das oben eine ziemlich breite Lamafranse liegt; lange Ärmel von weißem Tarlatan; auf dem Rocke unten zwei breite Bäuschchen von weißem Tarlatan und über denselben eine Art Volant von Lamaspitzen; weiße Glacéhandschuhe; Schuhe.

4. Hut von weißem Krepp mit Schirm und Bart von blauem Sammet, einer blauen Feder und Schmelzfransen vorn an dem Schirm; blaue Bindebänder; Kleid von braunem Foulard, unten auf dem Rocke mit pyramidenförmigen Einsätzen von schwarzem Taffet, über welche braune Schnüren gezogen sind; kurzer Balletot ebenfalls von Foulard, mit gleichem Auspuß wie der Rock und mit langen sehr engen Ärmeln; ganz kleiner Leinwandkragen; Manschetten von Leinwand; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahlstich № 20.

Ludwig II.,

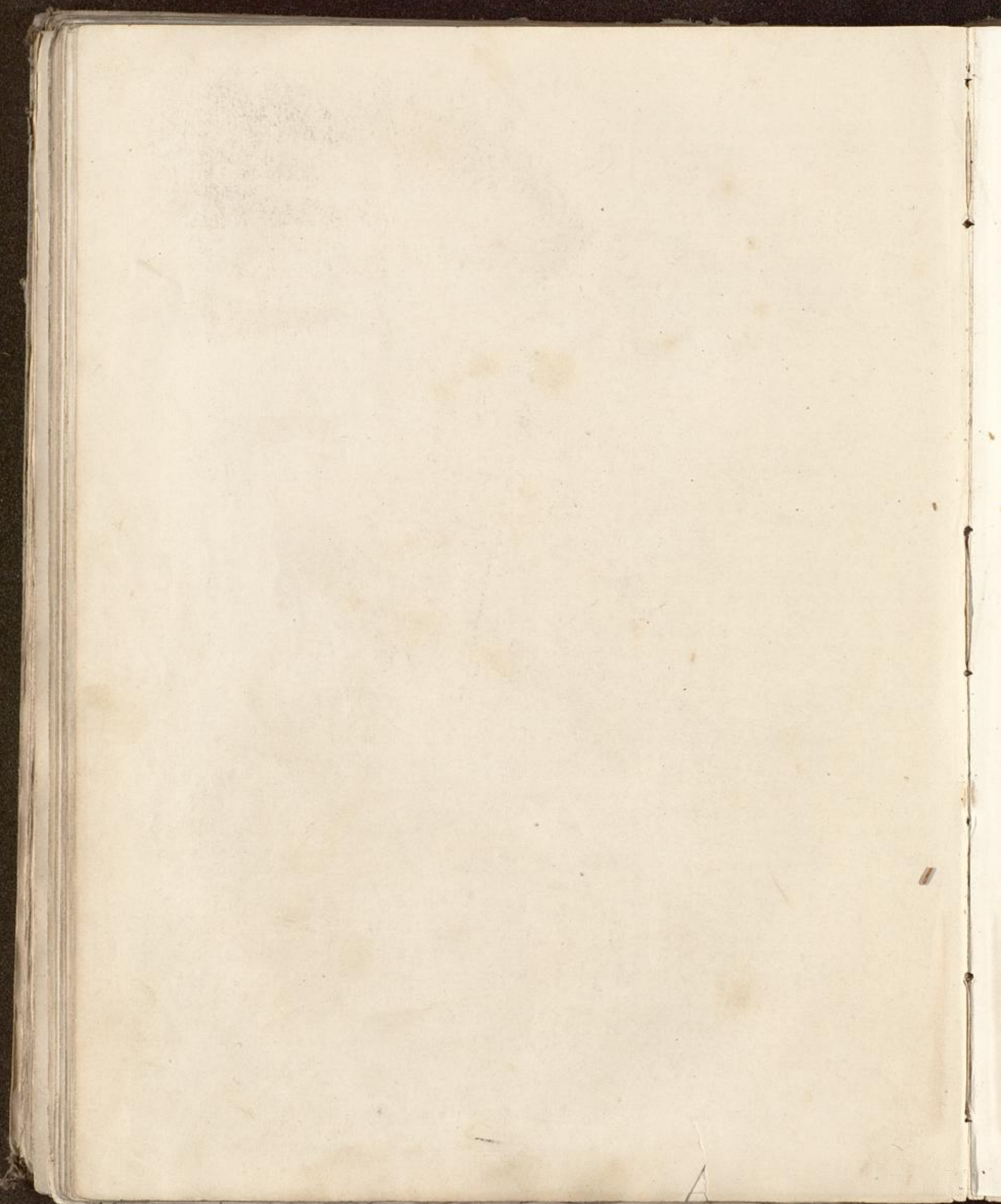
König von Bayern.

(Nach einer Photographie.)

König Ludwig II., den der so unerwartet schnelle Tod seines königlichen Vaters, Maximilian II., in so großer Jugend auf den Thron berief, ist am 25. August 1845 geboren.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG



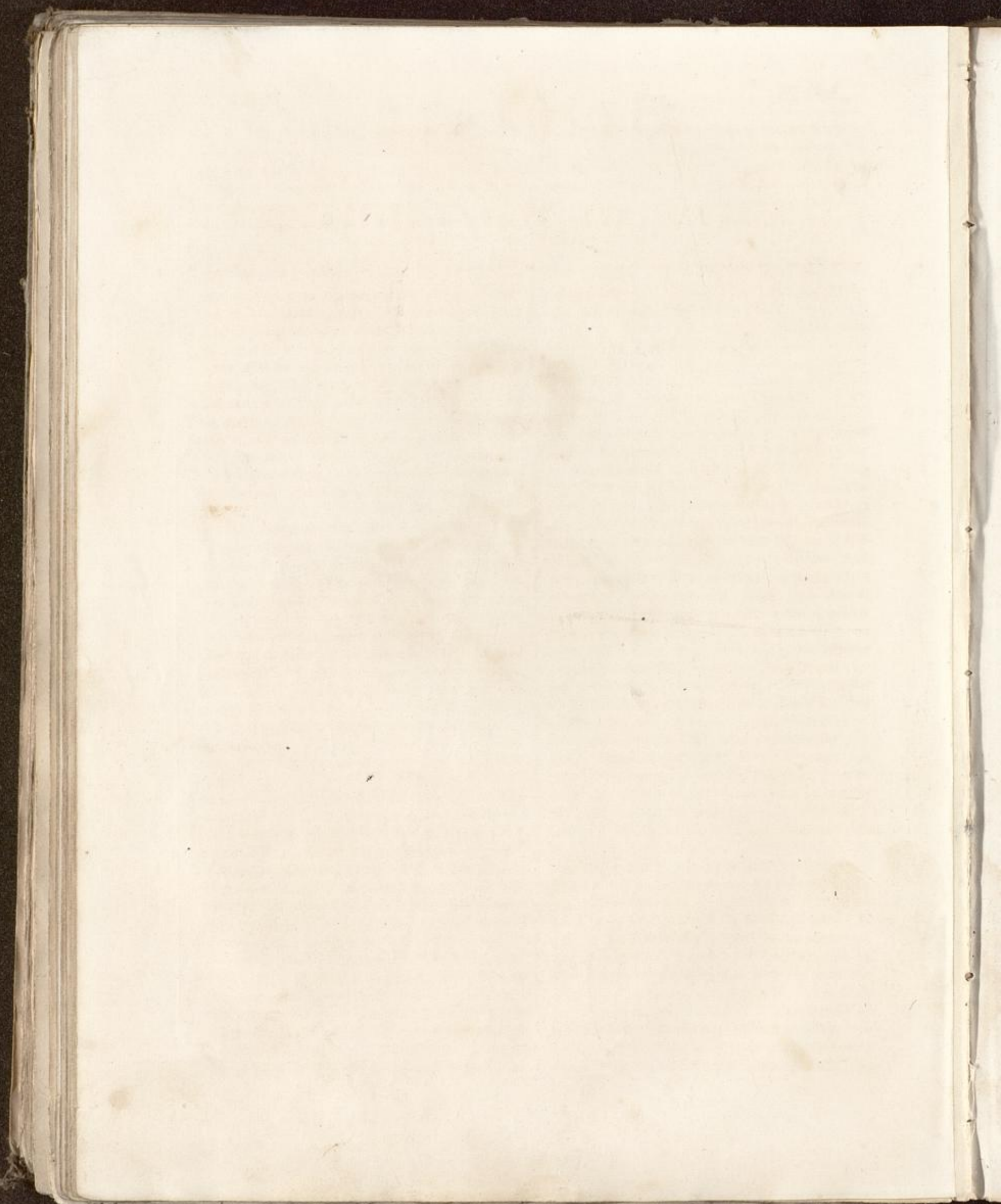


Nach einer Photographie

Nach dem Druck v. Meyer in Leipzig

*Ludwig II.
König von Baiern*

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Eine seltsame Ehe.

Erzählung

von

Wilhelmine Hildebrandt.

Ein eifriger Beförderer der reformatorischen Pläne seines Kaisers, hatte er sich das unbedingte Vertrauen desselben erworben. Er war rastlos bemüht, an dem großen Werke der Verbesserung zu vollenden, was irgend möglich war, und gönnte sich selbst wenig Ruhe, weil er wußte, daß ein körperliches Leiden die Kräfte des Monarchen vernichtete und für sein Leben fürchten ließ. Würde mit dem Tode dieses Mannes nicht ein Stillstand eintreten in dem Fortschritte, dem er so kräftig die Bahn gebrochen hatte? Sollte es wieder Nacht werden in dem neuen Reiche, noch ehe der Tag völlig angebrochen war? Solche und ähnliche Fragen hatte sich der Fürst vorgelegt, ehe der Schlaf ihn seine Sorgen vergessen ließ.

Eine Stunde mochte dieser Schlaf gedauert haben, als die Thür des Zimmers ungestüm aufgerissen wurde, und ein Mann, dessen Gesicht der Zorn convulsivisch verzerrte, hereinstürzte, und ehe der Fürst völlig erwacht war, mit drohend geballter Faust vor dem Bette desselben stand. Peter der Große war es selbst. Kepnin erschrak; er kannte die plötzlichen Ausbrüche der Wuth an dem Herrscher, die, seit dieser körperlich litt, nur zu oft sich wiederholten, und zweifelte nicht, daß er selbst jetzt das Opfer eines solchen Paroxysmus sein werde. Warum? Hat jemals blinde Wuth sich selbst von ihrem Thun Rechenschaft gegeben?

„Steh auf, ich habe mit Dir zu reden,“ sagte der Kaiser, und während Kepnin, auf Alles gefaßt, dem Befehle Folge leistete, ging jener mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen, drückte die gewichtige Hand auf des Fürsten Schultern und sagte mit einer, vor innerer Erregung bebender Stimme: „Die Kaiserin muß sterben!“

Kepnin erbehte.

„Um aller Heiligen Willen, Ihre Majestät, das kann, das darf nicht geschehen!“ rief er aus.

„Still, Mann! Unterbrich mich nicht,“ sagte der

Kaiser, und sah den, der die kühnen Worte gesprochen hatte, mit funkelnden Augen an. „Ich sage Dir, Catharina muß sterben, denn sie hat mich betrogen, schändlich verrathen! Ja, starre mich nur an. Du denkst, ich rede im Krankheitswahnsinn. Diese liesländische Sclavin, der ich eigenhändig die Krone auf's Haupt setzte! So lohnt sie mir. Ich weiß es, ich bin ein grämlicher, kranker Mann, eine Ruine, und der Glende versteht ein Weib zu berücken; aber eine Kaiserin! O psui, psui, der Schande!“

Er hielt einen Augenblick vor Erschöpfung inne.

„Von wem sprechen Ihre Majestät?“ fragte Kepnin auf's Höchste gespannt.

„Du hättest es noch nicht gemerkt?“ fuhr Peter auf. „Feiler Heuchler, bist Du auch im Complot?“ Und er hob die Hand gegen ihn.

„Will Zaar Peter seinen treuesten Diener also verkennen, so thue er, was ihm gut dünkt; ich weiß von keiner Schuld der Zaarin.“

„So muß ich also meine Schmach noch aussprechen! Wisse, ein elender Knecht, ihr Kammerherr, hat mir die Treue meines Weibes gestohlen, des Weibes, das ich aus dem Staube gezogen habe.“

„Ha, Moons!“

„Unglücklicher! Du hast ihn genannt.“

Auf's Neue tobte der Zaar im Zimmer umher; Stühle und andere leichte Möbel zerbrachen unter seiner Hand, und wurden als Trümmer zum Fenster hinausgeschleudert, bis ein Schmerzensanfall, durch die Heftigkeit der Bewegungen hervorgerufen, ihn fast ohnmächtig in einen Lehnstuhl warf. Kepnin ließ dem Monarchen Zeit, sich zu sammeln; dann fiel er vor ihm nieder, umfaßte seine Knie und bat so eindringlich, so herzlich, ihm seinen Kummer anzuvertrauen, daß selbst der Zaar Peter solchem Drängen nicht Stand hielt. Seine Stimme wurde ruhiger, fast weich, sein Gesicht nahm den gewöhnlichen Ausdruck wieder an, und ohne sich selbst durch neue Verwünschungen zu unterbrechen, sprach er zu dem ängstlich zuhörenden Fürsten:

„Du weißt, was ich für Catharinen gethan habe. So lange, bis sie stufenweise zu dem Range einer Kaiserin gestiegen war, hatte sie sich stets als eine treu ergebene, liebevolle Gattin gezeigt; als ich sie aber feierlich zu meiner Nachfolgerin erklärt hatte, wurde sie we-

niger rücksichtsvoll, weniger nachgiebig gegen mich. Es ging so weit, daß sie kein Mitgefühl für meine Schmerzen hatte, und sich kaum die Mühe gab, ihre offenbare Abneigung zu verbergen. Meine Heftigkeit konnte sie mir nicht entfremdet haben, war sie doch daran gewöhnt. An eine Untreue dachte ich nicht; wer dürfte auch nur mit einem Wunsche der Kaiserin zu nahe treten! Ich vermisse die Genossin der frühern Tage. Diesen Abend fühlte ich mich ungewöhnlich matt und abgesspannt; denn ich hatte den Tag über viel gelitten. Meine Unruhe ließ mich nicht schlafen. Ich sah noch Licht bei der Kaiserin. Die Erinnerung an glückliche Zeiten trat mächtig vor mich hin. Wie oft hatte nicht ein Wort von Catharinen mich beruhigt, wie oft ermutigt! Ich begab mich zu ihr; Niemand war im Vorzimmer, und unangemeldet trat ich zu meiner Frau ein. Sie hatte ihr Gefolge entlassen, und ihre vertraute Hofdame, die Moëns, war bei ihr. Es entging mir nicht, daß sie bei meinem Eintritt erschrak; indeß hatte das ganze Gemach ein so unverdächtiges Aussehen, daß ich die Bewegung der Kaiserin der Ueberraschung zuschrieb, mich, der seit längerer Zeit ihre Wohnung nicht betreten hatte, zu so später Stunde kommen zu sehen.

„Ei Cathinka“ — sagte ich — „Du erschrickst ja vor Deinem eignen Manne, als ob Du ein Gespenst gesehen hättest.“ Sie erhob sich vom Sopha, trat mir entgegen und antwortete freundlicher, als ich in der letzten Zeit von ihr gewohnt war:

„Wie konnte ich erwarten, daß der Zaar so spät noch mir die Ehre seines Besuches erweisen würde? Mißdeuten Ihre Majestät meine Verwunderung nicht; aber ich fürchte, dies lange Verweilen außer dem Bette wird, nach einem so bösen Tage, Ihnen schaden.“

„Meinst Du? Cathinka. Ich will es darauf ankommen lassen. Ich hatte Sehnsucht nach Deiner Unterhaltung. Aber warum bist Du spät noch so gepugt?“

„Ich weiß es selbst nicht,“ erwiderte sie unbefangen — „was mich meinen Anzug so sorgfältig wählen ließ; ich glaube, Zaar Peter, es war ein Vorgesühl Deiner Gegenwart,“ setzte sie schmeichelnd hinzu.

Ich nahm meinen Platz neben ihr und beachtete es nicht, daß die Moëns sich entfernte. Catharina war liebenswürdig, gesprächig, geistreich wie damals, als sie den Großvezier bestach und mich und das Reich vom Untergange rettete. Ich vergaß allen jetzigen Zwiespalt, und das Andenken früherer glücklicher Jahre tauchte erheitend in meinem verdüsterten Geiste auf. Ich umfaßte die Frau, die, nachdem die Jugend hinter ihr lag, noch immer schön war, und drückte einen Kuß auf ihren unverhüllten Nacken. Meine Lippen berührten eine goldene Kette.

„Schöne Sclavin, ich halte Dich an einer goldenen

Fessel,“ sagte ich, und zog so lange an der Kette, bis sie den Hals der Kaiserin dicht umschloß und ein Me-dailon, das im Kleide verborgen gewesen war, sichtbar wurde. Mit großer Freude erkannte ich mein eignes Bild; aber mit demselben hatte sich auch ein zusammengefaltetes Blatt aus ihrem Busen gezogen, welches vor uns niederfiel. In der Befriedigung über den Anblick meines Bildes würde ich es kaum bemerkt haben, wenn nicht Catharine sichtlich erschrocken wäre; und ehe ich das Papier aufheben konnte, wie zufällig den Fuß darauf gesetzt hätte.

„Was für ein Billet verbirgst Du so ängstlich unter Deinem Fuße?“ fragte ich, und als die Kaiserin, bleich wie der Tod, keine Antwort über die bebenden Lippen bringen konnte, fühlte ich, wie all mein Blut mir zum Gehirn stieg. Ungestüm riß ich das ehervergessene Weib empor. „Hier lies, was ich fand.“

Peters Gesicht hatte während der letzten Worte wieder den fürchtbaren Ausdruck angenommen, der es bei seinem Eintritte verzerrte.

Fürst Nepnin starrte das Blatt an; es währte lange, ehe er im Stande war, die Worte zu lesen, die es enthielt: Um Mitternacht, wenn der Tyrann schläft, wird zu den Füßen seiner Gebieterin eilen der glückliche Moëns.

„Wie gefällt Dir das?“ fragte der Zaar, in ein wildes Gelächter ausbrechend. Nepnin blieb stumm; eine tiefe Traurigkeit hatte sich seiner ganz und gar bemächtigt; er konnte kein Wort hervorbringen.

„Hast Du keine Antwort auf meine Frage?“ rief Peter, und drückte seine Finger krampfhaft in den Arm des Andern. Dieser ermannte sich:

„Mein Kummer über diese unselige Entdeckung ist so groß, daß er mich keine Antwort finden läßt.“

„Die Entdeckung also macht Dir Kummer; die Nichtswürdigkeit selbst empört Dich nicht? So seid Ihr feilen Schranzen alle! Aber ich will ein so fürchtbares Strafgericht über die Schuldigen ergehen lassen, daß man nach tausend Jahren noch mit Entsetzen davon lesen soll, wie Zaar Peter sich an seinem Weibe rächte!“

Wieder überließ sich der unglückliche Mann einer grenzenlosen Wuth, und wieder wartete der treue Freund, bis der Sturm ausgetobt hatte, und die Erschöpfung keinen neuen Ausbruch gestattete. Der Zaar lag ächzend auf einem Ruhebette; Nepnin trat zu ihm:

„Die Geschichte wird Richterin sein über Peter des Großen Thaten. Sie wird erzählen, daß er seine erste Gemahlin verließ, daß —

„Woran mahnst Du mich?“ unterbrach ihn der Kaiser seufzend. „Ich erkenne eine vergeltende Gerechtigkeit schon hier auf Erden. War nicht die, welche mein Herz von meiner ersten Frau abwandte, die

Schwester des Verbrechers, der mich jetzt beschimpft? Die Geschichte wird es nicht verschweigen.“

Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Sie wird nicht verschweigen“ — fuhr Repnin fort, „daß Peter der Große seinen eigenen Sohn zum Tode verurtheilte; aber sie wird es entschuldigen, mit der Sorge für sein Volk, das er der Finsterniß entreißen wollte, in die der unwürdige Sohn es zurückgestürzt haben würde. Sie wird andere blutige Thaten als Nothwendigkeit erkennen. Aber sie wird nicht erzählen von der Hinrichtung der zweiten Gemahlin, deren Haupt geheiligt ist durch die Krone, die er selbst darauf setzte, ohne daß die Nachwelt sich schauernd abwendet. Der Ruhm des großen Mannes wird besleckt sein bis in die fernsten Zeiten, durch einen Act, den keine Sorge für den Staat geboten, der nur eine Handlung der Rache wäre.“

„Ich soll verzichten auf meine Rache;“ ächzte der Zaar — „die Verbrecher sollen ungestraft fortsündigen?“

„Ihre Majestät wissen, daß es Wenige an Ihrem Hofe giebt, die sich nicht Bestechungen und Veruntreuungen hätten zu Schulden kommen lassen,“ erwiderte Repnin. — „Es wird nicht schwer fallen, Moëns den Proceß zu machen, ohne daß der wahre Grund seines Todes ans Licht tritt. Die Kaiserin finde ihre Strafe in dem eignen Gewissen und der Verachtung des schwer beleidigten Gemahls. Niemand ahnt ihre Schuld, und ihre Ehre darf nicht besleckt werden. Wer anders als sie würde in Peters Sinne fortregieren? Wehe seinen Schöpfungen, wenn Catharine vor der Zeit stürbe, von ihm selbst zum Tode verurtheilt! Sein eignes Volk würde ihm fluchen, und die Segnungen von sich stoßen, die er ihm gebracht hat.“

Peter erhob den auf die Brust gesunkenen Kopf; Repnin sah, wie es in ihm wogte, und welchen Kampf mit sich selbst er bestand. Endlich wurde es still. Er reichte dem Fürsten die Hand:

„Du hast Recht,“ sagte er — „die Kaiserin lebe; aber schlimmer, denn unterm Schwert.“

Er verließ das Zimmer; jedoch hörte Repnin, daß er im anstößenden Saale mit schweren langsamen Schritten zwei volle Stunden auf- und abging, ehe er sich in sein Wohnzimmer begab.

Am nächsten Morgen stürzte Fräulein von Moëns händeringend in das Zimmer der Kaiserin:

„Erbarmen, Majestät! Mein Bruder ist verhaftet, auf Befehl des Kaisers; wie ein gemeiner Verbrecher in den Kerker geworfen. Eilen Sie, ehe Rettung unmöglich wird: O mein Bruder! Mein Bruder! So war meine Warnung vergebens!“ Sie war so trostlos, daß die Gegenwart ihrer hohen Gebieterin ihr keinen Zwang auflegte. Catharina hatte eine qualvolle Nacht durch-

lebt. Ihrer Schuld sich bewußt, die jetzt enthüllt vor dem Gemahle lag, sah sie das Leben ihres Günstlings für verloren an, und zitterte für ihr eignes, und das war nicht das einzige Bittere ihrer Lage. Bald, das wußte sie, würde das ganze weite Reich, dessen unumschränkte Herrscherin sie einst sein sollte, von ihrer Schande wiederhallen; und ihre Töchter! Ohne Ehre vor den eignen Kindern zu stehen, ist es zu ertragen? Zweierlei stand auf dem Spiele, ein durch ihre Liebe gefährdetes Leben und ihre Ehre. Würde sie Beides retten? Sie wollte sich demüthigen vor dem gekrönten Gemahle. Alle ihren Muth zusammennehmend begab sie sich nach seinem Zimmer, sie wurde abgewiesen, fast gewaltsam wurde ihr der Eingang verwehrt, als sie dennoch eindringen wollte. Durch ihre vertrauten Diener erhielt sie eine Schreckenskunde nach der andern. Man hatte Beweise von Fälschungen bei Moëns gefunden; er war zum Verhör geführt; es war Gericht über ihn gehalten; er war zum Tode verurtheilt. Catharine schlief nicht in der Nacht, die auf diese Schrecknisse folgte. Mit Fräulein Moëns in ihr Schlafzimmer eingeschlossen, erkannten Beide voll Verzweiflung, daß keine Hilfe zu hoffen war.

Die Nacht in der Natur endet mit jedem neuen Morgen; während die Nacht in dem geängstigten Gemüthe nicht vor seinem Strahle entweicht. So schwand auch die quälende Unruhe nicht aus Catharinens Seele, als es Tag wurde im kaiserlichen Palaste. Schon schien er hell durch die Fenster, als sich hastige Schritte der Thür der Zaarin näherten. Peter der Große trat ein, ohne Begleitung, ruhig und streng.

„Folgen Sie mir, Madame,“ sagte er, seiner Gemahlin den Arm bietend.

„Auch Sie,“ fuhr er fort, zu Fräulein von Moëns gewandt.

Er geleitete die zitternden Frauen durch einen langen Gang, bis in einen großen Saal. Mit einem Wehruf sank die Hofdame hart an der Schwelle nieder; denn auf einem Tische lag das blutige Haupt ihres Bruders. Peter zog seine Gemahlin dicht davor hin:

„Sehen Sie ihn zum letzten Male an, Madame,“ sprach er mit furchtbarem Hohn. „Ist er nicht schön?“

Catharine stand unbeweglich; sie erhob die Augen nicht; kein Zucken ihres Gesichts that eine innere Bewegung kund; aber wenn das wahr ist, was das Gerücht später bei Peters Tode leise flüsternd von Ohr zu Ohr trug, so zog in diesem Augenblicke ein entsetzlicher Gedanke durch ihre Seele. Peter wollte den Saal verlassen, aber Fräulein von Moëns, aus ihrer Ohnmacht zum Bewußtsein zurückgekommen, warf sich ihm verzweifelt in den Weg:

„Blutgieriger Tyrann! Wütherich!“ rief sie — „der

mir die Schwester verführte und den Bruder mordete, tödtete auch mich!"

Die Erinnerung an eine frühere Schuld, aus diesem Munde, hielt des Kaisers Zorn nieder.

„Thörichtes Mädchen," erwiderte er ruhig — „willst Du dem Trost bieten, der Dich zermalmen kann? Geh, ich verzeihe Dir. Sei meiner Gnade sicher."

„Gnade von Dir?" rief das Hofräulein außer sich. „An dessen Händen das Blut meines Bruders klebt, der aus Lust mit eignen Händen Hunderte von Menschen schlachtete, der dem eignen Sohne Gift in einem Kühltrank reichte! Ich verschmähe Deine Gnade!"

Peters Zorn erwachte. Das hatte noch Keiner gewagt. Er riß die Thür auf, rief die Wache herein, und auf die Unglückliche deutend, sagte er, vor Wuth bebend:

„Dieses Weib ist zur Knute verurtheilt."

Der Vollstreckung dieses Urtheils folgte die Verbannung nach Sibirien. Die Söhne des Hingerichteten, welche Officierstellen in der Armee bekleideten, wurden als gemeine Soldaten in ferne Regimente gesteckt.

Aber noch war Peters Rache nicht gesättigt. Zwar entging Catharine der Strafe, aber ihr Gemahl lebte fortan gänzlich getrennt von ihr, und sah sie nie anders, als von dem ganzen Hofe umgeben. Doch wenn er in ihr die Kaiserin schonte, so fiel das Gewicht seines Zornes um so schwerer auf alle Diejenigen, welche irgend wie in die dem hingerichteten Kammerherrn zur Last gelegten Vergehungen verwickelt waren. Kerkerhaft, Confiscation der Güter und Verbannung waren das Loos manchen reichen Besitzers.

Auch Kurakins böse Stunde hatte geschlagen. Sein Name war unter den Mitschuldigen des Kammerherrn gefunden, und da er dem Zaar als einer der hartnäckigsten Widersacher seiner Verbesserungspläne bekannt war, wurde seine Verbindung mit Moens jenem ein willkommenener Vorwand, ihn der härtesten Strafe verfallen zu lassen.

„Die Güter des Knees Kurakin fallen dem Staate anheim; er selbst wird nach Sibirien geschickt. Hat er Kinder, so werden die Söhne als gemeine Soldaten dem kaiserlichen Heere einverleibt und die Töchter an Leibeigene verheirathet."

So lautete der Urtheilspruch, welchen zu vollziehen eine Commission abgesandt wurde.

Schon hatten die Commissarien das Besizthum des Knees mit Beschlagnahme belegt, schon stand der Wagen bereit, der ihn seiner traurigen Bestimmung entgegenführen sollte, und schon wartete Natalie, die nur die erste Hälfte des Urtheils kannte, in ihrem Reisefelleide, mit gesenktem Kopfe, des Zeichens, ihrem Vater zu folgen, als der Ukaß des Zaars noch einmal vor der versam-

melten Bewohnerschaft der Umgegend laut vorgelesen wurde. Ein Ausruf des Entsetzens löste von den Lippen der unglücklichen Tochter. Sie klammerte sich fest an den Vater, der sie, vielleicht zum Erstenmale in seinem Leben, zärtlich an sich drückte.

„Ist Niemand hier, der Lust hat, die Tochter des Verbannten zum Weibe zu nehmen?" rief ein kaiserlicher Beamter. Keine Antwort erfolgte auf diese Frage. Eine lange Pause athemloser Spannung entstand. Dem rohen Haufen sogar schien die Verwirklichung eines solchen Gedankens nicht möglich. Auch nach einem zweiten Aufrufe meldete sich Keiner. Schon glaubte Natalie, es würde ihr gestattet werden mit dem Vater zu ziehen, als ein junger Bauer sich durch die Menge drängte; es war Feodor.

„Gebt mir," sagte er, zu der Commission gewandt, „die Tochter des Verbrechers zum Weibe."

Aller Blicke richteten sich auf ihn.

„Mein Vater starb unter den Mißhandlungen des ihrigen," fuhr er fort. „Welche Strafe für den Stolz, wenn er die Gewißheit mit in die Verbannung nimmt, daß seine Tochter dem Sohne des von ihm Gemordeten als Magd dienen muß! Zaar Peter selbst würde mir diese Genugthuung nicht versagen."

Vergebens wandte sich Natalie, unter heißen Thränen, mit den eindringlichsten Bitten an die Männer des Gesezes, um die Harten zu bewegen, sie dem Unglücklichen folgen zu lassen; vergebens umschlang sie ihn mit ihren Armen, Vater und Tochter wurden gewaltsam getrennt. Man zwang den Knees, den Wagen zu besteigen, der unter dem Wehegeschrei Nataliens den Blicken entchwand. Sie selbst wurde von Feodor halb bewußtlos zur Kirche geschleppt, wo der Pope die Trauungsformel über die unter so widerwärtigen Verhältnissen Verlobten aussprach. Das unglückliche Mädchen wurde mit Worten des Hohns und rohem Scherz von dem zusammengelaufenen Haufen bis zu Feodors Hütte begleitet, deren Thür sich bald hinter ihr und dem Fürchterlichen schloß. Hier sank sie, mehr todt als lebendig auf eine hölzerne Bank; aber wie wurde ihr, als Feodor mit der Unterwürfigkeit eines Leibeigenen sich vor ihr niederwarf und den Saum ihres Kleides küßte.

„Gnade, Herrin!" rief er aus. „Gnade, daß ich das einzige Mittel anwandte, Dich der furchtbaren Verbannung zu entziehen. Nie werde ich vergessen, daß ich Dein Knecht bin, und was meine arme Hütte bieten kann, soll Deinem Dienste geweiht sein."

„O, wenn Du so menschlich fühlst, warum liebst Du mich nicht mit meinem Vater ziehen?" fragte Natalie, und die Starrheit, in die Schrecken und Angst sie versetzt hatten, löste sich in wohlthuenden Thränen auf.

„Nenne ihn nicht," sprach Feodor finster. „War

er Dir je etwas Anderes, als ein strenger Herr? Hast Du selbst nicht stets vor ihm gezittert?"

„Ich würde ihm sein Unglück erleichtert haben; ich war das Einzige, das ihm blieb,“ jammerte sie.

„Dein Vater ist eine kräftige Natur, sein Körper ist so hart wie sein Herz. Er wird den Wechsel ertragen, während Du, Zarte, schon den Beschwerden der weiten Reise erliegen sein würdest. Dich mußte ich retten. Ketten, selbst gegen Deinen eigenen Willen. Die Fürbitte des niedern Bauers würde ungehört verhallt sein; indeß die Lüge, mit der ich die Diener der Gewalt, wie den Pöbel täuschte, es mir möglich machte, Dich dem offenen Grabe zu entziehen. Zürne mir nicht, ob der schreckensvollen Minuten, die ich Dir bereiten mußte!“

„Wenn,“ fragte Natalie, „ein so glühender Haß gegen meinen unglücklichen Vater in Dir war, was konnte Dich bewegen, die Tochter vom Verderben zu retten?“

„Hast Du jenen Morgen vergessen, wo Du für meinen armen Vater hatest? Die holde Gestalt, mit angstvoll erhobenen Händen, stand vor meinem Geiste, als ich meine Marter litt; sie gab mir den Muth, das Härteste zu ertragen, und als ich den Todten begrub, war der Gedanke an sie mein Trost. Seitdem bin ich Dir wie Dein Schatten gefolgt. Du hast es nicht gesehen, und als die Kunde von der plötzlichen Wendung Deines Geschicks sich im Dorfe verbreitete, eilte ich mit dem Vorsatze herbei, Dich dem Gesetze streitig zu machen. Ich wollte Dich vor den Blicken der Commissarien verbergen, selbst mit Gewalt, wenn es nöthig wäre; aber ach, es war zu spät! Schon standest Du neben dem Verbannten, bereit, sein Loos zu theilen. Hätte nicht ein Anderer Dich verlangen können? In meiner Verzweiflung fand ich den einzigen Ausweg, der es mir möglich machte, Dich dem Gesetze unantastbar gegenüber zu stellen. Dulde es, Herrin, daß ich vor den Bewohnern des Dorfes als Dein Gebieter erschien, während ich in Wirklichkeit Dein Knecht und Dein Beschützer bin.“

„Ich möchte Dir danken, Feodor, aber ich kann es nicht. Mein Geist ist verwirrt, nur das Eine steht vor mir: mein Vater allein, im Elende!“

Feodor schwieg. Er besetzte den Tisch mit Speisen, besser als sie zu jener Zeit in den Häusern russischer Bauern aufgetragen wurden.

„Nimm etwas Nahrung an, Herrin,“ sprach er, „Du bedarfst ihrer.“ Und während Natalie, die den ganzen Tag, ohne irgend etwas zu genießen, hingebacht hatte, einige Bissen aß, bediente er sie stehend. Als Feodor abgetragen hatte, zeigte er auf eine Thür:

„Suche dort Ruhe, Herrin, die Heiligen und ich werden Dich beschützen.“

Er beugte seine Knie vor Natalien und zog sich zurück. Sie öffnete die ihr gezeigte Thür und fand ein

ärmliches aber sauberes Lager, und ermattet von den gewaltigen Erregungen des Tages, warf sie sich darauf nieder. Feodor schlief in einem Stalle, neben dem Eingange seiner Wohnung.

Aber die Schrecken des Tages waren nicht spurlos an Natalie vorübergegangen. Als sie nach einem kurzen, unruhigen Schlafe erwachte, vermochte sie nicht aufzustehen. Krankheit war über sie gekommen. Sie lag in düsterm Hinbrüten, und hörte kaum, wie Jemand an ihre Thür schlich. Stunden vergingen; das junge Mädchen glaubte in einem schweren Traume zu liegen. Ein gewaltiges Zusammensaffen aller ihrer geistigen Kräfte brachte sie zu sich selbst und zum Erkennen ihres Zustandes. Sie fühlte, daß sie krank war. Ein Ausruf des Schmerzes brachte Feodor an ihr Lager. Er war tödtlich erschrocken, als sie ihn mit matter Stimme um einen Trunk Wasser bat. Er beschwor sie in den demüthigsten Ausdrücken, ihm nicht zu zürnen, und versah ihr schnelle Hilfe. Doch würde es um diese Hilfe unter seinen Nachbarn, deren Zustand wie ihre Bedürfnisse sie wenig über das Thier erhob, schlecht gestanden haben, wenn er sich nicht an seinen Freund Neumann hätte wenden können. Mit den vielen Ausländern, die Peter der Große herbeigezogen hatte, um fremde Cultur über die öden Flächen seines unermesslichen Reiches zu verbreiten, war auch jener sammt seiner jungen Frau eingewandert, und lebte als Kolonist nahe dem Dorfe, welches Feodor bewohnte.

Als er sich dort einrichtete, wurde Alles, was er that, als etwas Unerhörtes, Wunderbares angestaunt; doch von dem Popen als Ketzer bezeichnet, sah er sich bald von Denen gemieden, deren Lehrer zu werden er gehofft hatte, und ohne den kaiserlichen Ulas, der die fremden Kolonisten gegen die Dummheit und Böswilligkeit der Einzelnen sicherte, würde Neumann vor dem Knees und seinen Leibeignen keine Ruhe auf dem im Schweiße seines Angesichts erworbenen Besitzthum gehabt haben. Der Zufall hatte ihn mit Feodor bekannt gemacht und von Allen zurückgestoßen, hatte er sich diesem angeschlossen, und war mit ihm eine Art Schutz- und Trutzbündniß eingegangen. Zu ihm eilte Feodor, um Hilfe für Natalien zu holen, und nach kurzer Zeit stand er mit Frau Neumann vor ihrem Lager. Der Anblick eines weiblichen Wesens wirkte beruhigend auf die Kranke, und willig nahm sie die Mittel, welche die Fremde in gebrochenem Russisch ihr anbot. Die Kleidung, das Verhalten der freundlichen Frau, Alles flößte ihr Interesse ein, es zerstreute ihre Traurigkeit, und mit großer Wärme drückte sie das Verlangen aus, die Deutsche möchte bei ihr bleiben. Das konnte nun freilich nicht geschehen, und die Leidende mußte für den Augenblick sich mit der Aussicht auf baldiges Wiedersehen begnügen. Feodor hielt sich in ehrerbietiger Entfernung, und ließ

sich nur vor Natalien sehen, um sich nach ihren Befehlen zu erkundigen; aber was ihm, bei seinen beschränkten Mitteln, nur irgend möglich war, für ihre Erleichterung zu thun, geschah mit der höchsten Aufopferung von seiner Seite. Jeder lästige Zuspruch der Nachbarn wurde von der Herrin, wie er sie unter vier Augen und in Gegenwart des deutschen Ehepaares nannte, fern gehalten, und die Leute im Dorfe sagten: „Feodors Weib wird bald sterben; er läßt sie langsam verschmachten, und Niemand, als der deutsche Keger und seine Frau darf zu ihr.“ Das Vorurtheil, welches Natalie bei der großen Unwissenheit, in der sie erzogen war, natürlich gegen alles Fremde hegte, hatte sie auch anfangs die Keger mit Mißtrauen ansehen lassen, trotz dem Wohlgefallen, das sie an Frau Neumann fand; bald aber zerriß der Nebel, der ihren Geist umhüllte hatte; sie glaubte in ein Wunderland zu schauen, wenn Neumann ihr von deutscher Sitte und der Stellung der Frauen in seinem Vaterlande erzählte. Ihr natürlicher Verstand ließ sie bald erkennen, in welcher Dunkelheit sie bis dahin gelebt hatte, und sie begriff, woher es kam, daß Feodor anders war als alle Männer, die in ihre Nähe gekommen waren.

Nataliens gute Natur und Frau Neumanns Sorgfalt hatten die Krankheit besiegt, und die Genesene durfte die engen Räume der Hütte verlassen und hinaus treten in die Winterluft. Sie wollte ihre neuen Freunde besuchen. Der Weg zu der Wohnung derselben führte, das wußte sie schon, mitten durch die elenden Hütten, aus denen das Dorf bestand; aber Feodor hatte weit ab einen andern gebahnt, auf welchem er sie ihrem Ziele zuführte, ohne daß sie nöthig hatte durch das Dorf zu gehen.

„Warum machst Du einen solchen Umweg mit mir?“ fragte sie.

„O Herrin, ich wollte Dir den Anblick des Herrenhauses ersparen,“ antwortete Feodor mit tiefer Behemuth.

„Laß das Herrenhaus,“ sprach sie, „ich war nie glücklich darin.“

(Schluß folgt.)

Modenbericht.

(F.) Wir haben von den Veränderungen in den Hüten und Kleidern gesprochen und wir müssen heute hinzufügen, daß sie allgemein angenommen sind, so wie daß sich ihnen eine andere anschließt, eine Veränderung in dem Haarpuze. Man sieht nicht mehr die beiden unveränderlichen Scheitel, die so lange herrschten, sondern

hübsche, graziose Haarpuze à la Watteau, die zu der jetzt allgemein giltigen Mode vortreflich passen, und zu welcher auch die kleinen niedrigen Hüthen ohne Bart gut aussehen. Bei diesen Hüthen muß das Haar sehr tief im Nacken liegen und die Ohren müssen ganz frei bleiben. Fast an allen Schirmen sieht man Franssen.

Die Sommerstoffe zerfallen in verschiedene Arten: die moirirten Taffete; die Sommertaffete; die Wollstoffe, die Gazen und Grenadinen von Wolle und Seide, endlich die Piquées, Musline und Jaconas.

Seit einiger Zeit hat man viel vollständige Anzüge aus einem und demselben Stoffe gesehen. Sie bestehen zumeist aus Taffet, Foulard, Linos oder Alpaca und werden gewöhnlich mit Spitzen garnirt.

Man trägt dabei noch immer die kleinen Maskenschleier, besonders an den runden Hüthen, die sehr klein sind. Fast alle diese Schleier haben rund herum eine Perlenfranse, auch sieht man weiße wie schwarze mit Schmelz oder Stroh gestickt und mit Chenillefransen. Sie stehen namentlich zu runden Hüthen gut und tragen dazu bei das Gesicht vor der Sonne zu schützen, gegen welche die jetzigen Hüthen sehr unzureichend sind.

Die Knicker trägt man nur noch im Wagen, sonst die gewöhnlichen Sonnenschirme in Grün, Havanna-braun und Staubgrau. Alle Sonnenschirme sind weiß gefüttert und ohne Franssen.

Die Schleppen, welche die eleganten Damen an den Kleidern tragen, sind nicht selten drei Ellen lang. Damit gehen sie in Staub und Sand und zwar im Gedränge. Kein Wunder, daß ihnen jeden Augenblick Jemand darauf tritt und daß ein Riß erfolgt. Aber darauf wird nicht geachtet.

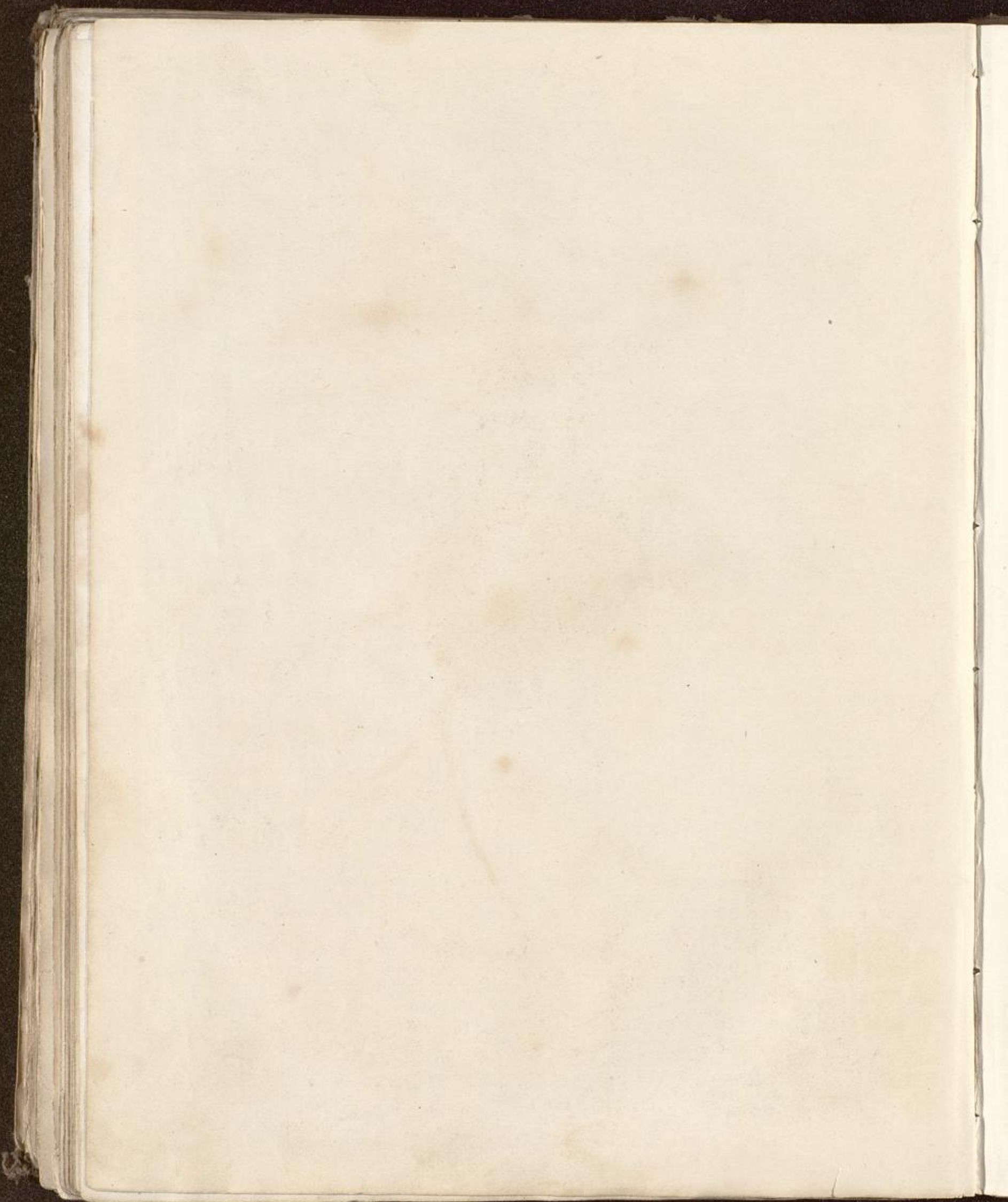
Die Knöpfe, die in großer Menge jetzt getragen werden, sind sehr groß, von Perlmutter oder Schmelz, rund oder auch viereckig, weiß, gelb oder solferino. An dem Kleiderleibchen sind diese Knöpfe meist nur aus Perlen oder Korallen oder von Burgas, d. h. von grüner Perlmutter.

Wie wir schon erwähnten, ist die Herrschaft des Schottischen vorüber, aber man hat seine glänzenden hellen Farben beibehalten, die man in den Streifen wiederfindet, welche an die Stelle der Carreaux getreten sind. Fünf bis sechs Streifen in Roth, Blau, Violett und Gelb werden auf einem einfachen Grunde gruppiert und bilden zusammen einen breiten Streifen, der sich in gewisser Entfernung wiederholt. Wenn diese Zusammenstellung zu grell erscheint, so nimmt man die Streifen von den verschiedenen Nuancen einer Farbe.

Zu Confections verwendet man noch immer Tuch, Taffet und Faille und die von gleichem Stoff und gleicher Farbe wie die Kleider scheinen im Frühjahr und Sommer sehr zahlreich getragen zu werden.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG



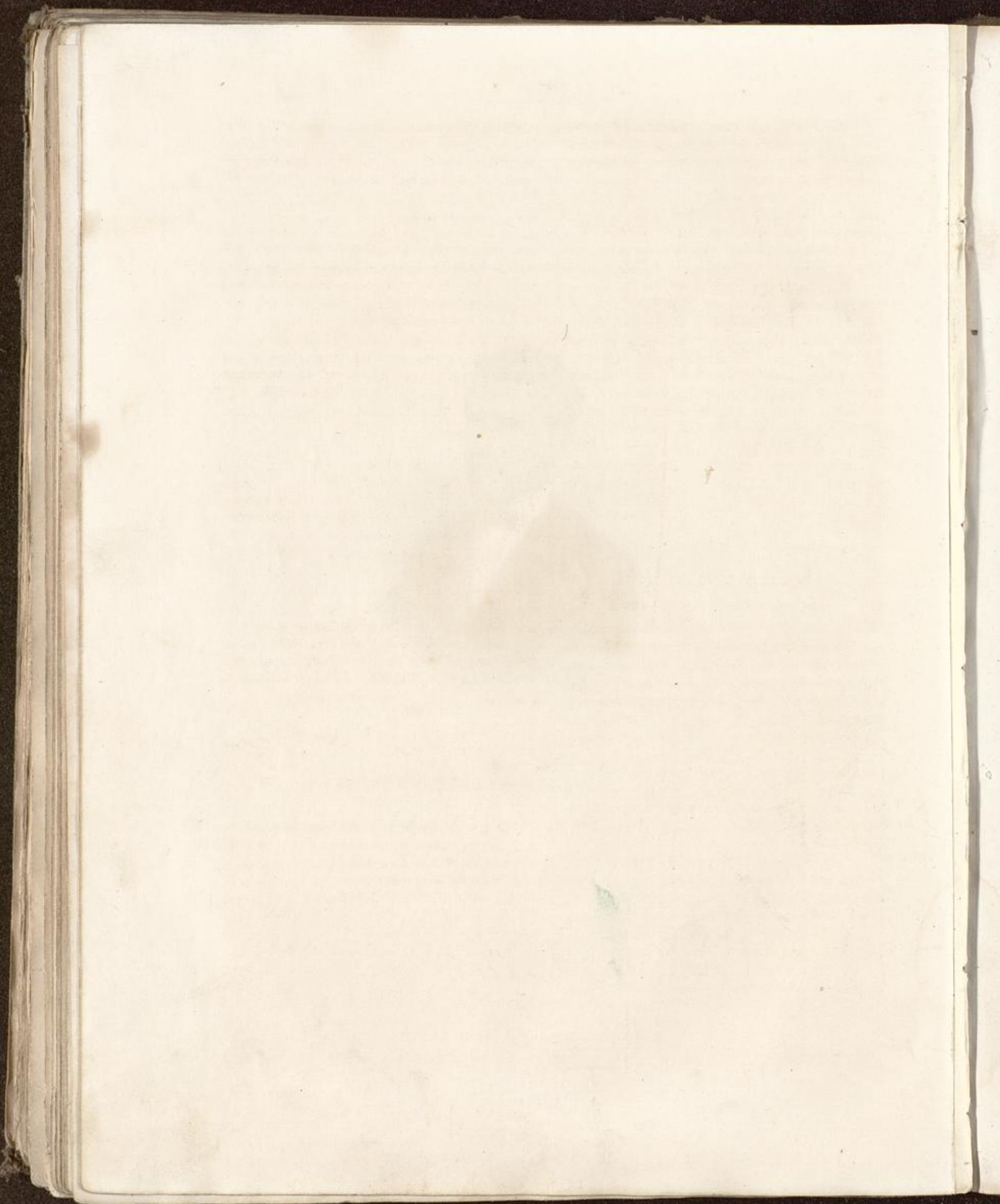


Nach einer Photographie

Stich v. Strauch u. Weger in Leipzig

Werner Marnitz

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



Die Leibchen mit Figaro-Jäckchen sind zahlreich, aber auch die runden sieht man häufig und die letztern haben fast immer einen langen Gürtel, der hinten in gleichen Enden hinabfällt.

Die engen Ärmel trägt man noch immer nicht ganz lang; man garnirt sie wie das Leibchen und zwar theils unten allein, theils unten und oben an der Achsel.

Die Volants, die man noch sieht, sind selten gerade angelegt, sondern in Wellenlinien, in Grecques &c.

Wir sahen kürzlich ein Kleid von Alpaca, das mit blaßblauem Taffet garnirt war. Der Rock bildete eine Schleppe; auf jeder Bahnnacht war ein Streifen von gleichem Stoffe aufgesetzt, mit ausgezackten Rändchen und mit einem blauen Schnürchen eingefast. Die Ärmel waren eng und lang und ebenso garnirt. Ein doppelter Streif bildete ein Figaro-Jäckchen auf dem Schnepfenleibchen. Dazu ein ziemlich anschließender Balletot mit drei Hohlfalten in der Mitte des Rückens, am Rande ganz mit Blau eingefast.

Man will auch die Hüte in derselben Farbe wie das Uebrige tragen. Die von Krepp und Tülle sind an der Tagesordnung und die kleinen bilden bereits die Mehrheit.

Modenblatt N^o 21.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von grauem Krepp, mit einer Kreppschleife und einem Fuchsia-Zweige an der Seite, unter dem Schirme mit Tülle und einzelnen Fuchsiablüten ausgeputzt; kleiner Bart; graue Bindebänder; Kleid von grünem Taffet mit hohem knappem Leibchen, das in einer Westenschneppel endet, mit Atlasknöpfen geschlossen und unten herum mit einer Atlasbandruche garnirt ist; halblange und halbweite Ärmel, mit einer schmalen Ruche oben an der Achsel und unten am Ende; auf dem weiten Rocke unten zwei Ruchen in Zickzack und darunter ein Besatz in großen Zacken von Atlas; Shawl von schwarzen Spitzen; geschlossene weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Knabenanzug: Jäckchen von Tuch, gerade geschnitten und ganz zugeknöpft, mit ganz engen Ärmeln; sehr weite Beinkleider von demselben Stoffe; ziemlich großer Umschlagkragen von Leinwand und ganz schmale rothe Cravatte; bauschige Unterärmel; Mütze von Tuch; hohe Stiefeln mit Troddeln; gelbe Glacéhandschuhe.

3. Mädchenanzug: Runder Strohhut mit einem Blumenbouquet vorn; Kleid von havannabrauner Popeline mit spanischem Jäckchen, das mit einer Ruche ein-

gefast ist, über die ein schmaler Sammetstreif läuft; Rock mit breitem Gürtel, der ebenfalls mit Sammet eingefast ist und unten auf dem Rocke einzelne schief angelegte Volantsstreifen hat; enge Ärmel, unten mit einer Ruche; Chemisette und gestickter Kragen; Unterärmel; Glacéhandschuhe; Stiefelchen in der Kleidsfarbe.

4. Hut von Krepp mit sehr kleinem Schirme und einer weißen Feder an der rechten Seite, unter dem Schirme Tülle, ein Kranz von Blättern und an der linken Seite eine weiße Feder; violette Bindebänder; Kleid von violetter Taffet mit hohem knappem Leibchen, ziemlich kurzer Taille und Tragbändern von schwarzem Sammet, die mit Posament eingefast sind und hinten breiter werdend über den ganzen Rock hinunterlaufen bis an den Saum; ganz enge lange Ärmel mit Aufschlägen von schwarzem Sammet, die mit Spitzen garnirt sind; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

5. Hut von weißem Krepp, ausgeputzt mit schwarzen Spitzen, schwarzem Schmelz und schwarzen Federn; ziemlich großer Bart, ebenfalls mit schwarzen Spitzen und schwarzem Schmelz garnirt; Kleid von grauem Taffet mit hohem Leibchen und einer Berthe von grauen Franzen an einem schwarzen Sammetstreifen; schwarzer Sammetgürtel; lange enge Ärmel mit zwei Sammetstreifen vorn; auf dem Rocke ganz unten ein Besatz von schwarzem Sammet; über dem Rocke eine Art Tunica, die sich dem Leibchen anschließt, hinten in drei dicken Falten bis fast hinunter auf den Saum des Rockes reicht, vorn aber kurz, und rund herum mit einer breiten grauen Franse zwischen zwei schwarzen Sammetstreifen eingeschlossen ist; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahlstich N^o 21.

Werner Munzinger.

(Nach einer Photographie.)

Werner Munzinger, ein Schweizer von Geburt, gehört zu den berühmten Reisehelden, welche keine Gefahr und keine Anstrengung scheuen, um das geheimnißvolle Innere Afrikas aufzuschließen und von denen leider so viele als Opfer ihrer Bestrebungen gefallen sind. Munzinger, über dessen Leben und Thaten wir später Ausführlicheres werden berichten können, hat namentlich das Verdienst, das Meiste zur Aufhellung des traurigen Endes unseres jugendlichen Landsmannes *Eduard Vogel* beigetragen zu haben, der bekanntlich ebenfalls in Afrika starb, nämlich in Wadai ermordet wurde.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Litterarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum angenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erhaltung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. C. Gruner's
vollständige

Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierpflanzenzucht, sowie die sämtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage
von

C. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,
correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues etc. zu Berlin, sowie der pomolog. Gesellschaft zu Altenburg, Ehrenmitgl. der prakt. Gartenbaugesellsch. f. Bayern und der Pfläzler Feld- und Gartenbaugesellschaft etc.
gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Kleine Weltgeschichte

für

Bürgerschulen.

Bearbeitet von Dr. Carl Ramshorn,
Director der III. Bürgerschule zu Leipzig, Ritter des S. A. Oesterr. Franz-Joseph-Ordens.
Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.
gr. 8. broch. Preis 15 Ngr. geb. 17 Ngr.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die ersten Mutterpflichten

und die

erste Kindespflege.

Ein

Belehrungsbuch für junge Frauen und Mütter

von

Dr. F. A. von Ammon.

Fünfte Auflage,

durchgesehen und vermehrt

von

Dr. W. Q. Grenser,

Königl. Sächs. Hofrath, Director des Entbindungsinstituts und Professor der Geburtshilfe an der chirurg.-medic. Akademie in Dresden.

Mit einer Titelbignette.

Taschenformat. In engl. Einband mit Goldschnitt.

Preis: 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

LEIPZIG.

Unter allen existirenden kosmetischen Mitteln gegen das

Ausfallen der Haare

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon bald gewordenen Scheiteln nimmt

Johann Andreas Haushild's
vegetabilischer Haarbalsam

unverküßlich den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht ausliegende Dank- u. Anerkennungschriften, meist von Personen aus den höheren Ständen, bekräftigen die Wirksamkeit desselben und fast sämtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich

gewordenen Toiletteartikel sehr regelmäßig von mir.

Die Wirkung des Balsams ist überrassend!

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich auf selbst schon länger bald gewordenen Stellen in ungläublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Obigen zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Haushild's Balsam in Originalpackungen à 1 Thlr. 1 1/2 Ngr., 2 1/2 Ngr., 4 1/2 Ngr. etc. nur von mir zu beziehen ist.

Julius Kratze Nachfolger.

Leipzig, Dresdner Str. Nr. 2.

NEBEN DER POST.

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE NO 2.

Flöhe-Vertilgung.

Selbst ganze Zimmer schnell von diesen höchst lästigen Insecten zu reinigen, empfiehlt Einsender seine Erfindung (lebenslänglich ausreichend) jeder Haushaltung gegen franco Einsendung von nur 1 Thlr. alleinig an die Expedition der Königl. Leipziger Zeitung unter der Chiffre A. B. F. 56.

Die Ausführung ist ebenso belästigend, als das Resultat überraschend, so daß bei genügender Anzahl in 1/2 Stunde mehrere Hundert gefangen und getödtet werden können. Für die Richtigkeit dieser Angabe bürgt Einsender mit der Summe von 1000 Thaler.

Empfohlen sei ferner:

Wanzenod,

als das Beste, was Wissenschaft und Kunst zum Ausrotten der Wanzen mit Brut und aller Holzwürmer darzustellen vermag. Das Quantum für 20 Betten oder deren Raum für 1 Thlr. unter obiger Chiffre.

Verpackung frei, nebst Drucksachen.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Eine seltsame Ehe.

Erzählung

von

Wilhelmine Hildebrandt.

(Schluß.)

In Neumanns Hause war Alles zu ihrem Empfange festlich vorbereitet; es wurde ihr dem frühern Range gemäß begegnet und, wie unter dem eignen Dache, ließ es Feodor sich auch hier nicht nehmen, seine Herrin zu bedienen. Natalie sah mit Erstaunen den Unterschied zwischen einem russischen und einem deutschen Haushalte. In ihres Vaters Hause hatte Ueberfluß neben Unordnung und Schmutz geherrscht; hier war nur das durchaus Nöthige zu finden; aber die höchste Sauberkeit gab den gewöhnlichsten Dingen einen behaglichen Anstrich.

„O Frau Neumann, lehre mich Feodors Hütte ebenso einrichten,“ bat Natalie sehr eifrig. „Sieh, diesen Schmutz.“ Sie zog eine schwere goldene Kette unter ihrem Pelze hervor. „Das Einzige, was ich von meinem frühern Reichthume rettete, sie wird die dazu nöthigen Ausgaben bestreiten, wenn wir sie an den nächsten Juden verkaufen.“

Ein Strahl von Entzücken flog über Feodors Gesicht, der aber sogleich einem trüben Lächeln wich. Auch das Familienleben civilisirter Länder sah die Russin hier; denn Neumanns hatten zwei Kinder, denen sie ihre ganze Liebe und Sorgfalt widmeten. Sie wurden herein gerufen, die Gäste zu begrüßen; dann kletterten sie an dem Vater hinauf und umschlangen seinen Hals mit den kleinen Armen. Natalie hatte sich nie einer Liebesosung von ihrem Vater zu erfreuen gehabt, und ihre Mutter war gestorben. Die Ahnung eines unbekanntes Glückes zog durch ihre Seele.

Wenige Monate waren seit der Verbannung des Knees vergangen, als die Kunde von Peters des Großen Tode in Feodors Wohnort drang. Catharinens Regierung begann, und eine ihrer ersten Handlungen war, Diejenigen, welche als Mitschuldige ihres ehemaligen Günstlings in Sibirien schmachteten, zurückzurufen. Der

Knees Kurakin sah seine Heimath nicht wieder; er war in der Verbannung gestorben.

An seine in Niedrigkeit verschwundene Tochter dachte Niemand. Einförmig floß ihr Leben dahin; nur durch den Umgang mit der deutschen Familie und Feodors nie ermüdende Sorgfalt erheitert. Dennoch war dies Leben nicht ohne Reiz für sie; denn die Armuth ihrer Umgebung verschwand vor dem Gefühle der Freiheit, das sie früher nicht gekannt hatte, als die Tyrannei ihres Vaters ihre Tage verbitterte, und Furcht vor seiner Rohheit ihre vorherrschende Empfindung war.

Sie hatte sich längst an Feodors Nähe gewöhnt, und es würde ihr sogar lieb gewesen sein, wenn er ihr mehr Vertrauen und nicht diese stete Unterwürfigkeit gezeigt hätte; aber eine ihr selbst unerklärliche Scheu hielt sie ab, dies gegen ihn auszusprechen. Wenn sie ihr einfaches Mahl einnahm, und Feodor sie stehend bediente, sagte sie wohl:

„Setze Dich, Feodor, und isß mit mir; ich bin ja nur ein armer Gast in Deinem Hause,“ dann antwortete er:

„Ich werde nie vergessen, daß Du meine Herrin bist.“ Und seine Augen füllten sich mit Thränen, welche zu verbergen er schnell hinwegging.

Der Frühling war mit langsamen Schritten herangekommen, und sein milder Hauch begann den Schnee zu schmelzen. In Neumanns Garten sproßte das erste Grün hervor. Natalie hatte noch nie einen Garten gesehen. Sie ließ die deutschen Gärten beschreiben und hörte aufmerksam zu, wenn Neumann ihr sagte, daß dort um diese Zeit des Jahres schon Blumen prangten, die hier der hohe Sommer erst zur Blüthe bringe.

„Einen Garten möchte ich haben,“ rief sie aus, „und wäre er nur so groß wie diese Stube.“

Schon am folgenden Tage steckte Feodor einen Platz vor seiner Hütte ab, und umzäunte denselben. Nach Neumanns Anweisung wurden Beete und Gänge abgetheilt und der treue Diener seiner Herrin ging mit Spaten und Rechen ans Werk. Mit fast kindischer Bewunderung betrachtete Natalie diese ihr ganz unbekanntes Geräthschaften. Der schlummernde Thätigkeitstrieb erwachte in ihr. Sie nahm den Spaten aus Feodors Hand, versuchte zu graben, und als es ihr gelang, wollte

sie das Werkzeug gar nicht wieder weggeben. Die Nachbarn, welche sie sahen, sprachen wieder:

„Seht, wie Feodor Iwanowitsch sein Weib zur Arbeit zwingt und müßig dabei steht. Der versteht es, seinen Vater zu rächen!“

Je mehr sich Natalie in ihre neue Lebensweise fand, und je öfter eine vorübergehende Heiterkeit ihr Gesicht belebte, je trauriger wurde Feodor, ohne daß es ihr gelang, den Grund der Niedergeschlagenheit zu erfahren, die ihn gewöhnlich dann überfiel, wenn sie mit ihm arbeitete.

Als der Garten vollendet und mit solchen Blumen und Gemüsen bepflanzt war, welche Jahreszeit und Klima zuließen, trat Feodor zu Natalien:

„Herrin,“ sprach er, „gieb mir einige Glieder der goldenen Kette, die Du verkaufen wolltest.“

„Nimm sie ganz, guter Feodor; ich wollte sie ja längst zu Deinem Nutzen verwenden. Doch wozu brauchst Du jetzt Geld?“

„Ich muß eine weite Reise antreten, und kann arm, wie ich bin, nicht ohne Geld mein Ziel erreichen.“

„Du wolltest mich verlassen? Ich sollte allein hier bleiben?“

„Neumann wird für Dich sorgen.“

„Doch was ist der Zweck Deiner Reise?“

„Forsche nicht danach, Herrin,“ sprach Feodor mit gesenktem Blick.

„Ich verstehe, ein Gelübde.“

„Ja, ein Gelübde, das gelöst werden soll.“

Natalie übergab ihm das Kleinod. Ein in dem nächsten größeren Orte wohnender Jude zahlte hundert Silberrubel dafür. Feodor nahm zehn davon und händigte die andern neunzig Natalien ein.

Als der Abend gekommen war, warf der junge Mann sich seinem Gaste zu Füßen:

„Gieb mir Deine guten Wünsche mit auf den Weg, Herrin!“ sprach er weich.

„Gott und die Heiligen mögen Dich geleiten,“ erwiderte sie und legte ihre Hand auf den Kopf des Knieenden. Ein heftiges Beben durchzuckte Feodors ganze Gestalt; er drückte sein glühendes Gesicht in ihr Kleid und eilte hinaus. Als sie am andern Morgen aus ihrem Kämmerchen trat, war er verschwunden. Sie ging den Geschäften nach, die sie selbst zu ihrem Tagewerke erwählt hatte; aber sie fand heute kein Vergnügen daran, und ihre Hände sanken lässig in den Schoß, als sie sich in Gedanken versunken niedersetzte. Feodor hatte für Vorrath an Lebensmitteln gesorgt; es war leicht, eine Mahlzeit zu bereiten, aber es schmeckte ihr nicht, weil Der nicht da war, in dessen Aufmerksamkeiten sie eine Ausgleichung im Entbehren früheren Wohllebens fand. Es duldete sie nicht in der einsamen Hütte; sie suchte Neumanns auf; die Kinder sprangen ihr fröhlich ent-

gegen; doch als sie nach Feodor fragten, konnte sie ihnen nicht ohne einen tiefen Seufzer Antwort geben. Frau Neumann erschien, und als Natalie ihr sagte, daß ihr heute der Tag so lang erschiene allein in ihrer Wohnung, erwiderte jene:

„Du wirst bald wieder eine zahlreiche Dienerschaft um Dich haben, die Dich für die Entbehrungen dieser Zeit entschädigen wird.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„So hat Dir Feodor nicht gesagt, was der Zweck seiner Reise ist?“

„O ja, die Lösung eines Gelübdes.“

„Aber wach' eines Gelübdes! Wisse, Feodor ist auf dem Wege nach Petersburg, um der Kaiserin einen Fußfall zu thun, und von ihrer Gerechtigkeit für Dich Wiedereinsetzung in Deines Vaters Güter und den Rang zu erstehen, den er stets geehrt hat.“

„Und will er für sich selbst nichts erbitten?“

„Nichts.“

Es fuhr wie ein Blitz durch Nataliens Geist. Eine plötzliche Klarheit kam über sie. Sie erkannte Feodors Edelmut in seinem ganzen Umfange; sie sah noch mehr; aber mit geöffnetem Auge blickte sie auch in ihr eignes Herz. Mit einer Energie, wie Frau Neumann nie an ihr bemerkt hatte, sprang sie auf. Sie war nicht mehr das zaghafte, vom Vaterhause verschonte Mädchen; sie war die Tochter des Knees.

„Rufe mir Deinen Mann,“ sprach sie mit einer solchen Entschiedenheit, daß die Deutsche, erstaunt über die plötzliche Veränderung, augenblicklich ihr Verlangen erfüllte.

„Neumann, treuer Freund, hilf mir schleunigst die Vorkehrungen zu einer Reise nach Petersburg treffen. Schone das Geld nicht, ich bin damit versehen.“

Neumann wollte Einwendungen machen; vergebens. Er sah sich genöthigt, nachzugeben.

„Laß sie,“ flüsterte seine Frau ihm zu.

„Geht Dir kein Licht auf?“

Aber die Vorkehrungen zu einer Reise waren in jener Zeit in Rußland nicht so schnell getroffen. Ehe ein Wagen mit Pferden angeschafft werden konnte, ehe es möglich war, die nöthigen Sicherheitsmaßregeln für Natalien zu nehmen, vergingen mehrere Tage, und so kam es, daß Feodor, der die beschwerliche Wanderung zu Fuße machte, fast zu gleicher Zeit mit ihr in Petersburg anlangte, ohne daß er ahnte, wie nahe sie ihm war.

Peter der Große war mit seiner Gemahlin versöhnt in ihren Armen gestorben. Sie hatte drei Tage und Nächte ihn nicht verlassen, während welcher das erlöschende Leben immer von Neuem gegen den Tod rang, ehe es ihm erlag. Der Verdacht, der ihre Geschichte beslekt hat, wird dadurch nicht genügend widerlegt. Vielleicht hatte die kaiserliche Wittwe Kunde von diesem

Verdachte, und sie fühlte um so mehr die Nothwendigkeit, sich die Liebe ihres Volkes zu gewinnen. Sie sperre sich nicht ab von ihren Unterthanen, und da das Gefühl, da unumschränkte Herrscherin zu sein, wo sie manchen harten Zwang hatte ertragen müssen, ihr Herz der Milde öffnete, wurde es Feodor nicht schwer, Zutritt zu ihr zu erlangen. Als die Thür des Audienzsaals sich vor ihm aufthat, war es ihm als ginge er einem Spruche entgegen, schlimmer als ein Todesurtheil. Noch war es Zeit zurückzutreten, aber er wollte auch in dem letzten Kampfe Sieger bleiben.

„Wer bist Du?“ fragte die Kaiserin, als Feodor vor ihr niederkniete.

„Feodor Swanowitsch, ein Bauer, der aus der Ferne gekommen ist, mächtige Zaarin, um Deine Gnade und Gerechtigkeit anzusehen.“

„Wenn Deine Sache Anspruch auf meine Gerechtigkeit hat,“ sprach die Kaiserin, „dann bedarfst Du meiner Gnade nicht. Sprich!“

Feodor erzählte einfach die Begebenheiten der letzten Monate und schloß seinen Bericht mit den Worten:

„Und nun, große Kaiserin, siehe ich Dich an, diese Scheinehe zu lösen, und mit der Freiheit zugleich Natalien Kurakin ihres Vaters Güter und den Rang zurückzugeben, den die Verbindung mit dem Bauer für kurze Zeit ihr genommen hat.“

„Und liebst Du das Weib nicht, um das Du so gewaltfam warbest?“ fragte die Kaiserin.

„Die Tochter des Knees Kurakin steht zu hoch,“ antwortete Feodor mit bebenden Lippen, „als daß ich je mir selbst eine solche Frage vorgelegt hätte.“

„Deine Sprache ist nicht die eines Bauers,“ fuhr die Monarchin fort, „wer hat Dich gelehrt, Deine Gedanken in solche Worte zu kleiden?“

„Ich weiß es nicht, Kaiserin.“

„Wohl, Feodor Swanowitsch,“ sprach Catharine, „Du hast edelmüthig gehandelt. Ich gewähre Dein Gesuch in Gnaden. Von diesem Augenblicke an ist Deine Ehe gelöst und Natalie Kurakin wieder eingesetzt in alle Rechte, deren sie durch das Vergehen ihres Vaters verlustig wurde. Ziehe hin in Frieden, und wenn Du einst etwas für Dich selbst zu bitten hast, so denke daran, daß ich allen meinen Unterthanen eine gütige Mutter bin.“

Feodor wollte sich entfernen; doch in demselben Augenblicke stürzte eine junge Frau in den Saal, und mit dem Ausdruck der höchsten Angst, sich vor Catharinen niederwerfend rief sie aus:

„Höre mich, große Kaiserin, ich willige nicht in die Trennung!“

„Du hier, Natalie! Es ist nicht möglich!“

Mehr konnte Feodor nicht hervorbringen. Schrecken und Wonne raubten ihm die Sprache.

„Höre ich recht, Natalie,“ sprach die Kaiserin, „Du willst nicht geschieden sein?“

„Nein, Kaiserin, niemals!“

„Aber,“ sprach Catharine dagegen, „der Mann, der sich aus Mitleid mit Dir verband, liebt Dich nicht, er selbst verlangt die Trennung dieser seltsamen Ehe.“

„Glaube ihm nicht! Kaiserin; ich weiß es besser, daß er mich liebt. Niemand vermag wie ich in die Tiefen dieses großen edlen Herzens zu schauen, das unter der groben Bauertracht schlägt. O er liebt mich!“

Feodor war todtenbleich geworden. Er drückte die Hand fest auf sein Herz, und sprach zu sich selbst:

„Nur in diesem letzten Kampfe sei stark noch, mein Herz; dann magst Du brechen!“

Dann zu Catharinen gewandt, sagte er laut:

„Du hast Dein Wort gegeben, Kaiserin, Du wirst es nicht brechen. Gib mir die Freiheit zurück.“

„Höre nicht auf ihn, Kaiserin, er weiß nicht, was er spricht,“ wandte Natalie dagegen mit der Kraft der Ueberzeugung ein.

„Bedenke Natalie,“ sprach Catharine, „Deines Vaters Güter gehören dem Staat: nur die Tochter des Knees Kurakin kann sie zurückerhalten; das Weib des Bauers Feodor muß Verzicht darauf leisten, und mit dem Gatten Niedrigkeit und Mangel theilen.“

„So laß dem Staate meines Vaters Güter, und mich in Niedrigkeit und Mangel bei dem Manne, den ich liebe mit aller Kraft meines Herzens.“

„Zuviel! Zuviel!“ rief Feodor außer sich.

Aber die Kaiserin gebot Beiden durch einen Wink, nahe vor den Thronessel zu treten, auf welchem sie saß; dann ihre Hände zusammensügend sprach sie:

„Feodor Swanowitsch, die Natur hat Dich zum Edelmann gemacht; darum will die Zaarin auch vor der Welt Dich als einen solchen anerkennen lassen. Führe fortan den Namen Kurakin, und empfang aus meiner Hand alle Besitzthümer des verstorbenen Knees.“

Als Feodor und Natalie, ihrer selbst nicht mächtig, vor der Monarchin niedersanken und mit heißen Dankesthränen ihr Gewand benetzten, fuhr sie fort, indem sie die Hände wie segnend auf die Häupter der Glücklichen legte:

„Bleibt einander würdig. Du, Natalie, sei ihm eine treue und gehorsame Gattin; und Du, Feodor, vergiß nicht, daß Ungerechtigkeit und Härte sehr oft dem Versucher die Thür öffnen. Lebt wohl!“

Feodor und Natalie hielten sich noch immer umfassen, als die Kaiserin längst den Saal verlassen hatte. Worte waren zu arm, das auszudrücken, was sie empfanden. Gemeinschaftlich traten sie den Weg in die Heimath an. Ach, wie ganz anders war diese Reise als die, welche Jeder mit seiner Sorge allein gemacht hatte!

Aber so sehr sie sich auch beeilten, ihren Freunden ihr Glück zu verkünden, waren ihnen doch die Commissarien der Kaiserin zuvorgekommen, und als Beide in ihrem Dorfe anlangten, war Feodors Standeserhöhung dort schon bekannt geworden und der Sig von Nataliens Vätern bereit, den neuen Herrn aufzunehmen.

Frau Neumanns Unterweisungen waren nicht vergeblich gewesen. Binnen Kurzem war Nataliens Haushalt, so weit es sich thun ließ, ohne die Gewohnheiten und Neigungen ihrer Diener zu sehr zu beeinträchtigen, auf deutschen Fuß eingerichtet, und Feodor war Einer der Wenigen, welche die Verbesserungen, die nach Peters des Großen Tode ins Stodken geriethen, aufrecht zu halten strebten. Daß er hierbei an seinem Freunde Neumann einen treuen Rathgeber und Helfer fand, versteht sich von selbst.

Die ehemalige Hütte Feodors wurde nebst dem Garten einem deutschen Zimmermann übergeben, der sie in ein allerliebstes Häuschen verwandelte. Aber es war durchaus nicht nach dem Geschmade der übrigen Dorfbewohner, und ohne die vielen Bauten, die Feodor auf seinen Besitzungen unternahm, würde der Deutsche schwerlich seine Rechnung gefunden haben.

Das Ehepaar lebte viele Jahre glücklich.

Von der sittlichen Höhe, zu der sie sich emporgeschwungen hatten, sahen sie voll innigen Mitleids auf die Armen hinab, die noch nicht einmal auf der untersten Stufe der Kultur standen. Aber wie liebevoll sie ihnen auch die helfende Hand reichten, sie wurde nur von Wenigen ergriffen; die Meisten verharrten in Dummheit und Aberglauben, so daß das glückliche Paar für das Heil der armen Blinden nur fromme Wünsche hatte, deren Verwirklichung einer späteren Zeit vorbehalten blieb.

Erinnerungsblize.

Eine Novelle

von

Julie Ruhkopf.

Das Sicheinspinnen ist nicht allein einigen, besonders geschickten Kerbthieren eigen, es giebt auch Menschen, die es in dieser Kunst weit gebracht haben. Anfangs trennen sie sich nur etwas durch besondere Beschäftigungen oder Studien, durch Gewohnheiten, die nach und nach Bedürfnisse werden, von der Gemeinschaft mit ihrem Nächsten, noch ist die spinnende Raupe sichtbar. Immer dichter aber wird die Hülle, immer brennender und gewaltiger werden die Schranken, die den Einsiedler von der übrigen Menschheit scheiden, die Raupe verschwindet endlich im dichten Cocon, sie erstarrt zur Larve.

So war es Hubert Erler gegangen, er war ein Stubengelehrter geworden.

In unserer Zeit, wo das Leben so gewaltig brauset, der Dampf auf alle Höhen steigt, in alle Tiefen dringt, keine Einsamkeit mehr bestehen läßt, wo Alles auf's Nützlichste hinarbeitet, jede neu entdeckte Kraft gleich angewendet wird, den tausendfachen Forderungen der Menschheit zu dienen, scheint es schwer, sich so abzusondern, doch ist es möglich, und in vieler Hinsicht trägt eben die Menge eigenthümlicher und eigensüchtiger Bestrebungen dazu bei, daß der Einzelne unbeachtet und unbehindert seinen Weg gehe.

„Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
D, der ist bald allein;
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.

Sagt Goethe voll tiefer Wahrheit.

Bis zum Gefühl der Pein hatte es Hubert indeß nicht gebracht, er glaubte vielmehr sich wohl zu befinden, hatte er sich doch diese Beschäftigungen, die seine Zeit erfüllten, diese Studien, in welche er sich ganz vertiefte, frei gewählt; sie waren so fesselnd, daß er sich ihnen ganz hingab, daß sie ihm Seele und Sinne gefangen nahmen.

Es war auch mancherlei, was er trieb. Früher hatte er Philologie studirt, zu den alten Sprachen hatte er die lebenden gefügt, nicht allein die, welche man anfängt, bei jedem gebildeten Menschen, wenn auch nicht als ganz geläufig, doch als bekannt vorauszusetzen — Englisch und Französisch; er war auch nach Süden und Norden weiter gegangen, und hatte noch verschiedene stammverwandte Idiome hinzugefügt. Trotz des glänzenden Examens, das er in der Hauptstadt seines deutschen, engeren Vaterlandes gemacht, hatte man ihn bei der Anstellung verschiedene Male zurückgesetzt, weil er sich in der damaligen unruhig bewegten Zeit einer politisch mißliebigen Partei zugeneigt. Diese Vernachlässigung verstimte ihn, er beschloß sein undankbares Vaterland zu verlassen und ganz auf eigenen Füßen zu stehen, sich selbst und seinen Neigungen zu leben.

Dieser Entschluß ward ihm erleichtert durch eine Erbschaft, die seine Existenz mehr als sicher stellte. Er begab sich in die glänzende Hauptstadt eines andern benachbarten deutschen Landes, miethete sich in einer abgelegenen Straße ein kleines abgeschlossenes Quartier, und richtete sich dort ganz nach seinem Gefallen ein. Zufällig kam er in seinen Sprachstudien dazu, etwas von Sir Isaac Newton zu lesen, dies führte ihn auf Arithmetik, Mathematik und verwandte Wissenschaften. Anfangs war er ein Naturforscher im weiten und schwankenden Sinne des Wortes, endlich wandte er sich vorzüglich zur tiefstinnigsten und einsamsten Art derselben, zur Chemie.

Seit er sich dieser Liebe hingeeben, ging er wenig mehr aus, er ließ sich von seiner ältlichen brummigen Aufwärterin das Essen aus einer Garlücke holen, statt daß er sonst selbst hingegangen war, es dort zu verzehren. Oft ließ er seine Gerichte kalt werden, weil er selbst in seiner Küche allerlei kochte, brauete und destillirte, was ihn mehr anzog, und selbst wenn er zur rechten Zeit daran kam, und sich in seinem kleinen Eßzimmer einmal ordentlich hinsetzte, so aß er durchaus ohne Geschmac und Verstand; mit dem linken, aufgestützten Arme hielt er ein Buch, während die Rechte mechanisch ihr Geschäft des Einlöffeln oder Einstopfens fortsetzte. Oft auch unterbrach er sich, warf das Buch hin, um ein neues zu holen, und bauete so nach und nach eine Bücherburg um sich herum auf, die seine Gerichte verdeckte und in Vergessenheit brachte.

Zuweilen trieb es ihn auch, seine Beobachtungen und Entdeckungen niederzuschreiben, und er saß dabei oft so fleißig und eifrig, daß er sich bis über die Mitternacht hinein vertiefte. Er häufte dann diese Schätze in seinem Schreibepulte auf; denn wenn er diese Gedanken, die ihm zugeströmt waren, oder die sich in ihm entwickelt hatten, losgeworden war, so warf er sie zu seinen übrigen Sammlungen, und beachtete sie weiter nicht.

Anfangs war er, wenn die Sonntagsglocke rief, wohl in die Kirche gegangen; denn er war fromm erzogen, und hielt das lutherische Bekenntniß hoch in Ehren, doch hatte ihn der Prediger, ein moralisirender Rationalist, nicht befriedigt; er zog es nun vor, sich selbst zu erbauen, das war ja in jeder Hinsicht besser, er konnte in seinen vier Pfählen bleiben, brauchte sich nicht kirchlich anzuziehen, und hatte noch dazu die volle Freiheit, das Lesen der Bibel so oft zu unterbrechen, als sein Forscherinn es verlangte — dann um in den Ursprachen nach der tiefern Bedeutung oder nach dem Nebeninne eines Wortes zu spähen, öfter noch, um Vergleichen anzustellen über die Abweichungen der Form, die sich in all den verschiedenen Sprachen, die Hubert verstand, und von denen er sich Bibeln angeschafft, in der Uebersetzung des Gottesworts herausstellten. Und so gelang es dem Forscher, aus der Erbauung im Geist eine grammatikalische Stunde zu machen, den schaffenden, belebenden Geist zum todten Buchstaben zu erstarren.

So lebte er mehrere Jahre hin, im Staube, in der gewaltigsten Unordnung, in welcher nur er allein sich zurecht finden konnte, an welche die Aufwärterin sich mit keinem Finger zu rühren getraute. Seine Gesundheit hielt die ungeheure, einseitige Anstrengung noch aus, eine tüchtige, reine Jugendkraft half ihm dazu, doch bekam sein früher volles, blühendes Gesicht eine graue, krankhafte Blässe, Haar und Bart waren ungewöhnlich lang, und in ungeordnetem Zustande, sein Anzug erschien

vernachlässigt. Jedermann würde ihn für zehn Jahr älter gehalten haben, als er wirklich war.

Da saß er eines Abends, es war eben im Ausgange des Winters, die Aufwärterin hatte vor nicht langer Zeit ein lustiges Feuer im Ofen angezündet, — und verschlang die Ankündigung und Auseinandersetzung einer neuen Naturkraft, welche eben entdeckt war, und die Gelehrten vom Fach lebhaft beschäftigte, als ein unbekanntes Etwas ihn in dem Genuße seiner Lieblingsnahrung störte. Die Unterbrechung war lieblich, sie kam von Außen, es war ein leiser Duft, der die Stube durchzog, hold schmeichelnd in seine Nase drang, und unabweislich seine Seele von der Gelehrsamkeit abzog. Er sprang hastig auf, nachzusehen, was das sein könne, und bald entdeckte sein Forscherblick die Ursache dieser Erscheinung. Es war ein Räucherkerzchen, welches die Aufwärterin, der die schwere, von Staub erfüllte Luft der Studirstube unerträglich erschienen war, angezündet und auf den Ofen gestellt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

M o d e n b e r i c h t.

(F.) Wir haben erwähnt, daß man Hüte ohne Bart zu tragen anfange; jetzt müssen wir hinzufügen, daß sie Beifall finden, daß man sehr häufig dergleichen sieht, daß sie allgemein zu werden scheinen. Auch die Schirme verschwinden mehr und mehr, so daß die Hüte also wirklich, wie wir im Anfange sagten, Häubchen werden. Die Puzhüte sind von gebauschtem Tülle in der Capotenform; auf dem Reste von Schirm sieht man ein sehr kleines Blumenbouquet und unter demselben ist auch kaum Raum zu einem Auspuße; die Seiten (die Wangen) gehen ebenfalls fast ohne Puz aus bis auf die sehr langen Ohrringe. Dazu gehört stets der kleine Schleier von Tülle mit einer Schmelzfranse. So will es die neueste Mode.

Dennoch darf man nicht glauben, daß nun die Bärte an den Hüten ganz verschwunden wären; man trägt sie allerdings noch, aber die oben erwähnte Mode ist ohne allen Protest angenommen worden.

An beiden Arten bringt man häufig den Auspuß an dem Kopfe hinten an. Wir sahen z. B. einen sehr hübschen Reistrohhat mit einem kleinen Theerosenbouquet, aus dem eine weiße Feder hervorging, die nach hinten hing. Die runden Hüte sind allgemein angenommen; man hat sogar Formen derselben, die nicht mehr junge Damen tragen können. Das Neueste in dieser Art sind, wie schon erwähnt, die Jockey-Mützen, die freilich erst wenig getragen werden. Die hübschesten

der runden Hüte sind von italienischem Stroh mit einem sehr breiten Sammetrande; an der Seite desselben liegt eine Feder, was sehr gut aussteht. Zur Vervollständigung auch dieser Hüte gehört der kleine Tülle- oder Spitzenschleier, der entweder mit einer Moos- oder Chennillefranse endiget.

Die Anzüge von einem und demselben Stoffe werden immer allgemeiner; Kleid, Ueberwurf und Sonnenschirm müssen gleich sein. Diese Anzüge werden häufig mit Spitzeneinsätzen auf dem Rocke und dem kleinen Krage garnirt. Es sieht dies sehr elegant aus. Ein runder Hut gehört, wie man meint, nothwendig zu einem solchen Anzuge.

Die weißen Leibchen sieht man sehr häufig von jungen Mädchen tragen und die Frackform gefällt ungemein; man kann auch nicht läugnen, daß die kleinen Schößchen mit den Aufschlägen von rosa oder blauem Taffet sehr grazios aussehen. Man trägt dergleichen und ähnliche zu Röcken von Muslin namentlich mit Spitzeneinsätzen, auch zu Röcken von weißem Mohair oder Alpaca oder auch von hellfarbiger Seide.

Fast alle Kleider, selbst die wollenen, und die letzteren werden fast allgemein getragen, müssen eine Garnirung oder sonst einen kleinen Ausputz haben. Man trägt kaum noch ein Kleid mit Rock ohne allen Ausputz. Dieser Ausputz ist sehr verschiedenartig, aber einen wirklich neuen bemerkt man kaum. Man bringt zu solchem Zwecke sehr häufig Bänder, farbige oder schwarze an, die man in verschiedener Weise und in verschiedener Breite aufsetzt. Einer der hübschesten Saisonanzüge ist: Rock von weißem Alpaca mit breitem Besatz von violettem Taffet, der mit verschieden nuancirter Seide gestickt ist. Das Jäckchen und der Camail müssen dann ebenso garnirt und gestickt sein. Denselben Anzug hat man natürlich auch in anderen Farben, z. B. in Grau, Havanna, Blau &c.

Die Stickereien von Stroh und Schmelz sind sehr modisch; man sieht kaum noch einen Hut ohne Stroh- oder Schmelzfranse, ja ohne solche Stickerei.

Seit wenigen Tagen sieht man sehr viele Gürtelmodelle, die in der That Leibchen sind, welche man über die Kleidertailen knüpft; Tragbänder und eine Basquine vervollständigen oftmals diese Gürtel, die von Taffet oder Spitzen sind und auf Kleidern von Barège, Muslin oder weißgrundiger Seide getragen werden.

Das Schweizer Leibchen, das ja auch zu dieser Art gehört, hat eine Schneppe vorn, ist edig auf der Brust ausgeschnitten, wird mit Ruchen garnirt und verlangt durchaus eine gefältelte weiße Chemisette. Daß die so oft und lange geschmäheten Corsets allmähig ganz aus der Mode kommen und durch eine Art breiten Gürtels ersetzt werden oder vielmehr, daß die Corsets die Form eines breiten Gürtels haben, ist den Leserinnen bekannt.

Sie verdienen jedenfalls den Vorzug vor den Corsets, denn sie schaden weniger und ersetzen dieselben doch vollständig.

Modenblatt N^o 22.
(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von Tülle, auf dem Schirme mit Blumen, unter demselben ebenfalls mit Blumen, Band und Tülle ausgeputzt; breite und lange Vindebänder; Kleid von grünem Taffet mit hohem Gürtelleibchen und engen Ärmeln, unten auf dem Rocke reich mit Posament garnirt; Frack-Ueberzieher, genannt *Muscadin*, von Taffet, vorn gerade geschnitten, hinten anliegend; lange Ärmel mit Achselverzierung von Posament und Federfransen, Aufschläge von Posament; vorn oben durch drei Posamentagrafen zusammengehalten; die Frackform bezeichnet durch Posament und Federfransen, die auch die langen Frackschößchen bezeichnen, die los auf dem Rocke liegen und unten mit Posament und Federfransen endigen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Spanischer Koppsputz von schwarzen Spitzen mit einem Blumenbüschel vorn über der Stirn; *Polena*-Kleid von schwerer Seide mit hohem knappem Leibchen, um das ein Gürtel von schwarzem Sammet liegt, wie zwei Tragbänder von eben solchem Sammet mit Fransen; Cravatte ebenfalls von Sammet, deren Enden in Fransentrodeln auslaufen; auf dem Rocke eine Tunica in Frackform, die mit schwarzem Sammet besetzt und mit solchen Fransen eingefast ist; enge lange Ärmel, vorn mit Sammet und Fransen garnirt; kleiner Stehkragen von Leinwand; kleine geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Koppsputz von schwarzen Spitzen, der hinten weit hinabfällt und da eine schwarze Sammettschleife hat; Kleid von schwarzer Popeline mit hohem glattem Leibchen, daß drei lange mit Ruchen eingefaste Schößchen hat; enge lange Ärmel; auf dem Rocke kein Ausputz; ganz kleiner Leinwandkragen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Haarputz mit einem Schmetterling vorn über der Stirn; Kleid von gelblichem Taffet mit einer doppelten Ruche von schwarzem Taffet auf dem Rocke und ganz unten mit einem kleinen schwarzen Taffetvolant; Gürtelleibchen von schwarzem Taffet, oben und unten mit einer Spitzenruche eingefast, während von der Mitte oben aus nach beiden Achseln ein breiter schwarzer Sammetstreifen geht, der an der Achsel in einer Schleife endiget; Chemisette von gefälteltem Muslin mit einer schwarzen Spitzenruche um den Hals; weite lange Tülleärmel mit einer schwarzen Spitzenruche unten als Bündchen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

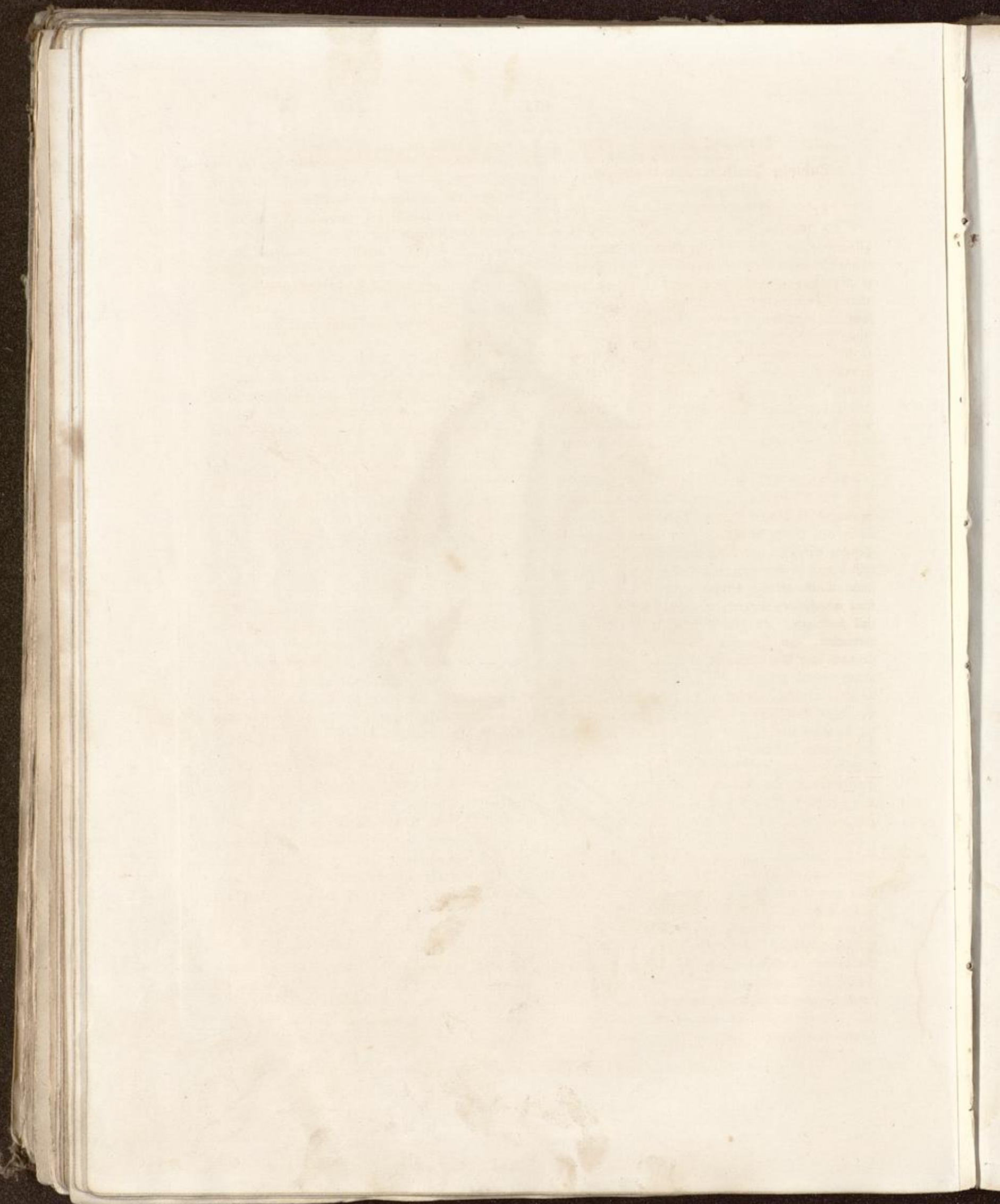


Nach einer Photographie

Wohl in Dienst u. Major in Leipzig

*Gottlieb
F. W. M.*

Verlag v. Neumann, Neudamm



Stahllich N^o 22.

Ludwig Freiherr von Gablenz,

I. I. Feldmarschalllieutenant.

(Nach einer Photographie.)

Die Illustrierte Ztg. giebt die Lebensgeschichte dieses gefeierten Helden also: Frhr. v. Gablenz, Sohn eines sächsischen Generalleutenants und am 19. Juli 1814 zu Dresden geboren, wurde in der dortigen Ritterakademie erzogen und diente so lange als Offizier in der sächsischen Cavalerie, bis es ihm gelang, die Erlaubniß seines Vaters zum Eintritt in österreichische Kriegsdienste — sein Lieblingswunsch — zu erhalten. Im Infanterie-, Cavalerie- und Generalstabsdienste verwendet, vervollständigte er in den Jahren 1835 und 1839 bei der italienischen Armee, dieser Hochschule der Kriegskunst, unter dem Feldmarschall Radetzky seine praktisch-wissenschaftliche Ausbildung und erwarb sich die gründliche Kenntniß des Kriegsschauplatzes, auf dem er später in so hervorragender Weise sich auszuzeichnen Gelegenheit fand. Als Rittmeister begleitete er im Jahre 1848 den Feldmarschalllieutenant Grafen Wallmoden nach Italien, wo er von Santa Lucia angefangen alle Schlachten und Gefechte mitmachte und durch Ueberfegung in den Generalstab und Beförderung (nach Custozza) zum Major zu jenem Wirkungskreise berufen wurde, zu welchem ihn seine militärischen Talente und Eigenschaften ganz speciell befähigten. In dem Gefechte bei Lodi wurde er verwundet. Im November 1848 wurde er Generalstabschef beim Schlik'schen Corps, welches von der galizischen Grenze aus durch die slowakischen Districte nach Ungarn vorrückte. Kühnheit und Ausdauer unter den mißlichsten Verhältnissen charakterisirten die Operationen des kleinen Corps, das am 4. Jan. 1849 bei Kaschau mit vierfacher Uebermacht vom ungarischen Kriegsminister Meszaros überfallen, Dank dem Scharfblicke und der Entschlossenheit des Majors Gablenz, nicht bloß aus einer gefährlichen Lage befreit wurde, sondern auch einen glänzenden Sieg erfocht, für welche That ihm das Kapitel den Maria-Theresia-Orden zuerkannte. Major Gablenz, der die 46 Schlachten und Treffen dieser Wintercampagne mitfocht, wurde bei Tokay und bei Kaschau verwundet. Im Juni 1849 zum Oberstlieutenant bei Prinz-Eugen-Dragonern befördert, begleitete er den Fürsten Felix Schwarzenberg in militärisch-politischer Mission nach Warschau und wohnte dann als kaiserlicher Commissar im Hauptquartier des russischen Generals Grabbe der Belagerung und Uebergabe der Festung Komorn — dem Schlußdrama des ungarischen Krieges — bei. Inzwischen zum Obersten befördert, wurde er vom Fürsten Felix Schwarzenberg zu diplomatischen Austrä-

gen in Dresden, wo er den Ministerconferenzen beizuhohnte, in Kassel, wo er der Wiedereinsetzung des Kurfürsten assistirte, in Hamburg und Berlin verwendet. Dem Landes-Commandirenden in Mähren, General der Cavalerie Graf Schlik, als Generalstabschef zugetheilt, machte Oberst Gablenz das denkwürdige Olmützer Lager (Mai 1851) mit, das durch die Zusammenkunft der Kaiser von Oesterreich und Rußland illustriert wurde. Auf specielle Einladung des Kaisers Nikolaus begleitete er den Feldzeugmeister Hefß ins Lager und zu den Manövern von Warschau. Im Jahre 1854 stand er als General und Brigadier der Occupationsarmee in Jassy, wo er als zeitweiliger Stellvertreter des Gouverneurs Grafen Paar schwierige Unterhandlungen mit den fremden Consuln und den Lokalbehörden durchzuführen hatte; 1857 wieder in die italienische Armee als Brigadier eingetheilt, rückte er mit dem 7. Armeecorps in dieser Eigenschaft in Piemont ein. — Als die Armee des Feldzeugmeisters Gyulai ihre Offensivbewegungen einstellte und hinter der Sessalinie die Entwicklung der feindlichen Operationsplane abzuwarten begann, da blieb die Brigade Gablenz allein auf dem rechten Sestauser als vorgeschobener Posten zur Beobachtung der Festung Casale zurück, welche General Gablenz durch Allarmirungen und Streifzüge vom Angriffe auf seine sehr exponirte Stellung abschreckte. Der erhaltenen Instruction gemäß sprengte er nach seinem unbelästigten Abzuge von Vercelli die prachtvolle Eisenbahnbrücke, weshalb die Franzosen den Uebergang über die Sessia auf Kriegsbrücken bewirken mußten. Als am Tage von Magenta beim Sturme auf Ponte nuovo der Divisionär Baron Reischach gefallen war, übernahm General Gablenz das Commando der Division, die er mit unerschütterlicher Tapferkeit wiederholt zum Sturme vorführte; die auf diesem Punkte errungenen Vortheile gingen leider durch den anderweitigen Gang der Schlacht in ihrer entscheidenden Wirkung verloren. Wie bei Magenta einer der ersten, so war General Gablenz an dem blutigen 9. Juni bei Solferino einer der letzten im Treffen; er deckte in Gemeinschaft mit dem F.-M.-L. Prinzen Alexander von Hessen den Rückzug der Armee und überschritt, nachdem er auf dem feindlichen Ufer bei Volta die Nacht hindurch seine Stellung behauptet hatte, erst am kommenden Tage den schützenden Mincio, zwischen welchen und den Wällen Veronas die kaiserliche Armee sich sammelte und zu neuen Kämpfen vorbereitete, welchen der Waffenstillstand von Villafranca zuvorkam. Das Jahr 1863 brachte ihm die Geheimrathswürde, die Beförderung außer der Tour zum Feldmarschalllieutenant, die Verleihung eines Ulanenregiments und die Ernennung zum Commandanten des österreichischen Bundesexecutions-Reservecorps. Was er in Schleswig gethan, ist bekannt.

Intelligenzblatt zur Wochenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nebmen wir gegen Erhaltung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der englische Dolmetscher

für

Auswanderer,

Anweisung, die englische Sprache binnen kurzer Zeit leicht und ohne Lehrer zu erlernen.

Nebst einem Wörterbuche der deutschen und englischen Sprache, worin die Aussprache und richtige Betonung der englischen Wörter angegeben ist, einem Verzeichnisse der englischen Städtenamen in Amerika, wie sie richtig ausgesprochen sind; und einem Anhange, der Formulare zu Briefen, Quittungen, Wechseln und Ankündigungen enthält, so wie Belehrungen für Auswanderer.

Von L. A. Albert.

Sechste Auflage

von Dr. A. Diezmann.

12. cart. 15 Ngr.

M(ac) Lean, James, little english library, or selection of the best modern writings adapted for childhood and youth. Followed by a series of questions to be answered by the pupil. 16. broch. I. Vol. The ornaments discovered. A story. 2. edition. 1863. 10 Ngr.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Caspari's

Homöopathisches Dispensatorium

für Aerzte und Apotheker.

8. Auflage.

Neu bearbeitet von Ch. Marggraf, Apotheker. 8. broch. Preis 15 Ngr.

Mittheilungen

über

tiefe Bodenbearbeitung, Reihenkultur und die dazu vom Verfasser construirten Maschinen und Geräthe.

Durch 22 in den Text gedruckte Abbildungen erläutert, nebst Zeugnissen über die Leistungen der Maschinen etc. Von Rud. Sack in Plagwitz — Leipzig, früher in Löben bei Lützen.

4°. broch. Preis 10 Ngr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Hierzu eine literarische Beilage von Eduard Kummer in Leipzig.

LEIPZIG.

Von der Medicinal-Polizei-Behörde genehmigt!

Crème antilentilleuse

seule invention de St. Laurent de la Salle, membre de la société imperiale des sciences à Paris.

Diese Crème ist, wenn nicht überhaupt das einzig wirksame, so doch sicher das einzig unschädliche cosmetische Mittel zur Entfernung der Sommerprossen.

Sie bewirkt eine vollständige Umwandlung der Haut; wäre diese noch so sehr von der Sonne gebräunt, durch die stärksten und dichtesten Sommerprossen oder gelben Flecken verunziert, — nach Anwendung der Crème bildet sich eine ganz neue Oberhaut, die von allen Flecken frei, von glänzendster Weiße, Durchsichtigkeit und Zartheit ist, überhaupt einen Feint von unübertrefflicher Schönheit verleiht. Ein zweites Schönheitsmittel von gleicher Wirkung bei so vollständiger Unschädlichkeit wie diese Crème existirt nicht, da indeß unter ähnlichen Namen sehr viele Präparate angepriesen werden, vor deren Schädlichkeit bereits mehrfach öffentlich gewarnt wurde, so ist darauf zu achten, daß nur dann für die Echtheit und Unschädlichkeit dieser Crème garantirt werden kann, wenn solche von der unterzeichneten Handlung, der einzigen in Deutschland dafür bestehenden Verkaufsstelle, bezogen wird.

Preis 5 Gros. — 1 Thlr. 10 Sgr. — 2 fl. 30 kr. Abwechslung oder äther. Duftnoten.

Jul. Kratze Nachfolger in Leipzig, Dresdner Str. Nr. 2, neben der Post.

NEBEN DER POST.

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE N^o 2.

Flöhe-Vertilgung.

Selbst ganze Zimmer schnell von diesen höchst lästigen Insecten zu reinigen, empfiehlt Einsender seine Erfindung (lebenslänglich ausreichend) jeder Haushaltung gegen franco Einsendung von nur 1 Thlr. alleinig an die Expedition der Königl. Leipziger Zeitung unter der Chiffre A. B. F. 56.

Die Ausführung ist ebenso besäugend, als das Resultat überraschend, so daß bei genügender Anzahl in 1/2 Stunde mehrere Hundert gefangen und getödtet werden können. Für die Wichtigkeit dieser Angabe bürgt Einsender mit der Summe von 1000 Thaler.

Empfohlen sei ferner:

Wanzenod,

als das Beste, was Wissenschaft und Kunst zum Ausrotten der Wanzen mit Brut und aller Holzwürmer darzustellen vermag. Das Quantum für 20 Betten oder deren Raum für 1 Thlr. unter obiger Chiffre.

Verpackung frei, nebst Druckfaden.

zur
Allgemeinen Moden-Zeitung.

Die Photosculptur.

Diese neueste, eben so wichtige als interessante Erfindung auf dem Gebiete der Photographie besteht darin, Personen mit Hilfe der letzteren in vollkommenster Naturtreue plastisch darzustellen. Der Erfinder, ein Franzose Namens Billème, hat sich mit einem bedeutenden Photographen von Paris, Claudet, in Verbindung gesetzt, und es werden nun in dessen Etablissements Visitenkarten oder andere Photographien in Büsten, Medaillons oder Statuetten von verschiedener Größe verwandelt. Die Sache ist so interessant, daß es uns unsere Leser und Leserinnen gewiß Dank wissen werden, wenn wir in Nachstehendem eine möglichst anschauliche, durch zwei Abbildungen erläuterte Beschreibung des dabei beobachteten Verfahrens geben.

Die speciell für die Photosculptur bestimmten Lokalitäten des Claudet'schen Etablissements bestehen zunächst in einem großen runden, kuppelförmigen Glas-



salon. Rings herum in der Wand dieses Salons sind in gleichen Entfernungen von einander vierundzwanzig runde Löcher angebracht, die als Oeffnungen für die gleiche Anzahl Camera-obscuras dienen, welche dahinter in einer Art dunklem Gange, der sich um den Salon zieht, stehen. Durch diese Apparate werden von der in der Mitte des Raumes sitzenden oder stehenden Person mit einem Male vierundzwanzig verschiedene Photogra-

phien aufgenommen, denn mittelst einer eben so sinnreichen als einfachen Vorrichtung können sämtliche Cameras zu gleicher Zeit geöffnet und geschlossen werden. Die Sitzung dauert mithin nicht länger als für eine einzige Aufnahme und zu der weiteren Ausführung ist der Sitzende nicht mehr nöthig. Seine Büste oder Statuette wird nun in einem anderen Raume angefertigt, wo die Modellirung durch ein höchst sinnreiches Verfahren, welches nach und nach die Umrisse der vierundzwanzig verschiedenen Photographien auf den rohen Thonblock überträgt, stattfindet. Dies geschieht auf folgende Weise:

Die vierundzwanzig Photographien werden in ihrer Reihenfolge auf dem äußeren Umfange eines großen vertikalen Rades angebracht, das sich mit der Hand drehen läßt, so daß jede Photographie so lange und so oft man will vor das Glas einer laterna magica gebracht werden kann, welche das Abbild derselben je



nach der Entfernung in beliebiger Größe auf einen Schirm von geschliffenem Glase wirft. Vor diesem Schirme nun befindet sich der Modelleur mit dem auf einem drehbaren Piedestahl stehenden Thonblock, in der Hand einen Storchschnabel, mit dessen Spitze er die Um-

riffe des Schattenbildes auf dem Glaschirme nachziehen kann, während ein an einem anderen Theile des Storchschnabels angebrachtes Messer dem weichen Thone die Contouren des Bildes giebt. Ist er mit der ersten Photographie fertig, so wird die nächstfolgende vor die laterna magica gebracht, der Thonblock wird um $\frac{1}{24}$ seines Umfangs gedreht, dieselbe Manipulation mit dem Storchschnabel wiederholt und so fort, bis sämtliche vierundzwanzig Umriffe der Photographien auf den Thon übertragen sind. Hiermit ist der der Photographie obliegende Theil der Operation vollendet, und die so erzeugte Büste oder Statuette ist ein Portrait von unverkennbarer Ähnlichkeit, wenn auch noch in einem etwas unfertigen Zustande. Die durch das Schneiden des Messers erzeugten kleinen Unebenheiten müssen dann mit der Hand oder dem Meißel beseitigt werden, und dies ist das Schwierigste bei der Sache, denn diese Arbeit erfordert eine geübte Künstlerhand. Die Photosculptur besteht sonach aus zwei streng geschiedenen Manipulationen: einer rein mechanischen, welche das rohe Portrait erzeugt und einer künstlerischen, welche dem Ganzen die letzte Feile giebt. Daraus ist der Photosculptur nicht etwa ein Vorwurf zu machen, im Gegentheil es gereicht ihr gerade zum Lobe, denn die Erzeugnisse dieser schönen Erfindung würden bedeutend an Werth verlieren, wenn ihre Herstellung lediglich auf mechanischem Wege erfolgte. Der Vortheil des Verfahrens besteht darin, daß dem Künstler die ungemein zeitraubende Arbeit des rohen Modellirens nach dem sitzenden Modell abgenommen wird und ihm nur übrig bleibt, dem Werke den Stempel der wahren Kunst und Genialität aufzudrücken. So ist es ihm möglich in einem Tage mehrere Statuetten oder Büsten zu vollenden, zu deren Herstellung er sonst eben so viele Wochen gebraucht haben würde. Diese bedeutende Zeiterparniß muß natürlich die Herstellungskosten außerordentlich vermindern und in Folge dessen werden Sculpturwerke, deren Besitz bisher nur reichen Leuten vergönnt war, nach und nach immer mehr Gemeingut Aller werden, ein Nutzen, der gewiß nicht hoch genug angeschlagen werden kann. F—t.

Erinnerungsblize.

Eine Novelle

von

Julie Kuhkopf.

(Fortsetzung.)

Die kleine schwarze rauchende Pyramide wurde nach und nach glühend, ja sie fing schon an sich in Asche zu verwandeln, und immer noch stand unser Gelehrter vor

ihr und starrte sie so aufmerksam an, versank so ganz in ihre Betrachtung, als sähe er ein solches Phänomen zum ersten Male in seinem Leben. Doch war es keinesweges der einfache chemische Prozeß, der sich vor seinen Augen vollendete, was seine Gedanken anzog — er sah die Veränderungen und den Verfall des kleinen Aschenkegels vor seinen Augen kaum, er schaute vor sich hin auf die Erde und träumte.

Wunderbare Gebilde, die ein ewiger Schlaf gefesselt zu haben schien, stiegen plötzlich aus seinem Innern auf, und führten ihn in eine Welt, die ihm völlig unbekannt geworden war. Solche zarte, liebliche Düste hatten sich in der traulichen Wohnstube seiner Mutter verbreitet, solche kleine bläuliche Wölkchen waren aus eben solchen Pyramiden aufgewirbelt, wenn er als Kind aufgeblickt von dem Tische, an welchem er neben seiner Mutter saß, spielte, baute, rechnete oder las — das ganze häusliche Bild stand mit der genauesten Schärfe vor ihm. Es war keine Photographie, kein tochter Abklatsch, nein, eine lebensvolle Scene, von der Erinnerung mit zauberhaften Farben gemalt.

Die Stube, wohnlich mit heruntergelassenen Vorhängen, grau-rüngemusterter Tapete, mit einfachem, warmem Teppich, der runde Tisch mit der grünbeschilderten Lampe nahe an den weißen Ofen gerückt, in welchem das Feuer lustig knatterte und bald graufige, bald lodende Dinge erzählte. Und der wechselnde Schein desselben auf dem Fußboden, den Möbeln, dem Fußbänkchen seiner Mutter, wie deutlich war das Alles! Und wenn die Mutter die Lampe erhob, um aus einer oder der andern Ecke des Zimmers etwas zu holen, oder nach der Wiege zu sehen, in welcher ein Kindlein lag und schlief, wie fiel dann der Lichtschimmer abwechselnd auf die Bilder an der Wand, auf den Christus mit der Dornenkrone, der über dem Sopha hing, und auf das schöne, ernste Bild des verstorbenen Vaters, den er kaum gekannt. Und die Mutter selbst, wie sah er sie vor sich! Da saß sie und nähete ganz in Gedanken, mit etwas gebeugtem Haupte, tiefe Leidenszüge in dem feinen, blassen Gesichte. Nun blickte sie auf und sah ihn an, ihr Ausdruck ward heiterer, ein freundlicher Strahl drang aus ihren schönen, sanften Augen hervor, sie sprach mit ihm, scherzte auch wohl. Noch fühlte er sich erwärmt und im Tiefinnersten beglückt durch diesen Blick der vollen Mutterliebe. . . Da regte es sich in der Ecke, die Mutter stand auf, um nach der Wiege zu sehen, Hubert sah sich selbst in seiner damaligen Knabengestalt aufspringen, sich an die Mutter drängen in lebhaftester Theilnahme an dem kleinen Wesen, zu dem sie sich hinabbeugte. Die kleine Schläferin war aufgewacht, ihr zartes Gesichtchen leuchtete in rosigter Gluth von der Erquickung des Schlafes, ihre Augen glänzten sternengleich, sie streckte die Händchen aus, lächelnd, fröhlich, indem sie in süßen Tönen

alle die Worte herlallte, die sie in der kurzen Zeit ihres Lebens gelernt. Die Mutter antwortete lieblosend, auch Hubert beugte sich vorwärts, nach der Kleinen zu greifen, ihr Händchen zu erfassen, es zu küssen . . .

In tiefer Versunkenheit hatte er diese Bewegung einer längst entschwundenen Zeit wiederholt, ohne an die Gegenwart zu denken, ohne zu beachten, was ihn umgab — er stieß heftig an den Tisch, und alle Bücher, angefüllt mit der Odischen Kraft, stürzten um, einige auf die Erde, einige auf seine Füße. Dies erweckte ihn vollständig aus seinen Träumen, er suchte die zerstreuten Bücher zusammen und setzte sich wieder nieder, weiter in ihnen zu studiren. Das Räucherkerzchen war längst herabgebrannt, der Duft desselben hatte sich fast ganz verzogen, doch versanken die Bilder, welche er hervorgezaubert, nicht so geschwind. Sie drängten sich zwischen die gelehrtesten Gräbeleien, zuckten aus den kühnsten Hypothesen hervor, verwirrten die feinsten Berechnungen und tanzten sogar mitten in den mathematischen Figuren herum. Hubert weidete sich an ihnen, er nickte ihnen auch wohl leise zu, sie brachten eine sanfte Wärme in sein Herz, wenngleich dieser etwas von Wehmuth nachzog. In größerer Stärke und Deutlichkeit aber kamen sie zu ihm, wenn er endlich, von geistiger Arbeit matt, auf seinem Lager ruhte — das Reich der Träume war so recht ihr Tummelplatz.

Nach und nach aber nahm ihre Kraft und Lebhaftigkeit ab, leise zogen sie sich zurück, von der Macht der Zeit überwunden, und waren eben daran, ganz zu erblaffen, als ihnen ein Verbündeter und Helfer erwuchs in der Gestalt des Frühlings.

Er kam leise, fast heimlich herangeschlichen dieses Jahr, brachte nur auf Stunden ein duftiges Himmelsblau, von kleinen weißen Wölkchen verschleiert, dann wieder einmal auf länger laue Lüfte, und dann die vollen Liebesblicke der Sonne. Hubert sah und merkte dies Alles nicht; aber es half doch, das Gras wurde frisch und grün, und die ersten Blumen kamen schüchtern oder keck, je nach ihrer Gemüthsart, aus ihrer Knospenwiege hervor. Die Maiblümchen, noch wenig und selten zu Kauf geboten, denn sie wurden nur von sehr kundigen Suchern gefunden, gehörten gewiß zu den schüchternen Frühlingskindern. Wagten sie doch nicht einmal den Blick hinauf zur Sonne, oder ins Freie hinaus, sondern blickten immer wieder zurück zu ihrer Mutter, der Erde.

Ein lumpiges, kleines Mädchen, durchaus nicht wie ein Frühlingsbote aussehend, hatte sich eines Nachmittags in Huberts Wohnung verirrt, sie klingelte an seiner Thür so unverdrossen, daß er selbst hinging, aufzumachen, da seine Aufwärterin nicht da war. Der kleine Eindringling trug ein Körbchen mit Maiblumensträußchen, und bot diese mit einer Lebhaftigkeit an, wie sie nur

Noth oder längst angewöhnte Keckheit geben. Er wollte sie abweisen, da hielt sie ihm den Korb hin, hob ihn in die Höhe und rief: „Sehen Sie, riechen Sie, wie schön! Der Strauß kostet vier Pfennige! Na, zwei könnten Sie schon nehmen!“

Leise erhob sich der süße Duft aus den gesenkten Glocken der Blumen, vertheilte sich in der Luft und drang in Huberts Sinne mächtig ein. Er ward ganz verwirrt davon, raffte den Korb zu sich hin, starrte in die Sträuße und drückte endlich sein ganzes Gesicht in die Blumen. Träumerisch blickte er in die Höhe und stammelte: „Wie viel soll dies Alles zusammen kosten?“

„Nu,“ warf das lumpige Kind hin, und schaute lech in die Luft: „Sechs Sträuße, das macht gerade zwei Neugroschen vier Pfennige; die Rechnung ist doch nicht schwer?“

Hubert suchte ein Fünfgroschenstück hervor, warf es dem Mädchen zu, und trug den ganzen kostbaren Korb mit fort in sein Zimmer. Hier setzte er sich in seiner Bücherstube an den ersten besten Tisch, achtlos, ob dieser Bücher, Zeichnungen oder sonstige Herrlichkeiten trug, stellte den Korb vor sich hin, und sog die süßen Frühlingsdüfte in sich hinein, durch die offenen Sinne in seine tiefste Seele.

Wieder eine neue Zauberwelt holten sie aus der Vergangenheit hervor, eine helle Scene aus der Zeit seiner glücklichen Kindheit. Bei dem Hause seiner Mutter war ein Gärtchen — da lag es vor seinen Blicken im Frühlingshimmel, hell von der Sonne beschienen. An den Sträuchen drängten sich schon die frischen Blätter, und über den Bäumen zitterte ein grüner Schleier. Auf dem Rasenplatze in der Mitte saß das kleine Mädchen aus der Wiege — ein wenig größer als damals — er kniete neben ihr und spielte mit ihr. Sie wälzten und rollten sich auf dem weichen Grase hin und her, sprangen auf und haschten sich scherzend einander; die Kleine war noch schwach auf den Füßen, und erschien als ein Neuling in der Kunst des Gehens, doch sie lernte es bei jedem neuen Schritte besser. Und wie reizend bewegte sie sich bei diesen lecken Laufversuchen! Die muthwillige Frühlingsluft wehete in ihrem hellblauen Kleidchen, in den feinen Löckchen vom zartesten Blond, die das niedliche Köpfchen umspielten, doch die kleinen Füße hielten dagegen Stand, sie ließen sich nicht umwehen.

Hubert hielt das zauberische Bild fest, das also vor seinen innern Augen sich entfaltet hatte. Das heitere, friedenvolle Leben, das daraus in seine Seele strömte, war überwältigend — er mußte es erst ein wenig haben, festhalten und genießen — dann entwickelte er das Bild weiter.

„Sollen wir Maiblümchen pflücken?“ sagte der kleine Hubert zu seiner Gespielin. Sie klatschte in die runden

Händchen. „Ja, Maibäume!“ rief sie. „Nimm mich, nimm mich, Ube!“ Er kniete auf den Rasen, sie stieg auf seinen Rücken, umschlang mit den weißen Aermchen seinen Hals, und fort ging's im brausenden Galopp. Der Weg war nicht weit. In der einen Ecke des Gartens, neben den Bäumen, die noch der Sonne vergönneten in Fülle auf die Erde zu scheinen, stand eine hübsche Colonie Maiblumpflanzen mit ihren breiten, grünen Blättern, welche die schlanken Stiele mit den feinen Knospchen fast verdeckten. Hin und wieder drängte sich aber doch ein weißes Glöckchen vor, und es mußten ihrer doch schon ziemlich viele sein, die sich noch ganz unter den Blättern versteckt hielten; denn der süße Duft, den sie aushauchten, erfüllte den ganzen Raum. Hubert setzte schnell die kleine Reiterin ab, bückte sich nieder, suchte und pflückte eifrig. Er hatte schon ein nettes Sträußchen gesammelt, während die Kleine hin und her in die Blumen geschaut, auch wohl ein Stengelchen abgerissen hatte, aber meist nur so in gewohnter Weise hinter ihm drein getrollt war, da hörte er sie in einer kleinen Entfernung von ihm stöhnen — eilig sprang er hin — sie saß auf der Erde und starrte mit Verwunderung und Befremdung auf eine Kröte, die langsam über ihren Fuß dahin kroch. Hubert erschrak, er hatte einen heftigen Abscheu vor Kröten, und hätte wahrscheinlich Reißaus genommen, wenn er allein gewesen wäre; doch jetzt besann er sich keinen Augenblick, er ergriff zwei Stöcke, die eben da lagen, schob sie unter den Bauch, und schnellte sie damit ein gutes Stück weit weg. Die Kleine lachte, sprang auf ihre Füße, und machte triumphirend mit der Hand die Bewegung des Fortschnellens wieder und noch einmal.

Siehe, da kam die Mutter gegangen, das bleiche Gesicht sanft von der Frühlingsluft geröthet; die Kinder sprangen ihr entgegen, Hubert brachte ihr das Maiblumensträußchen mit dem süßen Duft; er wußte, es waren ihre Lieblingsblumen; sie drückte es erfreut an ihr Gesicht, athmete wieder und wieder den lieblichen Frühlingsgeruch ein und steckte das Sträußchen dann an ihre Brust. Sie nahm die Kinder an die Hand, und schlenderte mit ihnen im Garten hin und her, rings um das große runde Rasenbeet.

Es war so frisch und hell im Garten, eine heitere, feierliche Stille schien über der ganzen Natur zu ruhen. Nichts unterbrach sie, als das Summen der Käfer und Bienen, das leise Zwitschern der Vögel, und von Zeit zu Zeit ein fernes Glodentönen. Ja, es mußte an einem Sonntage gewesen sein!

Zimmer tiefer versank der Beschauende in die Vergangenheit, es schien ihm als fühle er die weiche, warme Hand seiner Mutter in der seinen, als sie ihn hinführte zu einer Bank, von einem Kirschbaume überwölbt, an dem die Blüthen schon schimmerten, wie sie

ihn an ihrer Seite niedersitzen machte, und die kleine Tilla auf den Schoß nahm. Diese schmiegte sich an die Mutter voll lieblosender Zärtlichkeit, und sog den Duft der Blumen ein, während eine ganze Welt von Freude aus ihren blauen Augen lachte. Die Mutter spielte mit den hellblonden Locken der Kleinen, und sprach viel mit dem Sohne, mehr als gewöhnlich; denn sie hatte eine stille Art. Da fing die kleine Tilla an, die Geschichte von der Kröte zu erzählen, und Hubert ergänzte, was daran unverständlich war. Die Mutter nickte freundlich: „Das ist recht, mein Hubert,“ sagte sie, „Du mußt die Kleine beschützen und bewachen, Du mußt für sie sorgen, sie hat ja Niemand in der Welt. Willst Du auch daran denken, mein lieber Junge, wenn ich nicht mehr da bin?“

Der zitternde Ton dieser Worte klang wie gegenwärtig in seinen Ohren, er fuhr auf, brach in Thränen aus, er drückte die Hände vor die Augen, sein Haupt sank auf den Tisch. Gewaltig wogte es in seinem Innern, er mußte diese ungewohnten, streitenden Gefühle ausweinen.

Endlich ward es ruhiger in ihm, er stand auf und ging im Zimmer auf und ab; die ganze Geschichte seiner Kindheit und Jugend lag erhellert vor ihm, alle Wolken, die sie so lange umgeben und ganz und gar eingehüllt hatten, waren verschwunden. Ja, er war sehr glücklich gewesen in seiner Kindheit, in der innigen Liebe und Pflege seiner Mutter, in der brüderlichen Neigung für das liebe Kind, das Jene an ihr Herz und in ihr Haus genommen, als es in den ersten Tagen seines Lebens durch den Tod ihrer besten Freundin zur Waise geworden — er war glücklich gewesen, bis seine Mutter starb. Er sann nach. Dieser Tod mochte anderthalb Jahre nach jenem schönen, maikichen Tage hereingebrochen sein. Die Mutter hatte lange gekränkelt, das schon hatte Rebel auf das helle Kindheitsleben geworfen, doch eine ernste Sorge war es nicht geworden, bis der schreckliche Verlust Wirklichkeit wurde. Er zerstörte Alles.

Zwar blieb Hubert anfangs in seiner Vaterstadt, sah auch die kleine Tilla zuweilen, die von ihrem Vormunde — ihr Vater war schon vor ihrer Geburt gestorben — zu einer Verwandten gegeben worden war, doch war ihm diese Freude sehr karg zugemessen, auch mußte er sich nachher von seinen Mitschülern vielfach verspotten lassen, daß er ein kleines dummes Mädchen besuche, die nicht einmal seine Schwester war. Er besand sich in einer Kostschule, und fühlte sich unter der Menge der Knaben völlig vereinsamt. Man neckte und verhöhnte ihn, er schlug und biß sich durch, und wußte sich in Achtung zu setzen; denn er lernte tüchtig, hatte Muth und verstand dreinzuschlagen; doch er zog sich in sich selbst zurück, sein Herz erstarrte in ihm.

Nur wenn er zu Tilla ging, wenn sie ihm leuchtend entgegenzog, jauchzend an seinen Hals sprang, und ihn in alle ihre Freuden und Spiele einweichte, dann ging in ihm ein frisches, inneres Leben auf, und er ward mit ihr zum kleinen Kinde; aber immer indem er eine beschützend vorsorgliche Aufsicht über sie führte. Bald aber wurden sie gänzlich getrennt. Hubert kam aus dieser Vorbereitungsschule in eine höhere in der Hauptstadt.

Er lernte fleißig, hielt gute Kameradschaft mit seinen Mitschülern, doch berührte das Alles nur die Oberfläche seiner Seele, sein innerer Mensch wagte sich nicht heraus. In diesem erstarrten Kerne seines Wesens ruhte auch das Bild seiner Mutter, nur einmal entsann er sich, daß es ihm in der ganzen rührenden Lieblichkeit ihres Wesens erschütternd nahe getreten war, an seinem Confirmationstage. Als er am Altare niederkniete, wollte er in Thränen zerfließen. Hätte da eine mütterlich liebende Frau ihn an ihr Herz genommen, es würde das Eis seines Herzens gebrochen, ihm für lange Heil daraus erwachsen sein. Aber in seiner Nähe gab es keine.

Sah er ein kleines Mädchen oder sah er einmal allein für sich, so dachte er wohl einmal an frühere Zeiten und an seine liebe kleine Gefährtin, doch dies Gedenken, diese Liebe waren so hoffnungslos, daß sie bald erloschen. Er wußte nicht, wo Ottilie war, ob sie sich noch bei ihrer Verwandten in seiner Vaterstadt befand, er wußte auch nicht, ob das Kind sich noch seiner erinnerte. Einen Brief an sie zu schreiben, lag völlig fern, in den ersten Jahren schon deshalb, weil Tilla ja weder schreiben noch Geschriebenes lesen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die feinen Längestreifen und das Gegitterte sind die beiden Lieblingsmuster der Seidenstoffe, d. h. des Taffets und Sommer-Moires, so wie der Phantasiezeuge. Die gesuchtesten Stoffe zu Negligékleidern sind Mohair, Alpacca und besonders der Kinos, welcher den Glanz der Grenadine besitzt.

Die hohen glatten Leibchen mit sehr kurzer Taille und einer Schnalle sind eben so modisch wie die, welche im Gegentheil die Taille noch mehr zu verlängern versuchen.

Auf dem Leibchen bildet die Garnirung nicht selten scheinbar ein Berner Leibchen und endiget hinten in langen Enden.

Die Aermel sind noch immer lang und sehr eng, was jedenfalls unrecht im Sommer ist, aber von der

Mode verlangt wird. Man garnirt sie wie die Leibchen und niemals fehlt der Jockey, d. h. der Auspuß oben an der Achsel. Die Garnirung der Aermel muß übrigens jener auf dem Rocke entsprechen.

Die Röcke haben eine sehr bedeutende Weite, jetzt aber nur unten. Um das herauszubringen, werden die einzelnen Blatt nur an einer Seite schief geschnitten. Die mittlere Weite eines Rockes muß unten fünf Metres, oben darf sie nur zwei und einen halben betragen. Die Schleppe an allen etwas eleganten Kleidern muß sehr lang sein.

Mehr als jemals werden die Confections von demselben Stoffe wie die Kleider getragen mit Ausnahme der leichteren von Jaspitzen, die alle eleganten Damen tragen werden, wenn die Wärme endlich kommen wird. Man hat aber auch sehr hübsche Kragen von Muslin, die kurz sind und den Anzug also nicht vollständig bedecken.

Wir erwähnen auch einige neue Anzüge:

Einer, zum Negligé, ist von grauem, oft weißem Kinos, zwischen jedem Blatt eine kleine mit schwarzem Sammet geschnürte rothe Taffetzade. Sammet faßt diese Zaden auch ein und geht hinunter bis an den Saum des Rockes. Dazu ein Manola-Zäckchen von gleichem Stoffe mit ähnlichem Auspuße wie der Rock.

Ein zweiter Anzug ist von mauve und weiß gewürfeltem Mohair mit sehr langem Rocke, der keinen anderen Auspuß hat als ein mauve Gefältel; das Leibchen in Frackform mit Gefältel eingefast.

Das dritte einfachere Kleid ist von weißem Alpacca in dem Prinzessinschnitte mit einer Borte von firschroth und weiß schirter Seide eingefast. Die Stiderei bedeckt vorn das Leibchen fast ganz und steigt dann auf dem Rocke ganz hinunter, wobei sie eine Reihe großer Perlmutterknöpfe einrahmt. Unten läuft die Stiderei um den Rock herum und dann auf allen Nähten hinauf. Die Aermel sind vollständig eng.

Die eleganteren Toiletten sind von Taffet, aber die Confection von demselben Stoffe fängt an, wegen der Wärme, für etwas schwer zu gelten; deshalb trägt man lieber einen kleinen Radmantel oder Rundkragen von Seidengaze dazu, z. B. auf einem Kleide von mauve Taffet einen solchen Rundkragen von mauve Gaze, mit Spitzen eingefast.

Uebrigens verwendet man viel Seidengaze und Grenadine und häufig sieht man Shawls von weißer Grenadine, die farbig gestickt und mit Spitzen garnirt sind, eine ganz ausgezeichnete Vervollständigung einer Toilette.

Das Auffallende und Seltsame in der Damenkleidung scheint, wie schon mehrmals angedeutet, diesen Sommer den höchsten Grad zu erreichen. Man weiß nicht mehr was man denken und erwarten soll. Am letzten Tage der Rennen im Wäldchen zu Boulogne erschienen

Damen mit zwei Metres langen Schleppen, die weit hinter ihnen her auf dem Sande nachzogen.

Den sogenannten Leczinska-Frad wird man, wie es scheint, den ganzen Sommer hindurch tragen, wenigstens wenn man nach den außerordentlich zahlreichen Bestellungen schließen soll, welche die ersten Pariser Häuser auszuführen haben.

Die Stiefelchen von weichem Leder, die ziemlich hoch hinaufgehen, werden auch immer zahlreicher. Sie eignen sich vorzugsweise für Reisen und Wanderungen; manche haben sogar sehr dicke Sohlen. Auf der anderen Seite kommen auch die sehr kleinen Schuhe mit einer großen Schnalle wieder in Aufnahme. Sie sind gewöhnlich schwarz mit Stahlschnalle und werden von den vornehmsten Damen getragen.

Modenblatt № 23.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Grauer Strohhut mit Bart von braunem Taffet und einem Busch Adlerfedern an der Seite; braune Bindebänder; Kleid von braunem Taffet mit hohem knappem Leibchen und engen langen Ärmeln, auf dem weiten Rocke unten mit schwarzem Posament und schwarzen kleinen Sammettschleifen garnirt; neuer Palletot mit sehr kurzer Taille, tiefen Falten im Rücken und Auspuß von schwarzen Spitzen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Knabe mit Strohmitze, die einen rothseidenen Streifen und an der Seite einen Büschel rother Federn hat; Turco-Anzug von hellgrauem Tuch; kleiner Kragen; Manschetten; Gamaschen und Schuhe.

3. Mädchen mit einem Hütchen à la Ludwig XI., das hinten aufgekrempt und mit schwarzem Sammet garnirt ist, an der Seite auch ein Büschelchen grüner Federn hat; Kleid von Seide, unten in Bögen ausgeschnitten, die mit kleinem Gefältel garnirt sind und über denen eine Soutaschstickerei hinläuft; Palletot von dem Kleidstoffe, auf der Brust in Tragbandsform und auf dem Rücken mit Soutasch benäht; Stiefelchen; Handschuhe.

4. Kleiner runder Hut von Stroh, rund herum aufgekrempt und vorn mit einem Blumenbüschel; einfarbiges Kleid ohne Auspuß; anliegender Palletot von schwarzer Seide, mit hoher Taille, vorn oben offen mit kleinen Klappen und überall auch mit Posament und Gefältel garnirt; ganz enge lange Ärmel; Kragen und Manschetten von Leinwand; Stiefelchen.

5. Hut von gespanntem Krepp in eigenthümlicher Form, mit Bart von Spitzen und einer weißen Feder, die vorn unter dem Schirme angebracht ist und trauerweidenartig auf denselben fällt; weiße Bindebänder; Kleid von Seide in einem neumodischen Grau mit langem knappem Schneppenleibchen; auf dem Rocke in eigen-

thümlicher Weise mit schmaler Guipure garnirt; Rockmantel von dem Kleidstoffe, ebenfalls mit Guipure ausgeputzt und mit einer sehr breiten Spitze besetzt; geschlossene kleine Unterärmel; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

Ertrablatt.

Oben in der Mitte eine Berthe, zu beiden Seiten Hüte und unter letzteren zwei neue Häubchen; weiter unten links eine Chemisette mit lilas Tragband und einer eben solchen Gürtelschleife, rechts dagegen eine Chemisette in Figarojackenform; ganz unten Chemisette mit gesticktem Kragen und einer Bandschleife, so wie ein entsprechender Unterärmel mit Stickerei und Bandschleife in der Seite.

In der Mitte des Blattes ist die neue Zauber-*Erinoline*, *jupon magique*, abgebildet, die wir bereits erwähnten. Oben steht man sie in ihrer gewöhnlichen Form, unten so, wie sie ist, wenn sie zusammengenommen wird von der Dame, welche in einen Wagen steigen will u. s. w. An der Seite der oberen Darstellung bemerkt man die Charniere, durch welche die *Erinoline* sich zusammenklappen läßt.

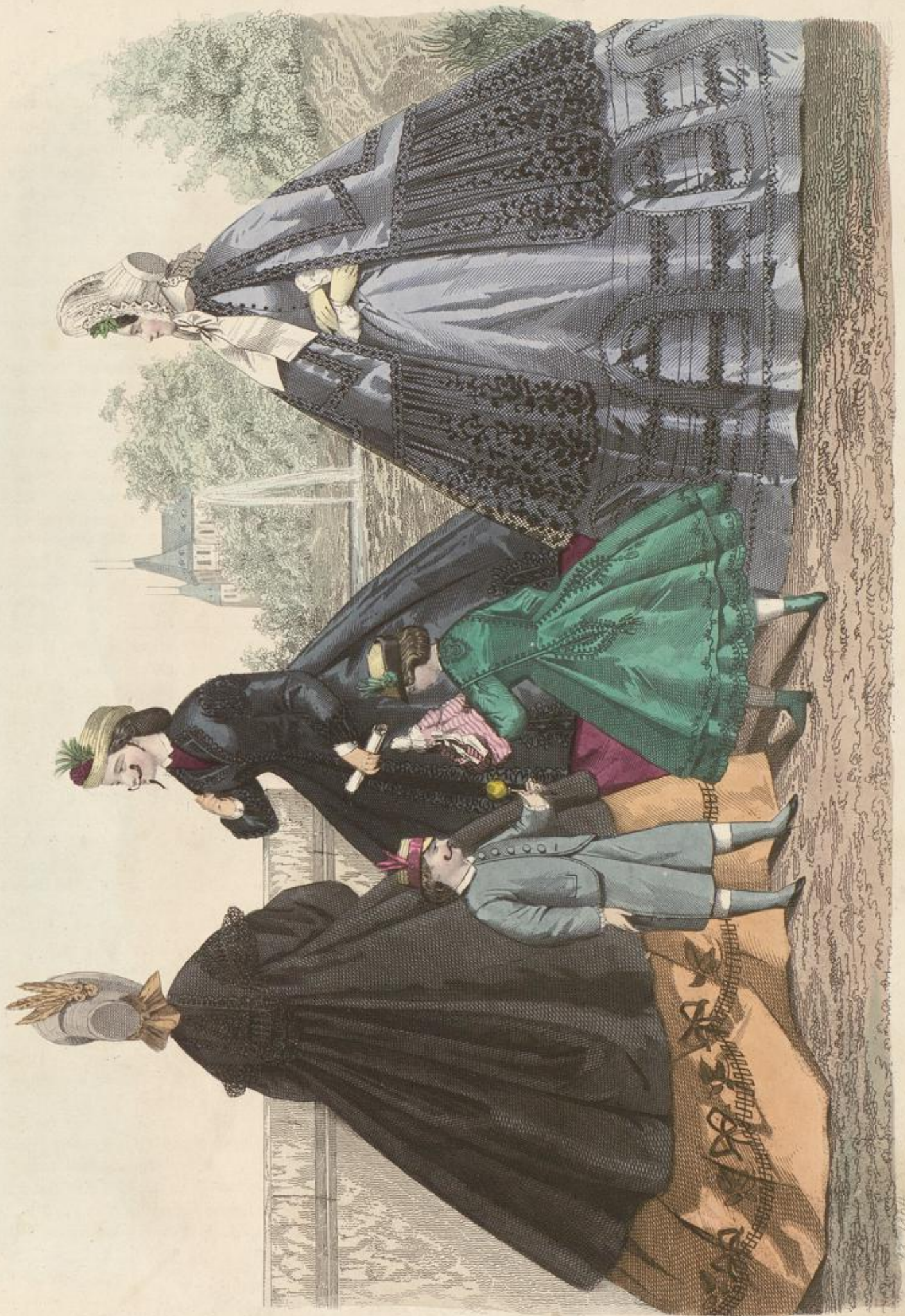
Stahlstich № 23.

Matthäus Friedrich Chemnitz,

der Dichter des Liedes „Schleswig-Holstein, stammverwandt“.

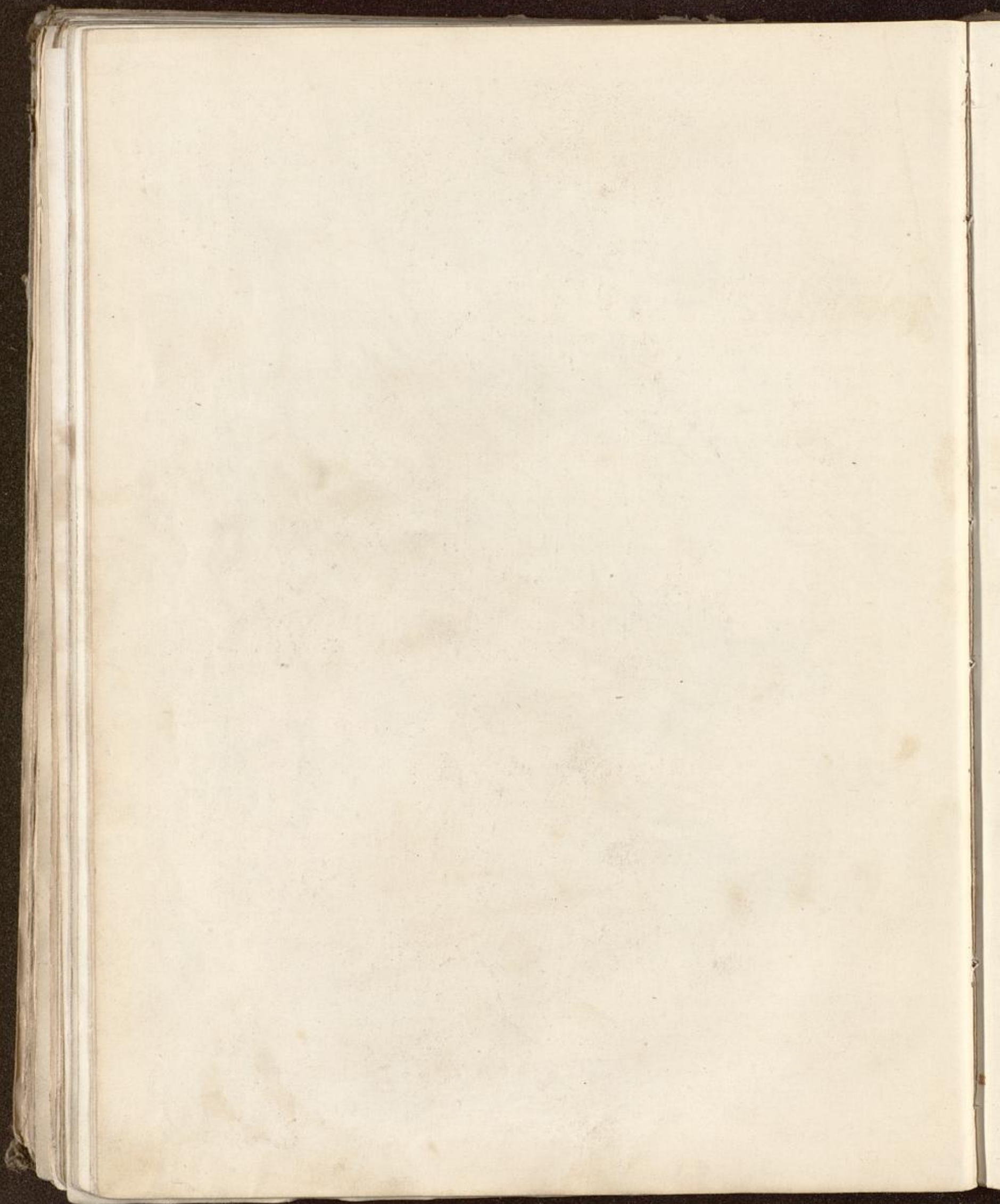
Am nächsten 24. Juli 1864 sind genau zwanzig Jahre abgelaufen, seit das Lied „Schleswig-Holstein, stammverwandt“ erklang, das so mächtig beigetragen hat, die Begeisterung für die Sache der Herzogthümer wach zu erhalten und zum endlichen Siege — hoffentlich — zu führen. Am 24. Juli 1844 war es, als in der großen Sängerkirche zu Schleswig wohl 3000 Sängersaßen und unter anderen ein einfaches Lied mit einfacher Melodie sangen, das zündend in die Herzen schlug. Zu diesem Sängersfest hatte nämlich Dr. Straß unter drei kleinen Liedern auch eines auf die Herzogthümer eingesandt, das durch den Cantor Bellmann componirt worden war. Nicht ganz aber entsprachen die Worte der Stimmung des Landes und deshalb unternahm es Chemnitz, nach jenem Gedicht von Straß, ein anderes ähnliches zu schreiben und der Bellmann'schen Melodie unterzulegen. Dies war es, das in Schleswig am 24. Juli 1844 gesungen wurde; dies war es, das von den Schleswig-Holsteinischen Sängern auf dem ersten großen deutschen Sängersfest zu Würzburg im August 1845 wiederholt, die allgemeinste Begeisterung erregte und von da an deutsches Nationallied wurde.

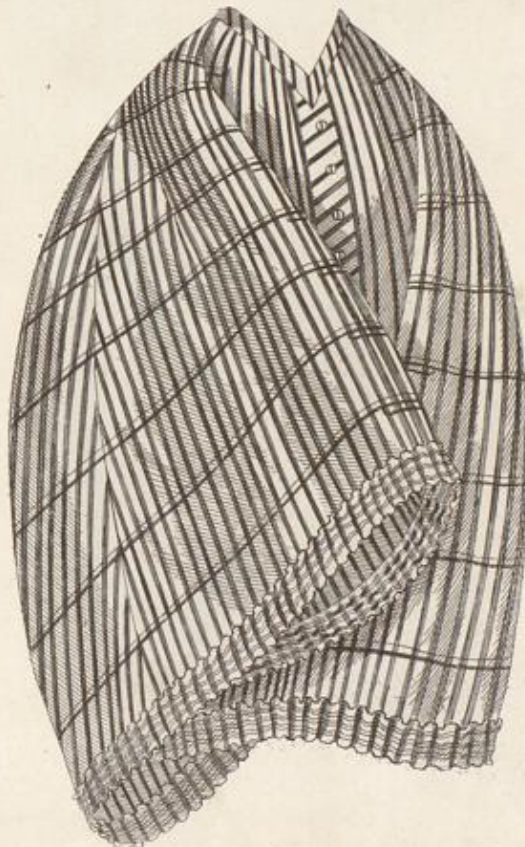
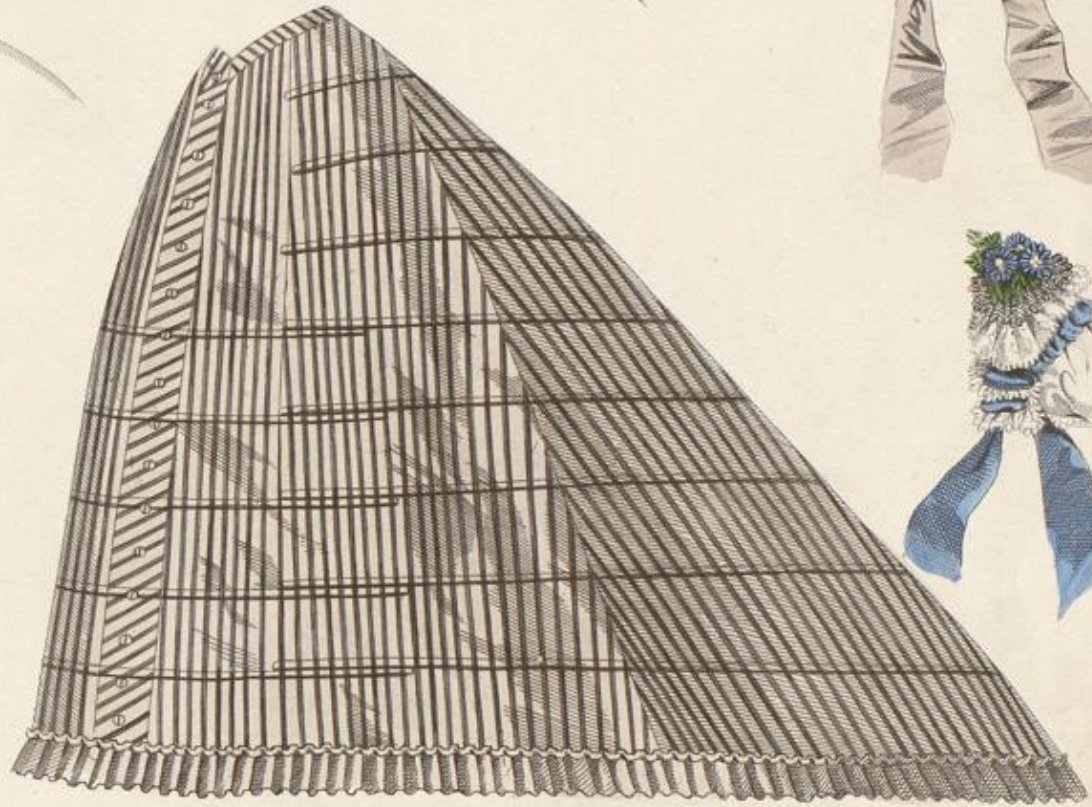
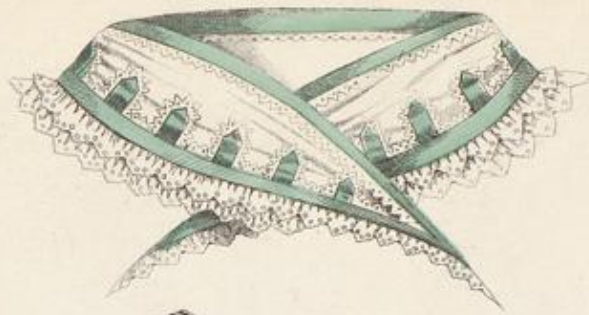
Matthäus Friedrich Chemnitz ist, wie die



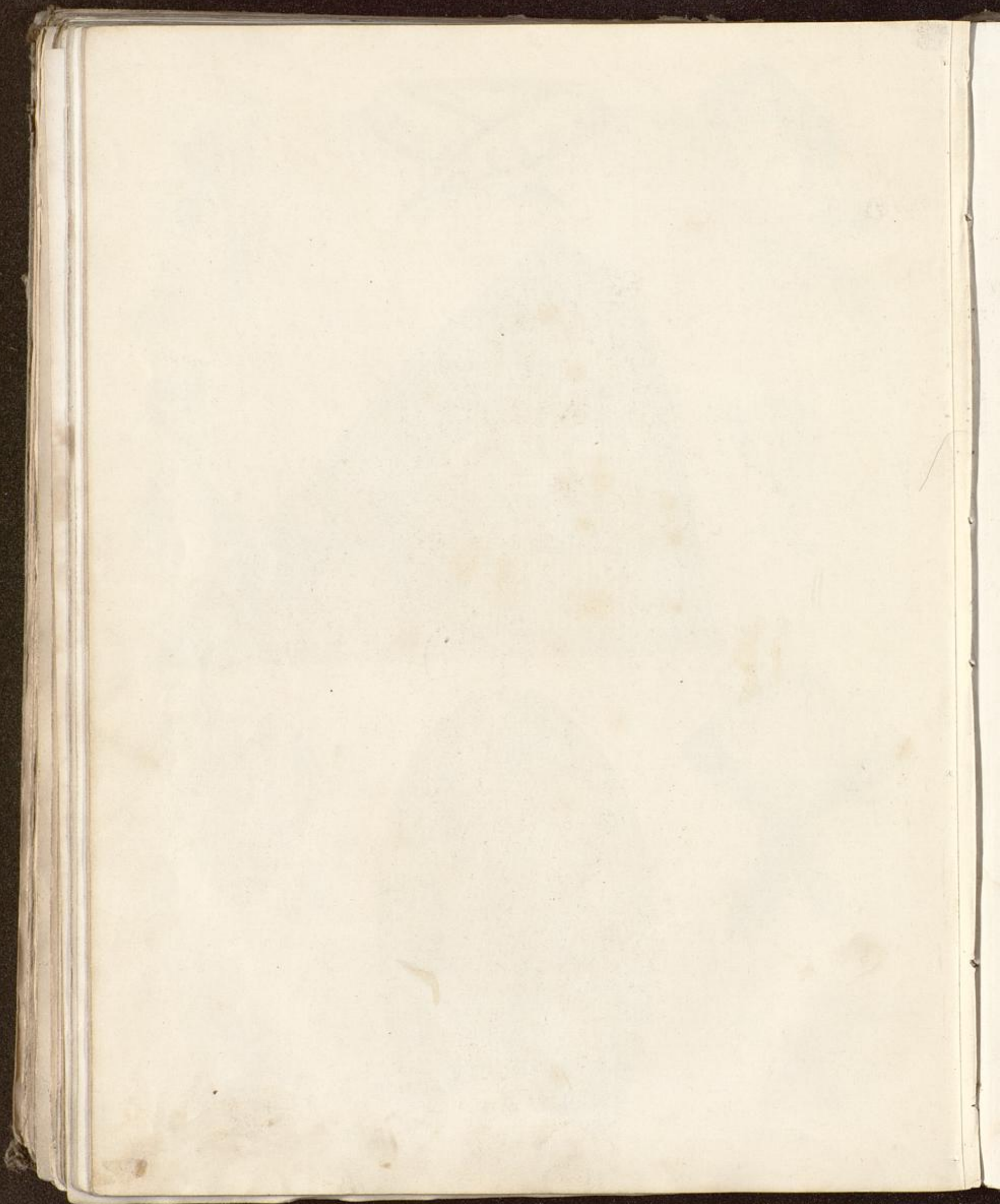
ALLGEMEINE MODENZEITUNG

23. 1864





JUPON MAGIQUE



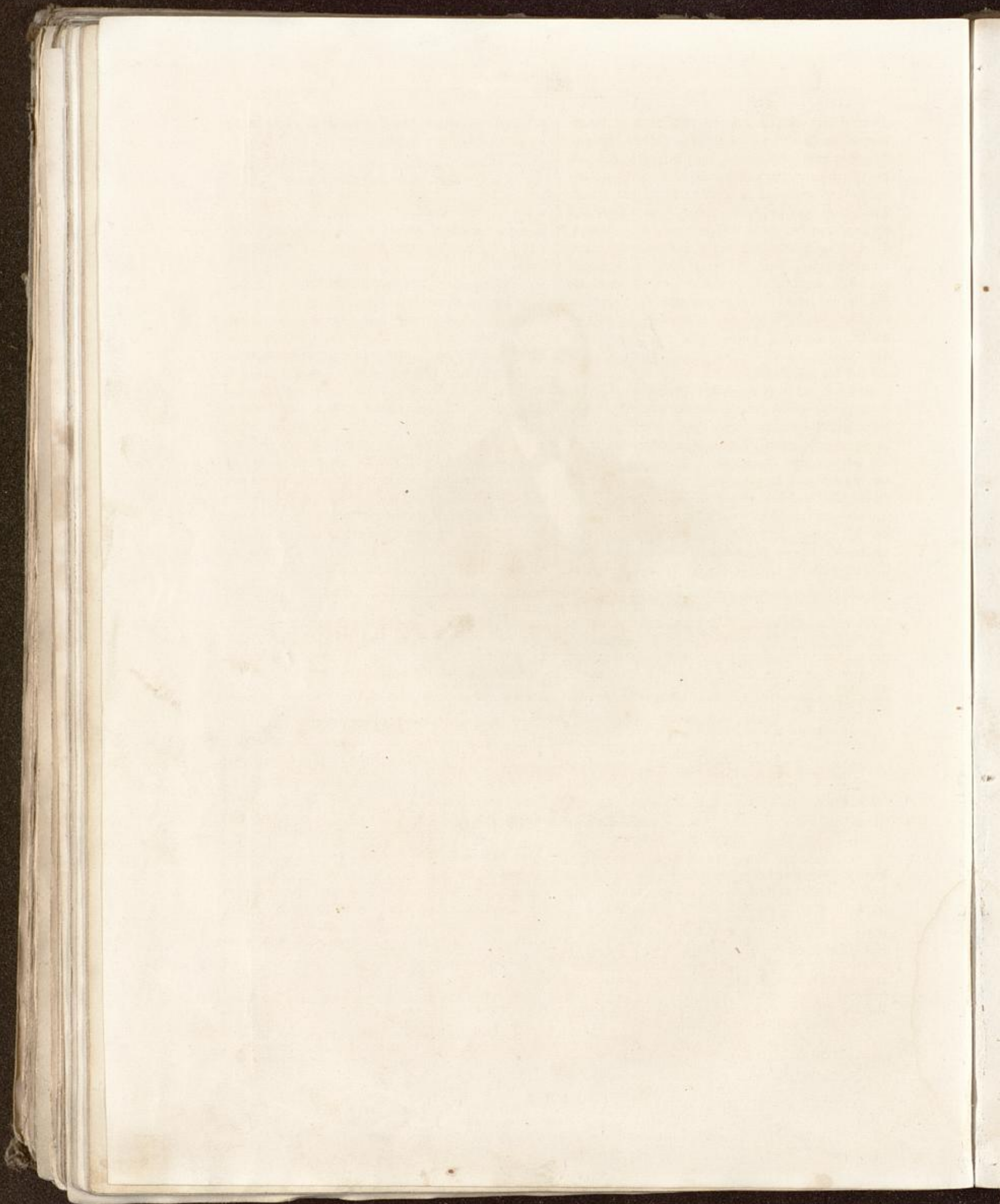


Nach einer Photographie

Nach dem Druck in Wiper in Leipzig

Agnes

Verlag v. Neumann, Neudamm



„Gartenlaube“ mittheilt, am 10. Juli 1815 zu Barmstedt, einem Marktflecken im südlichen Holstein, geboren. Der Reichthum seines Vaters, eines Predigers, war nach dem Sprüchwort und nach der Weise der meisten Geistlichen: liberi und libri, zu Deutsch: Kinder und Bücher. Der erstere besaß er über ein Duzend, und unser Chemnitz war von den sieben Söhnen der älteste. Nachdem er in einer glücklichen Kindheit den Unterricht seines Vaters genossen, bezog er das Gymnasium zu Altona und 1834, im Todesjahre seines Vaters, die Universität Kiel. Im Jahre 1840 ließ er sich, nachdem er die juristische Staatsprüfung glänzend bestanden, als Rechtsanwalt in Schleswig nieder. Hier versah er mehrere Jahre zugleich die Stelle eines Substituts des Staatsanwalts für das Herzogthum Schleswig, und hier wurde er sehr bald mitten in die Kämpfe des Landes gegen das immer frecher andringende Dänenthum eingeführt. Aus dieser Zeit kennt man, außer dem Nationalliede, noch einige andere politische Dichtungen von ihm; außerdem war er ein eifriger Correspondent für deutsche Zeitungen im Interesse der Herzogthümer. Auch die Gründung des Beseler-Fonds verdankt ihm ihre erste Anregung. Inzwischen war der März des Jahres 1848 herangekommen mit seinem hoffnungsreichen Freiheitshauche. Am 24. erhoben sich die Herzogthümer, und am selben Tage warf Chemnitz eine Schleswig-Holstein'sche Marx-

seillaise — wie er seine schwunghaften Verse nannte — in die allgemeine Begeisterung.

„Auf, Schleswig-Holstein, auf, erwache!
Der Tag bricht an, der Morgen graut.
Horch! Dich ruft die heil'ge Sache,
Rust zu Waff' und Wehr Dich laut.“

so begann das Lied, welches die ersten schleswig-holsteinischen Truppen mit nach Flensburg und Bau hinaustrugen.

Während der Jahre der Volkserhebung in den Herzogthümern war Chemnitz erst einer der Beamten der „Provisorischen Regierung“ und später Secretair in dem Gottorfer Verwaltungs- und Justizamte erster Instanz. Nach dem elenden Untergang der schleswig-holsteinischen Volksbestrebungen siedelte er erst nach Hamburg, wo er für eine Zeitung thätig war, und 1851 nach Würzburg über, wo er seine zweite Heimath fand. Dort war er bis 1854 Secretair des polytechnischen Vereins, dessen 50jährige Geschichte er 1856 geschrieben hat. Chemnitz lebte seit 1855 in glücklicher Ehe, die leider im vorigen Jahre der Tod zerriß; zwei Kinder, ein Söhnchen und ein jüngeres Töchterchen, sind sein Trost und seine Liebe geblieben. Seine bürgerliche Stellung ist eine bescheidene; es wäre dem verdienten Manne wohl zu wünschen, daß das Glück seiner alten Heimath, wenn es erblüht ist, auch ihm persönlich mit zu Gute käme.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

⚡ Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erweisen wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Die Königl. Sächs. 66. Landes-Lotterie

hat folgende Hauptgewinne:

am 13. Juni a. c. 10,000, 5000, 2000, 2 à 1000 Thlr. r.
= 11. Juli a. c. 12,000, 6000, 3000, 2 à 1000 Thlr. r.
= 8. August a. c. 15,000, 8000, 4000, 2 à 1000 Thlr. r.
= 5. Septbr. a. c. 20,000, 10,000, 5000, 2000, 2 à 1000 Thlr. r.
vom 26. Septbr. bis 12. Octbr. a. c. 150,000, 100,000, 80,000, 50,000,
40,000, 30,000, 20,000, 2 à 10,000, 15 à 5000, 30 à 2000, 300
à 1000 Thlr. r.

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25 1/2 Thlr., Viertel à 12 3/4 Thlr., Achtel à 6 Thlr. 12 1/2 Ngr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thlr. pro 1/4, 10 Thlr. pro 1/2, 5 Thlr. pro 1/4, 2 1/2 Thlr. pro 1/8 und creditire den Einzahlungsbetrag bis zu einer zu nennenden, spätern Frist, wohingegen ich bei Vollenzahlung der Einzahlungsbeträge, soweit der Vorrath reicht, **Vollloose**, die für alle 5 Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

C. Louis Tacuber in Leipzig,
Königl. Sächs. c. Collecteur.

Flohe-Vertilgung.

Selbst ganze Zimmer schnell von diesen höchst lästigen Insecten zu reinigen, empfiehlt Einsender seine Erfindung (lebenslänglich ausreichend) jeder Haushaltung gegen franco Einsendung von nur 1 Thlr. alleinig an die Expedition der Königl. Leipziger Zeitung unter der Chiffre A. B. F. 56.

Die Ausführung ist ebenso belustigend, als das Resultat überraschend, so daß bei genügender Anzahl in 1/2 Stunde mehrere Hundert gefangen und getödtet werden können. Für die Nützlichkeit dieser Angabe bürgt Einsender mit der Summe von 1000 Thaler.

Empfohlen sei ferner:

Wanzenod,

als das Beste, was Wissenschaft und Kunst zum Ausrotten der Wanzen mit Brut und aller Holzwürmer darzustellen vermag. Das Quantum für 20 Betten oder deren Raum für 1 Thlr. unter obiger Chiffre.

Verpackung frei, nebst Drucksachen.



Hamburg-Amerik. Nähmaschinen
von
Pollack, Schmidt & Co.
in Hamburg,
prämiirt mit der silbernen Medaille für Kunst u. nütz. Gewerbe.

Alleinige Haupt-Agentur und Niederlage für das Königreich Sachsen
bei
C. Boettcher in Leipzig,
Markt Nr. 8, Barthels Hof.

Diese Maschinen besitzen die **neuesten Verbesserungen**, sind **sehr leicht zu handhaben**, liefern den **elastischen Doppelsteppstich** (den einzig haltbaren Stich), sind **billiger** als alle bis jetzt in den Markt gebrachten und werden nicht nur **geräuschlos** genannt, sondern sind es in Wirklichkeit.

Indem ich auf nachstehenden Bericht der techn. Section der Hamb. Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nütz. Gewerbe aufmerksam mache, bitte ich um recht zahlreichen Besuch meines Locales, woselbst sich Jeder von den Vorzügen der genannten Maschinen überzeugen kann.

Bericht der technischen Section der Hamb. Gesellschaft zur Beförderung der Künste u. Gewerbe.

Die Commission kann in Folge ihres Besuches der Fabrik und öffentlichen Prüfung Ihrer Nähmaschinen ihre Ansicht nur dahin aussprechen, daß sie bis jetzt **keine Nähmaschine** — die **Original-Nähmaschine von Wheeler & Wilson** nicht ausgenommen — gesehen, welche einen Vergleich mit den Nähmaschinen der Herren **Pollack, Schmidt & Co.** in Bezug auf **geräuschlosen sanften Gang, bequeme Handhabung, vorzügliche Arbeit und treffliches Material** bei mäßigen Preisen auszuhalten vermag, so daß diese Nähmaschinen nicht nur allen ihren Vorgängern zur Seite zu stellen sind, sondern dieselben **bedeutend überragen**.

Die Commission schlägt vor: den Herren **Pollack, Schmidt & Co.** für ihre verbesserte, **geräuschlos arbeitende, vorzüglich und aus trefflichem Material fabrikmäßig erzeugte und preiswürdige Nähmaschine die silberne Medaille** zu ertheilen. — Der Vorschlag ist einstimmig von der Versammlung angenommen.

Probenäthe und Auskunft werden auf portofreie Anfragen bereitwilligst ertheilt. **Unterricht gratis.** Verkauf unter **Garantie, Zahlungsverleichterungen.**

Nadeln, Seide, Garne, amerik. säurefreies Oel werden zum billigsten Preise abgegeben.

Alle Arten Näharbeiten werden auf's **Schnellste und Billigste** bei mir angefertigt; auch werden Nähmaschinen mit der nöthigen Bedienung unter angemessener billiger Vergütung ausgeliehen.

Was kostet eine Schroth'sche Kur?

Mit vollständiger Wartung, Verpflegung, separatem meublirtem Zimmer u. s. w. bloß sechs Thaler wöchentlich in meiner prachtvollen Sommerwohnung bei Prag. Auch ist zu beachten, was Dr. Kypke, Verfasser des Werkes: „Die diätetische Heilmethode ohne Arznei und ohne Wasserkur“ schreibt: „Doctor Kapper, mir persönlich bekannt, hält an den Grundsätzen der Schroth'schen Naturheilweise streng fest.“ — Anmeldungen franco 393—2 in Prag.

Dr. Ph. Kapper,

prakt. Diätet-Arzt.

Gesucht wird eine Dame für Comptoir und Verkauf. Eine fein gebildete junge Dame, aus achtbarer Familie, von angenehmem Aussehen, wird für ein größeres Conditorengeschäft in einer lebhaften Stadt Deutschlands zu engagiren gesucht. Honorar angemessen, sowie die humanste Behandlung wird zugesichert, wogegen die größte Treue in den ihr obliegenden Pflichten verlangt wird. Hierauf reflectirende junge Damen, welche sich tüchtig dazu fühlen, und dem oben Erwähnten entsprechen, wollen ihre Adressen unter Chiffre B. U. R. G. 1864 poste restante Leipzig franco niederlegen.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Erinnerungsblize.

Eine Novelle

von

Julie Kuhkopf.

(Fortsetzung.)

So war die Zeit hingegangen, das Leben hatte ihn fortgerissen, an ihm gezerrt und gerüttelt, die Jahre waren im Fluge dahingeeilt, und was war aus ihm geworden? Ein trauriges Wesen, das die Menschheit ausgezogen, ein starrer Egoist, ein einseitiger, vertrockneter Sonderling!

Hastig, als wolle er seinen eigenen Gedanken entziehen, lief Hubert in der Stube umher, ergriff eins von den Maiblumensträußchen, drückte es an sein Gesicht und rief: „Das muß anders werden! Ich will wieder ein Mensch sein, und mich nicht selbst von der großen Menschheit verstoßen, ich will mit ihr streben, mich freuen und leiden! Ja, ja, ich will wieder von ganzer Seele beten können: Vater unser!“ Er kniete nieder und betete das göttliche Gebet mit einer tiefen Innigkeit und stehenden Sehnsucht, welche die Rinde seines Herzens vollends sprengten.

Nach einigen Augenblicken tiefer Beugung erhob er sich und schaute umher, jetzt erst bemerkte er die Unordnung und völlige Ungemüthlichkeit in seiner Wohnung. Gleich machte er sich daran, aufzuräumen, öffnete die Fenster, so daß der Schein der Abendröthe noch in seine Stube drang, und begrüßte die Aufwärterin, die, auf ihre gewöhnliche Weise brummig vor sich niedersiehend, zu ihm eintrat, mit einem so freundlichen und betonten „Guten Abend!“ daß diese entsetzt zu ihm aufschaute, und dann, als er sie nach ihrem Ergehen fragte, und nachher noch einige theilnehmende Ansprachen an sie richtete, so verwirrt wurde, daß sie kaum wußte, was sie antworten sollte, und endlich beim Weggehen murmelte: „Na, wenn der nicht heute einmal zu tief ins Glas geguckt hat, so weiß ich's nicht!“

Am andern Morgen zeigte sich wenigstens kein Katzenjammer, wohl aber vollzog sich eine Wandlung an dem aus so langem Schlummer Erwachten, welche dem Cocondurchbrechen des Schmetterlings ähnlich war. Eif-

rig beschäftigte sich Hubert sogleich damit, seine Zimmer von der haarsträubenden Verwirrung und Unordnung zu befreien, die dort so lange ohne den mindesten Widerspruch geherrscht, er öffnete alle Fenster und hatte seine Freude daran, wie die freie Luft und das Licht des Himmels siegend eindrangen, und die so lange verödeten Räume erfrischten. Einen Blick warf er auch in sein Schreibepult, und sah die dort aufgehäuften Schriftschätze mit einiger Verachtung an; weiter über deren Verwendung nachzudenken, ließ er sich nicht herbei, er verschloß das Pult, und da es nun in der Wohnung erträglich menschlich ausah, machte er sich auch an seine Person, ordnete Haar und Bart, und begab sich in einen Laden, sich zwei ganz neue Anzüge zu kaufen, ein Reisekleid und eine andere vollständige Hülle, wie sie die Mode eben vorschrieb.

Am Tage darauf in aller Frühe finden wir unseren Entpuppten, wartend auf dem Bahnhofe, als einen neuen Menschen wieder. Etwas bleich war er noch vom langen Stubensitzen, auch deuteten einzelne tiefe Züge auf die Anstrengungen der vergangenen Jahre; doch blitzte ein freundiger Muth aus seinen Augen, und er stellte sich als ein interessant und etwas besonders aussehender, noch junger Mann dar, der vielleicht eben eine Krankheit überstanden, oder sich überarbeitet hatte. Er verglich sich selbst in seinem Sinne dem Faust, der urplötzlich aus einem mönchischen Gelehrten sich in einen galanten Edelmann verwandelt, und fand dann als einzige, innere Ähnlichkeit heraus, daß er suchend und forschend in das neue Leben eintrat wie Jener. Er freilich hatte auch einen allgemeinen, aber nächstens einen besonderen Zweck vor sich, er wollte nämlich der Ermahnung seiner lieben seligen Mutter nachkommen, die kleine Pflegeschwester, die er so geliebt und doch so vergessen und vernachlässigt hatte, aufsuchen, wieder gut machen, was er versäumt, jedenfalls die wiedersuchen, welche so liebliche Kindheitstage mit ihm getheilt, und ihr brüderlich nahe treten, wenn das irgend möglich war. Dazu wollte er in seine Vaterstadt zurückreisen, dort mußte die Verwandte sich erfragen lassen, und wenn Ottilie auch bei dieser nicht mehr war — denn es lagen wohl gegen zwanzig Jahre zwischen der Zeit ihres letzten Sehens und dem heutigen Tage — so wußte sie doch jedenfalls um ihr Schicksal.

Den größten Theil des Weges konnte der Reisende mit Dampf zurücklegen, doch ließ er sich nur auf einige Stunden einschreiben, da er sich nicht so für den ganzen Tag gefangen geben wollte. Mit einer wahrhaft kindlichen Lust, man hätte sie auch Neubegier nennen können, durchwanderte er die Reihen der draußen Harrenden, lehrte ins Wartezimmer zurück, setzte sich in eine Ecke, musterte die dort Weilenden und eilte dann wieder hinaus, nach der Ankunft des brausenden Fortschleuders zu schauen.

Der Pfiff ertönte endlich, das Läuren folgte, und Jeder fand seinen Platz. Hubert hatte weder eine Sehnsucht nach Rauch, noch eine Abneigung vor Frauen und Kindern; im Gegentheil fühlte er sich zu diesen besonders hingezogen, waren sie ihm doch ganz neue Wesen, welche kennen zu lernen er sich sehnte. So kam er in ein ziemlich angefülltes Coupé, in welchem eine große Mannigfaltigkeit herrschte. In der einen Ecke lehnten einander gegenüber ein Paar Gestalten, wie man sie überall in Menge findet: ein verschlafener Commis voyageur, der nur erwacht, wenn er sich mit Speise und Trank restauriren kann, und ein blasirter Tourist, der von Oben herab Alles anschaut, wenig zur Unterhaltung sich herbei läßt, und wenn er spricht, Alles besser weiß als andere Leute, weil er Alles gesehen und besser gesehen hat, als irgend ein lebender Mensch. Außer diesen fand sich noch eine Gesellschaft in der entgegengesetzten Ecke, welche offenbar zusammen gehörte. Eine Frau in mittleren Jahren, in halber Trauer, mehr einer Dienerin als einer Führerin ähnlich, schien der Jugend als Gefährtin und Aufseherin beigegeben zu sein. Diese Jugend bestand aus vier Kindern, einem Mädchen, in dem interessanten Alter von vierzehn, in welchem das Kind und die Jungfrau mit einander im Streite liegen, so daß bald diese, bald jenes den Sieg gewinnt, aus zwei Knaben, von denen der Älteste von fern an die Flügelsjahre reichte, und aus einem niedlichen, kleinen Mädchen, etwa sechs Jahre alt, deren muntere Augen auf naive Weise in Gegensatz traten mit der tiefen Trauer, in welche alle Kinder gekleidet waren.

Hubert betrachtete diese Jugend mit so liebevoller Aufmerksamkeit, als ob er nie zuvor Kinder gesehen hätte. Die Kleine zog ihn vorzüglich an, obwohl sie dem Bilde, das er von seiner kleinen Freundin im Sinne trug, durchaus nicht ähnlich sah. Das fortwährende Beobachten war aber ungenügend, er wäre ihnen gern näher getreten, entdeckte indeß in seinem Innern ein Ungeschick und eine feige Schüchternheit, der er sich bis zum Erröthen schämte, und die er, männlichen Muthes, mit der Frage von sich stieß:

„Mein kleines Mädchen, willst Du eine weite Reise machen?“

„Ja Herr,“ erwiderte sie unbefangen und nicht ohne Wichtigkeit, „ich reise nach Brüssel.“

„Nach Brüssel,“ entgegnete er, „ist das auch wahr?“ „Nun,“ sagte das Kind in einfachem Erstaunen, „ich lüge doch nicht! Wie könnte ich an Meunier denken, wenn ich lüge?“

Hubert erstaunte über den geheimnißvollen Meunier, der ihm fast dem lieben Gott gleich schien; doch noch mehr schämte er sich über seine dummzweifelnde Frage, doch er ließ sich dadurch nicht einschüchtern, und fragte tapfer weiter.

„Wer ist denn der Meunier?“

Die Kleine sah ihn lächelnd an. „Kennst Du die nicht?“ fragte sie, „kennst Du unsre liebe Meunier nicht? Wenn sie doch noch bei uns wäre!“

Die ältere Schwester lächelte überlegen, und die Knaben lachten.

„Wie kann der Herr denn unsre Meunier kennen?“ sagte der Kleinste, „kennt er uns doch nicht, unsern Vater gewiß nicht, und von unsrer Mutter,“ fügte er leise hinzu, und sah traurig auf die Erde, „weiß er auch wohl nichts.“

„Ja,“ warf das kleine Mädchen harmlos hin, „den Vater kenne ich auch nicht, die Mutter ist todt; aber Meunier lebt noch, die könnten wir wohl wieder sehen?“

„Warum reisest Du denn nicht zur Meunier?“ fragte Hubert weiter.

„Ich darf nicht, glaube ich,“ antwortete sie wie ungewiß.

Die große Schwester legte sich ins Mittel, und sagte mit einer gewissen Würde: „Wir reisen zu unserm Vater nach Brüssel, da unsre liebe Mutter kürzlich gestorben ist, Kinder gehören zum Vater, wir müssen zu ihm!“

Hubert konnte nur beistimmen, und sah mit Rührung die kleine, verwaisete Heerde an, die so durch die weite Welt nach ihrem Hirten und ihrer Krippe hinpilgerte. Nach diesen ersten Fragen war aber das Eis gebrochen. Kindergemüther sind leicht geöffnet, und so erfuhr denn Hubert, daß die Meunier eine Freundin des Hauses, eine Lehrerin der Kinder gewesen war, die sie jetzt aus unbekanntem Gründen verlassen hatte. Wohl sprachen die Kinder von ihrer guten Mutter und ihrer langen Kränklichkeit, doch mehr und immer wieder von ihrer geliebten Meunier. Bald war es ihr Unterricht, die Spaziergänge, die sie mit ihnen gemacht, bald ihre Sorgfalt, welche die Kinder vor Schaden behütet, bald diese oder jene Vorschrift, Einrichtung oder Bitte, die von ihr ausgegangen war, sie und immer wieder sie könnte durch alle Reden der kleinen Gesellschaft.

Während dieser vertraulichen Mittheilungen und Herzensergüsse war Hubert den Kindern nahe getreten,

als wäre er ein alter Bekannter, die kleine Emma saß auf seinem Schoße, ja sie wagte es sogar, schelmisch suchend in seine Reisetasche zu greifen, leider war nichts zu essen darin. Die beiden Knaben hatten sich an seine beiden Seiten gesetzt, Adolf lauschte ihm jedes Wort vom Munde weg, und Hugo benutzte jede kleine Lücke in der Unterhaltung, um wissenschaftliche oder technologische Fragen von dem freundlichen Manne beantworten zu lassen, oder eine geschichtliche Anekdote aus ihm hervorzulocken. Mit Anna ging die Unterhaltung nun gar herrlich, sie verstieg sich sogar ins Französische, das sie so fließend und mit so reinem Accent sprach, daß Hubert fand, sie mache ihrer Französin alle Ehre. Auch die dienende Begleiterin, die sich als Frau Asmeyer, Haushälterin der verstorbenen Mutter, auswies, wagte zuweilen eine ergänzende oder erklärende Bemerkung, und folgte ebenfalls der Neigung, welche alle ihre Pflögbe-sohnen zu dem fremden Manne hinzog.

Hubert fühlte sich so recht menschlich glücklich, alle Scheu und mönchische Steifheit war von ihm abgefallen, er plauderte und scherzte wie ein Kind, forschte aber und belehrte wie ein Vater. Plötzlich klang aber ein Miston in die Harmonie, Anna fragte ihren neuen Freund, wohin er gehe, und da dieser, auf sein Billet sehend, die Station nannte, die sein Ziel war, rief das Mädchen erschrocken:

„Ach, das ist der nächste Haltepunkt, da bleiben Sie ja nur wenige Minuten noch bei uns?“

Hubert schaute hinaus und nickte, daran hatte er noch gar nicht gedacht.

„Bleib doch bei uns! Fahre weiter mit bis Brüssel!“ bat die kleine Emma, und drückte ihr Köpfchen an seinen Arm, „es kostet ja wohl nicht so viel Geld! Du hast gewiß noch mehr! O thue es!“

Die beiden Knaben stimmten ein, und Anna sah ihn bittend an.

„Nein, meine lieben Kinder,“ sagte Hubert, „das kann ich nicht! Ich muß noch weiter reisen, und zwar nach Osten, Euer Weg führt Euch aber nach Westen.“

Da ertönte der schrille Pfiff! Emma umschlang ihn heftig, Anna sagte: „Aber wir müssen Sie doch noch einmal wiedersehen, wie — sie zögerte — bitte, sagen Sie uns Ihren Namen!“

„Ich heiße Hubert Exler.“

Der Zug hielt. Hubert nahm nicht ohne Mühsung einen schnellen Abschied von der kleinen Familie, deren drei jüngste Glieder ihn gar nicht loslassen wollten, sprang aus dem Coupé, und sah gleich darauf den Zug fortsaufen nach Westen hin; noch einen Moment erblickte er Emma's dunkle Augen, wie sie durch die Wagenfenster glänzten, und sah Anna's weißes Taschentuch flattern, da war Alles vorüber.

Mit verschränkten Armen stand er und sah ihnen nach. Eine wehmüthige, aber unbeschreiblich süße Stimmung war in seiner Seele. Nun, dachte er dann, indem er in die heitre Frühlingslandschaft schaute, die ihn umgab, der Anfang wäre so übel nicht! Das nenne ich doch ein gutes Omen!

Er bestellte sich eine kleine Erfrischung und beschloß, die noch übrigen wenigen Stunden Weges, die zwischen ihm und seiner Vaterstadt sich hinzogen, zu Fuße zurückzulegen.

Er sandte seinen Reisefack voraus, und fand sich bald mit dem Wanderstabe in der Hand, mit einer kleinen Riementasche um den Hals, inmitten einer blühenden Gegend, nahe einem breiten Strome, auf der Landstraße dahinpilgernd.

Lebhafte beschäftigte ihn das eben Erlebte. Er fand die Kinder, die er so plötzlich verlassen, liebenswürdig, wacker, vielversprechend, er hätte mögen in die Anfänge ihres Lebens, in den Gang ihrer Erziehung eindringen. Und sie hatten nicht einmal einen Vater gehabt, der sie schützte und lenkte — denn es ging aus ihren Mittheilungen hervor, daß dieser fast immer auf Reisen, nur auf kurze Zeit bei ihnen gewesen, daß er die letzten Jahre, ganz getrennt von seiner Familie, in Brüssel gelebt habe. Und bei so ungenügenden Verhältnissen, bei einer kränklichen, vielleicht launenhaften Mutter, doch so frisch, liebevoll und harmonisch entwickelt sich darzustellen, es ist erstaunlich! Meunier, Meunier, Du mußt ein Wunder von Schweizerin oder Französin sein; denn nichts ist klarer, als daß alle diese Herrlichkeit Dein Werk ist!

Hubert vergaß, indem er sich so die freundliche Erscheinung der Kinder auseinanderlegte und zu erklären versuchte, ein wirksames Element derselben, nämlich sich selbst. Die Schätze, die ein Mensch dem Andern in Mitgefühl und Mittheilung bringt durch Wort und That, hatten sich bei ihm Jahre lang aufgehäuft, sie waren jetzt aus ihrer Gebundenheit gelöst, und strömten in freudiger Fülle hervor, mit einer Geistes- und Gemütheskraft, welche einen mächtigen Reiz ausübte, und welche auf die vereinsamten, verwaiseten Kinder doppelt wirken mußte. Fortwandelnd rief er sich die Kinder einzeln vors Auge, blickte sie mit Liebe an, und nahm sich vor, sie künftig einmal wieder aufzusuchen.

„Aber,“ rief er plötzlich, und schlug sich vor die Stirn, „bin ich doch wie ein wahrer Pedant und Stubenhocker so dumm, so unpraktisch gewesen, nicht einmal die Namen meiner kleinen Freunde mir nennen zu lassen! Und da nicht einmal darnach zu fragen, als die freundliche, gewandte Anna den meinigen verlangte! Das ist stark! Hubert, Hubert, Du bist ein wahrer Parzival, und wirst noch durch viele Läuterungen gehen müssen, ehe du ans Ziel gelangst! Himmel! Bei

Namen wird es mir jetzt klar, daß ich den Ottiliens auch nicht weiß!

Er blieb stehen, schüttelte den Kopf, und lachte so herzlich und laut, daß zwei wandernde Handwerksburschen, die an ihm vorbeigegangen waren, sich umfahen und bedenklich auf die Stirn deuteten. Hubert achtete nicht darauf, und fand bei näherem Nachdenken seine Unwissenheit sehr natürlich, er hoffte, sie bald durch das hellste Wissen auszulöschen, da er den Namen, die Wohnung, ja die äußere Erscheinung der Verwandten Ottiliens, einer Predigerwitwe, sich sehr genau entsann, und diese ihn ja vollständig unterrichten konnte. Mit diesem Troste beschwichtigte und beruhigte er sich völlig, und wanderte fröhlich weiter.

Die Luft war frisch und belebend, ein sonniger Glanz lag auf der Gegend, manche Wanderer zogen die Straße. Hubert stand Diesem und Jenem Rede, ja er fing sogar zuweilen als Fragender die Unterhaltung an, oder erbot sich zu irgend einer Hilfeleistung. Hier konnte er ein altes Mütterchen über eine gebrechliche Brücke ohne Geländer leiten, dort einem Bauermädchen einen Waldweg nach einem nahen Dorfe beschreiben, dessen er sich aus früheren Zeiten erinnerte. Ein langes Gespräch hatte er mit einem Landwirth, dem er allerlei Vorschläge machte, wie er seine Wiesen auf vortheilhafte und leichte Weise bewässern könne, ihm dann eine Säemaschine mit all' ihren erstaunlichen Wirkungen schilderte, ja ihm auch anzeigte, wo sie zu haben sei. Kaum war dieser von ihm geschieden, so kam ein Bursche dahergevannt, der ganz verzweigungsvoll nach einem verlorenen Recepte suchte; diesen machte er überglücklich, indem er ihm ein neues schrieb. Freilich war er kein Arzt, doch da er durch einige Kreuz- und Querfragen herausgebracht hatte, daß dies Recept eine Art von Brausepulver hatte zu Wege bringen sollen, und zugleich vernahm, für wen es sei, so war es ihm bei seinen Kenntnissen in der Chemie ein Leichtes, den Verlust zu ersetzen.

Zuletzt traf er noch auf einen sehr mangelhaft bekleideten Jungen, dessen dunkelglühende Augen, schwarzes Lockenhaar und bräunlicher Teint ihn als ein Kind des Südens darstellten. Guiseppe hatte ein Häuschen mit Marmotti auf dem Rücken, doch er handelte auch mit inchiostro, und war aus der italienischen Schweiz gebürtig. Hubert sprach in seiner Muttersprache ihn an, ließ sich die Begebenheiten seiner Wanderschaft und seines Lebens erzählen, und schenkte ihm zuletzt noch einige Groschen, da er weder von den Murrathieren noch von der Dinte etwas gebrauchen konnte. Noch lange tönte ihm das Benedetto des fröhlichen, dankbaren Marmottiere nach.

Kaum waren diese Töne des Südens verklungen, als Hubert die Thürme seiner Vaterstadt am Horizonte

in leisen Umrissen aufsteigen sah. Rasch wandte er seine Schritte und eilte mit doppelter Hast dem Ziele zu. Alles, was ihn umgab, schien ihm vertrauliche Grüße zuzunicken, ein Stück seiner Kinderzeit nach dem andern tauchte aus der Vergangenheit auf, die erloschenen oder wenigstens verblaßten Bilder der Kindheit hatten plötzlich wieder ein glühendes Leben bekommen. Als er aber mit besflügelten Schritten näher und näher kam, ward der Zauber zum Theil zerstört. Er sah, es war seit seiner Entfernung eine lange Zeit über die Stadt dahingefahren, und sie hatte weggerissen und gegeben, wie sie es in ihrer herrschenden Weise zu thun pflegt. Daß die Eisenbahn nicht weit von der Landstraße an seiner Vaterstadt dahin lief, war ihm am wenigsten auffallend, hatte er dies doch längst gewußt, Vieles und Ausführliches darüber gelesen, auch wohl noch gehört; dann liebte er die Schienenwege als den sicht- und fühlbar gewordenen Pulsschlag der neuen Zeit, als das Einfangen und Dienstbarmachen einer gewaltigen Naturkraft, die man so lange hatte, träge und nutzlos, spielen und sich verpuffen lassen. Zudem hatte er seine besondere Freude an den niedlichen Bahnwärterhäuschen, in Gebüsch und Bosquetpflanzen eingehüllt, von gefälligen, nett gehaltenen Blumenbeeten umschlungen, die wie blühende Inseln aus der Ebene auftauchten. Aber die Stadt selbst! Altes und Neues mischte sich da auf so verwirrende Weise durch einander, daß der verbläbte Hubert sich kaum wieder zurecht fand.

Da stand der neue Bahnhof mit vielfachen Nebengebäuden und weitläufigen Anlagen; eine neue Vorstadt hängte sich daran — und wo war das Stadthor geblieben, dessen Wappen und Verzierungen der Knabe so oft betrachtet und zu deuten versucht hatte? Es war abgebrochen, die Stadt hatte sich ausgestreckt nach allen Seiten, es war unnütz und unpassend geworden. Hubert durchirrte Straßen, deren Namen er erst lernen mußte, doch fand er sich nach einigem Suchen in der Mitte der Stadt besser zurecht, da dieser feste, wunderbar in einander gedrängte Kern eine gewisse Unzerstörbarkeit besessen hatte.

Er fand in einer Nebenstraße das Haus wieder, worin er zuletzt mit seiner Mutter gewohnt hatte, in welchem diese gestorben war — es war ganz verändert. Die netten Steinsitze vor dem Hause waren verschwunden, alle kleinen Unebenheiten des Baues ausgeglichen, ein neues Stockwerk aufgesetzt. Alles sah modern, und wie Hubert fand, kalt und gemüthlos aus. Er schlich nach der Seite des Hauses hin, um sich durch einen Blick in den heitern, kleinen Garten zu trösten, in welchem er einst mit Tilla gespielt hatte, wo einst die Mailblumen gewachsen waren. — Eine Esse streckte ihren dunkeln Riesenfinger in die Luft, vom Garten war keine Spur zu sehen!

Tief verletzt, fast zornig, wandte sich Hubert weg, und eilte durch einige Kreuz- und Querwege nach dem Hause, in welchem Frau Lamprecht, die Verwandte Dittliens, gewohnt hatte. Er kannte die Wohnung, Lage, Nachbarhäuser genau, ein Irrthum war nicht möglich; doch siehe, es stieg an dem wohlbekanntem Platze ein nicht neues, aber völlig verwandeltes Gebäude auf, welches sich als ein Brauhaus erwies. Von der Pastorin Lamprecht wußten weder die Hausbewohner noch die Insassen der Nachbarhäuser, noch irgend ein Vorübergehender das Mindeste zu sagen, Niemand erinnerte sich ihrer.

Nach vielen vergeblichen Fragen und Forschen beschloß Hubert, sich an die Polizeidirection zu wenden, die unschwer zu erfragen war. Bald stand er vor dem, der diese große Macht in seiner Hand hatte. Beruhigt sah er eine behäbige Gestalt, ein wohlwollendes Gesicht vor sich, erfreut erkannte er in dem Fraglichen einen alten Bekannten aus früherer Zeit. Nach den gehörigen Präliminarien trug er einfach und gedrängt sein Gesuch vor, und nannte die, nach welcher er forschte, seine Pflegechwester.

„Wie lange sind Sie außer Verbindung mit dem Fräulein?“ fragte Zener.

Hubert lächelte. Daß seine kleine Tilla ein Fräulein sein müsse, hatte er noch nicht bedacht.

„Es mögen etwa zwanzig Jahre sein,“ sagte er sinnend.

„Zwanzig Jahre!“ rief der Polizeimonarch in hellem Erstaunen, „ja Sie verlangen große Dinge, mein Lieber! In zwanzig Jahren verschwinden Dynastien, werden alte Reiche umgestürzt, neue gebildet, wird die ganze Oberfläche der Erde verändert, und Sie wollen, daß Ihre obscure Frau Pastorin Lamprecht hier stabil geblieben sein soll? Und solch eine Frau d'un certain age könnte das freilich noch am ersten; aber ihre junge Nichte, wie hieß sie doch, Fräulein? . . .“

„Ich gestehe,“ erwiderte Hubert, „daß ich auf ihren Familiennamen mich nicht besinnen kann.“

„Aber eine solche Unschuld!“ lachte Zener, „man könnte es auch anders nennen, ein Mädchen ohne Namen in der weiten Welt zu suchen!“

„Wenn ich aber doch den Namen der Tante weiß,“ beharrte Hubert, „so kann mir der doch zu dem der Nichte verhelfen.“

„Vorausgesetzt, daß die Tante zu haben ist.“

„In diesem Augenblicke ist mir's,“ rief Hubert, indem er sich über die Stirn fuhr, als dämmerte mir etwas davon auf, es muß solch' ein allgemein deutscher Name sein, wie Schulze, Schmidt, Richter, Meyer oder so . . .“

„Lassen wir derlei Vermuthungen beiseite, und halten uns lieber an etwas Gewisses! Ich finde hier in einem Verzeichniß, welches vor achtzehn Jahren gemacht

ist, noch den Namen der verwittweten Pastorin Lamprecht, Marienstraße 21.“ Er klingelte, eine Polizeidiener trat herein. „Der alte Brauns soll kommen, der ist seit mehr als zwanzig Jahren hier angestellt gewesen, der wird Ihnen aushelfen können.“

Ein knorriger, wettergebräunter Mann erschien und stellte sich mit soldatischem Anstand vor; eine Art von Grauen zitterte durch Huberts Sinne; es war ihm als stiege der Popanz seiner Kindheit wieder vor ihm auf, er war gewiß, mehr als einmal vor diesen gewaltigen Augen, diesen tapfern Armen Reißaus genommen zu haben.

„Die Frau Pastorin,“ berichtete Brauns auf die Frage seines Chefs, „habe ich wohl gekannt, sie war eine ernsthafte Dame, lang und hager, mit einem grauen Gesichte und einer Warze am Kinn. Sehr reinlich, anständig und sparsam war sie, ich erinnere mich auch, daß sie ein kleines Mädchen bei sich hatte. Sie ist vor sechszehn Jahren von hier weggezogen, und wie ich gehört, bald nachher gestorben. Wo? kann ich nicht sagen.“

„Hat denn die Frau keine Nachkommen hinterlassen?“ fragte der Polizeidirector.

„D ja wohl,“ versetzte Brauns, „sie hatte zwei Söhne, die zuweilen hieher kamen. Der Eine war ein Taugenichts, und ist nach Amerika gegangen, der Andere hat Jura studirt, und wird Advocat sein in Königfeld. Weiter wüßte ich nichts zu sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die runden Hüte werden nun allgemein getragen und man kann auch sagen, daß die Jockey-Mütze von den eleganten Damen angenommen ist, nur wird sie nicht in der Stadt selbst getragen, wo die Mode noch immer den gewöhnlichen Hut verlangt. Die runden Hüte und namentlich die Mützen haben alle einen Büschel Federn vorn, während der Auspuß um den Kopf verschieden ist. Der kleine Schleier gehört nothwendig zu ihnen wie zu den Stadthüten.

Die wollenen Kleider werden ganz allgemein getragen, selbst von den elegantesten Damen. Viele derselben sind ohne Auspuß bis etwa auf einen Besatz ganz unten, oder sie haben vorn herauf eine Reihe großer Perlmutterknöpfe.

Die meisten dieser Kleider erfordern ein Leibchen, einen Palletot oder Camail von demselben Stoffe. Unter dem Jäckchen trägt man die Chemisette von gesticktem oder mit Spitzen besetztem Jaconas.

Unter den Röcken von Muslin oder anderem dünnen Stoffe trägt man dieses Jahr wie schon in früheren

einen andern Rock von Tarlatan, nicht von Taffet; es ist dies leichter und sieht duftiger und zierlicher im Sommer aus.

Ein neuer Anzug ist z. B.:

Kleid von silbergrauem Linos, unten auf dem Rocke fleingezackt und da mit hellrother Seide festonnirt. Diese Festonnirung steigt vorn auf dem Rocke und auf dem Leibchen herauf und jede Zacke unten ist durch einen Perlmutterknopf befestiget. Die engen Aermel sind an der Hand ebenfalls in kleine Zacken geschnitten und roth eingefast. Dazu ein kleiner Kragenmantel von gleichem Stoffe und ein Hut von grauem Pferdehaar mit blauen Binden um den Kopf.

Die neuen Moden, namentlich in den Hüten, haben den Nachtheil, daß sie nicht von Allen getragen werden können. Die älteren Damen müssen sich derselben enthalten, denn sie passen nur für jugendliche Gestalten und Gesichter, die sie freilich reizend kleiden. Die Jugend siegt ja überall und ist die herrschende Gebieterin.

Wir meinen mit den Hüten nicht bloß die runden, sondern auch die gewöhnlichen, die aber so klein und zierlich sind, daß sie für ältere Damen nicht passen. Wir sagten schon früher, daß sie eigentlich gar keine Hüte mehr wären, wenigstens verdecken und verhüllen sie das Haar nicht, im Gegentheil, sie sind so eingerichtet, daß sie das Haar recht sichtbar werden lassen. Das ganze Gesicht bleibt bei einem solchen Hute so frei wie bei einem kleinen runden Hütchen. Manche scheinen keinen andern Zweck zu haben als einen Büschel Tulle mit Blumen oder Federn und daran einen kleinen Schleier zu tragen, der den oberen Theil des Gesichts leicht verhüllt, wie es die Mode jetzt verlangt.

Sehr modisch sind dieses Jahr die weißen Kleider, namentlich die von Muslin mit langen Schößen in dem Frackschnitte. Dabei verlangt die Mode einfache Kragen und Manschetten von Leinwand. Nicht einmal der weiße Unterrock darf mehr gestickt, er muß vielmehr ganz einfach sein.

Der wollene Rock dagegen ist dieses Jahr sehr reich ausgeputzt. Ob diese Mode lange dauert, kann freilich Niemand voraus sagen. Das Einfache macht sich auch hier bereits geltend, z. B. ein einfacher Besatz von schwarzem Sammet unten oder ein schwarz und weiß carrirter Streif. Die Reiterinnen tragen rothe oder sehr hell maisfarbige. Diese Röcke werden bekanntlich über der Crinoline oder la cage (Käfig), wie die Französinen sagen, getragen. Die Crinolinen, die jetzt so vervollkommen sind, daß sie nicht mehr bauschen, sondern nur das Kleid in der verlangten Weite unten halten, können für vollkommen eingebürgert angesehen werden. Von der Abschaffung derselben ist jetzt weniger als je die Rede.

Ein sehr hübscher Reiseanzug sei hier noch erwähnt, da die Reisezeit nun beginnt. Es ist ein Kleid von Poil

de Chevre Phöbus, d. h. einem sehr hübsch aussehenden goldig schimmernden Grau. Unten auf dem Rocke bemerkt man zwei schwarze Taffelstreifen, die mit Spizengraben umgeben sind. Das Leibchen hat eine runde Taille mit einem Berner Leibchen von schwarzem Taffet, das mit Schmelz gestickt ist. Die Aermel sind eng und an den Achseln wiederholt sich der Ausputz des Rockes. Von dem Gürtel hinten fällt eine mit Schmelz gestickte und mit Franzen versehene Schärpe hinunter. Dazu gehört natürlich ein runder Hut und ein weiter Balletot von gleichem Stoffe, gleich ausgeputzt.

Modenblatt N^o 24.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Brauner niedriger Hut; kurze braune Jaquette mit niedrigem Kragen, großen Klappen und ziemlich weiten Aermeln; fast ganz zugeknöpfte carrirte Weste mit kleinem Shawlkragen und halbweite carrirte Beinkleider; kleine Cravatte; dänische Handschuhe.

2. Kopfsputz von schwarzem Sammet und schwarzen Spizen mit einem dicken Blumenbouquet vorn über der Stirn, Kleid von weißem geblühtem Muslin mit hohem Leibchen und fast langen Aermeln, die an den Achseln einen Ausputz von schwarzen Spizen haben; Gürtel von rothem Moire, der mit weißer Seide eingefast, vorn und an den Tragbändern daran an den Achseln zugeknöpft ist; weiße Spizenunterärmel; kleiner Spizenkragen; Taschentuch; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe.

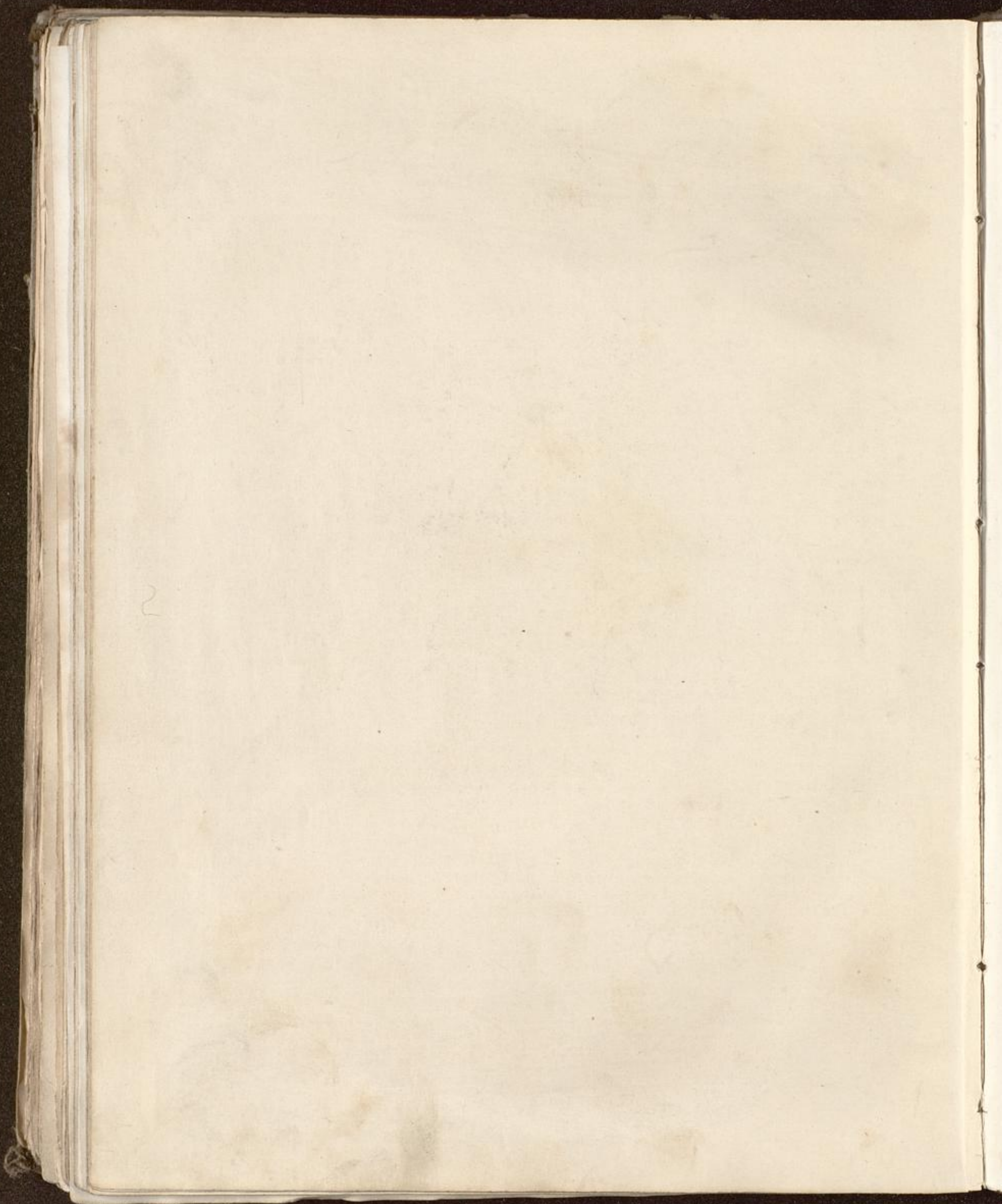
3. Runder Strohhut mit einer Einfassung von blaugrauem Stroh, Ausputz von Band, einer Feder an der Seite; einem großen Busch vorn über der Stirn und einem kleinen schwarzen Schleier mit Schmelzperlen; Kleid und Balletot von blaugrauem Foulard mit Rücken von dunklerem Taffet und hinten an der Seite, auf dem Balletot, mit einer großen Schleife von breitem Taffetbande garnirt; Netz in der Farbe des Ausputzes; Spizenunterärmel; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

4. Modischer Haarputz mit einer Nadel mit dicken Goldkugeln an den Enden hinten im Haar und einer Bandschleife daran; Kleid von havannabraunem Foulard mit ausgeschnittenem Leibchen ohne Aermel und ohne allen Ausputz; darüber ein Bäckchen von leichtem weißem Stoffe in der modischen Frackform mit weiten Aermeln; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

5. Grauer Hut; Frack-Jaquette von dunkelfarbigenem Tuche ohne Knöpfe, mit niedrigem schmalem Kragen und sehr breiten Revers, die sich lang umschlagen; ganz hohe und zugeknöpfte Weste von demselben grauen Stoffe wie die Beinkleider; kleine Cravatte mit bunten lose hängenden Enden; dänische Handschuhe.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG



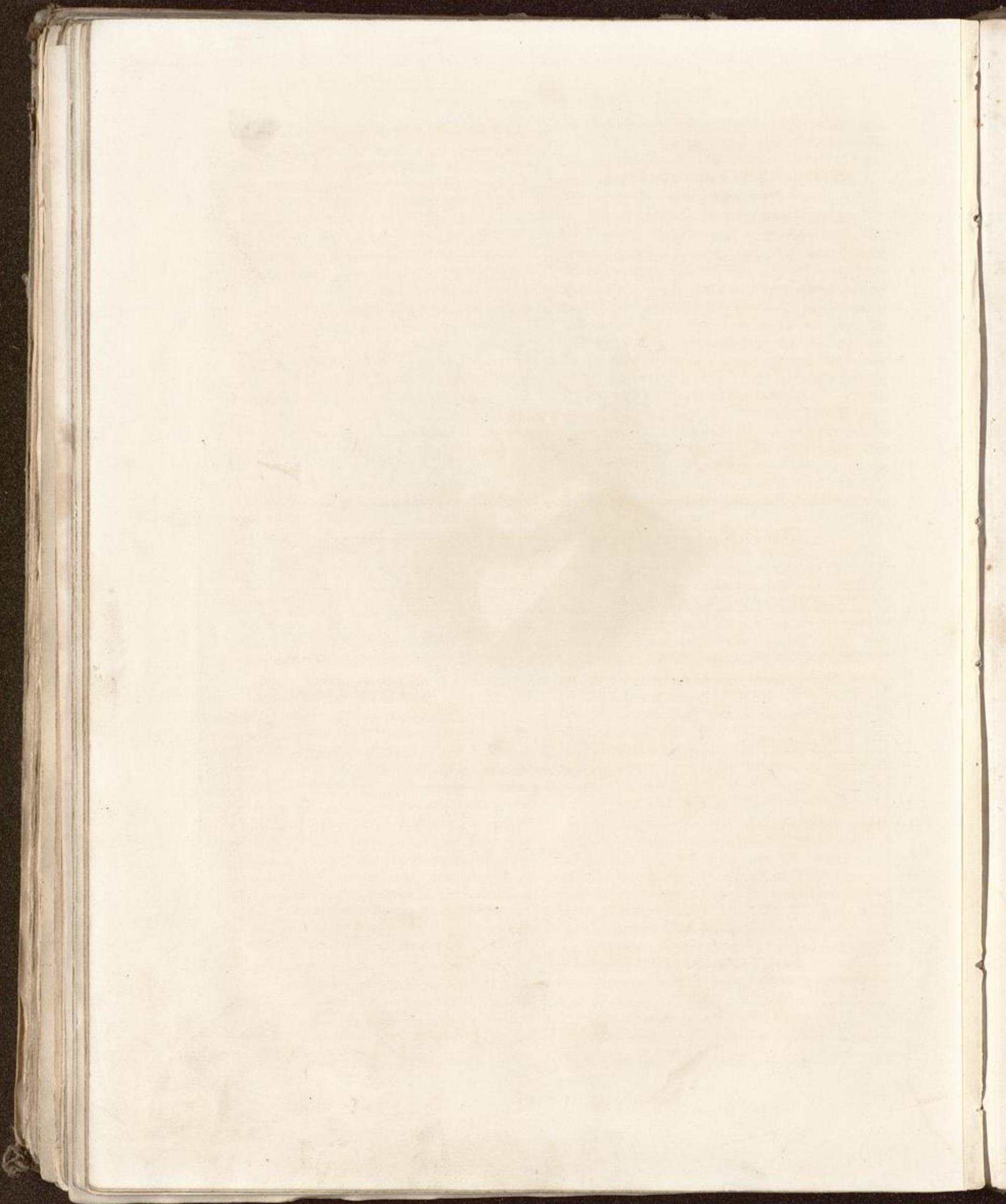


Nach einer Photographie

Nach dem Druck von Meyer in Leipzig

W. M. Thackeray

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



Stahlstich N^o 24.

William Makepeace Thackeray.

(Nach einer Photographie.)

William Makepeace Thackeray, der im Decbr. vorigen Jahres plötzlich starb, war ein liebenswürdiger, edler Mensch, einer der ausgezeichnetsten englischen Schriftsteller der neuern Zeit und ein echter Humorist, der nie vergessen werden wird. Sein Vater stand im Civildienst der ostindischen Compagnie und starb bald, die Mutter lebt noch. Er wurde 1811 in Calcutta geboren, kam aber sehr bald nach England, und studirte in Cambridge, wollte sich aber eigentlich zum Künstler ausbilden. Er zeichnete vortrefflich, namentlich auch Caricaturen, durch die er, „der lange Engländer“, namentlich den Kreis im Hause Goethes erheiterte, als er sich eine Zeit lang in Weimar aufhielt. Lange, ehe er seinen Namen durch seine Erzählungen berühmt machte, schrieb er in den Journalen unter dem Namen Michel Angelo Tit-

marsh, namentlich auch in dem bekannten Wigblatte Punch, dem er einige seiner besten Kleinigkeiten lieferte, z. B. The Snob Papers. Später machte er eine Reise nach dem Orient, die er höchst amüsant beschreibt. Endlich trat er mit größeren humoristischen Romanen auf und gleich der erste derselben, Vanity Fair (der Jahrmarkt des Lebens), begründete seinen Ruhm für alle Zeit und stellte ihn in gleiche Höhe mit den besten Humoristen. Diefem seinem besten Werke folgten Pendennis, Esmond, The Virginians.

Ein außerordentliches Talent besaß Thackeray als Vorleser, ein größeres fast noch als sein Rival, auch als Schriftsteller, Dickens. Er las in England und Amerika und fand so außerordentlichen Beifall, daß ihm diese Vorlesungen ein Vermögen eintrugen.

In den letzten Jahren gründete er eine eigene Monatschrift, The Cornhill Magazine, in dem er seine letzten Arbeiten veröffentlichte.

Er war glücklich verheirathet und hinterläßt, wenn wir nicht irren, ein Paar Töchter.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Litterarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nebmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. G. Gruner's
vollständige

Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierypflanzenzucht, sowie die sämmtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von
C. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,
correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues u. zu Berlin, sowie der pomolog. Gesellschaft zu Altenburg, Ehrenmitgl. der prakt. Gartenbaugesellsch. f. Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft u. gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

New Mercantile Correspondence

embracing in a systematic Manner, all the principal transactions, viz. Banking business, purchasing and selling of Goods, commission business, insurances, averages, and a great variety of other Matters connected with Commerce. To which is added an appendix containing an English German and German English Mercantile Terminology, and a collection of forms indispensable to the man of business. By Dr. F. E. Feller, Director of the public Commercial Academy of Gotha.

2d. revised. Edition. gr. 8. br. Preis 1 Thlr.

LEIPZIG.

Unter allen existirenden kosmetischen Mitteln gegen das

Ausfallen der Haare

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon fast gewordenen Scheiteln nimmt

Johann Andreas Hauschild's
vegetabilischer Haarbalsam

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht aufliegende Dank- u. Anerkennungschriften, mein von Personen aus den höheren Ständen, bekräftigen die Wirksamkeit desselben und fast sämmtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich

gewordenen Toiletteartikel jetzt regelmäßig von mir.

Die Wirkung des Balsams ist
überrajhend!

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich an j selbst schon länger fast gewordenen Stellen in ungläublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es Jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Obigen zu überzeugen. Zur Vermidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Hauschild's Balsam in Originalflaschen à 1 Thlr. 1/2 Fl. 20 Sgr., 1/4 Fl. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

Julius Kratze Nachfolger.

Leipzig, Dresden Str. Nr. 2.

NEBEN DER POST.

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE N^o 2.

Neue Musikalien.

Im Verlage von **Fr. Kistner** in Leipzig erschien soeben:

- Baumfelder, Fr.** Op. 101. Suite für Clavier. (Canonische Fantasie — Präludium — Adagio — Menuett — Scherzo — Finale.) Pr. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Burgmüller, Norbert.** Op. 11. (Nr. 4 der nachgelassenen Werke) Sinfonie Nr. 2 (Ddur) in 3 Sätzen für Orchester. Partitur. Pr. 4 Thlr. 15 Ngr. Orchesterstimmen. Pr. 6 Thlr. Dieselbe für das Pianoforte zu vier Händen eingerichtet von Aug. Horn. Pr. 3 Thlr.
- Gade, Niels, W.** Andante a. d. 4. Sinfonie Op. 20 für Harmonium und Pianoforte eingerichtet v. C. T. Krebs. Pr. 15 Ngr.
- Hartmann, Ludwig.** Op. 13. 6 Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Pr. 25 Ngr.
- Jensen, Adolf.** Op. 15. Jagdszene für das Pianoforte. Pr. 1 Thlr. Op. 19. Präludium und Romanze für das Pianoforte. Pr. 20 Ngr.
- Schäffer, August.** Op. 103 Nr. 1. Communisten-Lied. Gedicht von Th. Schmit für vierstimmigen Männergesang. Pr. 15 Ngr. Op. 103 Nr. 2. Dasselbe für eine Singstimme mit Piano. Pr. 10 Ngr. Op. 103 Nr. 3. Communisten-Galopp nach dem Communisten-Liede für Pianoforte. Pr. 7 1/2 Ngr.
- Schloesser, Adolphe.** Op. 30. Grande Fantaisie sur des motifs de l'Opéra: „Guillaume Tell“ de Rossini pour Piano. Pr. 25 Ngr. Op. 47. Boutons de Roses. Morceau de Salon pour Piano. Pr. 15 Ngr. Op. 48. Les fleurs animées. Impromptu pour Piano. Pr. 15 Ngr.
- Wieniawski, Henri.** Op. 17. Légende pour le Violon avec accompagnement d'Orchestre. Partition d'Orchestre. Pr. 1 Thlr. 10 Ngr. Op. 18. Etudes-Caprices pour le Violon avec accompagnement d'un second Violon. Liv. I u. II. à 1 Thlr.

Was kostet eine Schroth'sche Kur?

Mit vollständiger Wartung, Verpflegung, separatem meublirtem Zimmer u. s. w. bloß sechs Thaler wöchentlich in meiner prachtvollen Sommerwohnung bei Prag. Auch ist zu beachten, was Dr. Kypke, Verfasser des Werkes: „Die diätetische Heilmethode ohne Arznei und ohne Wasserkur“ schreibt: „Doctor Kapper, mir persönlich bekannt, hält an den Grundsätzen der Schroth'schen Naturheilweise streng fest.“ — Anmeldungen franco 393—2 in Prag.

Dr. Ph. Kapper,
prakt. Diätet.-Arzt.

Die Königl. Sächs. 66. Landes-Lotterie

hat folgende Hauptgewinne:

- am 13. Juni a. c. 10,000, 5000, 2000, 2 à 1000 Thlr. 2c.
= 11. Juli a. c. 12,000, 6000, 3000, 2 à 1000 Thlr. 2c.
= 8. August a. c. 15,000, 8000, 4000, 2 à 1000 Thlr. 2c.
= 5. Septbr. a. c. 20,000, 10,000, 5000, 2000, 2 à 1000 Thlr. 2c.
vom 26. Septbr. bis 12. Octbr. a. c. 150,000, 100,000, 80,000, 50,000, 40,000, 30,000, 20,000, 2 à 10,000, 15 à 5000, 30 à 2000, 300 à 1000 Thlr. 2c.

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25 1/2 Thlr., Viertel à 12 3/4 Thlr., Achtel à 6 Thlr. 12 1/2 Ngr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thlr. pro 1/4, 10 Thlr. pro 1/2, 5 Thlr. pro 1/4, 2 1/2 Thlr. pro 1/8 und creditire den Einsatzrest bis zu einer zu nennenden, spätern Frist, wohingegen ich bei Vollenzahlung der Einsatzbeträge, soweit der Vorrath reicht, **Vollloose**, die für alle 5 Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

C. Louis Tacuber in Leipzig,
Königl. Sächs. c. Collecteur.

Im Verlage von **Jul. Hainauer** in Breslau sind erschienen und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen:

Neue Tänze

von Carl Faust

für Piano zu zwei Händen.

- Op. 110. Rothkäppchen. Polka 7 1/2 Sgr.
Op. 111. Der Sturmvogel. Galopp. 7 1/2 Sgr.
Op. 112. Liesel und Gretel. Polka. 7 1/2 Sgr.
Op. 113. La Châtelaine. Polka-Mazurka. 7 1/2 Sgr.
Op. 114. Blättlein im Winde. Walzer.
1) Für Piano zu 2 Händen. 15 Sgr.
2) Für Piano zu 4 Händen. 20 Sgr.
3) Für Piano und Violine. 20 Sgr.
Op. 115. Passe-partout-Polka. 7 1/2 Sgr.
Op. 116. Märzveilchen. Polka-Mazurka. 7 1/2 Sgr.
Op. 117. Fest-Quadrille. 10 Sgr.
Op. 118. Erinnerung an Petersdorf. Marsch. 5 Sgr.
Op. 119. Der Wildfang. Galopp. 7 1/2 Sgr.
Le Bal. Valse de chant par Mr. Strakosch.
1) Transcrite pour Piano à 2 mains. 15 Sgr.
2) Transcrite pour piano à 4 mains. 20 Sgr.
3) Transcrite pour piano et Violon. 20 Sgr.
Für's Haus. Tänze für das Pianoforte in leichtem Arrangement.
Heft 1, 2, 3 à 15 Sgr.
Für Orchester kosten:
Op. 110 und 111 zusammen 1 Thlr.
Op. 112 und 113 zusammen 1 Thlr.
Op. 114 allein 1 Thlr. 10 Sgr.
Op. 115 und 116 zusammen 1 Thlr. 10 Sgr.
Op. 117 allein 1 Thlr. 10 Sgr.
Op. 118 und 119 zusammen 1 Thlr. 10 Sgr.

Flöhe-Vertilgung.

Selbst ganze Zimmer schnell von diesen höchst lästigen Insecten zu reinigen, empfiehlt Einfender seine Erfindung (lebenslänglich ausreichend) jeder Haushaltung gegen franco Einsetzung von nur 1 Thlr. alleinig an die Expedition der Königl. Leipziger Zeitung unter der Chiffre A. B. F. 56.

Die Ausführung ist ebenso betätigend, als das Resultat überraschend, so daß bei genügender Anzahl in 1/2 Stunde mehrere Hundert gefangen und getödtet werden können. Für die Richtigkeit dieser Angabe bürgt Einfender mit der Summe von 1000 Thaler.

Empfohlen sei ferner:

Wanzenod,

als das Beste, was Wissenschaft und Kunst zum Ausrotten der Wanzen mit Brut und aller Holzwürmer darzustellen vermag. Das Quantum für 20 Betten oder deren Raum für 1 Thlr. unter obiger Chiffre.

Verpackung frei, nebst Druckfaden.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Hierzu eine literarische Beilage von C. F. Winter's Verlag in Leipzig und Heidelberg.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Erinnerungsblize.

Eine Novelle

von

Julie Kuhkopf.

(Fortsetzung.)

Der Herrscher ließ den alten Referenten abtreten, und fragte Hubert, was er zu thun gedente. Dieser sprach seinen Entschluß aus, auch das kleine Hoffnungsstückchen, welches ihm der alte Brauns gezeigt, anzublasen, und morgen weiter zu pilgern gen Königsfeld, das etwa acht Stunden von seiner Vaterstadt entfernt war. Der Abend war indeß völlig herabgesunken, er empfahl sich dankbar und begab sich in's Gasthaus.

Nach einem Abendessen, das er in so vollkommener Zerstreuung zu sich nahm, wie er es nur je in seiner Einsiedlerzeit gethan, durchstreifte er noch ein wenig, hinwandelnd wohin ihn die Füße eben trugen, seine liebe Vaterstadt. Er sah auf zu dem Thurne der Hauptkirche, und unterschied im Mondschneie die Dräthe des Blitzableiters, welcher den herrlichen Bau vor der Verheerung der Wetter schützte. „Ach, dachte er mit freudigem Stolze, das verdankt die Stadt meinem seligen Vater, der hat diesen Schutz so dringend und immer von Neuem angerathen, bis nach einem heftigen Gewitter, das mit einem sogenannten kalten Schläge den Thurm, wenn auch nicht zerstört, doch beschädigt hatte, die Bürgerschaft sich dazu entschloß. Das hat mir meine Mutter oft erzählt, wenn sie in Liebe und Trauer des Frühgeschiedenen gedachte. Mancherlei andre Verbesserungen, Ausrottungen von Uebelständen, Einrichtung wohlthätiger Anstalten verdankte das Gemeinwesen ihm, das wußte Hubert wohl, sein Herz schwoll vor freudiger Erinnerung. „Aber ich?“ tönte es in seinem Innern, „was habe ich gethan für Andre?“ Eine brennende Schamröthe lief über sein Gesicht. Wohl leuchten dann die früheren Gedanken und Raisonnements wieder in ihm auf: Sie haben mich schlecht behandelt, mich ungerechter Weise bei Seite geschoben, zurückgesetzt, verstoßen; was verlohnt sich's der Mühe, für solches Lumpengestindel zu streben, zu wirken, sich aufzuopfern? So, und noch viel schlimmer hatte er oft

schon in seinem Innern gesprochen, und sich früher damit auf seinem Wege befestigt; jetzt ergriff und fühlte er die Unhaltbarkeit dieser Gründe, ja er schämte sich ihrer, er erkannte, sie seien völlig unchristlich. „Ich muß und will es noch einmal mit den Menschen versuchen, dachte er, wie ich sie auch finde, wie sie mich auch behandeln.“

Mit dieser Absicht betrachtete er alle Veränderungen der Stadt genau, und sah ein, daß sie nicht hinter den Fortschritten der Zeit zurückgeblieben war; doch trat ihm hie und da noch ein Uebelstand wegzuschaffen, ein Stückchen Pops abzuschneiden, oder ein offenes Bedürfnis zu erfüllen hervor, er dachte sich, wie das zu machen sei, und vertiefte sich bei diesen Ueberlegungen so sehr, daß er erschrocken zusammenfuhr, als der Nachtwächter durch die immer stiller werdenden Straßen schreitend, ganz nahe bei ihm die erste Stunde verkündete.

Eilig wandte sich der Grübler nach seinem Gasthose zurück und sank bald in tiefer Ermüdung dem Schlafe in die Arme. Tausend verworrene Träume ließen ihn indeß die ganze Nacht nicht los, bis er endlich gegen Morgen in einen ruhigeren Schlaf versiel, aus welchem ihn der helle Sonnenschein weckte.

Bald stand er wieder als ein fertiger Wandrer da, erfrischt und gekräftigt, doch mit sehr ernüchtertem Muth, im Vergleich mit dem, der ihn gestern beim Beginn seiner Reise gehoben hatte. Es war einer jener sinnigen Frühlingstage, an welchen die Sonne nur zuweilen durch die Wolken blickt, die, bald lustiger, bald dichter ihren Schleier über den Himmel ziehen, immer aber ihre Nähe durch liebliche Wärme und öftere Trostblicke offenbarend, wie es die verhüllte Vaterliebe Gottes thut.

Unser Reisender ging in bequemem Schritte seinen Weg fort, ohne so lebhaft und so bestimmt fortzuschreiten, wie ein Mensch zu thun pflegt, der einem festen oder lockenden Ziele zueilt. Seine gestrigen Beobachtungen und Gedanken in städtischen Angelegenheiten beschäftigten ihn noch vielfach, dazwischen warf er wohl einen Blick in seine liebliche Umgebung voll Frühlingsverheißungen, speiste aber alle Vorübergehenden, ohne sie anzureden, mit einem freundlichen Gruße ab, und hatte keine weitere Unterbrechung seiner Gedanken

als die, welche ihm ein nettes, junges Landmädchen verursachte, rasch dahinschreitend, mit einem hohen Thurme von seinen Körben belastet, welche durch ihre gefälligen Formen und die Zierlichkeit ihres eigenthümlichen Flechtwerks Huberts Blicke festhielten.

Für diesmal redete er das Mädchen an, und vernahm, daß sie selbst die Fabrikantin dieser Niederschichten sei, und daß sie mit dem Ertrage ihrer Arbeit, die in der Stadt viel gekauft werde, ihre kränkliche Mutter und einige kleine Geschwister ernähre. Er sah mit Wohlgefallen und Bewunderung das Mädchen an, die verschämt, doch mit strahlenden Augen ihm diese Verhältnisse mittheilte. Für einen geringen Preis erstand er sich ein niedliches Körbchen, das er an seinen Arm hängte, und wünschte dem Mädchen guten Fortgang des begonnenen Geschäftes.

„Ja, ja,“ sagte sie zuversichtlich, „ich glaube, unser Herrgott wird es segnen, schon des Fräuleins willen!“ Eilig schritt sie weiter, ohne noch zu einer Frage Zeit zu lassen, Hubert sah ihrem muntern Wandern sinnend nach und setzte dann auch seinen Weg fort.

Gegen Mittag ward es schwül, hin und wieder fielen einzelne Regentropfen. Der Wanderer kehrte ein, sich zu erfrischen. Nach kurzem Ausruhen, als das Tröpfeln aufgehört, brach er zu neuem Pilgern auf, und setzte seine Arbeit unverdrossen fort. Gegen Abend, nur etwa eine Stunde noch vom Ziele seiner Tagereise entfernt, fühlte er das Bedürfnis einer kleinen Pause. Er schaute um sich, ein Sitz war gleich zur Hand. Da stand eine Steinbank recht einladend unter einem überhangenden Felsen, er ließ sich darauf nieder.

Seine Gedanken hefteten sich auf den muthmaßlichen Erfolg seiner heutigen, noch bevorstehenden Forschungen. Es war ihm mißlich dabei zu Sinne. Dieser unbekannte Advocat, wenn er nun Einer von den Vielen war, die in Aktenstaub und Processen befangen und vergraben, sich nur für das interessiren, was Geld einbringt, oder was das Mein und Dein betrifft, dann wird er, fuhr Hubert in seinen Gedanken fort, sich wenig um das Schicksal eines kleinen Mädchens gekümmert haben, das einige Jahre unter seiner Mutter Aufsicht gelebt, und von welcher diese sicherlich wenig Vortheil gezogen hat; denn Vermögen hatte Dittlie gar nicht, oder nur sehr unbedeutend, das weiß ich. Wenn er nun mit kaltem Achselzuden oder höchst vernünftig erhabenem Lächeln mich ab und zur Ruhe verweist, was dann?

Eine Last warf sich auf des Fragers Brust; denn er wußte keine Antwort; da schaute er auf, die Sonne durchdrang eben, kurz vor ihrem Untergange, eine dunkle Wolkenschicht und blickte freundlich herab. „Gott lebt noch!“ rief er mit frischem Muthe und sah erheitert um sich.

Er hatte sich ein reizendes Plätzchen gewählt. Vor ihm, nur durch einen schmalen Gebirgseinschnitt von seinem Sitze geschieden, an demselben Stromufer, stieg eine steile Höhe auf, die weit über den Strom und das jenseitige Ufer hinblickte. Der Fuß dieses Kegels war ein röthlicher Sandstein, an welchem hin und wieder Moose und Flechten, wie schüchterne Versuche der Vegetation herandrangen; die Spitze der Höhe aber war üppig gekrönt mit freundlichem Anbau und allen Herrlichkeiten unsrer Pflanzenwelt. Grüner Rasen leuchtete da, Büsche schimmerten, Blumen nickten, und aus einer reizenden Anschlingung von größeren und kleineren Bäumen sah ein nettes, weißes Häuschen mit glänzenden Fenstern hervor, das seinen bläulichen Abendrauch wirbelnd in die Luft steigen ließ.

Während Huberts Blicke erquidte und wie gefesselt an dem lieblichen Bilde hingen, vernahm er auch Töne, deren Zauber noch hinreißender für ihn war. Ein schöner, klangvoller Bariton sang, kunstlos, in herzlicher Weise einige Strophen, deren Inhalt Hubert sogleich verstand, deren Melodie ihm bekannt war, o so ganz lieb und vertraut:

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin?
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn,
Und sing mit dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied!

Wie elektrisirt sprang er empor. Nein, Niemand anders konnte dies Lied singen, gerade so singen, mit der besondern, getragenen Weise, der andächtig betenden Modulation auf dem A—bend, als Simon, der gute Simon Husmann, der Gartenbursche, mit dem er so oft als Knabe geplaudert, dem er bei den Arbeiten, die Jener in seiner Mutter Garten zu verrichten hatte, so gern, oft mit Anstrengung aller seiner Kräfte, geholfen, mit dessen Hülfe er so manchen lustigen, herrlichen Knabenstreich ausgeführt hatte! O, er mußte der Sänger da oben sein, er war es sicherlich!

Indem diese Gedanken durch Huberts Seele flogen, hatten seine Augen eine gewundene Treppe entdeckt, welche, in den Stein gehauen, die Höhe hinaufführte. Als wenn er noch der Knabe von früher wäre, kletterte er bald, bald sprang er die Stufen hinan, und stand in kurzer Zeit auf der obersten. Da lag Haus und Garten in seiner ganzen friedlichen Schönheit vor ihm, drüber hinaus dehnte sich eine weite, prachtvolle Aussicht. Hubert schaute kaum hin, sondern suchte nur den Sänger, und fand ihn bald, obwohl er seinen Gesang beendet hatte.

Erstaunt blickte dieser von seiner Gartenarbeit auf, und ging dem hastig auf ihn Zuschreitenden entgegen. Hubert stand vor ihm, sah ihn durchdringend an und

rief fröhlich: „Ja Du bist's, Du bist mein alter Simon! Alter Bursche, kennst Du mich nicht mehr?“

Der Gefragte stemmte sich auf seinen Spaten und sah Hubert zweifelnd an. „Ja wirklich, es ist nicht anders,“ sagte er staunend, „Sie müssen Hubertchen sein, der junge Herr Erler — oder wer weiß — was sonst noch Alles, Docterliches, Großes oder Geheimes?“

„Nichts, nichts anders als Hubert Erler!“ rief dieser, sagte die schwielreiche Hand seines früheren Gefährten und schüttelte sie tüchtig auf deutsche Weise.

Noch einige unzusammenhängende Ausrufe des Erstaunens, einige Hin- und Herfragen, und der Gärtner sagte:

„Sein Sie so gut, Herr Hubert, und setzen Sie sich dort in meine Weisblattlaube, ich werde gleich mit meinem Beete fertig sein, dann komme ich zu Ihnen, und wir können mal tüchtig schwatzen, dem Teufel ein Ohr ab, wenn's nicht anders gehen will.“

Hubert lachte und fügte sich der Weisung, Simon arbeitete tüchtig fort, und Hubert benutzte die wenigen Minuten bis zum Feierabend, um einen vollständigen Eindruck von seinem ehemaligen Spielgefährten zu gewinnen. Der damals schon starke, breitschultrige Bursche hatte seine Gestalt seitdem noch recht ausgearbeitet. Es war die eines kräftigen Werkmannes, edig, markig und muskulös, jeder tüchtigen Arbeit gewachsen. Und wie gewandt und lustig er den Spaten führte, mit den starken Füßen und gewaltigen Armen!

Das Gesicht war noch sehr kenntlich, nur etwas wettergebräunter, stärker und tiefer gezeichnet als früher. Die feurigen, schelmisch gutmüthigen Augen leuchteten zuweilen fröhlich zu Hubert hinüber, bis endlich das Werk vollendet war, da legte der Gärtner schnell den Spaten bei Seite, rieb sich die Hände ab, zog seine Bade an und saß neben Hubert auf der Bank.

Dieser sprang sogleich mit beiden Füßen in die Vergangenheit hinein, und rief verschiedene lustige Ausdrücke von ehemals wieder hervor, Simon war mit ganzer Seele dabei. Nachdem ein Stück von Huberts lustiger Knabenzeit wieder lebendig geworden war, sagte Simon nachdenklich:

„Leider blieb's nicht immer so. Als die sel'ge Mama gestorben war, da ging's schon schlimm genug; aber als Hubertchen ganz aus der Stadt ging auf die hohe Schule, da sah's garstig aus in der Welt. Ich war immer ganz verstimmt und ärgerlich, und habe meinen Kameraden manchen Puff ausgetheilt, weil das beste Vergnügen weg war. Es wäre noch ärger gegangen, wenn das Tillchen nicht gewesen wäre; aber das tröstete Einen noch ein Bißchen, wenn es gleich kein Zunge war“

Hubert sah ihn mit großen, erstaunten Augen an.

„D,“ rief der Gärtner, „Sie erinnern sich wohl an das kleine Ding nicht mehr?“

„Freilich, freilich; aber wo sahest Du sie denn?“

„Na, bei der Frau Pastorin Lamprecht, die hatten ein Gartenstückerl gemiethet in der Vorstadt, dadrin zu sitzen und ihr Kaffecken zu trinken, das mußte ich zu recht machen und in Ordnung halten. D, das hatte Tillchen so eingerichtet; es war immer ein kluges Ding, lustig und neckisch war es, spielte Einem tausend Possen, daß man oft tüchtig böse werden wollte, aber es ging doch nicht, denn wenn es Einen dann so komisch ansah, und man merkte ihr hinter den Possen das gute, treue Herz an, dann dachte man: Jugend hat nicht Tugend! Hast's auch nicht besser gemacht deiner Tage, als du noch im Kinderrocke liegest! Und wenn's Einem dann so gern eine Freude machte, und Einem ein Stückel Kuchen, ein Endchen Wurst oder sonst was Delicates zulegte, da vergab man Alles, ja man wäre in's Feuer gelaufen für das Kind. Ja, wenn's noch so liberal hergegangen wäre bei der alten Madam; aber die hielt's Tillchen knapp genug! Es mußte ja gespart werden, damit nur der Taugenichts von Sohn zum Durchbringen was hatte! Jedes andere Kind hätte wohl das Maul hängen lassen, wenn's ihm nicht besser gegangen wäre; aber das that Tillchen nicht, das wußte sich immer was Lustiges auszudenken oder sich sonst ein Vergnügen zu machen. War ich auf meiner Hut, daß es mir nichts anthun konnte, so holte es die schmutzigen Nachbarskinder von der Straße herbei, und wusch sie, oder fütterte die hungrigen Vögel. Vor der Frau Pastorin hatte es einen aschgrauen Respekt; denn die war streng und sparsam; aber manchmal schmeichelte es ihr doch was ab, wenn es fleißig für sie gearbeitet hatte — denn das mußte man dem Tillchen lassen — es slog ihm von der Hand; was es nur ansah, seine Arbeit und grobe, es kriegte Alles zu Stande. Wie oft hat es mir säen und pflanzen geholfen, ja es konnte graben und rechen wie ein Bursche. Und dann nähte und stickte es wieder so fein, und in der Schule hat es grausam gut gelernt. Einmal, als die Prüfung gewesen war, und es war das Beste gewesen von Allem, und sehr herausgestrichen von den Lehrern, ist die alte Pastorsfrau doch mit ein paar Groschen herausgerückt, um dem Kinde die Ehre zu belohnen, die es ihr gemacht. — Was thut das Tillchen? Kauft sich's Pseffernüsse oder Puppenstücken? Ei, bei Leibe nicht! Kauft mir bei meiner Seele eine neue Schürze, hatte es doch gesehen, daß meine ganz zerrissen war, und wußte wohl, konnte mir keine wiederkaufen, war dazumal ein armes Blut! Und wie macht es die kleine Hexe? Verbindet mir die Augen, pröckelt sachtchen an mir herum, und läuft mit Lachen davon. Als ich mein Tuch von den Augen wegriß, sehe ich, daß ich eine nette, nagelneue

Schürze vorhabe, die alte steckt in meinem Schubkarren unter dem Gartenforbe.

Hubert hatte noch keinen Professor so mit ganzer Seele zugehört, wie jetzt dem Gärtner, als er so das in unsers Freundes Erinnerung nur leise, aber unvergesslich skizzirte Bild der kleinen Pflugeschwester auf seine Weise ausmalte. Endlich fand er eine kleine Lücke, den Redestrom des Andern zu unterbrechen:

„Was Du da erzählst, alter Junge, gefällt mir über die Maßen; aber es wäre mir noch lieber, wenn Du mir sagen könntest, wenn es auch nur so ungefähr wäre, wo Ottilie jetzt zu finden ist!“

„Na, warum soll ich denn das nicht wissen, oder nur ganz von ungefähr sagen? Ich weiß es ja ganz gut, und habe das Tillchen — oder ich muß wohl vor Ihnen Fräulein Müller sagen, erst gestern noch gesehen.“

Hubert sprang entzückt von der Bank auf, auf welcher er an Simons Seite gesessen, stellte sich vor diesen hin, sagte ihm an beide Schultern, schüttelte ihn tüchtig, sah ihm tief in die Augen und rief aus:

„Ei, Du Glückskind! Weiß Alles, und thut, als ob das nichts wäre! Ist es denn möglich, daß ich so mit einem Male Alles entdecke, was ich fast schon ausgegeben? Sage mir nur geschwind, wo sie wohnt, wo Du sie gesehen hast, wie es ihr jetzt geht, und — wie sie jetzt aussieht?“

Simon sah seinen gelehrten Freund erst verblüfft, dann lachend an, und sagte endlich zögernd:

„Das ist viel auf einmal, aber ich denke doch, ich werde es leisten können. Wo sie wohnt? Sehen Sie dort hinten die Bergspitze, die noch ein klein wenig Sonnenlicht hat? Na, dahinter liegt das Rittergut Schlandorf, da wohnt sie bei der alten gnäd'gen Frau und der jungen Fräulein Enkelin — gesehen habe ich sie dort im Garten, als sie den Beiden und einem fremden Herrn vorlas, und nachher, als ich meine Pflanzen abgegeben hatte und fortwollte, da brachte sie mir ein Glas Bier, und sagte mir ein paar gute Worte. Wie es ihr geht? Na, so sehr gut nicht, die alte Gnäd'ge ist eine hochmüthige Ziege, und mit der Kleinen wird sie auch zu schaffen haben, ehe sie die aus dem Größten schält, und was Menschenähnliches aus ihr macht! Sie wissen wohl, Hubertchen, wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Wie sie aussieht? Na, wie soll sie denn aussehen thun? Freundlich und hübsch, daß Einem das Herz im Leibe lacht, wenn man sie nur ansieht. Ja freilich, so rothbäckig und prachtvoll ist sie nicht, wie manche Andere, der immer der Himmel voll Geigen gehangen hat! Müßte auch mit Kräutern zugehen, wenn sie's wäre. Was hat die schon durchgeschöten und er-

lebt! Herumgestoßen nenne ich das, Herr Hubert, von Einem zum Andern, und immer den Kopf oben gehalten, sage ich Ihnen! Die pinselt und jammert nicht, was da auch kommen mag! Und ist doch nur ein Weibsen das Niemand in der Welt zur Hülfe hat als unsern Herrgott im Himmel!

„Ja,“ rief Hubert in tiefer Bewegung, „bei dem Herrgott im Himmel, der uns hört, das soll anders werden! Das arme, liebe, gute Wesen soll einen Freund und Bruder finden, der sie schützt, der ihr beisteht allewege!“

„Nee, wirklich!“ rief der Gärtner fröhlich, „das wollen Sie an ihr thun, Hubertchen! Na, das lohne Ihnen Gott! Aber nicht wahr, diese Nacht bleiben Sie doch bei mir? Ich kann Sie loschiren, ja das kann ich! Ich hab' mir was verdient, als mich das gute Tillchen anrecommandirt hatte bei Baron Urkülls als Gärtner, und da ich nu selbst was hatte, setzte ich's durch bei den Eltern meiner Gustel, Sie wissen vielleicht noch, Herr Erler, die braune Gustel, mit der ich schon von Kindheit an mich gehalten habe. Da nahm ich dies Grundstück in Erbpacht, und sie haben mir das Mädchen rechtschaffen ausgesteuert. Acht Jahre haben wir uns schon, haben drei lebendige Kinder, mit der Wirthschaft geht's gut, wir kommen immer weiter. Meine Frau ist fleißig, ich habe nicht nöthig, sie zu treiben.“

Weitere Erörterungen über seine Familienverhältnisse sah der beredte Husmann durch die unterbrochen, von denen er eben erzählte. Sein ältester Sohn, ein rothbäckiger Bursche, kam herangesprungen, doch näherte sich nur schüchtern, als er den Fremden erblickte. Simon rief ihn heran, und schickte ihn bald mit den nöthigen Anweisungen. Nicht lange, so kam die Frau, eine braune, ländliche Schönheit, mit den beiden andern Kindern, um den Vater und den fremden Herrn zum Abendessen zu rufen.

Da fand sich dieser plötzlich in der Mitte einer Häuslichkeit, in der er sich bald wohl fühlte. Aus Simons Augen blühte Stolz und Freude, daß Hubertchen an seinem Tische saß, sich sein Brot, seine Milch, Butter, Käse und Schinken schmecken ließ, mit seiner Frau über ihre Wirthschaft und die frühern Zeiten plauderte und mit den Kindern scherzte und sich neckte. Freilich brannten diesem noch viele Fragen auf dem Herzen nach den Schicksalen der so sehnlich Gesuchten, und jetzt fast Gefundenen; doch er fühlte, es sei egoistisch, derlei Anforderungen jetzt zu stellen, da seinen Wirthen doch ihr eigenes Ergehen näher lag. Er sah, sie wollten ihm gern das Beste geben, was sie hatten, und was hat der Mensch Besseres und Näheres als sich selbst, und die Entwidlung seines Selbst? Das hatte sich Hubert oft klar gemacht, und dieser Gedanke half ihm jetzt, in das

Leben seines früheren Gefährten mit lebendiger Theilnahme einzubringen.

Nachdem das fröhliche Abendessen vollendet war, und nun die Mutter die Kinder zu Bett brachte, schlug Hubert seinem Wirthe vor, er möge ihn doch in seinem Garten umherführen, daß er sein Besizthum ordentlich kennen lerne. Freudig nahm dieser die Aufforderung an, und bald wandelten Beide in der Abendkühle unter den Beeten und Feldern, zwischen den Gebüsch und Baumpflanzungen hin, während die Sterne nach und nach immer heller und prächtiger niederschaueten.

Hubert fand das Grundstück verständig eingetheilt und fleißig bearbeitet, er vernahm, wie Simon seine Erzeugnisse verwerthe, und bemerkte mit Freuden, daß er nicht nur mechanisch arbeite, sondern auch denke, gern lerne, und gern Alles besser machen wolle als er es bisher gemacht. Dies regte den Wanderer an, dem Gärtner verschiedene Winke zu geben, das Mangelhafte oder Schädliche mancher alten Gewohnheit, die sich von den Vätern her vererbt hat, ihm bemerklich zu machen, und ihn in verschiedene, neue Entdeckungen in diesem Fache einzuweißen.

Simon begriff diese Vorträge seines gelehrten Freundes sehr gut, nickte oft mit dem Kopfe, und sagte endlich: „Aber, Herr Erler, Sie könnten ja General-Garten-Director werden! Sie sind es wohl wirklich? Sie können mehr als Brot essen!“

„Das wohl,“ meinte Hubert, „aber mit dem großen Amte oder Titel ist es nichts. Davon einmal später. Aber sage mir doch, lieber Simon, wie lange ist denn Ottilie Müller — wie konnte ich nur den Namen verloren haben? — bei jener alten Verwandten geblieben?“

„Na, warten Sie einmal, etwa bis ins elfte oder zwölfte Jahr muß sie's gebracht haben, als die Alte das Zeitliche segnete.“

„Wohin kam sie da?“

„Ihr Vormund hat sie da in eine Kostschule gethan, die war in Ihrer Vaterstadt, und so kam es, daß ich das liebe Kind wiedersah. Und nun ist sie da in der Schule geblieben, bis sie eingeseget wurde, da war sie fast fünfzehn Jahr alt und schon recht schön groß. Von Zeit zu Zeit konnte ich einmal mit ihr sprechen, und ihr erzählen, wie ich nach und nach etwas weiter kam in der Welt. Stolz war das Tillchen gar nicht, lernte tüchtig und war gewöhnlich munter wie ein Grasmädchen. Aber Sie hätten sehen sollen, wie das während war, als sie eingeseget wurde. Der Pastor nannte sie apart, verstehn Sie, er sagte ihren Namen nicht, aber „Eine unter Euch!“ sagte er, und da erzählte er, wie sie ihren Vater nicht gekannt habe und die Mutter auch nicht, und sagte, daß ihr der liebe Herrgott doch durchgeholfen hätte bis diesen Tag, und er ermahnte sie ganz beweglich, sie solle nur an ihm festhalten, sie kenne Ihn

ja, Er werde sie nicht verlassen. Das Tillchen weinte nicht gar zu arg; aber wie ein Engel sah es aus — und in der Kirche unter den Leuten war es ein ordentliches Heulen; ja, wie ich hier stehe, ich heulte mit.

Hubert dachte an sein eignes Empfinden an diesem Tage, wie es so verschieden und doch so ähnlich gewesen, und fühlte sein Auge feucht werden.

„Aber,“ fragte er, „wohin kam sie nach der Einsegnung?“

„Ihr Vormund brachte sie zu Leuten, die drei kleine, kränkliche Kinder hatten, die sollte sie pflegen und unterrichten, und das that sie von Herzen. Nicht lange, da bekommen die Kindern die Masern, Tillchen pflegt sie Tag und Nacht. Als sie wieder besser sind, legt sich das Tillchen, und als es eben am kränksten ist, thun die Leute eine Erbschaft und reisen mit den Kindern fort, das arme Tillchen bleibt allein da; doch da war ein gutes Dienstmädchen, ein ganz junges Ding, das Tillchen lieb hatte, das stand ihm bei, bis es wieder besser wurde. Aber der Vormund war böse, und nahm das Tillchen weg von den Leuten, und da kam es bald darauf zu Urkülls; das war ein alter Baron mit seiner Frau, reiche Leute aus Liesland, bei denen sollte das Tillchen Gesellschafterin sein, ihnen was vorsprechen, vorlesen, Thee und Kaffee einschenken, und was weiß ich noch sonst? Na, da ging es noch ziemlich gut; eigen waren die Leute freilich, und die Hundertste hätte es ihnen nicht recht gemacht; denn was ihnen heute gefiel, das fanden sie morgen ekelhaft — und keinen Augenblick hatte das Tillchen, wo es nur mal sagen konnte: Nu will ich thun, was mir beliebt! Das war ein Schicken und Hezen hier hin und dort hin, vorzüglich von der Gnädigen, und oft für gar nichts. Aber das Tillchen, oder wie es da immer hieß: Ma chère Ottilie, fand sich in Alles, und war immer willig. Freilich, so lustig war es nicht mehr, wie vorhin, der gute Muth war ihm nach und nach vergangen. Aber für andre Menschen sorgen, das that es immer rechtschaffen, wo es nur konnte, und es konnte es grausam oft. Der alte Baron hatte sich, um doch was zu thun zu haben, ein Stück wüstes Gartenland gekauft, das sollte schön werden. Dazu recommandirte mich das Tillchen, ich machte Alles, wie's befohlen wurde, der alte Baron hatte seine Freude daran; denn es ward ein schöner Garten, und ich verdiente mir einen netten Groschen. Und ich war's nicht allein, den das Tillchen anstellte, es hat immer seine Augen offen gehabt, und wenn es sagte: „Herr Baron, der würde passen, dann paßte er auch. Das merkten die Urkülls wohl, und deshalb konnte Tillchen Alles machen, die hat manchen armen Kerl, und manch armes Weibel glücklich gemacht; denn das muß man sagen, nobel waren die Urkülls darin, sie bezahlten gut und pünktlich. Na, ein paar Jahre war

das so fortgegangen, da fiel es der Gnäd'gen auf einmal ein, sie müsse durchaus reisen — nach dem Süden; denn es kam ihr mit einem Male hier so frostig vor. Da gingen sie fort und nahmen das Tillchen mit — das that uns Allen sehr leid. Und für's Tillchen selbst ist es auch gar nicht gut gewesen; denn als sie in der Schweiz sind, da kommt ein junger Uxküll dazu. Das ist der Brudersohn vom Alten gewesen, und hat einmal sollen sein Erbe sein; denn die Uxküls hatten keine Kinder. Dem jungen Baron gefällt das hübsche Tillchen gewaltig, und er denkt: Halt, das wär 'ne Frau für Dich! Aber Prosit die Mahlzeit! Als das die Alten merken, werden sie suchswild, die ganze Liebe zu Tillchen fällt in den Brunnen, sie schicken den Jungen weg, und als der sich hat über alle Berge schicken lassen, weil er sonst keinen Pfennig gekriegt hätte, setzen sie plötzlich dem Tillchen in dem fremden Lande den Stuhl vor die Thür, und da sitzt es."

Hubert schlug verzweiflungsvoll die Hände zusammen. „Die Unglückliche,“ rief er, „wer half ihr aus dieser Noth?“

„Sie hat den Muth nicht verloren,“ sagte Simon, stolz umherblickend, „sie ist da gleich in so eine Pension oder Schule gegangen, wie es da zu Lande viele geben soll, hat sich da bei der Aufseherin eingemietht, und hat geholfen Schule halten. Und nach einiger Zeit da findet sich eine englische Herrschaft, die sucht eine Gouvernante für die Töchter, und die nehmen das Tillchen. Da ist es mit den Leuten eine Zeit lang herumgereist; aber die sind kalt und steif gewesen, wie die Fische im Meere, und hochmüthig, als wenn ein deutsches Mädchen nur Staub unter ihren Füßen wäre. Da ist das arme Tillchen traurig und blaß geworden; aber den Muth hat es nicht verloren. Und richtig! Bald hat es weggekonnt von den Beesteaks; denn eine andre Dame mit vier Kindern, die ist auch auf Reisen gewesen, und hat mit den Engländern oft Wand an Wand loschirt, die hat wohl gemerkt, wie schlecht es das Tillchen gehabt hat, und wie es doch immer rechtschaffen seine Schuldigkeit gethan hat, und immer daran gedacht, wie es Andern könnte Freude machen. Na, hat die gemeint, das wäre so Eine für Dich, bist kränklich und schwach, lebst mit Deinem Mann in Unfrieden, und die Kinder hast Du 'mal, mußt für die als Mutter sorgen. Und da hat sie's Tillchen gefragt, als sie 'mal mit ihren Englischen spazieren gegangen ist, auf deutsch, was die noch nicht recht verstanden, und das Tillchen hat gleich Ja gesagt, und bald nachher ist es von denen weggegangen. Da haben sie ihr ein schönes Zeugniß ausgestellt, was aber gar nicht nöthig war; denn die Dame wußte schon, was sie an ihr hatte.“

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die Mode verlangt durchaus zwei ganz verschiedene Toiletten, erstens die für das Land und zweitens die für die Stadt.

Die erste ist phantastisch und originell und hat das Angenehme (oder Unangenehme?), daß sie nur von jungen Damen getragen werden kann. Beginnen wir mit den Füßchen einer solchen jungen Modelkönigin. Sie trägt nicht mehr Stiefelchen, sondern Stiefeln. Der Pariser modischste Stiefelmacher, jener der Kaiserin, macht diese Stiefeln von gelbem Leder, von schwarzem, violetter oder grünem englischem Leder, je nach der Farbe des Kleides. Die Strümpfe sind, wie wir schon oft sagten, von derselben Farbe. Die schwarzen Stiefeln müssen mit farbiger Seide gestickt sein und die Strümpfe dem entsprechen. Auf dem Lande weiße Strümpfe zu tragen, ist von der Mode ganz verpönt.

Bei den Stiefeln und farbigen Strümpfen ist der farbige Unterrock von Wichtigkeit. Er ist eigentlich das erste Kleid, denn man trägt deren zwei, wenn nicht gar drei. Diesen Rock trägt man in diesem Sommer nicht so sehr kurz wie in dem vorigen, aber doch nicht so lang wie das Kleid. Ueber ihm, der sehr ausgeputzt sein muß, trägt man das Kleid, das durch Agrafen oder Schnüre hübsch, in Festsens, aufgenommen wird. Darin hat nun die Phantasie und — Seltsamkeit den freiesten Spielraum. Wenn ein solcher Anzug der modischen Eleganz vollständig entsprechen soll, muß er ungewöhnlich und wunderlich, fast lächerlich aussehen. Das ist die jetzige Kofetterie.

Wir beschreiben einen solchen Anzug, den kürzlich die Fürstin von Metternich trug:

Rock von Pascha-Alpaca oder Taffet, roth und weiß carrirt, mit einem kleinen Bolant unten und schürzenförmig mit weißem Soutasch gestickt; über dem Rocke ein offenes Kleid von weißem Alpaca, drapirt aufgenommen und unten mit einem roth und weiß carrirten Streifen besetzt; Frackleibchen, offen über einer rothen Weste mit großen Perlmutterknöpfen, hinten mit langen Schößen, die umgeschlagen und roth- und weißcarrirt besetzt sind. — Die Weste war nach der jetzigen Mode, sehr lang und in der Tasche derselben tragen die Damen jetzt die Uhr mit Kette und Gehänge. Die Ärmel hatten große Aufschläge von roth und weiß carrirter Seide. Die Handschuhe dazu waren lang, mit rother Seide gesteppt und mit drei Knöpfen geschlossen. Dazu rothe Stiefeln mit einer goldnen Troddel in der Mitte und rothe Strümpfe.

Ein anderer solcher Anzug war:

Rock von weißem Taffet mit grünen Streifen und



26. 1864

ALLGEMEINE MODENZEITUNG

unten mit einem breiten grünen Streif besetzt; Kleid von papageigrünem Taffet, mit weißem Tarlatan ausgeputzt und vorn offen über dem Rocke; Frack-Leibchen mit sehr kleinen Schößen und zwei großen Knöpfen hinten; Fanchon-Hütchen von Tülle, mit Stroh gestickt, ohne Bart; das Haar quoll hinten ganz unter dem Hute hervor, denn man darf eben von dem Ausputze des Hutes nichts sehen; bisweilen bringt man an dem Chignon auch eine Taffet- oder Sammetfchleife an.

Zu solchen Kleidern trägt man einen Palletot mit drei Nähten, der sehr kurz ist und eine sehr kurze Taille hat.

Gelb und Roth sind sehr modisch; das Gelb besonders spielt dieses Jahr eine große Rolle. Man sieht — leider! möchten wir sagen — viele gelbe Kleider mit rothen Unterröcken und rothen Mänteln. Diese schreienden Farben machen es fast zur Nothwendigkeit — blaue Brillen zu tragen, wenn man nicht geblendet sein will.

Eine Hoffnung bleibt indeß, die Hoffnung, daß nach jeder Uebertreibung ein Rückschlag folgt. Und er wird auch diesmal nicht lange ausbleiben. Das bemerkte man bei dem letzten Rennen in Chantilly bereits, denn da waren die übermäßig langen Schleppen seltener und die Farben ruhiger. Mehrere der modischesten Damen erschienen in auffallend einfacher Toilette, z. B. in havanna, staubgrauem, eichenbraunem Lama, einfach oder gemustert, sowie in schwarzen Hüten mit Federn.

Eine dieser Damen z. B., die Herzogin von Morny, trug ein Kleid und Bäckchen von havanna Lama, weiß gestickt und mit Halsfransen; dazu einen weißen Hut mit Schmelz gestickt.

Eine andere Dame erschien in Kleid und Palletot von leberbraunem Mohair, mit weißer Spitze garnirt und in einem blau und weißen Hute.

Ein sehr hübsches Neue verdient ebenfalls erwähnt zu werden, nämlich die Verwendung von Straußenfedern auf den runden Hüten. Sehr schöne dieser Art sahen wir; sie waren mit blauem Sammet eingefast, hatten blauen Sammet um den Kopf, dann vorn einen Büschel blauer Federn und über denselben eine Wolke von weißen Marabouts, die wie Schnee über den Schirmrand hinabfielen. Auch zu diesen gehört, wie zu allen Hüten, müssen wir nochmals erwähnen, der kleine Maskenschleier.

Die Seltsamkeit macht sich auch in dem eigentlichen Schmud geltend. Da bei den jetzt modischen kleinen Hüten die Wange frei bleibt, so daß man das Ohr vollständig sieht, sind auch Ohrringe wieder modisch geworden und zwar sind sie ziemlich so groß, wie die wilden Schönen sie tragen und zwar entweder lang oder oval, oder man hängt lange Glöden u. in das Ohr.

Die Mützen scheinen ziemlich allgemein in die Mode zu kommen; aber sie machen es nöthig, eine ganz beson-

dere Sorgfalt auf das Haar zu wenden. Es entstehen auch fortwährend neue Anordnungen, nur die Mode bleibt natürlich, daß man das Haar fast ganz nach hinten in die verschiedensten Formen von Chignons bringt.

Modenblatt N^o 25.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von Stroh, am Kopfe mit Fransen, vorn über und unter dem Schirme mit grünem Band, am Schirmrande mit weißer Franse ausgeputzt; grüner Bart; grüne Bindebänder; Kleid von grünem Taffet mit hohem Leibchen und engen Aermeln, auf dem Rocke mit einem kleinen Volant ganz unten und darüber mit schwarzen Spitzestreifen garnirt; Palletot von schwarzer Seide mit ziemlich engen Aermeln, an den Achseln und unten herum mit schwarzen Spitzen ausgeputzt; kleiner gestickter Kragen; Spitzen-Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; grüner Knicker mit weißen Fransen; Stiefelchen.

2. Haarpuz mit Rosen über dem Chignon und einer einzelnen Rose vorn auf der Stirn; Bäckchen von modifarbenem Cashmir, vorn und hinten gerade geschnitten, unten herum, auf allen Nähten und vorn an den langen engen Aermeln bunt gestickt in indischen Mustern; Rock von gestreiftem Taffet; ganz schmaler Leinwandtragen; ebensolche kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

3. Hut von weißem Tülle, unter dem Schirme sehr voll mit Tülle ausgeputzt, auf welchem sich zwei Rosen befinden; vorn auf dem Schirme ein schwarzer Federbüschel und hinten über den Kopf hinabfallend eine schwarze Spitze; weiße Bindebänder; Kleid von einfarbigem Taffet, ohne allen Ausputz, mit rundem Leibchen und ziemlich kurzer Taille; Confection von schwarzem Cashmir, reich mit Seide und Schmelz gestickt und unten mit einem sehr breiten schwarzen Spitzenvolant; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Hut von Tülle, mit weißen Spitzen, Tülle und Blumen reich ausgeputzt; weiße Bindebänder; Kleid von Seide mit hohem knappem Schnepfenleibchen, auf dem gestickte dunklerfarbige Tragbänder liegen, welche mit einem Gefältel eingefast sind; ziemlich enge und lange Aermel, ebenfalls mit dunklerer gestickter Seide besetzt; auf dem Rocke, von den Tragbändern aus gleiche Streifen, die breiter werdend nach unten und dann auf dem Rocke herumlaufen; gestickter kleiner Kragen; geschlossene Unterärmel; weißer Sonnenschirm; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahlstich N^o 25.

Clara Schumann.

(Nach einer Photographie.)

Nur um den Leserinnen ein treues Portrait der gefeierten Künstlerin aus neuester Zeit vorzulegen, fügen wir der heutigen Nr. dieses Bildniß bei, denn vor Jahren bereits haben wir ihr Portrait einmal ge-

geben, und Alle wissen, daß Clara Schumann schon unter ihrem Mädchennamen, Clara Wieck, eine berühmte Künstlerin war, daß sie sich dann mit dem Componisten Robert Schumann verheirathete, daß sie denselben nach einer glücklichen Ehe, in Folge einer schweren und schauerlichen Krankheit verlor, daß sie aber nie ihrer Kunst untreu wurde, vielmehr, trotz all ihrem Leid und als kinderreiche Mutter, zu der Vollendung mehr und mehr sich ausbildete, in der sie nun allgemein bewundert dasieht.

Intelligenzblatt zur Wodenzzeitung.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

- Brée, P.**, traité de Correspondance commerciale contenant des modèles et des formules épistolaires pour tous les cas qui se présentent dans les opérations de commerce, avec des notions générales et particulières sur leur emploi. Suivi d'un recueil des termes français et allemands les plus usités dans le commerce. Avec des notes allemandes par le Dr. E. I. Hauschild. Quatrième édition revue et augmentée par Ch. Hapatzky. gr. 8. br. 1 Thlr. 6 Ngr.
- , traité de Correspondance générale, contenant un choix de lettres puisées dans nos meilleurs Auteurs, des billets d'invitation et de faire part, avec des notions sur les formes usitées dans leur emploi, des pétitions et des formules d'actes civils et commerciaux. Suivi d'instructions très-détaillées sur le cérémonial usité au dix-neuvième siècle, et de notices biographiques sur les Auteurs cités dans cet ouvrage. Avec des notes allemandes par le Dr. E. I. Hauschild. gr. 8. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lamartine,

Voyage en Orient

1832—1833.

Auszug in einem Bande

mit erklärenden Notizen, einem Wörterbuche und einem Register über die im Werke vorkommenden Eigennamen. Achte Auflage. Mit Stereotypen gedruckt. 8. br. Preis 18 Ngr.

Was kostet eine Schroth'sche Kur?

Mit vollständiger Wartung, Verpflegung, separatem meublirtem Zimmer u. s. w. bloß sechs Thaler wöchentlich in meiner prachvollen Sommerwohnung bei Prag. Auch ist zu beachten, was Dr. Kypke, Verfasser des Werkes: „Die diätetische Heilmethode ohne Arznei und ohne Wasserkur“ schreibt: „Doctor Kapper, mir persönlich bekannt, hält an den Grundsätzen der Schroth'schen Naturheilweise streng fest.“ — Anmeldungen franco 393—2 in Prag.

Dr. Ph. Kapper,
prakt. Diätet-Ärzt.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleine Weltgeschichte

für

Bürgerschulen.

Bearbeitet von Dr. Carl Ramshorn,

Director der III. Bürgerschule zu Leipzig. Ritter des R. R. Oesterr. Franz-Joseph-Ordens.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. broch. Preis 15 Ngr. geb. 17 Ngr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

LEIPZIG.

Von der Mediceal-Polizei-Behörde genehmigt!

Crème antientilleuse

seule invention de St. Laurent de la Salle, membre de la société impériale des sciences à Paris.

Diese Crème ist, wenn nicht überhaupt das einzig wirksame, so doch sicher das einzig unschädliche cosmetische Mittel zur Entfernung der Sommerprossen.

Sie bewirkt eine vollständige Umwandlung der Haut; wäre diese noch so sehr von der Sonne gebräunt, durch die stärksten und dichtesten Sommerprossen oder gelben Flecken verunziert, — nach Anwendung der Crème bildet sich eine ganz neue Oberhaut, die von allen Flecken frei, von glänzendster Weiße, Durchsichtigkeit und Zartheit ist, überhaupt einen Teint von unübertrefflicher Schönheit verleiht. Ein zweites Schönheitsmittel von gleicher Wirkung bei so vollständiger Unschädlichkeit wie diese Crème existirt nicht, da indeß unter ähnlichen Namen sehr viele Präparate angepriesen werden, vor deren Schädlichkeit bereits mehrfach öffentlich gewarnt wurde, so ist darauf zu achten, daß nur dann für die Schönheit und Unschädlichkeit dieser Crème garantirt werden kann, wenn solche von der unterzeichneten Handlung, der einzigen in Deutschland dafür bestehenden Verkaufsstelle, bezogen wird.

Preis 5 Bsch. — 1 Thlr. 10 Ngr. — 2 fl. 30 kr. Inbentisch oder österr. Banknoten.

Jul. Kratze Nachfolger in Leipzig, Dresden Str. Nr. 2, neben der Post.

NEBEN DER POST.

Flöhe-Vertilgung.

Selbst ganze Zimmer schnell von diesen höchst lästigen Insecten zu reinigen, empfiehlt Emsender seine Erfindung (lebenslänglich ausreichend) jeder Haushaltung gegen franco Einsendung von nur 1 Thlr. alleinig an die Expedition der Königl. Leipziger Zeitung unter der Chiffre A. B. F. 56.

Die Ausführung ist ebenso befriedigend, als das Resultat überraschend, so daß bei genügender Anzahl in 1/2 Stunde mehrere Hundert gefangen und getödtet werden können. Für die Richtigkeit dieser Angabe bürgt Emsender mit der Summe von 1000 Thaler.

Empfohlen sei ferner:

Wanzenod,

als das Beste, was Wissenschaft und Kunst zum Ausrotten der Wanzen mit Brut und aller Holzwürmer darzustellen vermag. Das Quantum für 20 Betten oder deren Raum für 1 Thlr. unter obiger Chiffre.

Verpackung frei, nebst Druckfachen.



Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Wagner in Leipzig

L. J. J.
Lara Schumann

Verlag v. Schuneggers Buchh.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Erinnerungsblize.

Eine Novelle

von

Julie Kuhkopf.

(Fortsetzung.)

„Gott sei gelobt!“ rief Hubert, „endlich kann man doch einmal Athem schöpfen.“

„Aber die vier Kinder von der Dame,“ fuhr der Gärtner fort, waren recht ungezogene Klagen, die hatten so recht wild in den Tag hineingelebt, ohne Hand und Band! Der Vater reiste in der Welt herum, und die Mutter war schwach und krank, die hatten gar keine Aufsicht gehabt. Da hatte das Tillchen nun seine tausend Noth, mit dem Einen noch mehr als mit dem Andern — zwei wilde Jungen waren auch dabei, — und Alles mußte das Tillchen allein thun; denn die Mutter lag gewöhnlich zu Bett, oder war so jämmerlich, daß sie den Kinderlärm nicht ertragen konnte. Und das Tillchen ließ nicht ab, bis es die Kinder alle herumgekriegt hatte. Waren das nette Kinder, als sie wieder hieher kamen! So artig! Und wie sie das Tillchen lieb hatten! Lieber als ihre Mutter, das können Sie glauben!“

„Das finde ich ganz natürlich,“ versicherte Hubert. „Aber sage mir,“ rief er eifrig, „wie heißen die Leute?“

„Es ist so ein fremder Name,“ sagte Husmann verlegen, „ich glaube Ramong.“

Hubert schüttelte den Kopf, als wenn ihn entweder die Antwort oder seine eigene Frage nicht befriedigte.

„Ach, ich weiß ja nicht!“ murmelte er.

„Aber,“ fragte er weiter, „warum ist sie denn jetzt nicht mehr dort?“

„Ja,“ sagte Simon bedenklich, „das ist immer so mit Tillchen, wenn man 'mal denkt, es sitzt fest auf 'nem grünen Zweige, da knickt er ein oder wird dürr. Und so ging es hier auch. Die Dame ward immer kränker und kam zum Sterben. Sie aber hat das gar nicht geglaubt, und hat gar nicht gewollt, daß ihrem Manne sollte von ihr Nachricht gegeben werden. Tillchen

hat es aber doch gethan; anstatt nu selbst zu kommen, schickt der Esel von Mann einen Geschäftsfreund, der kommt just an, als die Frau verschieden ist. Da sagt der — das muß auch ein Wachsstock gewesen sein —, er hätte den Auftrag, die Kinder zu ihrem Vater zu rufen, sie sollten nun ein neues Leben anfangen, die Gouvernantinne solle man ablohn und wegschicken. Denken Sie sich nur!“

„Es ist empörend!“ rief Hubert. „Wie lange ist das her?“

„Etwa sechs Wochen,“ entgegnete Jener. „Die Kinder mußten gleich nach der Mutter Begräbniß zu einer Tante reisen, die sie gar nicht kannten, und dann sollten sie mit der Köchin, glaube ich, nach Holland.“

„Beinahe trifft es zu, sie sind's gewiß,“ murmelte Hubert. „Nun?“

„Da hätten Sie nur sehen sollen,“ nahm Husmann wieder das Wort, „wie das Tillchen die Kinder tröstete, und es brückte ihm doch selbst das Herz beinahe ab, daß es von ihnen weg mußte, und wie es ihnen zusprach, daß sie sollten ihren Vater ehren, und ihm gehorsam sein in allen Dingen... Und das werden sie auch, wenn er nicht ein gar zu gräulicher Gottlieb ist! Der wird sich wundern, was die Kinder nett und brav geworden sind! Ich habe es selbst gethan, als ich in der Stadt war, und Blumen zum Begräbniß hinbrachte — die hatte Tillchen bei mir bestellt. Na, eine andre Stelle hatte sie gleich wieder, das war ein Drängen und Quälen! Sie mußte wohl nach Schlandorf.“

„Eins freut mich nur,“ sagte Hubert aufathmend, „daß Du am Ende bist. Lange hätte ich es nicht mehr ausgehalten!“

„Ja,“ versetzte Simon lachend, „es ist auch Zeit zum Schlafengehn; meine Frau ist schon zwei Mal in die Hausthür getreten, um zu sehen, ob wir noch nicht kommen, sie wird müde sein, und ich glaube, wir Beide sind's auch.“

Hubert fühlte, aber erst in diesem Augenblicke, daß sein Freund Recht habe, und sie gingen in's Haus.

Ganz nett und wohllich hatte Frau Husmann das Kämmerchen für den guten fremden Herrn zubereitet, so daß dieser sich wohl darin befand. Doch konnte er, trotz großer Ermüdung, nicht so bald einschlafen. Die Gestalt seiner Pflegechwester hob sich aus der zarten

Knospe, in welcher sie ihm früher erschienen war, jetzt als entwickelte und vollendete Menschenblüthe hervor; er sah, sie war eine treue Arbeiterin geworden an dem großen Werke, das die Menschheit zu vollbringen berufen ist; doch er konnte bei dieser Ausmalung nicht lange verweilen, er fühlte sein Herz immer wieder aufwallen vor Entrüstung, vor tiefem Mitleid und Erbarmen über die Nothe und Unbilden, mit denen sie zu kämpfen gehabt, und wieder vor heißer Reue über seine eigene Gleichgültigkeit und Versunkenheit.

„Wozu aber,“ dachte er plötzlich, „all' dies Hingeben an unnütze Gefühle? Danken wir lieber Gott, daß die Verlorne gefunden ist, und unser Wiedersehen vor der Thür!“ Indem er dieser Aufforderung mit einem innigen Dankgebete nachkam, legte er darauf sein Haupt befriedigt nieder, und fiel bald in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

Der erste Strahl des Morgens öffnete seine Augen wieder, er fühlte sich erfrischt und voll freudiger Hoffnung. Schnell sprang er vom Lager und blickte aus dem Fenster. Prachtvoll ging eben die Sonne auf und beleuchtete den frischen Berggraben. Simon stand schon in eifriger Arbeit bei einem Beete. Hubert öffnete das Fenster, rief ihm einen Guten Morgen zu, und äußerte sein Erstaunen, ihn schon bei seinem Tagewerke zu sehen.

„Ja,“ lachte dieser, „wenn Unserer nicht der Sonne das Aufstehen ablief, da sähe es übel um uns aus.“

Nicht lange, so stand der Wandrer, wohl erquickt, mit Stab und Tasche bewaffnet, zu neuer Reise bereit. Simon beschrieb und bezeichnete ihm den Weg nach Schlandorf, der sich hin und her um den Berg zieht, ganz genau, und meinte, er könne wohl vier Stunden darauf zubringen.

„Run,“ sagte er, und maß den Reisenden vom Kopf bis zu den Füßen, „ich denke, die Zeit wird Ihnen nicht lang werden, Herr Hubert, Sie haben genug zu denken. Und vorwärts treibt es Sie gewiß auch; man ist doch neugierig, einen bekannten Menschen nach so langer Zeit wiederzusehen. Aber, was das Beste ist, Sie wollen ein gutes Werk, ein Werk der Barmherzigkeit thun.“

Hubert lehnte das mit Lebhaftigkeit ab, doch Simon sagte: „Ja, ja, ich muß doch dabei bleiben, Sie thun ein gutes Werk! Sie sehen ordentlich prächtig davon aus, viel munterer als gestern.“

Hubert hatte schon Abschied genommen von Frau Gustel und ihrem Manne, da kam ihm dieser noch einmal nachgelaufen und rief:

„Herr Erler, Hubertchen, o versprechen Sie mir's: Wenn Sie in Schlandorf gewesen sind, so kommen Sie

wieder hieher, und erzählen mir, wie Sie das Tillchen gefunden, und was sonst noch geschehen ist!“

„Freilich, freilich! das versteht sich ja von selbst!“ rief Hubert, winkte Abschied nehmend mit der Hand, und eilte spornstreichs vom Berge hinab.

Simon war im Augenblicke wieder bei seiner Gartenarbeit, seine Gustel aber, wie sehr das Haus und die Kinder ihrer auch bedurften und sie drängten, kam eilig zu ihm gelaufen, zupfte ihn am aufgeschürzten Armel, und flüsterte ihm mit schelmischem Lächeln einige Worte in's Ohr, indem sie nach dem Reisenden hinüber winkte.

Simon arbeitete fort, schaute ein wenig in die Höhe, schüttelte den Kopf und sagte: „Was Ihr Weiber nicht gleich Alles denkt und wißt! Daran hatte ich noch gar nicht gedacht! Nu, man kann nicht wissen, Gott wird es lenken. Aber gar zu fest darauf bauen wollen wir nicht; des Menschen Herz ist ein wunderlich Ding!“

Ein bedenkliches Getöse, das aus dem Hause schallte, verhinderte Frau Gustel an weiteren Hypothesen, sie eilte erschrocken zu ihren Kindern, Frieden zu stiften.

Mit raschen Schritten wanderte Hubert indefs vorwärts; er fühlte sich frisch, wie ein Knabe, der zum ersten Male in seinem Leben, in irgend einer sommerlichen Ferienzeit sich ganz allein eine Fußreise erobert hat — und doch hatte er nie so voll und lebendig seine Mannesstärke empfunden. Als läge ein Feldzug vor ihm, so schien es ihm nöthig, alle seine geistigen und körperlichen Waffen bereit zu halten. Geen hätte er auch einen Schlachtenplan entworfen; doch dazu hatten ihm Simons Mittheilungen das Terrain noch nicht klar genug gemacht, er mußte es erst selbst kennen lernen.

Die Straße war nicht sehr belebt, doch waren Menschen genug da, ihm zu bestätigen, er sei auf dem rechten Wege. Einkehren wollte er nirgend, auch als die Sonne schon wärmer schien; er setzte sich an einem Bache nieder, und aß aus seinem Körbchen Brot und Käse, das Frau Husmann ihm sorglich mitgegeben hatte.

Vielfach schlängelte sich der Weg am Berge hin, und daran herum; endlich — schon wollte Hubert ungeduldig auf einen Baum klettern, um die Gegend zu überschauen, und dann vielleicht kühn einige Ecken abzuschneiden — da senkte sich der Weg, und er sah in einer Schlucht, die sich plötzlich öffnete, und dann in ein Thal erweiterte, ein weithin zerstreutes Dörfchen, und am äußersten Ende desselben ein ansehnliches Herrenhaus liegen.

Er verdoppelte seine Schritte, fand bald das Wirthshaus, und gewann sich ein Stübchen, wo er sich vom Staube reinigen, und sich passender und zierlicher

zum Besuche darstellen konnte, als ein Fußwanderer möglicher Weise erscheinen kann.

Bald war er vor dem Schlosse, das ihm in der Nähe verfallen und vernachlässigt vorkam, trat hinein und fragte einen Diener, ob er Fräulein Müller sprechen könne?

„Nein, jetzt nicht, sie giebt dem gnädigen Fräulein Stunde.“

„Bis wann?“

„Bis zwölf Uhr.“

„Könnte ich ihr dann aufwarten?“

„Dann muß sie mit dem gnädigen Fräulein spazieren gehen.“

„Darauf? —“

„Wird gespeist.“

„Nach Tische?“

„Vielleicht, wenn's die gnädige Frau erlauben. Will der Herr mir nicht eine Karte geben, oder seinen Namen sagen?“

„Nein, ich will wiederkommen, ich bin ein Wanderer von Fräulein Müller.“

Er ging. Das war hart, noch so lange warten zu müssen! Im Hause zu bleiben, schien dem Wartenden unerträglich, er umkreiste das Schloß, und blickte mit klopfendem Herzen nach diesem und jenem Fenster, obwohl die Ersehnte hinter demselben ihr schweres Werk treibe. Von mancherlei sich durchkreuzenden Gedanken hingenommen, verlor er sich endlich in ein Wäldchen, das schon lustig zu grünen anfing. Er folgte träumerisch einem Bache, der mit der vollen Fröhlichkeit eines entlassenen Gefangenen über einen hohlen Kiesgrund hinspielte und plauderte.

Plötzlich schien es dem Wandler, als mischten sich noch andre Töne in dies Geplauder. Ja, das waren französische Laute, eine volle, weiche Frauenstimme, das mußte Ottilie sein! Er wandte sich den Klängen zu, sie kamen hinter einer Reihe von Unterholz und Bäumen her, die an dem Bache sich hinzogen, nur einen schmalen Rand an demselben frei lassend, auf welchem eben Hubert ging. Dieser blieb hinter einem Syringenbusch stehen, der ihn völlig verdeckte, und ihm zugleich einen Blick auf den jenseitigen Weg frei ließ.

Da traten die beiden Wandlerinnen hervor; das Kind an der Seite der Erzieherin war unschön, und hatte Züge des Eigensinns und Hochmuths. Hubert sah das gnädige Fräulein durchaus nicht, er sah nur die Führerin desselben, und hätte er tausend Augen gehabt, er würde nur sie gesehen haben. Er schaute sie schnell und tief an, o, er hätte weinen mögen: So war die kleine lustige, lebensheitre Tilla geworden!

Schon war sie vorüber. Er schlug die Hände vor die Augen, als wollte er das fliehende Bild dort festhalten, und ging dann eifrig weiter, sich immer leise

parallel mit den Spaziergängerinnen fortbewegend. Er hörte, wie die Erzieherin von den Bewohnern des Waldes sprach und hin und wieder gelegentlich einen davon zum Anschauen bezeichnete. Die Kleine sagte wenig darauf, klagte aber bald über Müdigkeit, und schlug vor, sie wollten sich auferhen. „Voilà votre place favorite!“ rief sie, und zeigte auf eine Naturbank, von einigen flüsternden Birken beschattet. Sie ließ sich darauf nieder, Ottilie setzte sich zu ihr und nahm ihren Hut ab. Hubert, hinter einer Baumgruppe stehend, hatte ihren vollen Anblick.

„Und hätte ich Dich,“ dachte er, „unter Tausenden gesehen, Du hättest mich angezogen, mich gerührt.“ Aber schön war sie nicht, kaum hübsch. Diese feine, schlanke Gestalt, so zart gerundet, so anmuthig und leicht in ihren Bewegungen, hätte müssen mehr Fülle haben, ihr Gesicht hatte weder frische, blühende Farben noch Regelmäßigkeit. Aber wer konnte diese reine, hohe Stirn sehen, ohne Glauben an sie zu gewinnen; wer in diese trostreichen, blauen Augen blickte, ohne ihr gut zu sein, ohne ihr fest zu vertrauen! Und wenn die feingeschnittenen Lippen lächelten, das hatte etwas so Rührendes, man hätte ihr zurufen mögen: Noch ein wenig! Höre noch nicht auf! Du sollst Dich auch ein wenig freuen! Sah man nur die leichte Gestalt an, und das niedliche Köpfchen mit dem reichen, blonden Haare, wenn sie sich niederbeugte, so hätte man sie für achtzehn oder zwanzig Jahre halten können, doch hob sie das Gesicht, so gab man ihr mindestens fünfundzwanzig; ihre Blüthe war hin, Kämpfe und Leiden hatten diesen Zügen ihr Siegel aufgedrückt; aber unterdrückt war sie nicht. Wie fest war der Schluß des Mundes, wenn das Lächeln aufhörte: Man sah, sie war auf neue Kämpfe gefaßt.

Noch einen Blick warf Hubert aus seinem Versteck auf seine Pflegegeschwester, dann zog er sich ein wenig zurück, in der Absicht, etwas ferner von dem Sitze hervorzukommen und sich Ottilien vorzustellen; doch in demselben Augenblicke, als er hervortreten wollte, sah er einen Mann in eleganter Kleidung denselben Weg kommen, den die Beiden früher gegangen waren. Das Kind sprang ihm entgegen: Ah, Monsieur? Ottilie stand auf, und wandte sich zu ihm hin. Er grüßte sie, indem er die Hand an den Hut legte, und sie gingen zusammen in lebhaftem Gespräche weiter, wie gute Bekannte und Hausgenossen.

Hubert hatte das Gesicht des Mannes, der einen großen runden Hut trug, nicht gesehen, nur ein Stück schwarzen Bartes und ein wenig von der Wange, an welcher er gewachsen, hatten seine Augen erwischt können. Aerger, ja Entrüstung flammte in ihm auf. Nicht allein die Störung durch den Fremden war ihm fatal, auch seine äußere Erscheinung wie sein Benehmen machte ihm

einen widrigen Eindruck, seine Haltung schien ihm gespreizt, und die Art, mit welcher er sich in Ottiliens Nähe drängte, hatte etwas schmeichlerisch Unverschämtes.

Mit einer tiefen Stirnrunzel und untergeschlagenen Armen sah Hubert den Fortwandelnden nach, bis eine Krümmung des Weges sie seinen Augen entzog, wandte dann schnell seine Schritte und lehrte in das Gasthaus zurück. Hier ließ er sich ein frugales Mittagessen auftragen, und knüpfte mit dem Wirth, der sich äußerst beflissen und berebt zeigte, auch selbst ganz allein die Bedienung besorgte, ein Gespräch an.

Vom Schlosse und dessen Besitzern begann die Rede, ein äußerst reicher Gesprächsstoff, den der rothbädige, wohlbeleibte Redner mit manchem listigen Zwickeln seiner kleinen, muntern Augen begleitete.

Wie der alte Schlandorf schlecht gewirthschaftet habe, und früh gestorben sei, wie der junge gnäd'ge Herr auch das Durchbringen aus dem Eßess verstände, und immer in der Welt umherfliege, wie die Familie aber immer großmüthig sei — Alles das mußte Hubert, mit vielen Einzelheiten illustriert, vernehmen, dann kam der Wirth zu dem Tochterkinde der alten Gnädigen und endlich zu der Fräulein Gouvernantine.

„Das ist 'ne recht nette Person,“ versicherte er, „man könnte sagen 'ne Dame, so was Vornehmes hat sie an sich, und dabei doch niederträchtig und liebevoll wie unser Einer. Na, sie ist erst 'ne kurze Zeit hier; aber doch merkt man's dem Fräulein Dlgchen schon an, daß sie die Nase nicht mehr so hoch trägt, und daß sie ordentlich pariren muß. Aber 's wird schwer halten mit der, das glauben Sie nur! Vielleicht dauert auch die ganze Geschichte nicht so lange mehr . . .“

Hier blinzelte der Wirth sehr schelmisch. Hubert bat um eine Erklärung.

„Ja sehen Sie,“ sagte Jener, indem er munter in seinen Stoff einhieb, „s ist jetzt ein fremder Herr im Schlosse, Herr von Raden läßt er sich nennen, ein Freund, sagen sie, sei es vom jungen, gnädigen Herrn, der hat wollen so 'n Bißchen die Landluft genießen hier, hat sich beim Gärtner eingemietet, und bei der alten Gnädigen seine Aufwartung gemacht. Dazumal im Anfang kam er alle Tage hieher, um hier zu speisen. Aber das dauerte nicht so lange, so hatte er sich bei der Gnädigen so liebes Kind gemacht, daß er genöthigt ward, auf's Schloß zu ziehen — na, Stuben sind genug da, ich wollte, ich hätte ein paar davon! — und sich's da als Gast ganz wohl sein zu lassen. Und 's geht ihm da auch prächtig, die Gnäd'ge thut ihm Alles zu Liebe und Fräulein Dlgchen auch. Das ist aber nicht bloß der Hase, den er schießen will — nee, der hat's noch auf was Anderes abgesehen, auf die Gouvernantine, sag' ich Ihnen!“

„Sollte es möglich sein?“ rief Hubert mit mehr

Entrüstung als Erstaunen; denn ganz fremd war ihm dieser Gedanke nicht geblieben. „Was für ein Mann ist denn dieser Raden?“

Der Wirth, sehr erfreut, bei seinem Hörer eine so lebhafteste Theilnahme erregt zu haben, erwiderte:

„O, ein ganz hübscher Mann ist er, ein Bißchen düster sieht er aus, und Augen hat er, davor könnte man bange werden. Aber sie sagen, so 'was hätten eben die Weibsen gern. Wenn ich 'ne Dirne wäre, ich thät' ihn schon nicht nehmen; denn der sieht accurat aus, als wenn er schon mit allen Hunden gehegt wäre! Freilich stellt er sich Ihnen so plömerant an, als könnt' ihn 'ne Frau um den Finger wickeln; aber das sind gerade die Rechten, da können Sie darauf schwören!“

„Aber,“ warf Hubert ein, „das Fräulein macht sich wohl nichts aus ihm?“

„Ja, wie weit die Beiden mit einander sind, das kann ich Ihnen nicht ganz und gar verrathen; aber warum sollte sie ihn nicht nehmen? frage ich. Die wird sich freuen, wenn sie 'mal aus der Noth und Plackerei herauskommt! Ewig und immer dienen müssen — ne, das nehme mir Keiner übel, das wird man am Ende satt, da will man doch auch einmal sein eigener Herr werden! Und hier wird sie gar 'ne gnäd'ge Frau! O, die paßt gut dazu, sie soll grausam geschickt sein, und Alles können, Alles! . . .“

Hier ward der Wirth abgerufen, und Hubert fand Muße, das Erworbene zu verarbeiten — ein qualvolles Werk; denn wie war es möglich, sich dabei zu beruhigen, das edle, liebliche Wesen in die Hände eines Unwürdigen, eines Taugenichts fallen zu sehen? Er wollte sich dabei auch nicht beruhigen, er mußte sie sehen, koste es, was es wolle, er mußte von ihr selbst hören, wie sie ihre Lage dort, wie sie die Bewerbungen des Fremden ansehe. „Nur Klarheit, das ist das Allernöthigste!“ schloß Hubert seinen stillen Monolog.

Um sie zu erlangen, stand er auf und ging nach dem Schlosse.

Man hatte dort eben gespeist. Hubert sah beim Eintreten, wie die alte Dame von dem Fremden über einen Gang im ersten Stock geführt wurde, wie Ottilie und ihr Zögling folgten, vernahm dann, daß Olga, begleitet von Herrn von Raden, zum Gärtner gesandt wurde, und Ottilie allein nach der andern Seite ging. Alle diese Bemerkungen machte er, im Borsaal harrend, ohne daß man seine Nähe gewahr wurde.

In diesem Augenblicke kam ein Diener, Hubert wandte sich mit einer Art von zwingender Entschlossenheit an ihn, und trug ihm mehr auf, als daß er ihn gebeten hätte, ihn bei Fräulein Müller als einen Verwandten zu melden. Der Mensch sah ihn mit einigem Erstaunen an, doch er gehorchte. „Der Herr möchte sich nur hinaufbemühen!“ war die Antwort. Hubert

fühlte sich, als hätte er einen Sieg davongetragen, doch sein Herz klopfte ungestüm. Schnell genug war er auf der Treppe, der Diener öffnete eine Seitenthür, und Hubert fand sich in einem sehr einfachen, fast ärmlich möblirten Zimmer mit der Aussicht auf den Garten.

Noch einen Augenblick — da öffnete sich die Kammerthür, und Ottilie trat herein; sein ganzes Herz flog ihr entgegen. Sie verneigte sich mit Anmuth, eine gespannte Erwartung lag auf ihrer Stirn.

„Sie werden gewiß, Fräulein Müller, mich keiner Annäherung zeihen, daß ich als Ihr Verwandter mich Ihnen gegenüber stelle, wenn ich Ihnen sage, daß ich Hubert Erler heiße, und der Sohn Ihrer ersten Pflegemutter, der Stadträtthin Erler, bin.“

Eine Purpurrothe flog über Ottiliens Gesicht, sie heftete ihre sanftglänzenden Augen in freudigem Erstaunen auf seine Züge, als wolle sie sich diese zurückrufen.

„Ist es möglich?“ flüsterte sie, „eine solche Freude, ein solches Glück? Und sie suchen mich in dieser Abgeschiedenheit auf?“

Hubert erzählte nun mit geflügelten Worten, daß die Erinnerung an seine Kinderzeit und an seine kleine Pflegegeschwester ihm plötzlich gekommen sei, ohne genauer zu erwähnen wie, oder ohne seiner vorhergehenden Lebensweise zu gedenken — wie er sich aufgemacht, sie zu suchen, wie ihm Simon endlich dazu verholfen. Er berührte dabei manche Einzelheit ihres früheren Zusammenlebens, und wie es gekommen, daß Zeit und Raum trennend zwischen sie getreten. Sie horchte seinen feurigen Worten mit ganzer Seele, und warf zuweilen ein beistimmendes Wort dazwischen.

„Hätten Sie mich wohl erkannt?“ fragte er endlich.

„Nein,“ erwiderte sie; „aber ich finde mich jetzt wieder, wenn ich so sagen darf, in Ihren Zügen heim, ja, es ist mir, als erhüben sich daraus klarer, als ich sie mir bis jetzt zurückrufen konnte, die lieben verehrten Züge der heiligen Frau, die wir Mutter genannt haben.“ Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Hubert sah sie voll Entzücken an. „Ja, Ottilie,“ sagte er bewegt, „wir haben sie Mutter genannt; die Kinder einer Mutter sind Geschwister. Sehen Sie mich für Ihren Bruder an, liebe Ottilie, für einen Bruder, der seine liebe Pflicht gern gleich und ganz thun möchte, und der Sie dringend um Vertrauen, um vollen Einblick in Ihre Lage bittet; denn was der vollständigste gute Wille und die Kraft eines Menschen vermag, das kann ich Ihnen ohne Einschränkung anbieten.“

Sie sah ihn dankbar an. „Meine Stellung hier hat viele Schwierigkeiten; doch ich habe eben gewechselt, und ich scheue den Wechsel.“

„Aber wenn Sie das Erfolglose Ihrer Bestrebungen einsehen, wozu die längere Quälerei?“

„Daran kann ich so schnell noch nicht glauben.“

„Und dann,“ fügte er verlegen und erröthend hinzu, „hat man mir gesagt, daß eine andere, entscheidende Schicksalswendung für meine Schwester bevorstehe, darf ich, der Bruder, auch darnach fragen, liebe Tilla?“

„Dieser Name,“ sagte sie lächelnd, „zerstreut alle Wolken der Schüchternheit. Kommen Sie, Hubert,“ sie deutete auf einen Stuhl, und setzte sich zugleich nieder, „ich will Ihnen vollständig beichten.“

Sie erzählte nun gedrängt und einfach, wie der Fremde angekommen sei und sich eingeführt habe, wie die Dame ihn wegen seiner Liebenswürdigkeit, seiner interessanten Unterhaltung liebgewonnen und zu ihrem Gaste gemacht, wie er sich nun auch ihr immer mehr und mehr näherte, und täglich bedeutungsvoller und feuriger werde.

Hubert hörte diese Bekenntnisse mit Bangen, ja mit Schmerz an, doch nahm er sich zusammen, und fragte ziemlich ruhig:

„Aber was urtheilen Sie, liebe Ottilie, zu diesem Freier, was sagt Ihr Herz zu ihm?“

„Ich finde ihn interessant, und stimme einer seiner Lieblingsmeinungen, die er in vielfachen Veränderungen feurig auseinander zu setzen pflegt, völlig bei. Diese Meinung ist die, daß eine Frau ihrem Manne zu Liebe Alles thun und dulden müsse, Alles mit ihm theilen in des Wortes verwegenster Bedeutung. Oft wirft er dann einen Wink hin, daß er vorhabe, nach Amerika oder Australien zu gehen, und sucht dann auf künstliche Weise herauszubringen, ob ich dagegen sei. Das bin ich nicht, doch mein Herz spricht gar nicht für ihn, ich empfinde sogar eine Art von unerklärlichem Grausen in seiner Nähe.“

„Dann ist er gewiß ein Taugenichts!“ rief Hubert.

„Das wage ich keineswegs zu behaupten,“ sagte sie bedenklieh; „aber es hat mich auch immer wieder mißtrauisch gemacht, daß er, zwar geschickt und unmerklich im Uebergange, aber doch ganz entschieden zwei Gesichter mir gegenüber hat, eins für mich allein, das andere wenn Frau von Schlandorf dabei ist. Aber ich kann jetzt nicht länger verweilen, Olga kommt zurück, ich muß ihr Stunde geben. Leben Sie wohl, mein Bruder! O, wie danke ich Ihnen, daß Sie gekommen sind!“

„Wann darf ich wiederkommen?“ fragte Hubert mit Dringlichkeit.

„Ich will gleich nach den Stunden zu Frau von Schlandorf gehen,“ entgegnete Ottilie, „und ihr unser Begegnen mittheilen. Entweder wird sie mir gestatten, Sie ihr vorzustellen, oder mir erlauben, Sie hier bei

mir zu sehen. Wenn Sie also ein wenig nach sechs Uhr wiederkommen wollen . . .“

„An mir soll's nicht fehlen,“ versicherte Hubert, verabschiedete sich und ging.

Als er, die Thür hinter sich schließend, sich in dem etwas dunkeln Gange nach der Treppe hin wandte, bligten ihm ein Paar dunkle Augen entgegen. Erstaunt, ja entsetzt fuhr er zurück, da stand ihm gegenüber der Fremde, ihm kein Fremder; denn diese Gestalt, dieses Gesicht war ihm schon früher im Leben begegnet, und hatte sich ihm unvergeßlich eingeprägt. Damals — es mochten sieben bis acht Jahre seitdem verflossen sein, war der Fragliche jünger und fast bartlos erschienen, doch Züge und Ausdruck waren unverkennbar dieselben. Auch er fuhr erschrocken zurück, und entgegnete auf den Blick des Etels und der Verachtung, mit welchem Hubert ihn ansah, mit einem eben so ausdrucksvollen des Aergers und Hasses. Beide wandten sich schnell und gingen ihrer Wege.

Der Fremde eilte in den Garten, ging dort mit in der Tasche geballten Fäusten eine Zeit lang auf und ab, zog dann seine Uhr, und da er fand, die Siesta der alten Dame sei wahrscheinlich vorüber, eilte er zu dieser.

Hubert begab sich in großer Aufregung nach dem Gasthose zurück. „Der Schändliche,“ dachte er, „hat ohne Zweifel an Ottiliens Thür gehorcht, er ist zu Allem fähig. In solche Hände bist Du gefallen, arme Tilla? Noch zwei Stunden muß ich warten, bis ich ihr die Hülle von den Augen reiße! Und doch, welches Glück, daß ich hier bin, daß ich es dann völlig können werde. Trotz ihres instinktartigen Grauens vor ihm, wer weiß, wie er ihr noch geschadet, er ist ein gar zu durchtriebener Schurke! Es geht fast über Menschenkraft, nicht gleich den Bösewicht zu entlarven.“

Qualvoll waren die Stunden des Harrens, doch auch sie gingen vorüber. Gleich nach sechs Uhr stand Hubert vor dem Schlosse. Rasch trat er ein und wandte sich an den Diener mit der Frage, ob Fräulein Müller noch Stunden gebe, und ob er sie sprechen könne?

„Fräulein Müller,“ sagte der Mensch verlegen, habe ich schon vor einer Viertelstunde zur gnädigen Frau rufen müssen, Fräulein Olga waren ärgerlich, sie wollten die Stunden aushaben; aber die mußten still sein . . .“

Hier schwieg er erschrocken; denn das laute, leidenschaftliche Reden innerhalb des Salons der Dame erhöhte sich jetzt zu langgehaltenen, fast schreienden Tönen, die Thür öffnete sich und Ottilie wankte heraus, ihr Tuch vor den Augen. Leise und zitternd wollte sie sich nach ihrer Thür schleichen, da war Hubert an ihrer Seite, nahm ihren Arm und führte sie sorgsam und zärtlich dorthin. Er ließ sie auf einem Lehnstuhl niederstigen, setzte sich zu ihr, faßte ihre Hände in die seinen und streichelte sie leise.

Sie weinte sanft, doch bald trocknete sie ihre Augen, erhob sie zu den seinen, sah ihn mit Innigkeit an und sagte: „O, Gott sei gepriesen, der Sie hergesandt hat! . . . Ich kann nicht länger hier bleiben! Ich kann nicht unter einer Frau stehen, mit ihr leben, die der elendesten Verleumdung gleich Glauben schenkt, und die sich nicht scheut, meine Persönlichkeit, wie meine Stellung in solcher Weise mit Füßen zu treten.“

„Gewiß nicht!“ betheuerte Hubert. „Sie müssen gleich fort. Ich weiß auch augenblicklich ein Asyl für Sie — bei unserem guten Simon, Ihrem treuen Freunde und seiner netten Frau. Dorthin bringe ich Sie noch heute, Sie wohnen in dem hübschen Gastzimmer; von dort aus wird sich das Weitere finden . . . Aber nicht wahr, ich und mein Besuch bei Ihnen sind wohl die Ursache Ihrer Leiden gewesen?“

„Die unschuldige Veranlassung wenigstens,“ entgegnete Ottilie. „Als Frau von Schlandorf mich rufen ließ, wartete sie meine Erzählung und Anfrage gar nicht ab, sondern fragte im Gegentheil gleich selbst, und in höhnisch forschender Weise in mich hinein, was für ein Herr das sei, der seit diesem Morgen das Schloß nach mir einrenne, und nicht zufrieden damit, auch noch im Park umher schwärme? Ich beantwortete dies Examen durch den einfachen Bericht unseres Zusammenseins nach Tische, und erzählte dann, was ich Ihrer Mutter verdanke, welcher ein lieber Bruder Sie mir gewesen . . . „Bruder!“ rief sie, „woher wissen Sie denn, daß es wirklich der sogenannte Bruder dieser idyllischen Kinderzeit ist?“ . . . Diese Frage erschien mir seltsam, meine tiefste Ueberzeugung konnte hier nicht als Beweis gelten, sie gehörig zu beantworten; doch fielen mir die kleinen Züge aus jener früheren Zeit in Fülle ein, die Niemand als Sie und ich wissen kann; ich führte einige dieser Erkennungszeichen an, und mag dabei mit Wärme meine Freude an Ihrem Kommen, unserm Wiederfinden ausgesprochen haben . . . da verlor die Schlandorf ganz die Selbstbeherrschung, und wurde beleidigend und niedrig . . . Mir blieb nichts übrig als das Zimmer zu verlassen.“

„Mich wundert,“ sagte Hubert entrüstet, „daß Sie so lange darin geblieben sind. Ich bin überzeugt, jener Nichtswürdige, den Sie Raden nennen, hat die ganze Sache angestiftet. War er Zeuge dieser Scene?“

„Ich glaube, er war im Nebenzimmer bei Olga; ich habe diese weinen hören, als die Großmutter so auf fuhr, und da war's mir, als hörte ich eine tiefe Stimme.“

„Der Elende! Ich muß hin, ihn zu entlarven. Gewiß ist er nur hier, weil er sonst nirgends sich sicher weiß, weil sie überall auf ihn fahnden. Es ist ein ehrloser Mensch, Ottilie, ein Betrüger und falscher Spieler, ich habe ihn in Hamburg aus einem Spielhause werfen sehen, und in Ems entriß ich nur mit Mühe einen Bekannten von mir, einen Engländer, seinen Krallen. Mag's

auch die alte Dame nicht um uns verdient haben, es ist Menschenpflicht, sie vor ihm zu schützen."

Er stand auf, Ottilie sah ihn besorgt an.

"Fürchten Sie nichts," sagte er, "mag Jener immerhin ein geriebener, verschämter Schurke sein, Muth einem ehrlichen Manne gegenüber hat er nicht, und mit dem Wahrhaftigen ist Gott." Er blieb noch stehen und sah sie mit tiefem Mitgefühl an. "Vielleicht," sagte er dann zögernd, "wird es Sie erleichtern und beruhigen, wenn Sie jetzt gleich an die Dame schreiben, und Ihr augenblickliches Fortgehen motiviren und anzeigen, dann haben Sie es von der Seele."

Sie nickte: "Ich will es versuchen."

"Nun," sagte er scheidend, "ich baue vor."

Raschen Trittes eilte er durch die Gänge und stand vor der Thür des Salons. Ein Diener kam herzu, ihm den Weg zu vertreten, ihn abzuweisen, doch Hubert nahm ihm durch seinen ersten Blick und seine gebietende Haltung den Muth dazu, klopfte, öffnete sogleich die Thür und trat ein.

Die alte Dame und der Fremde saßen zusammen am Theetisch in eifriger Unterhaltung. Sie erhob sich und trat dem Eindringling imponirend entgegen.

"Sie wagen es," herrschte sie ihn an, "unangemeldet sich bei mir einzudrängen?"

"Ich wage es," erwiderte Hubert ruhig, "denn zuvörderst bin ich als Bevollmächtigter hier, und bitte Sie, meine Pflegeschwester, Frä. Ottilie Müller, aus dem Vertrage zu entlassen, den Sie mit ihr eingegangen, ja, ich kündige Ihnen denselben auf, gnädige Frau, da Sie die erste Bedingung desselben gebrochen haben."

Sie rang nach einer hochmüthig gewährenden Antwort, doch er ließ sie nicht zum Worte kommen. "Dann," fuhr er ernster fort, und fixirte scharf den Fremden, dessen dunkle Hautfarbe augenscheinlich bleicher und gelber ward. "Dann habe ich noch eine Pflicht der Menschenliebe gegen Sie zu erfüllen, gnädige Frau, ich muß Sie vor einer Gefahr schützen, die Ihnen nahe droht."

Mit eifriger Kälte fuhr er, gegen den Fremden gewendet fort: "Sie nennen sich Herr von Raden, wie ich höre; welchen Namen Sie aber auch annehmen mögen, Ihr gewöhnliches Geschäft, Unkraut zu säen, Unheil zu bringen, haben Sie auch hier versucht; aber es soll Ihnen nicht gelingen!"

"Ich muß bitten," fiel hier die Dame entrüstet ein, "meinen Gast mit Ihren Beleidigungen zu verschonen!"

"Ich bringe Ihnen nur nützliche, nothwendige Wahrheit," erwiderte Hubert mit ruhiger Höflichkeit, und zu Jenem gewandt: "Sie mögen sich nun Baron Poincel, Lord Hawkes, Graf von Bräuning oder Herr von Raden heißen wollen, Sie sind und bleiben immer Fritz Läder, der Ehrlose, den in Europa nur das Zuchthaus auf-

nehmen wird. Sie haben diese Dame betrogen! Befreien Sie dieselbe schleunigst von Ihrer Gegenwart."

Der Angeredete raffte sich zusammen, wollte etwas erwidern.

"Was wollen Sie thun?" fuhr Hubert fort. "Bedenken Sie, es ist nicht weit bis zum nächsten Telegraphendraht, und habe ich ihn erreicht, so ist die Kunde Ihres Schlupfwinkels in wenigen Minuten bei meinem Freunde, dem Polizeidirector der nächsten Stadt!"

Die Dame fuhr zusammen und blickte nach ihrem Gefährten hin, verwundert, daß er nichts auf solche Worte erwidere. Er war verschwunden.

(Schluß folgt).

Modenbericht.

(F.) In Paris gewinnt eine neue Sitte jährlich mehr und mehr Ausbreitung, nämlich die Gesellschaften junger und alter unverheiratheter Herren — ohne Damen. Wenn ein Mann reich oder hochgestellt ist, aber keine Frau hat, so darf er jetzt halb Paris zu sich einladen. Die Damen sollten dagegen entschieden protestiren, weil solche Gesellschaften für sie wohl nachtheilig werden könnten. Es kommt ja jetzt nicht selten vor, daß reiche Männer nur zu dem Zwecke heirathen, um Gesellschaften geben und ein großes Haus machen zu können. Wenn sie dies können, ohne auch noch die Toilette und alles Kostspielige bezahlen zu müssen, was zu einer Frau gehört, so läßt sich fürchten, daß viele unverheirathet bleiben.

Wir haben schon mehrmals erwähnt, daß die neuesten Hüte keinen Bart haben und derselbe ist auch bei der jetzigen Haaranordnung gar nicht anzuwenden. Das Haar trägt man hinten sehr lang und breit, so daß es unter den sonstigen Hutformen gar nicht Platz hat. Vorn ist es fast ebenso. Da trägt man es hoch hinaufgestrichen, so daß kein Schirm darauf drücken darf und jede Seite frei bleiben muß. Das ist es eben, was den runden kleinen Hut so zweckmäßig macht und weshalb er so gern getragen wird.

Die Frackschnittmode in dem Kleiderleibchen scheint gegen alle Erwartung allgemeinen Beifall in der eleganten Welt zu finden. Allerdings gehört auch dieser Schnitt zu der so sehr beliebten Form der mehr oder minder langen Jäckchen und Basquinen, die jede schöne Taille vortrefflich kleiden. Für die kühlen Abende und die Regentage freilich bedarf man etwas Wärmerees und dafür ist auch bereits gesorgt. Man hat zu diesem Zwecke z. B. eine weite Jacke von einfarbigem Flanell mit Taschen an den Seiten. Den brünetten Damen rathen wir solche Jacken von rothem Flanell mit schwarzen Sammetborten und Schmelzbesatz, den Blondinen dage-

gen blauen Flanell mit paille Posament. Auch weiße solche Jacken trägt man mit Cashmirbortenbesatz. Nicht so hübsch sieht eine Art kurzer Mantel von gestreiftem Flanell aus, den die Dame bei kühler Witterung überwirft.

Doch an solche Tage denkt man weniger als an warme, helle und dünne Festkleidung. Wir haben bereits erwähnt, daß man diesen Sommer Muslinkleider über Tarlatan tragen würde. Diese Mode hat schon viel Beifall gefunden; man füttert z. B. die Spitzen-Confections mit Tarlatan in der Farbe des Kleides, was sehr gut aussieht. Wir sahen z. B. einen Radmantel von Yak, der rosenroth gefüttert war und einen kleinen runden Capuchon mit Bandschleifen hatte.

Die Mütze, statt des runden Hutes, wird alle Tage allgemeiner und es läßt sich fast erwarten, daß sie den Hut ganz und gar verdrängt. Noch hübscher indes ist ein kleiner Hut, der vorn das Aussehen einer Mütze hat, z. B. den kleinen Schirm, nach hinten aber sich in eine Art Schuppe verlängert, so daß er doch einigermaßen den Chignon bedeckt.

Die Hütchen haben im Allgemeinen Federn und Marabouts. Die gewöhnlichen Hüte sind meist von Tülle, Krepp, Reisstroh oder Pferdehaar. Die erstern sind mit Schmelzperlen gestickt und mit Schnürchen oder Franzen von Federn versehen. Auf den Pferdehaarthüten sieht man viel Tülledraperien, was allerdings sehr leicht und hübsch aussieht, so lange es ganz frisch ist.

In Bezug auf die langen Gürtel giebt es vor der Hand nichts Neues.

Fast häufiger als in irgend einem früheren Jahre werden die Spitzenschawls getragen.

In den Stoffen herrschen die kleinen Muster vor. Das Einfarbige erscheint nicht mehr verbläßt und verwischt, sondern entschieden, hell und das Beliebteste ist Blau, Vilas, Rosa und Silbergrau. Auch scheint sich die Gunst den zweifarbig glastirten Stoffen wieder zuzuwenden.

Modenblatt N^o 26.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Modischer Haarpuz; Kleid von einfarbigem Pong de Soie mit einem Gekräusel unten herum und kleinen doppelten Volants, die aufrecht stehen; ausgeschnittenes Leibchen mit langen und engen Ärmeln, die oben an der Achsel und unten an der Hand einen Besatz von rother Seide haben; breiter rothseidener Gürtel

mit Schuppe und darüber eine breite Pelierine von Spitzen und gestickten Einsatzstreifen; dänische Handschuhe; Schuhe.

2. Haarpuz mit Locken im Nacken; Kleid von blauem Foulard mit offenem Leibchen in Frackform, vorn mit Revers von dunklerer Seide und hinten umgeschlagenen Schößen, die ebenfalls dunkler besetzt sind; lange enge Ärmel, an der Außenseite offen und mit dunklerer Seide garnirt; auf dem weiten Rocke unten herum und auf jeder Naht ein Besatz von dunklerer Seide, der sich unten auseinander schlägt, so daß man darunter drei kleine Faltenvolants sieht; Chemisette mit Spitzen-Jabot; Unterärmel mit Spitzenbesatz; dänische Handschuhe; Stiefelchen; schwarzer Spitzenschawl.

3. Ganz kleines kurzschirmiges Hütchen in Schwarz und Weiß; rothviolett geränderte schwarze Bindebänder; Kleid von grauem Tasset mit Frackleibchen, die Shawlklappen mit violetter Seide und schwarzen Spitzen darauf belegt wie die Aufschläge an den langen und engen Ärmeln; vorn auf dem Rocke herunter schürzenförmig Querstreifen von Seide und Spitzen, und als Einfassung gleichsam zu beiden Seiten ebensolche kleinere Streifen, die mit Troddeln endigen; unten herum zwei breite volantähnliche solche Streifen; hohe Chemisette; Spitzenmanschetten; gelbe Glacehandschuhe; Fächer; Stiefelchen.

4. Weißer Krepphut mit Blumenanpuß auf dem Schirme und dem Kopfe; Spitzenbart; weiße Bindebänder; Kleid von einfarbigem Tasset mit offenem Leibchen, das mit schwarzen Spitzen so besetzt ist, daß es wie ein Frack mit langen breiten Schößen aussieht; halblange Ärmel, unten ebenfalls mit schwarzen Spitzen garnirt; unten herum auf dem Rocke mit einem ganz kleinen gefältesten Volant; Chemisette; weiße kleine Unterärmel; Glacehandschuhe; Stiefelchen.

Stahlisch N^o 26.

Albert,

Kronprinz von Sachsen.

S. I. Hoheit der Kronprinz Albert von Sachsen ist der Sohn des jetzt regierenden Königs Johann und der Königin Amalie und er wurde am 23. April 1828 geboren. Er ist k. s. General und Commandant der Infanterie, auch Inhaber eines russischen und eines österreichischen Regiments. Am 18. Juni 1853 vermählte er sich mit der Prinzessin Carola, der am 5. März 1833 geborenen Tochter des Prinzen Gustav Wasa. Die Ehe ist bis jetzt kinderlos geblieben.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG



Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Weyler, Leipzig.

Albert
Kronprinz von Sachsen.

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.

